Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1890

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1694

Visual Library

Buch
Nr.

Dieses Buch ist zurückzugeben bis zum

1/16/18/2.89/204

Die Quitzows und ihre Zeit

oder

die Mark Brandenburg

unter Kaiser Karl IV.

bis zu ihrem

ersten Hohenzollernschen Regenten

von

Friedrich von Klöden.

H 127.8.

WILHELMS-GYMNASIUM
Schülerbibliothek
EBERSWALDE

Dritte Ausgabe,

bearbeitet und herausgegeben

von

Ernst Friedel.

4 B 18 c
Schüler-Bücherei
Eberswalde

Dritter Band.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1890.

Präsenzbestand
UNIVERSITÄT POTSDAM
Universitätsbibliothek
85:4
NR 6800 KLOE
( )-3+ 1402
Hochschulbibliothek
Bibliothek Geschichte
85:4
Brandenburgische Landeshochschule
Germanisches Seminar

Der Quitzows Strafe und Versöhnung.

Der Quirinus Strafe und Verfolgung.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel 1

Friedrich nimmt Liebenwalde zurück. Bündnis mit Pommern-Wolgast. Die Quitzows werden zitiert. Henning v. Quitzow. Schlacht an der Stremme bei Plotho. Gans v. Putlitz wird in Dalgow gefangen.

Zweites Kapitel 12

Kaspar Gans v. Putlitz wird nach Ziesar gebracht. Versuche, ihn auszulösen. Friedrich in Zinna, in Wittenberg und Zerbst. Sein Bündnis mit Magdeburg. Geht nach Ziesar und Treuenbrietzen. Bündnis mit Sachsen und Anhalt. Verabredungen. Fernere Bündnisse. Die große Büchse.

Drittes Kapitel 24

Der Quitzows Bemühen, Friedrichs Plan zu erforschen und sich zu verstärken. Sie werden in des Reiches Oberacht erklärt. Wirkung auf sie und ihre Umgebung.

Viertes Kapitel 32

Die Quitzowschen Schlösser werden belagert. Einnahme von Hundeluft und von Golzow. Wichart gefangen. Rathenow und Brandenburg ergeben sich. Friesacks Belagerung.

Fünftes Kapitel 42

Fortsetzung der Belagerung Friesacks und dessen Übergabe. Dietrich flüchtet.

Sechstes Kapitel 54

Belagerung von Plauen.

Siebentes Kapitel 63

Fortsetzung der Belagerung von Plauen. Fastnachtsfeier. Die Gefangenen im Fuchsturm. Versuch sich zu befreien.

Achtes Kapitel 73

Fortsetzung der Belagerung und Fastenfeier. Mißlungener Versuch. Johanns Verzweiflung.

Neuntes Kapitel 81

Johann und Henning v. Quitzow entfliehen, werden verraten und gefangen, Plauen wird übergeben. Johann wird nach Kalbe gebracht.

Zehntes Kapitel 95

Beuthen ergiebt sich. Ansichten der Zeitgenossen. Friedrich sichert den Landfrieden. Dietrichs Flucht nach Bötzow. Aufenthalt in Neumühl.

Elftes Kapitel 105

Dietrich wird nach Gräbsdorf gebracht und entdeckt. Holzendorffs gewaltsame Verleugnung. Dietrich flüchtet nach Stettin. Friedrichs Felonieprozeß gegen Werner von Holzendorff, der Bötzow verliert. Agnes und Elisabeth. Ulrich v. Mecklenburg wird Schutzherr der Mark. Friedrich reist nach Constanz.

Seite

Zwölftes Kapitel 121

Dietrich v. Quitzow in Stettin. Er geht nach Hinterpommern. Er nimmt an den Fehden der v. Wedel Teil und macht seinen Namen furchtbar.

Dreizehntes Kapitel 136

Siegismund als Kaiser. Konzil zu Pisa. Siegismunds Krönung. Der Papst reist nach Constanz. Siegismund ebenfalls. Friedrich kommt dort an. Große Menschenmenge, buntes Leben daselbst. Das Konzil. Die hussitischen Unruhen. Huß kommt an und wird gefangen.

Vierzehntes Kapitel 151

Fortsetzung des Konzils. Der Papst versucht es zu sprengen; er entflieht. Friedrich von Oesterreich wird geächtet. Burggraf Friedrich nimmt seine Städte ein; jener bittet ab. Der Papst wird gefangen und abgesetzt. Große Prozession. Gregor XII. Abdankung. Friedrich wird Kurfürst und Markgraf von Brandenburg. Verklagt die Pommern.

Fünfzehntes Kapitel 163

Die Pommern fallen in die Mark. Dietrich v. Quitzow fällt in den Barnim ein und nimmt Straußberg. Reichsacht gegen die Pommern. Dietrich zieht nach Nauen und verbrennt es. Agnes v. Quitzow flüchtet nach Magdeburg, der Mordbrennerei verdächtig.

Sechzehntes Kapitel 170

Das Konzil zu Constanz. Hieronymus. Huß' Verurteilung und Tod. Siegismund reist nach Frankreich und England. Dietrich von Quitzow geht nach Mecklenburg. Belagerung von Wredenhagen. Abenteuer am See. Er zieht vor das Schloß Plau.

Siebzehntes Kapitel 185

Friedrich geht nach Berlin. Huldigung. Er belehnt die Herren von Wenden. Friede mit Pommern. Er geht nach Böhmen, kehrt zurück. Weihnachtsfeier. Elisabeths Fürwort für Wichart v. Rochow und Gans v. Putlitz.

Achtzehntes Kapitel 197

Wichart v. Rochow wird begnadigt, auch Kaspar Gans v. Putlitz. Dessen Urfehde. Unruhen in Mecklenburg. Beuthen wird vergeben. Holzendorff und die v. Maltitz werden begnadigt. Friedrich geht nach Lenzen, dann nach Treuenbrietzen und verheiratet seinen Sohn Johann.

Neunzehntes Kapitel 210

Zwist mit Magdeburg. Fehden. Gans v. Putlitz und Balthasar v. Wenden sagen dem Erzbischofe ab und ziehen nach Sandau. Dietrich v. Quitzow beim Herzoge von der Leine. Sandau wird genommen.

Zwanzigstes Kapitel 221

Erzbischof Günthers von Magdeburg verunglücktes Unternehmen auf Sandau. Er giebt Johann v. Quitzow frei, beruft Dietrich v. Quitzow, und nimmt beide in seinen Dienst.

Einundzwanzigstes Kapitel 229

Krieg. Johann v. Quitzow zieht durch Plauen ins Havelland. Plünderungen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel 235

Gefecht bei Barnewitz. Johann v. Quitzow wird gefangen und nach Klein-Benz gebracht. Zug nach Groß-Benz. Zug der Magdeburger. Dietrich Schwalbe und sein Plan.

Dreiundzwanzigstes Kapitel 241

Der Abend in Groß-Bähnitz. Erzählung des Pilgers. Feuersbrunst. Johanns Rettung. Rückzug.

Seite

Vierundzwanzigstes Kapitel 252

Dietrich v. Quitzow in Jüterbog. Unterhandlungen in der Lausitz. Er nimmt das Schloß Stülpe. Zieht nach Zossen. Gefecht bei Schönow. Geht zurück nach Jüterbog. Zieht nach Brietzen und Belitz. Pestfälle. Schrecken. Der Priester in Buchholz.

Fünfundzwanzigstes Kapitel 263

Krieg gegen Sachsen. Dietrich zieht nach Dahnsdorf und Raben. Gefecht. Zug nach Schloß Wiesenburg. Hochzeit. Alte Bekanntschaften.

Sechsundzwanzigstes Kapitel 271

Gefechte bei Elsholz. Zug über Geßdorf nach Fredersdorf. Gefecht bei Schwanebeck. Zug über Lüsse nach Jüterbog.

Siebenundzwanzigstes Kapitel 276

Friedrichs Walten. Pest. Kurt v. Bonow in Berlin. Leistungen an Pommern. Friedrich geht nach Constanz. Siegismunds Reise. Die Hussiten. Hieronymus wird verbrannt.

Achtundzwanzigstes Kapitel 285

Siegismund kehrt nach Constanz zurück. Festlichkeiten und Unterhaltungen. Fastnachtsfreuden. Papst Benedikt XIII. wird abgesetzt. Die heilige Woche. Ankömmlinge.

Neunundzwanzigstes Kapitel 295

Friedrich wird als Kurfürst und Markgraf von Brandenburg feierlich belehnt. Erzbischof Günther wird zitiert und schickt Gesandte. Vertrag und Festsetzungen.

Dreißigstes Kapitel 305

Dietrich und Johann v. Quitzow mit den Ihrigen in Magdeburg. Johann fällt in die Zauche ein; Dietrich geht nach Jüterbog und Lübben. Krieg gegen Meißen, Treffen. Wenzels Befehl. Dietrich wird nach Magdeburg berufen und entlassen. Ebenso Joh. v. Quitzow. Elisabeths Tod.

Einunddreißigstes Kapitel 313

Dietrichs Abreise. Fahrende Schüler. Johann v. Treskow. Marienborn. Dietrich findet Aufnahme in Harbke. Heinrich von Veltheim und Familie. Besuch in Marienborn.

Zweiunddreißigstes Kapitel 322

Aufenthalt in Marienborn. Die Priorin. Prozession. Rückreise nach Harbke. Dietrichs Entschluß in der Einsamkeit zu leben.

Dreiunddreißigstes Kapitel 329

Dietrichs Leben im Walde. Zigeuner. Dietrichs Krankheit, Tod und Begräbnis.

Vierunddreißigstes Kapitel 339

Johann v. Quitzow in Mecklenburg. Friedrich in Constanz. Veränderungen in Mecklenburg. Johann III. erklärt der Mark den Krieg. Gefecht bei Kuhblank, Herzog Johann wird gefangen. Belagerung von Straßburg. Martin V. als Papst. Ende des Konzils von Constanz. Friedrich des Kaisers Statthalter. Kehrt nach der Mark zurück. Nimmt Gorlosen und Dömitz. Die Hussiten. Wenzels Tod. Ziska.

Fünfunddreißigstes Kapitel 350

Friedrichs Zwist mit Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt. Krieg. Friedrich geht zu Siegismund nach Breslau. Verhältnisse zu Polen. Johann v. Cottbus. Siegismund bricht völlig mit den Hussiten. Friedrich unterhandelt mit den Hansestädten. Zieht nach Neustadt-Eberswalde.

Seite

Sechsunddreißigstes Kapitel 365

Friedrich nimmt Angermünde. Die Pommern versuchen es wieder zu gewinnen. Nächtliche Schlacht. Ritterschlag.

Siebenunddreißigstes Kapitel 381

Fortschritte in Pommern. Bund mit den Hansestädten. Große Unruhen. Pest. Kurt v. Bonow und seine Anhänger. Friedrich geht nach Böhmen. Schlacht am Ziskaberge. Friedrich kehrt zurück. Die Kürfürstin geht nach Franken. Krieg in Bayern. Krieg gegen Lauenburg. Vergleich.

Achtunddreißigstes Kapitel 394

Friedrichs Krieg gegen Heise von Steinfurt und seine Verbündeten. Zieht nach Alvensleben. Belagerung des Schlosses. Fahrende Ritter. Ausfall. Johann v. Quitzow. Friedensschluß.

Neununddreißigstes Kapitel 405

Krieg in Bayern. Polnische Gesandtschaft in Berlin. Friedrichs Pläne wegen der Erbfolge. Reise nach Polen. Festlichkeiten. Siegismunds falsche Schritte. Verlobung. Rückkehr. Verhandlungen in Perleberg. Johann v. Quitzow wird begnadigt. Aufenthalt in Berlin. Er erhält Lenzen. Auseinandersetzungen. Er geht mit Agnes nach Lenzen. Friedrichs Verhandlungen mit Pommern, den Fürsten von Wenden und Magdeburg. Er geht nach Franken und sendet seine Prinzen nach Polen. Johann v. Quitzows und seiner Freunde Zug gegen die Hansestädte. Bedrängnis. Rettung.

Vierzigstes Kapitel 433

Die Hussiten. Albrecht von Sachsen stirbt. Friedrich läßt Sachsen besetzen und geht selber nach Wittenberg. Seine Pläne scheitern. Die Niederlausitz wird verpfändet. Bündnis mit Albrecht von Mecklenburg. Verlobung. Hochzeit. Albrecht stirbt. Zwist mit Mecklenburg. Siegismund belehnt die Pommern. Krieg Mecklenburgs gegen die Mark. Unglückliches Treffen. Markgraf Johann zieht nach Ruppin. Schlacht bei Pritzwalk.

Einundvierzigstes Kapitel 453

Zabel Grieben und seine Frau zu Prenzlau. Klaus Köppen. Die Pommern nehmen Prenzlau. Friedrich kommt nach der Mark und belagert Vierraden. Unglücklicher Ausgang. Dietrich Schwalbe stirbt. Johann v. Quitzow empfängt den Ritterschlag.

Zweiundvierzigstes Kapitel 472

Die Pommern in Prenzlau. Markgraf Johann überrumpelt die Stadt und vertreibt die Pommern. Strenges Strafgericht.

Dreiundvierzigstes Kapitel 487

Friede mit Mecklenburg. Sandau. Verlobung. Friedrich kommt nach der Mark und geht nach Neustadt-Eberswalde. Frieden mit Pommern.

Vierundvierzigstes Kapitel 492

Friedensvertrag mit Mecklenburg, Bündnis mit Pommern. Herzog Johann III. wird freigegeben und belehnt. Friedrich verläßt die Mark und kehrt nicht wieder.

Anmerkungen des Herausgebers 501

Erstes Kapitel.

Friedrich hatte nach und nach die Überzeugung gewonnen, daß Werner von Holzendorff es mit ihm und seinen Absichten ehrlich und treu meine, ohne daß dieser es besonders darauf anlegte, sich bei ihm einzuschmeicheln, weil ihm die Rolle, die er zu spielen hatte, innerlich zuwider war. Friedrich hatte ihn mehrmals in seine Nähe zu bringen gewußt. Je lakonischer Werner aber seine Fragen beantwortet hatte, je weniger er es darauf anlegte, ihm zu schmeicheln, um so mehr bestärkte er Friedrich in seiner Ansicht von seinem Charakter. Er hielt ihn für rauh und heftig, was er allerdings war, aber zugleich für ebenso ehrlich und aufrichtig, und dies veranlaßte ihn, Werner mit mehr Beweisen seines Zutrauens zu überhäufen, als dieser selber gehofft hatte. Auch die Arnims hatten seine Gunst zu gewinnen gewußt.

Infolge dieses Vertrauens löste Friedrich am 11. November von Werner von Holzendorff das Schloß Liebenwalde, das er bisher besessen, für tausend Schock böhmische Groschen ein und verpfändete ihm für dieselbe Summe die weit einträglichere Stadt Wrietzen mit den damaligen vier Dörfern des Nieder-Oderbruchs mit allem Zubehör, der Orbede und den Zöllen*), womit er unstreitig sehr zufrieden gewesen sein wird, da Liebenwalde ohnehin, wenn es zum Kriege mit Pommern kam, gar leicht feindlichen Angriffen ausgesetzt war. Wegen der Lösung des Schlosses Liebenwalde lieh er sich von den Brüdern und Vettern Klaus, Wilke, Otto und Hans von Arnim sechshundert Schock böhmische Groschen, die er mit sechzig Schock, also mit zehn Prozent zu verzinsen versprach, wofür die Städte Frankfurt, Berlin, Kölln und Bernau die Bürgschaft übernahmen**). Allein damit war der Burggraf noch nicht zufrieden. Er hatte von den Städten Berlin und Kölln das Schloß Coepenick wieder eingelöst und ihnen am 26. August dafür eine Schuldverschreibung über siebenhundert Schock böhmische Groschen ausgestellt,

*) v. Raumer, Codex. diplom. Brandenb. cont. Tl. I. S. 50.
**) Grundmann's Uckermärkische Adelshistorie Tl. I. S. 277.

wobei Bertram von Bredow und Gericke von Arnim nebst andern die Bürgschaft übernommen hatten*). An dem obengedachten 11. November verpfändete er das Schloß Coepenick an Werner von Holzendorff für sechshundert Schock böhmische Groschen**), so daß dieser demnach statt Liebenwalde die Städte Wrietzen und Coepenick und außerdem das Schloß Bötzow mit dem ruinierten Neumühl besaß, welche Friedrich in guten Händen glaubte. Offenbar waren dies Schritte, über welche sich die Verbündeten nicht wenig freuten. Es war so gut, als hätten sie die Ortschaften erobert.

Die Freundschaft der Herzöge von Pommern-Wolgast war Friedrich von großem Wert, besonders, wenn es mit den Stettiner Herzögen zum Kriege kommen sollte. Um diese Freundschaft innig und dauerhaft zu machen, war eine Familienverbindung verabredet worden. Herzog Wratislaws ältester Sohn, ebenfalls Wartislaw genannt, sollte mit des Burggrafen Friedrichs Tochter Margarete verheiratet werden. Die Einleitungen waren getroffen und Friedrich reiste am 18. November nach Neu-Ruppin, wo sich Herzog Wratislaw von Pommern eingefunden hatte und wo am 19. die Ehepakten in folgender Weise abgeschlossen wurden.

Die Ehe soll erst stattfinden, wenn Margarete zwölf Jahre alt sein wird. Von beiden Seiten werden zehntausend rheinische Gulden mitgegeben, so daß die Summe von zwanzigtausend rheinischen Gulden einen jährlichen Ertrag von zweitausend rheinischen Gulden abwirft, welche auf Stadt, Schloß und Vogtei Gützkow in Pommern verschrieben und angewiesen werden sollen. Alle übrigen Punkte betreffen Festsetzungen im Falle eines Rücktritts oder Todesfalls, welche wir übergehen***). Aber ebenso wichtig war es, daß Friedrich noch an demselben Tage mit Herzog Wratislaw ein Schirmbündnis gegen die Stettiner Herzöge zu gegenseitigem Beistande schloß†), das wohl geeignet war, ihn über die Besorgnisse, welche er hinsichts ihrer hegte, größtenteils zu beruhigen. Dies Bündnis war für die Quitzowsche Partei ein unangenehmer, kaum vorhergesehener Umstand.

Eine freudige Nachricht erhielt Friedrich am folgenden Tage. Seine Gemahlin Elisabeth war gestern, am 19. November, von einem Sohne zu Tangermünde glücklich entbunden worden. Diese Nachricht verbreitete im ganzen Lande große Freude. Seit langer Zeit war in der Mark kein Prinz geboren worden, und mehr als alles andere hatte dies die Märker fühlen lassen, daß sie von Ausländern regiert wurden. Endlich war Aussicht da, daß auch ein im Lande geborener Fürst über sie

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 52. Anm.
) A. a. O. S. 51. — *) A. a. O. S. 53. — †) A. a. O. S. 54. Anm.

herrschen könne. Friedrich eilte sofort nach Tangermünde, überall wurde er auf unverkennbar herzliche Weise beglückwünscht, und glücklich in den Freuden des Familienvaters begrüßte er die hohe Mutter wie das Kind. Es war sein zweiter Sohn. Sein ältester war jetzt 13 Jahre alt, auf welchen dann die Töchter Elisabeth, Cäcilia, Magdalena und Margaretha folgten. Der neugeborene Prinz erhielt in der Taufe den Namen Friedrich und wurde später der Beherrscher des Landes.

In diesen Tagen waren die kaiserlichen Schreiben angekommen, durch welche die Quitzows und Rochow vor den Kaiser citiert wurden, um sich wegen ihres eigenmächtigen Bruchs des Landfriedens zu verantworten, da sie sich ohnehin noch nicht aus der Acht gezogen hatten; wenn sie dies nicht thäten oder nicht erschienen, so würde die Oberacht über sie verhängt werden. Sie wurden ihnen zugesandt, doch waren die Geforderten weit entfernt, der Mahnung Folge zu leisten. Sie wußten recht gut, daß eine Entschuldigung und Verteidigung zu nichts führen konnte, wenn sie nicht zugleich die Waffen niederlegten. Dazu aber hatten sie weniger Lust als jemals. Putlitz' Krieg mit Brandenburg sowohl, als der Quitzowsche mit Magdeburg war bisher mit Glück geführt worden, wie hätten sie es über sich gewinnen können, mitten im Glück sich Halt zu gebieten und damit zugleich auf alle ihre großen Pläne zu verzichten? Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Freiheit! Das war es, was sie erringen und sich sichern wollten, das waren Güter, die, wenn sie errungen wurden, allenfalls wohl einen vorübergehenden kaiserlichen Unwillen aufwogen. Nachher konnte es nicht schwer sein, den Kaiser zu versöhnen.

Die Quitzows hatten sich aus der Gegend von Jüterbog und Dahme zurückgezogen und waren nach ihren Schlössern zurückgekehrt, um eine kurze Zeit zu rasten und weil jene Gegend nicht mehr viel für den Krieg darbot. Sie war hinreichend verwüstet und nunmehr sollte der Krieg in dem zwischen der Elbe und Havel gelegenen Teile Magdeburgs geführt werden, wo die Quitzows noch das Schloß Sandow besaßen.

Es war am 24. November, als in Schloß Plaue große Freude herrschte. Henning von Quitzow war aus Paris gekommen, um nach langer Abwesenheit seine Verwandten einmal wiederzusehen. Er war jetzt 20 Jahre alt und hatte sich sehr vorteilhaft entwickelt. Doch trug er noch das Kleid eines Studierenden der Sorbonne. Im nächsten Frühjahr wollte er wieder nach Paris zurückkehren, den Winter aber bei seinen Brüdern verleben. Dietrich kam sogleich nach Plaue und beide Brüder waren hoch erfreut, ihn so vorzüglich herausgebildet zu finden. Nach ihren Ansichten konnte ihm dereinst eine hohe Stelle in der Kirche nicht entgehen, und bald mußte er soweit sein, daß seine Bildung als vollendet betrachtet werden konnte. Dann sollte er zurück-

kehren, dann wollte man auf dieses Ziel hinarbeiten und dazu die geeigneten Schritte thun. Niemand freute sich herzlicher seiner Rückkehr als der alte Dietrich Schwalbe, der jetzt auf Schloß Plaue war und für Henning von Kindesbeinen an eine besondere Zuneigung gefaßt hatte, die er ihm auf tausendfältige Weise zu erkennen gab. Einige Tage verlebte man im Familienkreise froh und zufrieden. Nach Verlauf derselben wurde von neuem aufgebrochen, um den Krieg gegen Magdeburg fortzusetzen. Johann, Dietrich und Wichart zogen mit ihren Scharen aus Plaue und fielen in das Land westlich von der Havel.

Man fing mit dem Forttreiben des Viehes der Dorfbewohner an, plünderte die von ihren Einwohnern zum Teil verlassenen Dörfer und legte sie auch wohl in Asche. Indessen wollte man sich mit diesen Verheerungen nicht begnügen, sondern legte es auf die Eroberung eines Schlosses an. Am gelegensten war dazu das Schloß Plotho, jetzt Alten-Plathow bei Genthin, das unsere Leser schon aus früherer Zeit kennen als den Schauplatz der ersten Heldenthaten unserer Quitzows. Jetzt befand sich dasselbe in den Händen Gebhards von Plotho und es kam auf den Versuch an, ob man sich desselben bemächtigen könne.

Es war heftiges Frostwetter eingetreten und die Bewegungen des Heeres wurden dadurch sehr erleichtert. Von Habakuk her näherte man sich dem Schlosse, um es zu umlegen. Gebhard von Plotho aber war auf seiner Hut gewesen, hatte seine Vasallen in Zeiten herbeigerufen und sein Schloß mit ihnen wehrhaft besetzt. Bei der Annäherung des Quitzowschen Heeres tauchten hinter den Mauern und Wällen des Schlosses so viele Köpfe empor, daß man wohl sah, es werde Mühe machen, sich des Schlosses zu bemeistern. Johann hatte den Oberbefehl übernommen,

Schloß Plotho lag nahe an der Stremme, deren Wasser die Gräben der Burg speiste. Allein der starke Frost hatte eine dichte Eisdecke sowohl über den Fluß als über die Gräben gelegt und dies Verteidigungsmittel war darum jetzt ohne Wert. Zwar hatte man sich bemüht, die Gräben offen zu halten, allein es war nur am ersten Tage möglich gewesen. Nachher war die Kälte zu heftig geworden und das Aufeisen schützte nicht mehr.

Die Andreasnacht vom 29. zum 30. November war angebrochen. Die Luft war trocken und kalt, der Boden steinhart gefroren, aber es war noch kein Schnee gefallen. Die Wachtfeuer brannten in einiger Entfernung rings um die Burg und die wachthaltenden Krieger drängten sich um sie her zusammen, um von der begierig gesuchten Wärme möglichst großen Gewinn zu ziehen. Dietrich, Johann und Wichart machten noch spät die Runde und ritten das ganze Lager durch, um zu sehen, ob ihren Anordnungen pünktlich Folge geleistet sei. Wo sie

erschienen standen die Krieger in ehrerbietiger Stellung, hier und da wurde noch einiges gebraten oder gesotten. Der Mond als breite Sichel stand am Abendhimmel und neigte sich seinem Untergange.

Ein Sturm, sagte Dietrich, ist doch noch eine gewagte Sache. Das Schloß ist gut besetzt und wenn es gut verteidigt wird, so richten wir schwerlich viel aus.

Johann. Auch mir scheint ein Sturm mißlich. Wir werden die Veste noch eine Zeit lang streng bewachen müssen. Je mehr Menschen darin sind, um so früher muß ihr Mundvorrat aufgezehrt werden. Tritt erst Mangel ein, haben wir die Menschenmenge nicht zu scheuen.

Wichart. Wer weiß, ob uns die Magdeburger Zeit lassen, das Schloß so lange bloß anzuschauen.

Johann. Du meinst, daß sie Entsatz schicken werden? Der ist kaum zu fürchten. Sie haben wenig Kriegsvolk auf den Beinen und was sie haben fühlt gegen uns großen Respekt.

Dietrich. Einige Mannschaft wird ihr Stiftshauptmann Peter von Kotze wohl aufbringen und mit seinem eigenen Hasse gegen uns zu begeistern suchen. Machte der Haß einen Feldherrn groß, er wäre es. Er mag indessen kommen.

In ziemlich weiter Ferne vor ihnen erscholl ein lautes Pfeifen von durchdringendem Schall. Es wurde gleich darauf vom Schlosse aus erwidert.

Der Feind hat nach außen ein Verständnis sprach Johann. Laßt uns so still wie möglich vorwärts reiten und uns dem Graben nähern. Es geht etwas vor.

Leise näherte man sich der Stelle, von welcher der Schall hergekommen war. Mit scharfem Auge wurde die von Gebüschen und Gräben durchschnittene Gegend gemustert, allein es zeigte sich nichts Verdächtiges. Unsere Reiter hatten sich dabei dem Rande des Schloßgrabens so sehr genähert, daß sie sich auf einige Bolzen vom Schlosse her gefaßt halten konnten. Doch war es im Schlosse still und ruhig, es regte sich nichts. Die Stelle, wo das Pfeifen erscholl, schien man längst passiert zu haben. Nicht weiter, flüsterte Johann und hielt sein Pferd an, die andern thaten dasselbe. Ungern mochten sie zurückkehren und sich gestehen, daß es ihnen nicht geglückt sei, den Verkehr des Feindes zu belauschen. Da war es, als ob eine Pforte knarrte. Rasch wandten sich die Köpfe nach dem Graben. Aus dem Gebüsche am diesseitigen Ufer etwa fünfzig Schritte vor ihnen, schlich eine Gestalt über das Eis dem Schlosse zu. Offenbar war gegenüber eine Pforte geöffnet worden. Ohne sich zu besinnen setzte Wichart seinem Pferde die Sporen in die Seite, zog sein Schwert und jagte auf den Graben zu. Die Quitzows folgten. Rasch hatte er die Gestalt erreicht. Aber in dem Augenblick, wo er ihr einen

Hieb versetzen wollte, glitt sein Pferd mit den Hinterfüßen auf dem glatten Eise des Grabens aus, daß er sich nur mit Mühe im Bügel hielt, sein Hieb fuhr durch die Luft, ohne zu treffen. Der Mensch, die Gefahr erkennend, sah bald, daß Flucht seine einzige Rettung sei. Er warf einen Kober, den er trug, fort und lief dem Ufer zu, das er eben verlassen hatte, in dessen Gebüsch er sich am ersten verbergen konnte. Unstreitig war dies das beste Mittel, denn die Quitzows mußten ihre Pferde wenden, was auf dem Eise nicht ohne Gleiten möglich war. So gelang es ihm wirklich zu entkommen, denn ungeachtet alles Suchens im Gebüsche war er spurlos verschwunden.

Wichart hatte den Kober, eine sogenannte Tabel, aufgehoben, der nicht ganz leicht war. Man ritt zurück und untersuchte beim Lampenlichte seinen Inhalt. Er enthielt reichliche Lebensmittel, offenbar zum Gebrauche des Boten, teils in Leinwand, teils in Papier gewickelt. Letzteres war damals noch nicht häufig. Der Inhalt war ausgepackt, aber er ergab sich als ganz unverdächtig. Nachrichten hatte er dem Schlosse unstreitig bringen sollen, aber sie waren entweder bloß mündlich zu bestellen, oder der Bote hatte das Schreiben gerettet, weil er es vielleicht in der Tasche trug.

Ein unangenehmer Umstand, daß uns der Bursche entsprungen ist, sprach Dietrich. Seine Nachrichten hätten uns doch von Nutzen sein können. Daß sie uns unbekannt bleiben, kann uns leicht etwas kosten.

Johann. Die Sache hat jedenfalls etwas zu bedeuten. Wir werden auf unserer Hut sein müssen.

Wichart. Aber daß man nicht weiß, was sie bedeutet, ärgert mich.

Dietrich Schwalbe war anwesend, als diese Worte gesprochen wurden. Gestrenge Herren, sprach er, wenn ihr mir erlauben wollt, ein Wort mitzusprechen, so könnte ich euch wohl ein Mittel sagen, wie ihr erfahren könnt, ob es was Gutes oder ob es was Böses bedeutet.

Johann. Sprich!

Schwalbe. Wenn einer lesen kann und er hat was Geschriebenes, dann braucht er nur das vor sich hin zu legen, macht die Augen zu und tippt mit dem Finger auf das Papier. Das Wort, das er mit dem Finger trifft, sagts ihm, je nachdem es was Gutes oder was Schlechtes bedeutet.

Johann. Dummes Zeug.

Wichart. Wenn es auch nichts weiter ist, kann man es doch einmal probieren. Ich thue es, mag es auch nur zum Spaß geschehen.

Er wickelte ein Stück beschriebenes Papier von einer Wurst und setzte dann den Finger darauf. Johann bückte sich und las den Namen: Quitzows.

Was ist das? rief er. Wie kommt unser Name auf dies Papier? — Das muß ich lesen.

Er las und schrie: Gefunden, gefunden! Ich habe die Nachricht, die der Bote überbringen sollte. Da seht, hier meldet der Magdeburger Stiftshauptmann Peter Kotze dem Gebhard von Plotho, daß er morgen kommen und uns angreifen werde. Dann sollte er einen Ausfall machen und uns in den Rücken fallen. Er werde zugleich einen Trupp Leute um die Burg herum senden, die sich mit ihnen vereinigen sollen, um sie zu verstärken. Die Nachricht ist etwas wert. Komm her, Dietrich, hier, da hast du etwas. Laß dir die Becher füllen, daß sie überschäumen.

Es wurden nun Pläne gemacht, wie man den Feind empfangen wolle und sich gegen einen möglichen Ausfall aus der Burg zu decken habe. Man stellte endlich die Ordnung des Treffens fest und erst ziemlich spät suchte jeder das Lager.

Am andern Tage, den 30. November, war der Andreastag. Schon früh besichtigten die Quitzows die für das Gefecht ersehenen Stellungen an der Stremme und stellten Wachen aus, welche, sowie sie in der Gegend irgend eine verdächtige Bewegung bemerken würden, sogleich Lärm machen sollten. Das Heer mußte sich schlagfertig gerüstet halten. Ein Teil der Reiterei mußte sich zwischen Plotho und Parchen auf der linken Seite der Stremme im Gebüsch verstecken, außerdem wurden Streifposten zu Pferde in die vorliegenden Wälder geschickt.

Gegen Mittag zeigten die ausgeschickten Streifposten an, daß von Südosten her aus der Gegend von Hüttermühl Kriegsvolk heranziehe. Sofort wurde das Lager abgebrochen und das ganze Heer zog sich nach Süden am linken Ufer der Stremme hin in den Wald, wo bereits die Reiterei aufgestellt war.

Die Stremme fließt hier durch niedrige moorige Gegenden und war durch die starken Novemberregen ziemlich hoch angeschwollen. So bildete sie jetzt eine nicht unbeträchtliche Eisfläche. Das Schloß Plotho lag auf einer Wiesenfläche. Eine halbe Viertelmeile von ihm entfernt das Städtchen Genthin, damals noch ein sehr unbedeutender Ort.

Man zog sich am Ufer der Stremme so weit fort, daß das Schloß Plotho eine Viertelmeile zur Linken entfernt lag. Hier war das ganze linke Ufer waldig, das rechte aber bildete eine freie Wiesenfläche, welche weiterhin an Feld grenzte und erst in größerer Entfernung von Wald umkränzt wurde. Auf diese freie Fläche jenseits des Flusses hatte man die Aussicht und hierher wollte man den Feind locken, den man, sobald er aus dem Walde kam, vollständig beobachten konnte, während die Quitzowschen Scharen im diesseitigen Walde versteckt lagen.

Wichart von Rochow wurde auf den linken Flügel gestellt mit dem

Auftrage, das Schloß zu beobachten und einem möglichen Ausfall zu begegnen, weshalb er die anrückenden Magdeburger unbeachtet lassen sollte. Johann hatte den rechten Flügel, Dietrich die Mitte. Bis zum Schlosse war freie Aussicht und man konnte in dieser Stellung von ihm aus nicht in den Rücken genommen werden. Dietrich ging mit einer schwachen Abteilung Reiterei dem Feinde entgegen, der eben aus dem Walde defilierte und keine Ahnung haben konnte, daß das Lager aufgehoben und der Feind versteckt sei. Natürlich nahm er daher Dietrichs Reiterei für eine bloße Streifpartei und ging ihr zu Leibe. Sie zog sich fechtend Schritt vor Schritt zurück und über das Feld und die Wiesen hin gegen die Stremme. Der Feind folgte unbehutsamer Weise und ließ sich von seiner Hitze hinreißen. Dietrich ging über das Eis und sowie er das andere Ufer erreicht hatte, faßte er festen Fuß, und in demselben Augenblick brachen die Quitzowschen Scharen aus dem Walde hervor und standen geordnet am Ufer da, Dietrich in die Mitte nehmend. Mit Schrecken sahen die Magdeburger, welch einen bedeutenden Feind sie unvermutet vor sich hatten. Allein eine Flucht war jetzt gefährlicher als ein Angriff. Zudem bemerkten sie, daß man ihnen von der Burg aus zu Hülfe kam. Ein ansehnlicher Trupp Reiterei sprengte auf dem rechten Ufer der Stremme daher und mußte sie in den nächsten Minuten erreicht haben. Wichart von Rochow wandte sich mit den Seinigen ihnen entgegen, und das Gefecht nahm längs der ganzen Linie seinen Anfang.

Das ganze Manöver war richtig berechnet. Die Quitzows blieben so viel wie möglich auf festem Boden, während sie die Feinde aufs Eis gelockt hatten, wo sie wegen der Glätte sehr unsicher standen. Gar bald wurden die Magdeburger das Unvorteilhafte ihrer Stellung gewahr und bemerkten mit Schrecken, wie furchtbar die Ihrigen stürzten. Sie machten eine rückgängige Bewegung, um sich auf das andere Ufer zu ziehen. Dies war vorausgesehen worden. Johann hatte einen Teil seiner Leute genommen und war an einer waldigen Stelle über den Fluß gegangen. So kam er den Feinden in den Rücken, eben als sie sich auf das von ihm eingenommene Ufer zurückziehen wollten. Jetzt war jeder Widerstand fruchtlos. Die Feinde erlitten auf dem Eise die vollständigste Niederlage und mußten sich zum Teil wehrlos ergeben. Denen aus der Burg war es nicht besser ergangen als ihren Freunden, mit denen sie sich vereinigt hatten. Auch die beiden feindlichen Anführer, Peter von Kotze und Gebhard von Plotho, wurden gefangen*).

In trunkener Siegesfreude und unter Anstimmung froher Lieder transportierte man die Gefangenen nach Schloß Plaue. Der Einzug

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 192.

der Quitzows glich einem Triumphzuge. Man hatte kein Schloß genommen, aber etwas, was ebenso viel wert war und eine glänzende Waffenthat dazu gethan, welche dem Quitzowschen Namen einen neuen Glanz verlieh und einen abermaligen, sehr schlagenden Beweis ihres Heldensinnes und ihres Kriegsglückes lieferte. Selbst ein Teil der gefangenen Knechte nahm auf der Stelle bei den Quitzows Dienste, denn der Sieger hat immer Zulauf.

Dieser lauten lebendigen Freude gegenüber waren die armen Gefangenen um so trauriger, besonders die beiden vornehmsten derselben. Sie begehrten ritterlich Gefängnis, aber dies wurde ihnen auf das Entschiedenste verweigert. Sie erboten sich, Lösegeld zu zahlen, und durften um so sicherer darauf rechnen, als der Erzbischof Günther von Magdeburg ihr Freund war und auf beide Männer viel hielt. Aber auch davon sollte keine Rede sein. Es half kein Anerbieten und kein Verwahren. Alle beide wurden in den Kerker gebracht, den wir schon aus frühern Zeiten als das traurige Gefängnis des Herzogs Johann von Mecklenburg kennen. Steigt immer hinunter, ihr Herren, sprach der alte Gefangenwärter Franz. Es hat da unten schon mancher gute Mann gesessen und ist wieder heraus gekommen. Ihr werdet auch nicht darin sterben, am schlimmsten ist's im Anfang, ehe ihr die Kälte gewohnt seid, die dünne Bekleidung und die nackten Füße. Mit der Zeit spürt ihr sie nicht mehr. — Sie schauderten, als sie hinunter sahen, aber es half nichts. Sie stiegen in die Tiefe und es war ihnen, als hätten sie Abschied vom Leben genommen, da die Leiter in die Höhe gezogen wurde.

Wir müssen sie einstweilen ihrem traurigen Schicksal überlassen, denn noch an demselben Tage, den 30. November, ereignete sich ein Vorfall, der für unsere Quitzows fast noch bedeutungsvoller war, als der eben erzählte. Am Morgen des gedachten Tages zog Gans von Putlitz von dem damaligen Dorfe Cotzin, jetzigen Flecken Ketzin, an der Havel gelegen, ab. Das Dorf gehörte dem Domkapitel von Brandenburg. Es war geplündert und abgebrannt und für jetzt war hier weiter nichts zu thun. Er führte seine Schar nach dem nicht weit davon gelegenen Dorfe Knobloch, das ebenfalls ein Eigentum des Domkapitels war. Man begnügte sich, das Dorf zu plündern, insbesondere das Vieh aus den Ställen zu holen. Gans von Putlitz erhielt hier die Nachricht, daß die bischöflich-Brandenburgischen Scharen gegen ihn heranzögen, er mußte darum auf Verteidigungsmaßregeln bedacht sein.

Östlich vom Dorfe Knobloch liegt einzeln und frei eine in jenen Zeiten mit einer Warte besetzte mäßige Höhe, welche eine weite Aussicht über das hohe und niedere Havelland gewährt. Jene Warte war damals von ihren Wärtern verlassen, die sich bei der Annäherung der

feindlichen Horden geflüchtet hatten. Gans von Putlitz bestieg sie, um das Land zu überschauen und seinen Verteidigungsplan zu machen.

Zufolge der Nachrichten, welche er empfangen hatte, kam der Brandenburgische Stiftshauptmann Hans von Röder über Tremmen. Darum schien es ihm am ratsamsten, sich in derselben Richtung, welche dieser verfolgte, zurückzuziehen. Er ließ seine Schar sich sammeln, welche alles mögliche unter und auf dem Sattel des Pferdes aufgehäuft hatte, und gab ihr die Richtung auf Karpzow. Hier ließ er ein paar Reiter auf einer Anhöhe stehen, die, sowie sie die Annäherung der Brandenburger bemerken würden, ihm sogleich nacheilen und Nachricht geben sollten. Er selber zog mit seiner Schar weiter gegen Osten durch den Wald nach dem Dorfe Dalgow, unweit Spandau.

Es wurde abgesattelt, denn Menschen und Pferde waren müde und durchgefroren. Dies konnte man um so leichter, als die ausgestellten Wachtposten bei Karpzow noch nicht angekommen waren. Eine Meile weit konnten diese wenigstens sehen, und da sie schnell reiten sollten, so eilten sie dem anrückenden Heere sicherlich zwei Meilen weit voraus und man hatte nach ihrer Ankunft noch Zeit genug, sich zu rüsten.

Gans von Putlitz war im besten Hause des Dorfes abgestiegen, seine Leute hatten sich in die übrigen Häuser einquartiert, aber gegen Entschädigung, denn Dalgow war nicht bischöflich. Er saß eben bei seinem Mittagsessen und ließ es sich schmecken, als plötzlich draußen ein großer Lärm und Tumult entstand. Eiligst sprang er ans Fenster, das jedoch durch seine halb zugefrorenen runden gegossenen Scheiben nichts deutlich erkennen ließ. Er stürzte zur Thür hinaus, aber sowie er die Hausthür öffnete, sprangen ihm vier Bewaffnete entgegen, von denen der erste ihm sein Schwert gegen den Hals setzte und ihm zuschrie: Ergebt euch! Gans von Putlitz schlug ihm das Schwert auf die Seite, aber sofort warfen sich alle vier auf ihn und rissen ihn zu Boden. Er war gefangen. —

Es war der Stiftshauptmann des Bischofs von Brandenburg, Hans von Röder selber, der ihn gefangen hatte. Ein abgesandter Bote hatte es geschickt genug anzufangen gewußt, daß Gans von Putlitz ihm seine falschen Nachrichten über den Zug der Brandenburger glaubte. Während die aufgestellten Posten bei Karpzow sich noch die Augen nach ihnen aussahen, war Hans von Röder von einer ganz andern Seite, nämlich von Spandau her gekommen, hatte schon vorher, ehe er Dalgow erreichte, das Haus erfahren, in welchem Gans von Putlitz sich's wohl sein ließ, und so die nichts Arges ahnenden Putlitzer überrascht. Schnell und ohne Widerstand war er vor das Haus gerückt, hatte es umzingelt und die davor aufgestellte Schildwacht niedergemacht. Es gab vor dem Hause ein Gefecht mit den Putlitzschen Knechten, die zu Fuß, wie sie waren,

ihrem Herrn zu Hülfe kommen wollten, aber von den Reitern bald übermannt wurden. Während dies geschah, hatte der Stiftshauptmann sich des Gans von Putlitz bemächtigt und hielt ihn nun im Hause gebunden und wohl verwahrt. Die Putlitzschen Knechte entflohen und suchten ihre Heimat zu erreichen. Der Krieg hatte mit diesem einen Schlage ein unvermutetes Ende gefunden*).

Wollt ihr euer Mittagsmahl beendigen, Herr Kaspar, sprach Hans von Röder, so soll es euch vergönnt sein. Ich bedaure, daß ich habe stören müssen. Nur bitte ich euch, zu eilen, denn wir müssen aufbrechen.

Gans von Putlitz. Ich habe keine Lust zu essen. Ihr werdet mir hoffentlich ein ritterlich Gefängnis geben und mich auf Treu und Glauben entlassen?

Hans von Röder. Ich bedaure, daß es mir nicht zusteht, darin zu willigen. Für jetzt muß ich euch zu dem Bischof von Brandenburg, meinem Herrn, nach Ziesar bringen. Mag der dann über euch verfügen. Ist's euch gefällig, so sitzen wir auf. — Man brachte die Pferde und der Zug setzte sich in Bewegung. —

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 192.

Zweites Kapitel.

Wir brauchen wohl nicht zu schildern, was in Kaspars Seele vorging. Alle seine hochfliegenden Pläne waren plötzlich gescheitert, denn auf das Unglück, gefangen zu werden, hatte er nicht gerechnet. Verbissener Ingrimm und Wut kochten in seinem Herzen, aber sie waren ohnmächtig, denn seine Hände waren gebunden. Er biß die Zähne zusammen und hatte Mühe, unmännliche Zeugen seines Ärgers zu unterdrücken. Noch hoffte er immer, seine Leute würden einen Versuch wagen, ihn zu befreien. Aber so weit auch der Weg war, auf dem sich der Zug dahin bewegte, es ließ sich keiner derselben sehen.

Man nahm nicht den nächsten Weg über Brandenburg, denn diese Stadt mußte man wegen des freundlichen Verhältnisses, in welchem sie zu Wichart von Rochow stand, fast wie eine feindliche betrachten. Darum wohnte der Bischof gar nicht in der Stadt, sondern auf seinem Schlosse zu Ziesar. Friedrich hatte Brandenburg schon seit längerer Zeit vermieden. Aber eben dieser Umstand veranlaßte auch Hans von Röder, mit seinem Gefangenen nicht durch Brandenburg zu ziehen. Wer konnte dafür stehen, daß des Rochows Leute nicht den innigsten Freund, den Schwiegervater ihres Herrn befreiten?

Hans von Röder nahm seinen Weg über Tremmen, Bagow, Görz und Marzahn nach Pritzerbe und in dieser Stadt wurde übernachtet. Wäre er hier früher angekommen und weitergegangen, so wäre es leicht möglich gewesen, daß sein Zug den von Plotho nach Plaue heimkehrenden Quitzowschen Siegeszug gekreuzt hätte, denn keine Partei wußte etwas von der andern, und wer weiß, ob dann Gans von Putlitz nicht wieder befreit worden wäre. So liegt oft die Wendung unseres Schicksals sehr nahe, aber unsere blöden Augen sehen sie nicht, und wir gehen blind daran vorüber. Am andern Morgen ging man bei Pritzerbe über die Havel und über Knoblauch und Bensdorf nahe bei Schloß Plaue, wo man sich noch der vollen Siegesfreude überließ, nach Woltersdorf und Groß-Wusterwitz, von wo über Rogäsen Ziesar bald erreicht wurde.

Der Bischof ließ sich Kaspar vorführen. Es thut mir leid, Herr

Kaspar, sprach er, daß wir uns so wiedersehen. Aber ihr habt es nicht anders gewollt.

Kaspar. Spart die Worte, Herr Bischof. Es wird euch doch niemand glauben, daß es euch leid thut. Sagt lieber die Wahrheit, daß es euch freut.

Bischof. Bei eurer Unfriedfertigkeit allerdings. Daß sie euch aber in dies Unglück gestürzt hat, thut mir um euretwillen dennoch leid.

Kaspar. Bestimmt mir lieber mein Lösegeld.

Bischof. Davon kann für jetzt keine Rede sein. Ihr seid nicht allein mein, ihr seid auch des Burggrafen Gefangener.

Kaspar. Des Burggrafen? Ich stehe ja mit ihm nicht im Kriege? Bin ich sein Feind?

Bischof. Öffentlich freilich nicht, ob ihr es im geheimen wart, wird euch euer Gewissen sagen, vielleicht auch späterhin der Burggraf.

Kaspar. In meinem Herzen kann keiner lesen, auch hat dazu niemand das Recht. Für das was ich im geheimen thue, kann ich nicht öffentlich bestraft werden.

Bischof. Wer weiß? Indessen kommt es darauf nicht an. Ihr seid heimlich Feind des Burggrafen als obersten Verwesers der Mark gewesen, habt heimlich landesverderbliche Pläne geschmiedet. Steht euch dafür öffentliche Bestrafung nicht an, so betrachtet euch vorläufig als des Herrn Burggrafen geheimen Gefangenen.

Er winkte dem Wachtmeister, der Kaspar hereingeführt hatte und flüsterte ihm einige Worte zu. Der nahm ihn dann mit hinaus. Zwei Lanzknechte geleiteten ihn, und ein Geistlicher folgte, um zu sehen, ob des Bischofs Befehle erfüllt würden. Die Thür eines engen Gefängnisses öffnete sich und schloß sich hinter Kaspar auf längere Zeit als er fürchtete.

Zu derselben Zeit als Kaspar so nahe bei Plaue vorbeigeführt wurde, daß er die Fenster in den Türmen unterscheiden konnte, herrschte im Schlosse noch Freude und Jubel. Da kam einer von den versprengten Putlitzschen Reitern ans Thor, wurde eingelassen und berichtete das Schicksal seines Herrn.

Man war eben beim Frühstück, aber der Bissen blieb bei dieser fast lähmend wirkenden Nachricht im Munde stecken und ein allgemeiner Ruf des Schreckens ließ sich vernehmen.

Das ist eine verwünschte Nachricht, sagte Wichart, ist mir's doch, als wäre mir kalt Wasser übergegossen worden. Was beginnen wir? Ihn können wir unmöglich entbehren.

Johann. Wir müssen ihn zu befreien suchen, das ist gewiß.

Dietrich. Leicht gesagt, aber schwer gethan. Ziesar ist ein sehr festes Schloß. Mit Magdeburg und Brandenburg und endlich wohl

auch mit dem Burggrafen zugleich im Kriege zu leben, noch dazu ohne Putlitz' Hülfe, dürfte doch ein großes Wagstück sein.

Johann. Wir müssen mit Magdeburg Frieden schließen, sollte es auch Opfer kosten.

Dietrich. Wird es Frieden schließen? Ich glaube es nicht. Nach diesem Schlage wird es mutiger denn je auftreten. Es kann ihm nicht entgehen, daß wir dadurch in Bedrängnis, — ja in wahrhaft große Bedrängnis kommen. Unglücklicher Zufall! Daß er auch gerade jetzt sich ereignen muß, wo alles einen so guten Anschein gewann!

Johann. Es fällt mir etwas ein, was vielleicht uns aus der Not reißt. Unsere beiden Magdeburger Gefangenen sind gute Freunde des Erzbischofs von Magdeburg. Er wird sich gewiß bemühen, sie loszukaufen. Wir stellen ihm die Bedingung, daß wir sie nur gegen Gans von Putlitz auswechseln.

Wichart. Wie soll er denn das machen? Gans ist ja nicht sein Gefangener?

Johann. Er kann es dennoch bewirken, denn der Burggraf ist sein Verbündeter und zugleich ein Freund des Bischofs von Brandenburg. Hier muß eine Hand die andere waschen.

Dietrich. Der Vorschlag läßt sich hören, er scheint mir sogar der einzige zu sein, der ausführbar ist und zum Ziele führen könnte. Armer Kaspar! So lange wirst du dich schon gedulden müssen!

Noch denselben Tag wurden die beiden Gefangenen von Johann von Quitzow veranlaßt, an den Erzbischof von Magdeburg zu schreiben und ihn zu bitten, sich für ihre Befreiung zu verwenden. Sie schilderten ihm ihre traurige Lage und ihr hartes Gefängnis. Der Brief wurde pünktlich besorgt und hatte die Folge, daß schon nach wenigen Tagen ein Schreiben des Erzbischofs einlief, in welchem er sich für sie angelegentlich verwandte und die Quitzows ersuchte, ihm die Bedingungen anzuzeigen, unter welchen sie sie freigeben würden. Sie antworteten darauf, daß die Gefangenen freigegeben werden sollten, wenn es ihm durch seinen Einfluß gelänge, den Gans von Putlitz seines Gefängnisses ledig zu machen. Die Art, wie er das anfangen wollte, müßten sie ihm überlassen.

So weit waren die Angelegenheiten der Quitzowschen Partei vorgerückt. Sehen wir nun, was Friedrich unterdessen that, zu welchem Ende wir wieder da anknüpfen, wo wir ihn verlassen haben.

Kaum hatte Friedrich dem Werner von Holzendorff am 11. November die Stadt Wrietzen und das Schloß Coepenick übertragen, als auch der Neid bereits geschäftig war und dem Holzendorff zu schaden suchte. Ohrenbläser bemühten sich, ihn dem Burggrafen von sehr unvorteilhafter Seite darzustellen und seine Gesinnungen zu verdächtigen.

Zu letzterem hatten sie nur zu vielen Grund; manche unbehutsame Äußerung und einige unbesonnene in der Hitze verübte Handlungen waren von der Art, daß Friedrichs Zutrauen zu seinen Gesinnungen wankend wurde und er es bereute, ihm die gedachten Orte verpfändet zu haben. Die Geburt seines zweiten Sohnes und dessen Taufe ließen ihn auf einige Tage seine Regierungssorgen vergessen. Kaum aber hatte er seine Arbeiten wieder aufgenommen, als er auch Holzendorffs Angelegenheit wieder aufnahm. Einem Manne von unzuverlässiger Gesinnung das den beiden Städten Berlin und Kölln so nahe gelegene Schloß Coepenick zu überlassen, schien ihm sehr gewagt. Es mußte versucht werden, dasselbe wieder einzulösen, und wider Erwarten ließ sich Holzendorff dazu bereitwilliger finden, als zu hoffen stand. Die Unterhandlungen führten zum Ziele, und am 28. November erhielt Friedrich das Schloß Coepenick gegen Zahlung der Pfandsumme von Werner von Holzendorff zurück*).

Am 1. Dezember erhielt Friedrich die Nachricht von der Gefangennehmung des Gans von Putlitz. Kaum konnte sich etwas ihm Lieberes ereignen. Es war in Bezug auf die von ihm vorbereiteten Ereignisse eine Begebenheit von großer Wichtigkeit. Selbst eine gewonnene Schlacht wäre vielleicht nicht von dieser Bedeutung gewesen. Am nächsten Tage, den 2. Dezember, reiste er nach Kloster Zinna. Er wußte, daß er hier den Erzbischof Günther von Magdeburg treffen würde, mit welchem er persönlich sich besprechen wollte.

Das Cistercienser-Mönchskloster Zinna lag nicht weit von Jüterbog in einer angenehmen Gegend, einzeln und frei, bestand aber aus einer nicht unbedeutenden Anzahl zum Kloster gehöriger Gebäude, nämlich aus der Klosterkirche, dem Kapitelhause, Fürstenhause, der Abtei, Kanzlei, der Wohnung der Mönche, einem steinernen Krankenhause, dem Brauhause, einer Scheune und einer Mühle. Etwa tausend Schritt nach Mitternacht zu vom Kloster entfernt lag noch eine Kapelle zum gottesdienstlichen Gebrauche des weiblichen Geschlechts, weil nach den Ordensregeln der Cistercienser Frauenzimmer nicht in ihre Klosterkirchen kommen durften. Das Kloster war ganz mit einer Mauer umgeben. Das Hauptthor gegen Morgen war sehr stark, einem Festungsthore nicht unähnlich, und hatte mehrere gewölbte Bogen hintereinander, auf welchen das steinerne Wohngebäude des Thorwärters stand, der zugleich Mönch und Konventsbruder war. An der Nordseite nach Grünow zu befand sich noch ein großes Thor, durch welches die Prinzessinnen aus- und einzogen**).

---

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T I. S. 52.
**) v. Ledebur's Archiv Tl. II. S. 59. 60.

Friedrich nahm seine Wohnung im Fürstenhause. Erzbischof Günther war anwesend, um sich selbst von dem Schaden zu überzeugen, den die Quitzows in seinem Lande angerichtet hatten. Zinna gehörte damals ebenfalls dazu. Er fand ihn weit größer, als er vermutet hatte und beklagte sich bitter darüber gegen Friedrich.

Friedrich. Ich glaube es euch und schon sind die Vorkehrungen getroffen, ihren Übermut zu bestrafen. Die Achterklärung muß unterwegs sein und ich bin eben hier, um euch zu fragen, ob ihr euch mit mir gegen sie verbinden wollt. Ich lasse noch Völker aus Franken kommen, die Pommern denke ich durch andere Mittel zu bewegen, sich ruhig zu verhalten, und mit den Herzögen von Sachsen und Anhalt will ich soeben Bündnisse schließen, auch bin ich der Hülfe des Herrn Balthasar von Wenden gewiß. Ihr seht, die Sache wird mit Kraft unternommen werden, und ich bezweifle nicht, daß wir durchdringen.

Erzbischof. Möge der Segen der Kirche euch lohnen für das, was ihr beabsichtigt. Ich bin schon mit euch im allgemeinen verbunden, aber ich verbinde mich gern mit euch zu diesem Kriege noch besonders. Es ist ein wahrhaft frommes Werk, das wir unternehmen, so gut als ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen, die uns in der That noch nicht den hundertsten Teil so viel geschadet haben, als diese Quitzows. Aber es ist kein leichtes Werk, was ihr unternehmen wollt. Sie haben mächtige Freunde, mächtige Hülfsquellen und stehen ihren Mann.

Am Vormittag desselben Tages kam das Schreiben aus Plaue an, in welchem die beiden Gefangenen den Erzbischof um seine Vermittlung zu ihrer Freilassung und Auswechslung mit Gans von Putlitz baten. Friedrich jedoch und der Erzbischof waren übereinstimmend der Meinung, daß man Gans von Putlitz um keinen Preis jetzt freigeben dürfe, und der Erzbischof mußte, so schwer es ihm wurde, seinen Freunden eine abschlägige Antwort geben.

Als die Quitzows erfuhren, daß ihr Vorschlag nicht angenommen sei, entrüsteten sie sich heftig, und ließen die armen Gefangenen noch härter behandeln, als zuvor. Nach einigen Tagen mußten sie noch einmal an den Erzbischof schreiben und ihm ihre Behandlung schildern, um dadurch ihn zu rühren und zu einem nochmaligen Versuch anzutreiben. Der Erzbischof antwortete, daß er bei seiner früheren Antwort bleiben müsse. Er habe aber ihr Schreiben dem Bischofe von Brandenburg zugesandt, der ihm bereits vorher versprochen habe, daß er Gans von Putlitz genau so behandeln lassen würde, wie sie behandelt würden. Das hatte denn doch die Folge, daß die Quälereien aufhörten, und ihnen ein besseres Gefängnis angewiesen wurde.

Am Montag den 4. November ging Friedrich von Zinna nach Wittenberg zu Herzog Rudolph von Sachsen und besprach mit diesem,

der noch immer den Schaden nicht vergessen konnte, den die Quitzows ihm vor mehreren Jahren gethan hatten, ein Bündnis gegen dieselben.

Friedrich ging am nächsten Tage nach Zerbst. Fürst — oder wie er damals nur genannt wurde — Graf Albrecht hatte sich bis vor einiger Zeit mit den Quitzows im Bunde befunden, und wir haben früher gesehen, daß sie ihm in seinen Kriegen beistanden und sich in seinem Lande das Schloß Hundeluft erwarben, das sie auch noch besaßen. Als sie sich so widersetzlich gegen Friedrich zeigten, wurde Graf Albrecht von seinen Räten gewarnt, sich ferner mit ihnen einzulassen, und sie wie seine übrigen Freunde machten ihm bemerklich, daß sein Bündnis mit den Quitzows ihm und dem Lande zu großem Schaden gereichen könne*). Dies hatte ihn bewogen, sich von ihnen zu trennen, und sich Friedrich anzuschließen. Es war natürlich, daß dieser einen solchen Schritt sehr beifällig aufnahm. Sein jetziger Besuch sollte zu größerer Befestigung des guten Vernehmens zwischen ihnen dienen, und Friedrich hatte es zugleich auf ein Bündnis mit ihm abgesehen, zu welchem die Vorbereitungen bereits getroffen waren.

Graf Albrecht fühlte sich durch den Besuch des Burggrafen geschmeichelt und war bemüht, ihm alle erdenkliche Ehre anzuthun. Zugleich aber war er von Friedrichs Benehmen bezaubert und bekam von seinem Verstande eine hohe Meinung. Nie hatte er das Treiben der Quitzows vorher von der Seite angesehen, von welcher es Friedrich ihm zeigte. Ohne Schwierigkeit fand er sich daher bereit, mit Friedrich ein Bündnis gegen die Quitzows abzuschließen und in dem bevorstehenden Kriege selber mit Hand anzulegen, um sie wenigstens aus seinem Lande zu entfernen. Die vorläufigen Bedingungen händigte Friedrich ihm zu weiterer Überlegung ein und ersuchte ihn, sich am 11. Dezember in Brietzen einzufinden, um das Bündnis dort definitiv abzuschließen. Auch die übrigen Teilnehmer des Bundes würden da versammelt sein, und die nötigen Maßregeln verabreden.

Am 8. Dezember reiste Friedrich nach Gerwisch, einem Dorfe, eine Meile nordöstlich von Magdeburg. Er traf hier den Erzbischof Günther, und nach mehrfachen Verhandlungen kam endlich folgendes Bündnis zu stande, das wir nicht umhin können, der Hauptsache nach mitzuteilen, da es an sich aber auch für die Folge nicht unwichtig ist.

Von Gottes Gnaden, Wir Günther ꝛc. bekennen, daß wir uns mit dem hochgebornen Fürsten Friedrich ꝛc. unserm lieben Herrn und Oheime verbunden haben zu Nutz und Frommen unserer Lande und Leute auf die von Quitzow und Wichart von Rochow, darum, daß sie unser beider Land und Leute gröblich und mannigfaltig überfahren und beschädiget

*) Lindner's Mitteil. a. d. Anhalt. Gesch. Hft. I. S. 55.

haben, dies noch täglich thun, auch unserm Herrn und Oheime ungehorsam sind, und uns und den Unsern nicht thun, wie sie verpflichtet sind.

Ihnen und ihren Gehülfen, wer die auch sein mögen, wollen wir feind sein, und sie feindlich behandeln, getreulich bei unserm Herrn und Oheim bleiben, und ihm mit ganzer Macht behülflich sein. Keiner von uns soll sich mit ihnen sühnen oder Frieden schließen ohne des andern Wissen, es wäre denn, daß Plaue und Rathenow erst gewonnen und in Besitz genommen wären. Käme dann der Friede zu stande, so sollen wir mit hineingezogen werden.

Auch wollen wir mit ihm und er mit uns die Schlösser Plaue und Rathenow an einem Tage belagern und umstellen, jeder nach seiner und seines Landes Art, und jeder auf eigene Kosten. Und wenn einer mehr Leute, Kosten und Zeug nötig hätte, das Schloß zu erobern, so soll er von Bundes wegen mit dem Lager und Umstellen nicht verziehen noch abziehen, wir haben denn die Schlösser Plaue und Rathenow gewonnen. Ist das geschehen, so wollen wir allen Fleiß anwenden bei dem allerdurchlauchtigsten Fürsten Herrn Siegismund ꝛc., daß wir Erlaubnis erhalten, das Schloß Plaue bis auf den Grund abzubrechen. Haben wir es gewonnen, so soll es einem Manne übergeben werden, dem wir beiderseitig vertrauen, und der soll es inne haben von unser beider wegen ein Jahr. Erhalten wir die Erlaubnis nicht, es abzubrechen, so soll uns unser Ohm Friedrich ꝛc. unsern Nachkommen und dem Gotteshause zu Magdeburg bezahlen innerhalb des genannten Jahres zwölfhundert und fünfzig Schock böhmische Groschen, und wenn dies geschehen, soll der, der das Schloß für uns inne hat, dasselbe unserm Oheim und seinen Erben ohne Widerrede übergeben, doch unbeschadet der Ansprüche und Rechte, die wir oder jeder andere an das Haus Plaue haben. Wem wir das Schloß überantworten, der soll unsern Herrn und Schwager von Sachsen und seine Lande davon auf keine Weise beschädigen. Ist Rathenow auf diesem Zuge gewonnen, so soll uns und unserm Gotteshause unser Ohm Anteil geben an dem Gelde, das die Quitzows an Rathenow haben, nach Anzahl der Gewappneten, und uns dasselbe sicher anweisen, und innerhalb eines Jahres auszahlen. Rathenow mit Zubehör soll dann bei unserm Ohm dem Burggrafen, seinen Erben und der Mark Brandenburg verbleiben. Auch sollen wir unserm Ohm gegen die Unsrigen helfen, die ihn oder die Seinigen überfahren hätten, in aller Maße, wie er gegen uns thut.

Was die übrigen Schlösser betrifft, welche die von Quitzow und von Rochow inne haben, so ist festgesetzt, daß, wenn es ein von der Mark verpfändetes Schloß ist, das wir nehmen, unser Ohm uns das Geld geben soll, wofür es verpfändet ist, und das sollen wir dann mit

den andern teilen nach der Anzahl der gewappneten Leute, die dabei geholfen haben. Das Eigentum der Schlösser bleibt ihm jedoch und der Mark. Gewönnen wir aber mit einander ein Schloß, welches die Vorgenannten als Eigentümer besäßen, so soll der Wert desselben geschätzt werden, und der Betrag in Geld, über welchen man eins geworden, soll geteilt werden nach Anzahl der gewappneten Leute, die dabei gewesen sind. Eigentum oder Lehen soll dem bleiben, dessen Eigentum oder Lehen es war. Eroberten wir ohne Hülfe unseres Ohms die Schlösser Golzow, Friesack oder Beuthen, so soll unser Ohm uns und unserm Gotteshause geben und bezahlen für Golzow oder Friesack, für jedes sechshundert Schock böhmische Groschen, für Beuthen aber siebenhundert Schock. Nach Auszahlung des Geldes bleibt das Eigentum der Schlösser der Mark. Fingen wir mit einander irgend einen frommen (angesehenen) Mann, oder etwas an reisiger Habe, an Gebauge, an Beinahme, an Gedingnissen oder an Bauerhabe, das soll man teilen nach Anzahl gewappneter Leute, wie sichs gebührt.

Auch soll dieser Brief jenem, durch welchen wir uns vor einiger Zeit bereits vereint und verbunden haben, keinen Eintrag thun, noch jener diesem, sondern beide sollen in aller Kraft aufrecht erhalten werden.

Alles dies geloben wir Günther ꝛc. und wir Friedrich ꝛc. in guten Treuen zu halten ohne Arg. Des zum wahren Bekenntnis haben wir unser Insiegel lassen hängen an diesen Brief, der gegeben ist in Gerwise (Gerwisch) nach Gottes Geburt 1413 an unserer lieben Frauen Conceptionis*).

Dies wichtige Geschäft war beendigt, und Friedrich, nachdem er den Erzbischof auf den 11. nach Treuenbrietzen eingeladen hatte, ritt noch an demselben Tage nach Ziesar, wo er bei dem Bischof Johann von Waldow sowohl den Sonnabend als den Sonntag zubrachte.

Die sehr alte Stadt Ziesar war nur klein aber gut befestigt und lag an einem See, der späterhin abgelassen ist. Das bischöfliche sehr feste Schloß lag auf der Südseite der Stadt, und war ein weitläufiges mit verschiedenen Türmen versehenes Gebäude, enthielt auch eine Kapelle zum gottesdienstlichen Gebrauche der Schloßleute. Unfern von demselben befand sich ein Cistercienser-Nonnenkloster mit ziemlich ansehnlichen Gebäuden. Die Stadtkirche zum Heiligen Kreuz war schon sehr früh erbaut, und dürfte wohl eine der ältesten Kirchen der Mark sein. Vor dem Petersthore lag ein Hospital. Übrigens hatte die Stadt vier Thore.

Friedrich befand sich in dem altertümlichen, bequem eingerichteten

*) Walther, Singularia Magdeburg. Tl. II. S. 59 f. Daraus in Pauli, Preuß. Staatsgesch. Tl. I. S. 597 f.

Schlosse ganz zu seiner Zufriedenheit, und nicht wenig trug unstreitig dazu bei, daß der Inhaber desselben sein ganzes Wohlwollen besaß. Des Bischofs genaue Kenntnis der Geschichte des eigenen Landes sowie der übrigen Staaten, seine Rechtskenntnis, sein gebildeter Geist machten ihn dem Burggrafen höchst schätzbar und nützlich, mit niemand konnte er die das Land betreffenden Maßregeln so gründlich überlegen und besprechen als mit ihm. Er ließ sich des Bischofs Hauptmann, den Hans von Röder vorstellen, und beschenkte ihn für den großen Dienst, den er der Mark geleistet hatte, mit einer goldenen Ehrenkette, welche er zur Erinnerung an seine That tragen sollte. Den gefangenen Gans von Putlitz mochte er jedoch nicht sehen.

Am Montag den 11. Dezember reiste Friedrich nach Treuenbrietzen. Ziemlich zugleich mit ihm trafen dort alle seine Verbündeten ein, der Erzbischof von Magdeburg, der Herzog von Sachsen, Graf Albrecht von Sachsen und Graf Albrecht von Anhalt. Jeder von ihnen hatte mehrere Räte mitgebracht, und auch in Friedrichs Gefolge befanden sich mehrere Herren, welche an den Beratungen teilnahmen*).

Die Stadt Treuenbrietzen, damals stets nur Brietzen, und in älteren Zeiten Brezno genannt — liegt an der Nieplitz, einem Bache, welcher wegen seiner Forellen bekannt ist[1]). Sie war sehr fest, mit Gräben, Wällen und einer starken Mauer umgeben, durch welche drei Thore führten. Die St. Marienkirche war ein großes festes Gebäude mit einem Turm. Eine zweite Kirche war dem Heiligen Nikolaus gewidmet. Außerhalb der Stadt lag ein St. Gertrauds-Hospital mit einer Kapelle sowie drei Wassermühlen, und entfernter an der Nieplitz zwei Walkmühlen. Die Stadt war nur klein. Die hohen Gäste mit ihrem Gefolge brachten daher eine ungewöhnliche Regsamkeit und Lebendigkeit in derselben hervor, weil sich mit ihnen zugleich eine Menge anderer Personen, welche von ihnen zu verdienen hofften, fahrende Sänger, Lustigmacher, sogenannte Zauberer, fahrende Weiber und ähnliche Leute eingefunden hatten.

Die Verhandlungen begannen, und das Bündnis Friedrichs mit dem Grafen Albrecht von Anhalt kam zu stande und wurde in ähnlicher Weise festgesetzt, wie es mit Magdeburg und Sachsen geschehen war. Jeder von ihnen wollte sich noch Helfer suchen, um so stark als möglich aufzutreten, und freundschaftlich wurde besprochen, auf wen jeder rechnete, damit nicht mehrere sich an denselben wenden möchten. Teils durch die Verträge, teils durch weitere Besprechung wurde festgesetzt, daß Magdeburg mit seinen Helfern vor Plaue ziehen, und das Schloß belagern solle; Sachsen mit seinen Helfern vor Golzow, das ihm zunächst

*) Lindner's Mitteil. aus der Anhalt. Geschichte Heft I. S. 56.

gelegen war; Burggraf Friedrich wollte mit seinen Helfern vor Friesack und Beuthen und nachher vor Bötzow und die übrigen Schlösser ziehen, Anhalt sollte Hundeluft nehmen. Nachher wollte der Burggraf mit Magdeburg vor Rathenow, und wenn es erforderlich war, mit Sachsen vor Brandenburg ziehen und diese Städte erobern.

Ferner wurde festgesetzt, daß die genannten Burgen zu gleicher Zeit, und zwar auf einen und denselben Tag belagert werden sollten, damit nicht die Mannschaft der einen der andern zu Hilfe kommen könnte. Dagegen sollte die belagernde Mannschaft, wenn sie ein Schloß genommen hatte, dahin beordert werden, wo ihre Hülfe Not thäte. Alle versprachen, sich so einzurichten, daß sie spätestens bis Ende Januar schlagfertig und Friedrichs Wink gewärtig sein wollten, der ihnen den Tag bestimmen sollte, wo jeder vor dem ihm zugewiesenen Schlosse erscheinen sollte*). Hundeluft sollte übrigens Anhalt für sich wieder erobern und nachher so besetzen, daß den übrigen Mitgliedern des Bundes und ihren Landen und Leuten kein Schade ferner davon geschähe. Schließlich wurde noch festgesetzt, daß alles Besprochene bis zur Ausführung als tiefes Geheimnis behandelt werden müßte, weshalb auch die Räte zum Schweigen verpflichtet wurden.

Zwei Tage blieb man in Brietzen, dann zog jeder mit den Seinigen heim und begann seine Rüstungen. Friedrich ging nach Berlin. Einige Tage später trafen seine aus Franken verschriebenen Kriegsvölker ein, welche er in seine Schlösser verteilte. In den Städten erhielten sie nach damaliger Verfassung keinen Einlaß, wenn die Stadt es nicht besonders bewilligt hatte.

Wenn indessen Friedrich auch auf das von den märkischen Vasallen und Städten zusammengebrachte Heer rechnete, das er mit seinen fränkischen Scharen vereinigen wollte, so glaubte er doch noch nicht stark genug zu sein, um auf einen sicheren günstigen Erfolg rechnen zu können. Es blieb einesteils möglich, daß die Quitzows bei ihren weit verbreiteten Verbindungen mehr heimliche Freunde hatten, als ihm bekannt waren, die vielleicht beim Ausbruche des Kriegs sich für sie erklärten und ihre Partei ergriffen, andernteils war es ungewiß, ob es gelingen würde, die Stettiner Herzöge zu verhindern, daß sie den Quitzows nicht zu Hülfe eilten, und wenn etwa beides zu gleicher Zeit der Fall war, so konnte er in eine mißliche Lage kommen. Zudem kam es darauf an, des Erfolges gewiß zu sein, denn mißlang dieser Schlag, so durfte Friedrich nicht hoffen, sich in der Mark zu halten; er mußte schnell und rasch geführt werden, damit die Quitzows kaum Zeit hätten sich zu besinnen, oder ihre Freunde, ihnen zu Hülfe zu kommen.

*) Lindner's Mitteil. aus der Anhalt. Gesch. Heft I. S. 56. 57.

So wird man es erklärlich finden, daß Friedrich sich nach weiterer Hülfe umsah, ungeachtet sich Balthasar Herr zu Wenden schon mit ihm verbunden hatte, und er auf die Hülfe seiner mächtigen Vasallen, der Bischöfe von Lebus, Havelberg, Brandenburg und des Grafen Ulrich von Lindow, Besitzers der Herrschaft Ruppin rechnen konnte. Er verband sich noch mit seinem Freunde Hans von Torgau, Besitzer der Herrschaft Zossen, ferner mit dem mächtigen Hans von Bieberstein, Besitzer der Herrschaften Sorau, Storkow und Beeskow. Damit indessen noch nicht zufrieden, wandte er sich an den damals hoch berühmten meißnischen Ritter Otto Pflug mit dem Ersuchen, ihm gegen Zahlung einer festzustellenden Summe in diesem Kriege mit seinen Leuten Beistand zu leisten. Otto Pflug stammte aus einem sehr berühmten böhmischen Geschlechte ab, das seinen Ursprung bis zur mythischen Königin Libussa und ihrem Gemahl Primislaus hinauf verfolgen zu können glaubte. Er war Besitzer der Herrschaft, des Schlosses und der Stadt Strehla an der Elbe, zugleich Hofmarschall und Geheimer Rat des Markgrafen Friedrich des ersten von Meißen*), und durch Tapferkeit und Kriegserfahrung ausgezeichnet. Der Antrag kam ihm willkommen, man einigte sich über die Bedingungen, und er sagte Friedrich seine Hülfe zu.

Zuletzt schrieb der Burggraf noch an Friedrich, Landgrafen von Thüringen, einen Schwager des Erzbischofs von Magdeburg, und bat ihn, daß er ihm zu seinem bevorstehenden Kriege seine große Büchse leihen möchte, was dieser auch bewilligte, worüber Friedrich hoch erfreut war. Die Anwendung des Schießpulvers im Kriege war damals überall noch sehr beschränkt, und in der Mark war es seit Lippold von Bredows verunglücktem Versuche wenig in Anwendung gekommen. Als Handwaffe erschien die Erfindung zu jener Zeit weniger brauchbar, als das, was man besaß. Dagegen hatte man gefunden, daß eine durch Pulver fortgeschleuderte Steinkugel eine ungleich größere Kraft besäße, als wenn man Bliden dazu anwendete, und als ein Mittel, Mauern niederzuwerfen, erschien sie sehr wichtig. Das hatte denn Veranlassung gegeben, auf die Bearbeitung möglichst großer Büchsen zu denken, denn anders nannte man die Kanonen damals nicht. Schon im Jahre 1411 hatten die Braunschweiger eine solche zustande gebracht, welche wegen ihrer Schwerfälligkeit die faule Metze genannt wurde**). Sie hatte jetzt bei der erst vor ganz kurzem erfolgten Eroberung der ungemein festen Harzburg die ausgezeichnetsten Dienste geleistet, und allgemeine Aufmerksamkeit erregt***). Der Landgraf von Thüringen hatte sich eine ähn-

*) Gauhen's Adelslexikon S. 1607 f.

**) Bunting's Braunschw. und Lüneburgische Chronik S. 269. Thüringische Chronik S. 153.

***) Abel's niedersächs. Chronik S. 208. Rufus' Chronik bei Grotuff. Tl. II. S. 482.

liche gießen lassen. Kleinere gab es bereits in der Mark, wenngleich sie noch selten waren, eine so große war jedoch nicht vorhanden. Nach dem was die braunschweigische Büchse vor der Harzburg geleistet hatte, versprach sich Friedrich von der Thüringerin nicht geringere Dienste, und das war der Grund seines Begehrens*). Mit Begier erwartete er die Ankunft dieser großen Maschine.

Die vielfachen Verhandlungen beschäftigten Friedrich durch den ganzen Dezember, ja sie zogen sich zum Teil bis in den Januar hinein. Um mit Balthasar, Herrn von Wenden nähere Abrede zu nehmen, reiste er zu Ende des Jahres nach Kyritz, wo er mit ihm zusammentraf. Kyritz war vor kurzem durch eine heftige Feuersbrunst verheert worden und darum außer stande, seine gewöhnlichen Abgaben zu zahlen. Friedrich erließ deshalb durch eine besondere Urkunde vom 1. Januar 1414 der Stadt die Orbede wegen des Brandes auf vier Jahre**). Von Kyritz ging Friedrich über Havelberg nach Ruppin, um auch hier mit den Grafen Verabredungen zu treffen.

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. — Buchholz ist der erste Geschichtsschreiber, welcher sagt, daß diese Kanone die faule Grete geheißen habe, was ihm alle neueren nachgeschrieben haben. Keiner der älteren hat diesen Namen, sie heißt bei ihnen nur die große Büchse. Woher hat Buchholz den Namen?

**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 146.

Drittes Kapitel.

Es ist indessen Zeit, daß wir uns nach den Quitzows umsehen und zu dem Ende in der Zeit etwas zurückgehen.

Ihr Plan, Gans von Putlitz zu befreien, war, wie wir gehört haben, mißlungen. In ihrem Ärger darüber hatten sie ihre Gefangenen nur noch schlimmer behandelt und nach einigen Tagen diese vermocht, noch einmal zu schreiben und beweglich zu schildern, was sie zu erdulden hätten. Der Brief ging an den Erzbischof Günther, der ihn Johann von Waldow zufertigte. Sofort ließ dieser den Gans von Putlitz in ein ganz ähnliches Gefängnis bringen und ihn auf gleiche Weise behandeln. Jetzt mußte auch er schreiben und jämmerlich über sein Loos klagen, mit dem Hinzufügen, daß dasselbe, wie ihm angedroht sei, nicht eher besser werden würde, als bis sie ihren Gefangenen eine bessere Behandlung angedeihen ließen. Der Brief wurde nach Plaue gesandt und schon am andern Tage schrieben die Gefangenen, daß ihnen ein besseres Gefängnis und anständigere Behandlung zu Teil geworden wären, wie sich der Bischof davon überzeugen könne, wenn er jemanden hinschicken wolle, dem die Quitzows durch einen Zusatz zu diesem Schreiben ein sicheres Geleit versprachen. Infolge desselben erhielt auch Gans von Putlitz sein früheres Gefängnis wieder und wurde besser behandelt. Auf den Auswechslungsplan aber mußten die Quitzows verzichten.

Indessen gingen sowohl ihre Gefangenen, als auch der Erzbischof von Magdeburg sie an, ein Lösegeld zu bestimmen. Vielleicht war es mehr der Wunsch, ihre durchgängig gefüllten Kerker zu leeren und die Menge zehrender Mäuler los zu werden, als wirkliches Mitleid, das sie bewog, für alle Gefangenen endlich das hohe Lösegeld von sechzehnhundert Schock böhmischer Groschen zu fordern*). Die Verhandlungen darüber mit dem Erzbischof wie mit den Angehörigen der Gefangenen zogen sich jedoch sehr in die Länge.

Unterdessen erregten die Reisen des Burggrafen nach Zinna, Witten-

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

berg und Zerbst die Aufmerksamkeit der Quitzows. Die Gerüchte sprachen von Bündnissen, die er mit den Fürsten schloß, und sie vermuteten nicht ohne Grund, daß es sie betreffe. Gewißheit darüber zu erlangen, mußte ihnen von hoher Wichtigkeit sein. Zufällig war gerade an dem Tage, als sie erfuhren, daß die Fürsten in Brietzen zusammenkommen würden, ein fahrender Lustigmacher in Schloß Plaue anwesend. Er war ein witziger und sinnreicher Kopf und da man wußte, zu wie vielen Dingen diese Leute gebraucht werden konnten und sich brauchen ließen, so fielen sie darauf, sich seiner zu bedienen und womöglich zu erfahren, was in Brietzen verabredet wäre. Man verhandelte mit ihm insgeheim, daß er nach Brietzen reisen und dort sich an Personen drängen solle, von denen etwas zu erfahren sei, wozu er sich auch willig fand. Es ergab sich, daß er mit den einzuschlagenden Wegen sehr wohl bekannt war und nicht zum erstenmal in solchen Angelegenheiten gebraucht wurde. Aber er verlangte nicht bloß für sich, sondern auch für andere Geld, weil ohne solches kein Geheimnis feil sei, und er verlangte nicht wenig. Es war ein Wagstück, ihm eine bedeutende Summe anzuvertrauen, da man ihn weiter nicht kannte und die Rechtlichkeit aller fahrenden Personen nicht eben im besten Rufe stand. Indessen mußte man es wagen, da niemand anders imstande war, zu Personen aller Stände zu gelangen und mit allen verdachtlos zu verkehren. Von den Quitzowschen Angelegenheiten konnte er nichts verraten, denn man hatte sich wohl gehütet, ihn hineinsehen zu lassen.

Der Narr reiste ab und trat in Brietzen seiner Rolle gemäß in seinem Ornat auf. Es gelang ihm, das Wohlwollen mehrerer einflußreicher Personen zu gewinnen und schlau und geschickt auf die Dienerschaft zu wirken, auch brachte er einen Teil seines Geldes glücklich an den Mann. Aber er erfuhr doch bei weitem nicht so viel als er gewünscht hatte, denn die Zusammenkunft nahm zu früh ein Ende. Man reiste ab, als seine Geschäfte im besten Gange waren. Soviel indessen hatte er doch herausgebracht, daß es auf Bündnisse gegen die Quitzows abgesehen und ein Krieg nahe sei. Daß die anwesenden Fürsten Teilnehmer dieses Bündnisses waren, konnte man leicht vermuten.

Er kehrte zurück nach Schloß Plaue, überlieferte den Rest seines Geldes und teilte seine teuren Nachrichten mit. Die Quitzows fanden ihre Vermutungen bestätigt und die Gewißheit hatte doch ihren Wert, obwohl freilich noch gar vieles von dem, was sie gern gewußt hätten, ungewiß blieb.

Wichart von Rochow wurde nach Plaue berufen, um sich mit ihm zu besprechen. Es sollte nochmals der Versuch gemacht werden, die Pommern zu gewinnen.

Am andern Tage ritt Dietrich nach Pommern und kam um die

Mitte des Dezember in Stettin an. Er ließ es an Überredungskunst nicht fehlen und wußte die jungen Herzöge ganz für sich zu begeistern. Sie versprachen ihm nochmals die thätigste Unterstützung, aber Dietrich überzeugte sich selbst, daß sie vor Anfang Februar nicht ins Feld rücken konnten. Johann hatte unterdessen wegen der Auswechslung der Gefangenen Unterhandlungen angeknüpft.

Am 22. Dezember kehrte Dietrich zurück und verkündigte Johann und Wichart seine Nachrichten. Die übrigen Verbündeten, namentlich Werner von Holzendorff, den er in Bötzow gesprochen, waren alle voll guten Mutes und hatten seine Ansichten und Maßregeln vollständig gebilligt. Dietrich ging dann nach Friesack und jeder verlebte voll guter Hoffnung für die Zukunft das frohe Fest der Weihnachten.

So brach das Jahr 1414 an. Eine unheimliche Spannung der Gemüter war überall vorhanden, denn allgemach hatte sich das Gerücht selbst bis zu den untersten Klassen aller Bewohner der Mark verbreitet, daß ein Krieg des Burggrafen mit den Quitzows bevorstehe, und nicht ohne große Besorgnisse sah man den Zeitpunkt näher rücken, wo das sich zusammenziehende Gewitter losbrechen würde. Am meisten gespannt war man in der Stadt Brandenburg, die wirklich in eine wunderliche Lage gekommen war und es ebensowenig mit dem Burggrafen, als wegen der Nähe von Plaue und der Rochowschen Kriegsknechte mit den Quitzows verderben durfte.

Am 14. Januar empfing Friedrich die Schreiben König Siegismunds, durch welche Dietrich und Johann von Quitzow, Kaspar Gans von Putlitz und Wichart von Rochow in des Reiches Oberacht verurteilt wurden, weil sie, wegen Landfriedensbruchs in die Reichsacht erklärt, nicht nur keine Schritte gethan, sich, wie es das Recht verlangte, innerhalb eines Jahres zu rechtfertigen und herauszuziehen, sondern von neuem den Landfrieden gebrochen, sich widerspenstig gezeigt und auf abermalige Ladung nicht erschienen seien. Durch diese Oberacht waren sie für rechtlos und vogelfrei erklärt, jeder konnte sie töten, wo er es vermochte, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden, alle ihre Lehen fielen ohne weiteres an die Mark zurück und allen Eigentums gingen sie verlustig. Niemand durfte sie hegen oder beherbergen, ohne sich großer Strafe auszusetzen, kurz, alle Gemeinschaft mit ihnen mußte unterbrochen werden, und so hatte dies Wort allerdings eine schwere Bedeutung.

Friedrich übersandte einige Tage später das inhaltschwere Papier den Quitzows und dem Rochow und ließ es zugleich im ganzen Lande bekannt machen, soweit die damaligen sehr unvollkommenen Mittel dazu geeignet waren. Gans von Putlitz erhielt die Anzeige seines Schicksals im Kerker und war darüber nicht wenig erschrocken, denn an Aus-

wechslung war nun nicht mehr zu denken, er wurde dadurch des Burggrafen Gefangener und seine Befreiung verschob sich in eine unabsehbare Ferne, wenn sie je erfolgte. In der ganzen Mark erregte die Nachricht große Bestürzung und man fürchtete, die Quitzows würden nun, aufs äußerste gebracht, zu verzweifelten Mitteln greifen; sie waren furchtbar genug, um viel Unglück zu veranlassen, und wer es mit dem Burggrafen hielt, zitterte vor ihrer Rache.

Wie diese Briefe auf die Gemüter der Quitzows und des Rochow wirkten, kann man sich wohl denken. Mit ihrem vollen Bleigewicht fiel die schreckliche Erklärung auf ihre Seele, sie hatten zu viel Verstand, um sich ihre vernichtende Wirkung, ihre gräßlichen Folgen zu verbergen. Daß Siegismund, daß Friedrich es bis auf diesen Punkt treiben würden, hatten sie nicht erwartet. Wie oft war der Landfrieden verkündigt, wie oft war er gebrochen worden, ohne daß eine Achterklärung darauf folgte, ungeachtet sie immer angedroht war. Und wenn sie dann wirklich verhängt wurde, waren ihre Folgen ohne Bedeutung gewesen, man hatte sich leicht herausziehen können, und wenn man es auch nicht that, war dennoch keine Oberacht daraus geworden. Mit einer Art von Leichtsinn hatten sie sich daher über die erste Achterklärung hinweggesetzt. Friedrichs Drohungen hatten ihnen leer geschienen, weil ihnen das, was sie thaten und gethan hatten, durchaus nicht ein Verbrechen, nicht einmal ein Vergehen war. Was sie wollten und beabsichtigten, konnte der Burggraf, weil es ihm und seiner Macht schadete, allenfalls als ein Vergehen betrachten; aber was sie gethan hatten, war nach ihren Begriffen und Ansichten nur das, was ihnen rechtlich zustand. Sie hatten sich, da ihre Absichten nicht bekannt waren und sie nur nach den vorliegenden Thatsachen gerichtet werden konnten, auch nicht gedacht, daß der Kaiser jemals so weit gehen würde. Und doch lag das unselige Papier in aller Wirklichkeit vor ihren Augen, das sie gleichsam bürgerlich tot erklärte, doch konnten sie sich nicht ableugnen, daß wirklich das Unglaubliche geschehen sei! Aber noch mehr. Ein zweites Schreiben des Burggrafen Friedrich zeigte ihnen an, daß er mit seinen Helfern von nun an ihnen den Frieden absagen müsse und sie sich daher auf eine dem Kriege und Ächtern gemäße Behandlung gefaßt halten sollten.

Johann war eben bei Dietrich in Friesack, als diese Schreiben dort ankamen. Beide Brüder waren durch den Inhalt tief erschüttert und es währte eine Zeit lang, ehe sie Fassung genug gewannen, zusammenhängend darüber zu reden. Endlich fing Dietrich an: Es ist ein harter Schlag des Schicksals, ein Unglücksschlag, aber er darf uns nicht niederbeugen. Das haben wir nicht verdient! Aber eben, weil er uns unverdient trifft, müssen wir um so ungebeugter dastehen.

Johann. Aber unsere Leute? Es kann ihnen nicht verborgen

bleiben, wenn sie es nicht schon wissen, daß wir Ächter sind. Werden wir auf sie rechnen können?

Dietrich fuhr zusammen. Es kommt auf die Probe an, sprach er nach kurzem Besinnen. Ich lasse meine Leute zusammentreten und frage sie selber.

Er wollte zur Thür hinaus, als Frau Elisabeth mit dem vierjährigen Johann hereintrat. Ihr folgten Dietrich, jetzt achtzehn, und Kuno, sechzehn Jahre alt. Dietrich fuhr zurück und mit der Hand über die Augen. Er wandte sich um und konnte nicht sprechen. Johann starrte zum Fenster hinaus.

Was ist geschehen? fragte Elisabeth. Warum bist du so verstört?

Dietrich. Es ist nichts, — vorübergehend.

Elisabeth. Sollte es wohl? — Indeß wenn es ein Geheimnis ist, will ich nicht in euch dringen und euch nicht stören.

Dietrich. Bleib Elisabeth! Erfahren mußt du es doch. Wirst du stark genug sein, es zu tragen?

Elisabeth. Deine Frage läßt mich Schlimmes erwarten. Sprich!

Dietrich. Johann und ich sind in die Acht erklärt.

Elisabeth. In die Oberacht?

Dietrich. Ja wohl.

Elisabeth. Mein Gott, das ist entsetzlich! — Warum?

Dietrich. Als Störer des Landfriedens.

Elisabeth. Und giebt es kein Mittel, sich herauszuziehen?

Dietrich. Nur durch einen siegreichen Krieg mit dem Burggrafen. Er hat uns den Krieg bereits angekündigt. Mache dich immer darauf gefaßt, binnen kurzem unser Schloß umlegt zu sehen.

Elisabeth. Und du hast Hoffnung zu siegen?

Dietrich. Wenn uns die Pommern nicht im Stich lassen, ja!

Elisabeth. Aber wenn sie nicht kommen?

Dietrich. Dann — ja dann — o mein Gott, wie wird es mir schwer, es nur zu denken, wenn ich dich und die Kinder ansehe — dann müssen wir uns unter den einstürzenden Mauern unsers Schlosses begraben lassen.

Elisabeth. Das wolle Gott verhüten! Es muß ja noch Rettungsmittel geben.

Dietrich. Vielleicht, wenn unser Schloß seinen Kräften widersteht. Noch will ich nicht alle Hoffnung verloren geben. Wir haben der Schlösser viele, alle zugleich kann der Burggraf nicht belagern. Dann wird die Besatzung des einen der des andern zu Hülfe kommen können, wie wir bei Kletzke und Quitzhövel gesehen haben. Möglich, daß es uns ebenso gelingt, die feindliche Macht zu vernichten, wie damals die der beiden Herzöge.

Johann. Daran habe ich auch schon gedacht. Am liebsten wäre es mir, er belagerte Plaue, denn diese Mauern stürzt er nicht. Dann könntest du und Wichart, auch Brederlow auf Beuthen mir zu Hülfe kommen und den Feinden eine Schlacht anbieten. Vielleicht ginge es ihnen wie bei Cremmen.

Dietrich. Vielleicht! Vielleicht belagern sie auch Friesack zuerst. Wie es auch kommen möge, jedenfalls mußt du, liebes Weib, mit den Kindern fort und zwar sogleich, ehe dieser Krieg anfängt. Es ist ein Krieg auf Tod und Leben und sein Ende ungewiß. Er kann sehr traurig enden und dann kann und darf ich dich und die Kinder nicht in mein Geschick verwickeln. Seid ihr doch ohnehin als die Angehörigen eines Ächters dann eigentumlos, warum soll ich euch noch den Schrecken einer solchen Belagerung Preis geben? Gehe nach Schloß Teupitz. Bist du auch meinetwegen mit deinen Verwandten fast zerfallen, der Vater wird doch seine Tochter, der Großvater seine Enkel nicht verstoßen. Dort warte mein und dein Schicksal ab.

Elisabeth. Du solltest mich wohl besser kennen, Dietrich, und eine Probe, wie diese, bei mir überflüssig halten. Wie kannst du glauben, daß ich dich verlassen werde? Bin ich nicht dein Weib?

Dietrich. Das Weib eines Geächteten! Darum geh und berge dich vor den zerschmetternden Donnerkeilen, ehe es zu spät ist. Was nützt es, daß du und diese Unschuldigen ihr Leben opfern?

Elisabeth. Nur dies eine Mal erlaube mir, dir ungehorsam sein zu dürfen. Noch sehe ich mein Leben nicht bedroht, und wäre es, so laß mich mit dir sterben, wie ich mit dir gelebt habe. O der Mensch kann Edleres verlieren, als sein Leben, und wenn ich dich verließe, verlöre ich es.

Die beiden älteren Söhne. Vater, wir gehen nicht von dir. Unser Arm ist stark genug, ein Schwert zu führen und dich zu verteidigen. Muß es sein, so laß uns mit dir fallen.

Johann. Gieb nach, Dietrich, du machst sie ihrem Vorsatze nicht abwendig.

Dietrich. Es sei! O Gott, indem es mich betrübt, dich nicht fortsenden zu können, freut es mich doch, dich hier behalten zu können. Du bist ein wackeres Weib. So bleibe denn und Gott erhalte uns alle. Aber was wollte ich doch vorhin, Johann? —

Johann. Deine Leute wissen noch nicht —

Dietrich. Richtig. Wohlan, laß uns hinuntergehen.

Der Turmwächter gab den Knechten mit dem Horn das Zeichen, sich auf dem Burghofe zu versammeln. Sie kamen, und als sie sich versammelt und einen Kreis geschlossen hatten, sprach Dietrich: Ich und mein Bruder, nebst Herrn Gans von Putlitz und Wichart von Rochow

sind, weil wir den Landfrieden gebrochen haben sollen, in des Reiches Oberacht gefallen. Wir haben, ihr wißt es, ehrliche Kriege geführt nach der Sitte unserer Väter und uns nichts zu Schulden kommen lassen, wodurch wir diese Strafe verwirkt hätten. Man hat uns angeschwärzt und unrecht gethan. Aber wie dem auch sei, die Acht ist einmal verhängt und uns bleibt nichts übrig, als ein harter Krieg gegen den Burggrafen, den er uns bereits angekündigt hat und den wir siegreich zu bestehen hoffen. Nun glaube ich euch zwar als Quitzowsche Knechte zu kennen, aber es kann doch sein, daß es einige bedenkliche Gemüter unter euch giebt, welche es gefährlich finden, einem Geächteten zu dienen. Sie würden sich bei der nächsten Gelegenheit unserm Dienste zu entziehen suchen, und ich verlange niemanden, der mir widerwillig dient. So habe ich mich denn entschlossen, alle diejenigen ihres Dienstes zu entlassen, welche entlassen zu sein wünschen, und ihnen ihren vollen Lohn auszuzahlen, wenn auch ihre Zeit noch nicht um ist, ohne alle Gefährde. Jeder trete frei hervor, nehme sein Geld und gehe frei und ungehindert.

Eine dumpfe Stille herrschte. Niemand rührte sich.

Dietrich. Wer meine Worte etwa nicht verstanden, hebe die Hand empor.

Alle standen unbeweglich. Da trat der alte Wachtmeister hervor und sprach: Erlaubt mir einige Worte mit Respekt zu sagen.

Dietrich. Es ist dir vergönnt.

Wachtmeister. Herr! Euer Unglück beklagen wir. Möge Gott die verdammen, welche euch angeschwärzt haben, es ist gewiß keine redliche Kriegsgurgel darunter. Aber hättet ihr mich vorher allein gefragt: Tobias, giebts wohl unter meinen Leuten einen Hundsfott, der mich verläßt? Ich hätte gesagt: Nein Herr, keinen! Jetzt habt ihrs selber gesehen.

Dietrich. Ich danke euch und habe es nicht anders erwartet. So rechne ich denn nun auf euer aller Dienste.

Johann ging am andern Tage nach Plaue zurück, nicht ganz ohne Sorgen, daß irgend ein heimtückischer Bube ihm auflauern könne, der ihn meuchlings mordete. Vor offenem Anfalle war ihm nicht bange, da schützte ihn sein Schwert. Doch langte er unangefochten zu Hause an.

Er fand Agnes, seine Hausfrau in Thränen, denn sie hatte schon von dem Unglücke gehört. Auch hatte sie eine Einladung von ihren Brüdern, zu ihnen zu kommen, weil für Plaue eine schlimme Zeit anbreche. Doch war sie ebensowenig wie Elisabeth zu bewegen, ihren Mann zu verlassen, umsomehr, als bei ihr die Sorge wegen der Kinder wegfiel, denn sie hatte keine.

Auch Johann machte seine Leute mit dem, was ihn betroffen und

was ihm bevorstand bekannt und wollte die, welche es wünschten, entlassen. Aber auch hier verlangte es niemand und alle versprachen treu zu dienen. — Dann schrieb er an Wichart und teilte ihm den besprochenen Plan mit, daß die unbelagert bleibenden Schlösser den belagerten zu Hülfe kommen sollten. Dasselbe meldete er auch seinem Hauptmann Goswin von Brederlow auf Beuthen, sowie Dietrich der Stadt Rathenow.

Viertes Kapitel.

Unterdessen war die große Donnerbüchse mit reichlichem Schießbedarf und ihrem Büchsenmeister aus Thüringen angekommen. Friedrich bewunderte ihre Größe und Stärke, aber sie war ungeheuer schwerfällig, und ihre Bewegung auf den märkischen Sandwegen war nur mit großer Mühe und mit vielen Umständen und Kosten zu bewirken gewesen. Man hatte sie täglich nur einige Meilen weit fortbringen können. In den letzten Tagen aber war starker Frost eingetreten, der die Beförderung merklich beschleunigt hatte. Zugleich hatte Friedrich die märkischen Städte und Vasallen aufgeboten und ihnen ihre Sammelplätze bestimmt. Es waren deren fünf, denn fünf verschiedene Heere wurden mit Hülfe seiner Verbündeten gebildet, welche letzteren er gleichfalls benachrichtigte.

Mit der Achterklärung der Quitzows war zugleich ein Schreiben Siegismunds an die Stettiner Herzöge eingelaufen, in welchem er ihnen bei Strafe der Acht verbot, den Quitzows irgend einen Beistand zu leisten. Friedrich hatte ihnen dieses wichtige Schreiben auf der Stelle zugesandt, ohne daß die Quitzows etwas davon erfuhren. Freilich war es ungewiß, ob es seine volle Wirkung bei ihnen äußern würde und darum hielt Friedrich für ratsam, schnell zu Werke zu gehen, um es den Pommern unmöglich zu machen, ihren Freunden zu Hülfe zu kommen und sie gleichsam zu überraschen. Mit großer Thätigkeit traf er Vorbereitungen aller Art, sich den Erfolg so viel als möglich zu sichern. Die Arnims, welche ihm Liebenwalde eingelöst hatten, verwies er am 25. Januar mit ihren Ansprüchen an die Stadt Straußberg*). Drei Tage später, am 28. Januar, ging er nach Zerbst, wo sich die Fürsten und Führer seines Bundesheeres eingefunden hatten**), um nunmehr den Feldzug zu beginnen und alles Nötige einzuleiten. Er hielt sich hier einige Tage auf und feierte mit seinen Freunden daselbst in Andacht das Fest der Lichtmesse am 2. Februar, das auf den Freitag

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 49. (Anm.)
**) Chronist in Försters Handbuch der Gesch. des Preuß. Reichs Tl. III. S. 137.

fiel. An diesem Tage wurde das Bündnis mit Herzog Rudolph von Sachsen vollständig verbrieft*). Auch am Sonnabend und Sonntag blieb man noch beisammen.

Am Montag den 5. Februar reisten alle ab, jeder nach dem Sammelplatze seines Heeres, um sofort die ihnen zugewiesenen Schlösser zu umstellen. Die schlechten Wege und die größere oder geringere Entfernung waren Schuld, daß man doch nicht, wie man beabsichtigt hatte, an einem und demselben Tage vor allen Schlössern ankam. Am pünktlichsten war Herzog Rudolph von Sachsen, denn noch an demselben 5. Februar, dem Tage der heiligen Agatha, kam er mit seinem Heere vor Schloß Golzow an**), wo sogleich das Lager aufgeschlagen wurde. Sein Heer hatte sich bei Belzig versammelt und somit nur einen kurzen Marsch zu machen. Am folgenden Tage den 6. Februar erschien Graf Albrecht von Anhalt mit den Bürgern von Zerbst und magdeburgischem Kriegsvolk vor dem Schlosse Hundeluft***), Hans von Torgau mit den Mannschaften der Städte Jüterbog, Brietzen und Beelitz, des Schlosses Trebbin und der Abteien Zinna und Lehnin vor Schloß Beuthen, wo Goswin von Brederlow befehligte, und Burggraf Friedrich vor Friesack mit den Mannschaften der übrigen märkischen Städte, mit Balthasar Fürst zu Wenden, Ulrich Graf zu Lindow, Hans von Bieberstein und Ritter Otto von Pflug und deren Leuten. Am 7. Februar umlegte der Erzbischof Günther von Magdeburg mit seinen Vasallen das Schloß Plaue, ohne daß ein Schloß von dem andern etwas erfuhr, oder diese gleichzeitige Belagerung auch nur ahnte†). Friedrich ging am folgenden Tage nach Berlin zurück.

Graf Albrecht von Anhalt war mit den Bürgern von Zerbst und einem Teil Magdeburger††) vor Hundeluft angekommen, in welchem die Gebrüder Liborius, Cuno und Godmar von Walwitz als Quitzowsche Hauptleute befehligten†††). Sie hatten das Schloß nicht besonders in Stand gehalten, auch war es schlecht verproviantiert. Die Belagerung setzte sie daher in ziemliche Verlegenheit und sie scheinen nicht eben große Lust gehabt zu haben, für die Quitzows ihre Haut zu wagen. Zwar schlugen sie allerdings alle Anerbietungen aus, das Schloß zu übergeben, weil sie vielleicht auf Hülfe von den Quitzows rechneten. Allein ihr Mut sank beträchtlich, als sie bemerkten, daß die Belagerer sogleich

*) Rathmann, Gesch. der Stadt Magdeburg Tl. III. S. 30.
**) A. a. O. bei Förster S. 137. Haftiz hat unrichtig den St. Agneten-Tag.
***) Lindner, Miteilungen aus der Anhalt. Geschichte Hft I. S. 57.
†) Chronist bei Förster a. a. O. — Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 192.
††) Dressers Sächsische Chronik S. 399.
†††) Bekmanns Gesch. von Anhalt, Tl. VII. Kap. II. S. 283.

Anstalt zum Sturm machten. Einen Tag und eine Nacht hatten sie davor gelegen, als mit Anbruch des zweiten Tages am 7. Februar der Sturm begonnen wurde. In gewohnter Weise suchte man die Mauer zu ersteigen, allein der erste Sturm, obgleich man lange zögerte, ehe man zurückging, glückte nicht, es mußte ein zweiter gewagt werden. Ehe es jedoch zu diesem kam, erklärten sich die Walwitze bereit, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen und den Ihrigen freien Abzug bewilligen wolle. Es geschah, und Graf Albrecht von Anhalt besetzte dasselbe, da es nun sein Eigentum geworden war. Er hatte es wohlfeil genug wiedererhalten, denn nur ein Brauerknecht aus Zerbst war erschossen, außerdem gab es einige Verwundete*). Offenbar war der Kampf nicht eben mit großer Hartnäckigkeit geführt worden. Die Verbündeten hatten übrigens nicht geglaubt, daß das Schloß so schnell genommen werden würde, denn als es eben übergeben war, kamen reitende Boten vom Burggrafen Friedrich und Herzog Rudolph von Sachsen mit der Anzeige, daß beide dem Grafen Albrecht von Anhalt Hülfe senden wollten**). Sie gingen mit der Nachricht von der Übergabe des Schlosses zurück, die allen unerwartet kam. Die Gebrüder von Walwitz gingen nach Dessau und fanden hier beim Grafen Georg Schutz und Aufnahme, da dieser mit Graf Albrecht nicht besonders gut stand und dessen Feinde darum nicht als die seinigen betrachtete***).

So war denn bereits ein Quitzowsches Schloß gefallen, und rascher als zu hoffen war, folgte ein zweites. Herzog Rudolph von Sachsen hatte eine ansehnliche Macht zusammengebracht, mit welcher er das Schloß Golzow umstellte. Wichart von Rochow sah mit Besorgnis die große Zahl von Zelten sich erheben, und dennoch waren viele, unter diesen Herzog Rudolph selbst, im Städtchen Golzow einquartiert. Das Banner Hans von Schierstädts hatte sich ebenfalls den Sachsen angeschlossen. Ringsum, bis in ansehnliche Ferne, war der Boden mit Kriegsvolk bedeckt.

Indessen war die Besatzung des Schlosses Golzow keineswegs schwach und Wichart von Rochow war nicht der Mann, der sich leicht fürchtete. An den verschiedenen Bannern und Fahnen, welche neben und von den Zelten wehten, erkannte er, wen er vor sich hatte. Da er darunter weder das burggräfliche noch die ständischen und städtischen Wappen der Mark erblickte, so vermutete er sofort, daß sein Schloß mit einem andern zugleich belagert würde, und daß der Burggraf vor dasselbe gezogen sei. Er glaubte, daß dieser es zuerst auf Plaue abgesehen

*) Becker in Lindners Mitteilungen aus der anhalt. Gesch. Hft. I. S. 57. Bekmanns anhalt. Gesch. Tl. III. Bd. II. Kap. I. S. 308.

) Becker bei Lindner a. a. O. — *) Bekmann a. a. O.

habe, und daß er demnach von dort her keine Hülfe erwarten könne. Dagegen rechnete er um so zuversichtlicher auf Unterstützung von dem nur einen Tagesmarsch entfernten Beuthen, und es war ihm darum ganz recht, daß gerade nach Osten hin das Lager am weitesten und bis auf die Hügel hinauf ausgedehnt wurde, denn von dort mußte die Hülfe aus Beuthen kommen und konnte so die Feinde am besten in den Rücken nehmen. Machte er dann zu gleicher Zeit einen Ausfall, so war die Hauptmacht des Belagerungsheeres von vorn und hinten zugleich angegriffen, und zündete man das Städtchen gleichzeitig an, so hatte man von jener Seite her nichts zu fürchten. Das war Wicharts nicht übel ausgedachter Verteidigungsplan, auf dessen Gelingen er mit großer Zuversicht rechnete.

Wir haben erzählt, daß Herzog Rudolph am 5. Februar vor dem Schlosse und Städtchen erschien. Es war Abend geworden, ehe er dort anlangte, aber noch an demselben Abend wurde das schwach befestigte Städtchen genommen und der größte Teil des Heeres lagerte sich bei den Bürgern und in den vor der Stadt belegenen Mahl- und Schneidemühlen ein, der übrige lag bei Wachtfeuern im Freien. Am folgenden Morgen wurde das Lager aufgeschlagen und das Schloß umstellt.

Herzog Rudolph hatte einige Donnerbüchsen mitgebracht und es wurde eine Wurfschanze nach damaliger Art gebaut, um sie aufzustellen. Aber auch Wichart von Rochow hatte während der Zeit, wo seine Rüstungen gedauert hatten, wie die Quitzows für ihre Hauptschlösser, einige derselben angeschafft, und sowie er das Vorhaben der Feinde bemerkte, beschoß er von einem festen Turme aus die Arbeiter, welche das Geschütz aufstellten. Man sicherte sich durch Schanzkörbe so viel als möglich und baute ungeachtet des feindlichen Feuers, das meistens schlecht gerichtet war, die Wurfschanze fertig. Jetzt fing man an, das Schloß zu beschießen, aber mit weniger Wirkung; denn das Geschütz war nicht groß genug, um gegen diese Mauern viel zu vermögen.

Während die Beschießung von beiden Seiten fortdauerte, schaffte man die Sturmgerätschaften herbei und schickte sich zum Sturme an. Am dritten Tage hatte man auch einige Bliden herbeigebracht und warf große Steine, tote Pferde und ähnliche Dinge in das Schloß hinein. Auch Feuerpfeile sandte man auf die Gebäude, welche jedoch nichts wirkten, weil das entstandene Feuer schnell gelöscht wurde.

Am Freitag den 9. Februar begann man den Sturm. Der Übergang über den Graben war durch den Frost erleichtert, denn das Eis war stark genug, um ihn zu gestatten. Wichart hatte einen Teil seiner Leute mit Luntenflinten bewaffnet, wodurch eine nicht unbedeutende Zahl von Leuten niedergestreckt wurde. Dennoch war der Übergang nicht zu verhindern und die Leitern wurden, da es nicht an Menschen fehlte, in

reicher Anzahl angesetzt. Der Feind wehrte sich verzweifelt. Er bot alle Mittel auf, wodurch die Ersteigung erschwert werden konnte, und wandte sie in reicher Fülle und mit Geschick und Entschlossenheit an, und es gelang ihm wirklich, diesen ersten Sturm abzuschlagen.

Wichart von Rochow frohlockte zwar, aber er sah mit Schrecken, wie weit seine Verteidigungsmittel bereits erschöpft und wie viel seiner Leute kampfunfähig geworden waren. Einen zweiten Sturm konnte er vielleicht noch abschlagen, aber keinen dritten. Mit Sehnsucht schaute er in die Ferne nach Osten; es ließ sich nichts von einer Hülfe von Beuthen her erblicken. Schon vor einigen Tagen hatte er einen Knecht ausgesandt, um Goswin von Brederlow von seiner Lage zu benachrichtigen, aber er war nicht zurückgekehrt und vielleicht von den Feinden aufgefangen. Gerade jetzt wäre der rechte Zeitpunkt dagewesen, ihn aus seiner Bedrängnis zu erretten, wenn der Brederlow gekommen wäre und die Feinde im Rücken angegriffen hätte. Noch war er stark genug, um einen kräftigen Ausfall wagen und so jenen Angriff wirksam unterstützen zu können.

Der Feind ordnete sich zum zweiten Sturm, die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, und abermals ging er rasch über den Graben. Die Luntenflinten donnerten dazwischen, und über den Köpfen sausten die Kugeln der Donnerbüchsen dahin und splitterten, wo sie trafen, die Steine weit umher. Von neuem wurden die Leitern bestiegen, von neuem wälzten sich den Kletterern Baumstämme und Steinmassen entgegen und zogen sie hinab in die Tiefe. So oft auch die Leitern sich zu füllen schienen, sie wurden immer wieder leer oder auch umgeworfen. Es schien mitunter, als wenn sich der Sieg für die Angreifer erklären wollte, aber im nächsten Augenblick hatte sich die Sache wieder anders gestellt. Ein einziger Augenblick konnte das Geschick vieler Hunderte entscheiden, er war da, sowie die Wachsamkeit und Thätigkeit nur eine Sekunde lang rasteten, aber er kam nicht, die Golzower wehrten sich wie Verzweifelte und füllten jede entstandene Lücke auf der Stelle aus.

Mit großem Verdruß ließ Herzog Rudolph zum zweitenmale nach mehrstündiger vergebener Blutarbeit das Zeichen geben, sich zurückzuziehen. Zum zweitenmale ging man über den Graben bis außer Schußweite zurück, um sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln, denn es war darauf abgesehen, das Schloß zu nehmen, und Menschen waren dazu, ungeachtet, daß viele kampfunfähig gemacht waren, noch genug vorhanden.

Nicht so stand es mit Wichart von Rochow. Alle Kräfte waren aufgeboten, aber sie waren auch erschöpft. Beim dritten Sturm mußte das Schloß fallen, denn der Feind konnte ihn ebenso kräftig unterneh-

men, wie die früheren, aber er ihm nicht mehr so begegnen. Wurde er gefangen, so war sein Los ein sehr trübes. Er beschloß Unterhandlungen zu versuchen.

Nachdem sie längere Zeit gedauert, wurde endlich festgesetzt, daß Wichart von Rochow das Schloß unter der Bedingung übergab, daß die Seinigen freien Abzug erhalten sollten und all ihr Eigentum mitnehmen könnten. Er übergab sich persönlich der Gnade des Burggrafen, wenn auch zunächst dem Herzoge Rudolph, als dessen Stellvertreter. Auch sein Eigentum, insofern es in der Burg befindlich, wurde ihm zugesichert. Nachdem dies festgesetzt worden, fielen die Zugbrücken des Schlosses, die Besatzung zog ab und die Belagerer hielten ihren Einmarsch. Wichart wurde mit seiner Frau nach Berlin gebracht, damit Friedrich über ihn entscheide. Er kam dabei weit besser weg, als er vermutet hatte, denn Friedrich hatte dem schönen Manne von jeher eine Art Wohlwollen bewahrt und ihn mehr für einen Verführten als Verführer gehalten. Diesen Gesinnungen gemäß gab er ihm den Befehl, sich auf sein Schloß Potsdam zu begeben, das er noch im Pfandbesitz hatte, und auf Treue und Glauben zu versprechen, dasselbe nicht zu verlassen, als bis er von Friedrich dazu die Erlaubnis erhalten und die Entscheidung seines Schicksals vernehmen würde*). Mit betrübtem Herzen gab er dies Versprechen und ging dahin ab.

Während dies geschah war bereits ein anderes Ereignis eingetreten, das für den Gang der Angelegenheit von nicht minderer Wichtigkeit war. Die Stadt Rathenow hatte mit großer Besorgnis sich das Ungewitter zusammenziehen sehen und konnte einer harten Belagerung gewiß sein. Daß sie dabei erobert und dann allen damit verbundenen Schrecknissen preisgegeben sein würde, war nicht zu bezweifeln, und alle diese Opfer sollte sie einem Herrn bringen, der in die Acht gethan, doch niemals wieder ihr Herr werden würde, und mit dem sie schon seit länger in einen sehr verdrießlichen Streit verwickelt war. — In dieser Not wandte sich der Rat an den Rat der beiden Städte Brandenburg und bat, ihm zu sagen, was ihm gut deuchte, daß sie thun sollten, um ihre Stadt vor Unglück zu bewahren und doch die Treue gegen ihren Herrn nicht zu verletzen.

Der Bürgermeister der Neustadt Brandenburg, Johann Borgsdorf, entschloß sich darauf, mit den Rathenower Abgeordneten nach Berlin zu reisen, um mit dem Burggrafen selber zu verhandeln, da auch in Bezug auf Brandenburg mehreres zu besprechen war. Allein es war gefährlich, am Tage sich auf den Weg zu machen, weil man nicht wußte, ob man nicht Quitzowschem Kriegsvolke in die Hände fallen

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 193.

konnte. Darum entschlossen sich die Ratmänner, in der Nacht abzugehen, und machten sich abends am 7. Februar mit einander auf, desselben Tages, als die Magdeburger vor Plaue erschienen waren und das Schloß umstellt hatten, wovon sie die Nachricht mit nach Berlin brachten*). Sie kamen ohne Fährlichkeiten in dieser Stadt morgens früh am 8. Februar an und erfuhren, daß Friedrich gestern Abend von Friesack, wohin er seine Truppen geführt, zurückgekehrt sei.

Die Ratmänner verfügten sich zu ihm und wurden vorgelassen. Rathenows Abgeordnete trugen ihm ihr Anliegen vor und sagten, daß sie ihm gern huldigen, und die Thore der Stadt öffnen möchten, daß sie indessen auch nicht als Untreue ihren bisherigen Herrn verraten, und seine Interessen gefährden möchten. Sie wünschten daher, es möchte ihm belieben, ihnen die Versicherung zu geben, daß er dem Dietrich von Quitzow das Pfand, welches auf Rathenow stände, unverkürzt auszahlen wolle, sobald der Krieg zu Ende sei, dann wollten sie ihm sogleich die Thore öffnen, dafern er selber käme, oder einen seiner Getreuen zu ihnen senden wolle.

Friedrich war über diesen Antrag hoch erfreut und lobte den Rat deswegen, allein das Gesuch einer Verschreibung der Pfandsumme schlug er ihnen ab, da Dietrich dieselbe durch seine Widersetzlichkeit verwirkt hätte. Darüber wurde lange verhandelt, bis sich Friedrich endlich entschloß ihnen folgendes Schreiben auszustellen: Wir Friedrich von Gottes Gnaden, Burggraf zu Nürnberg und oberster Verweser der Mark bekennen öffentlich mit diesem Briefe. Als der hochgeborne Fürst seligen Gedächtnisses, Marggraf Jobst, dem Dietrich von Quitzow Geld auf Rathenow verschrieben hat, nach Laut und Ausweisung der Briefe, die von beiden Seiten darüber gegeben sind, so reden und geloben wir den Ratmannen, Bürgern und Gemeinen der Stadt Rathenow kraft dieses Briefes, daß, wenn wir unsere jetzige Reise und Zug auf die von Quitzow vollzogen haben, wir ihnen thun wollen, was wir nach Erkenntnis der Herren, Mannen und Städte der Mark zu Brandenburg ihnen von Rechtswegen pflichtig sein werden, zu thun, und wollen auch die von Rathenow darum vernehmen. Zu Urkund ist unser Insiegel an diesen Brief gehangen, der gegeben ist zum Berlin am Montage S. Agathen-Tage nach Chr. Geb. 1414**).

Dies Schreiben enthielt eigentlich gar keine Verpflichtung, sondern sagte nicht mehr, als was Friedrich auch ohne dasselbe gethan haben würde, denn selbst das Versprechen, auch die von Rathenow deshalb zu fragen, verstand sich von selbst, wenn Herren, Mannen und Städte der

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. § 12.
**) Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. V. S. 355.

Mark gefragt wurden. Er hatte damit keine Verbindlichkeiten übernommen, als die, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen, was ohnehin seine Absicht war. Dennoch genügte es den Ratmannen von Rathenow und sie versprachen, ihm die Thore zu öffnen und die Stadt seinem von ihm dorthin gesandten Hauptmann zu übergeben. Friedrich ernannte dazu den Bertram von Bredow, den Bruder des verstorbenen Bischofs, der sich noch an demselben Tage mit den Ratmannen und einer Anzahl Kriegsvolk nach Rathenow aufmachte.

Johann von Borgsdorf unterhandelte ebenfalls mit Friedrich wegen Brandenburg, und versprach namens des Rats der beiden Städte die Thore zu öffnen, sobald ein Hauptmann mit Kriegsvolk vor der Stadt ankommen würde*). Auch in Bezug auf diese Angelegenheit ordnete Friedrich das Erforderliche an, und Johann Borgsdorf reiste zurück.

Bertram von Bredow kam am 9. Februar vor Rathenow an. Er zog mit seinen Leuten im stillen durch das Steinthor, und die Stadt war besetzt, ehe die schwache Quitzowsche Besatzung viel davon gemerkt hatte. Sie wurde ohne Blutvergießen verjagt, da die Stadt ihre Gefangennehmung nicht gewünscht hatte. Noch denselben Tag huldigte Rathenow dem Burggrafen und konnte nun ruhig der Zukunft entgegensehen. Auch Brandenburg wurde ohne Mühe besetzt, da Rochows Leute nach dem Falle von Golzow die Stadt freiwillig verließen, und dies Schloß sich an demselben Tage ergeben hatte, an welchem die beiden Städte besetzt wurden. Jetzt stellte Brandenburg auch seine Mannschaften zu dem burggräflichen Heere vor Friesack, wobei auch einige kleinere Büchsen oder Kanonen waren.

Wir kehren in der Zeit zum 6. Februar zurück, und versetzen uns im Geiste nach dem Schlosse Friesack, wo Dietrich mit aller Macht an der Verstärkung der Mauern arbeiten ließ. Es war Mittag, und Dietrich ging schweigend und sinnend im Zimmer auf und nieder. Sein Sohn Kuno stand am Fenster, und schaute nach Süden, wo in geringer Entfernung von dem Schlosse und Städtchen eine Hügelkette, welche mehrere Windmühlen trug, die Aussicht schloß. Der größte Teil des offenen Städtchens lag auf der Nordseite des Schlosses, nach Süden hin lagen nur einige schlechte Hütten.

Plötzlich rief Kuno: Vater, sieh einmal, dort auf dem Berge zeigt sich Reiterei. — Dietrich eilte zum Fenster, öffnete dasselbe, und bemerkte, daß immer mehr und mehr Reiter erschienen, und kaum waren fünf Minuten vergangen, so sah man auch am Fuße der Hügelkette von Vietnitz her große Haufen Fußvolks einherziehen.

Das scheint uns zu gelten, sprach Dietrich. Ei freilich. Dort oben

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 40.

neben der braunen Windmühle steht das burggräfliche Banner. Dort rechts davon auf dem andern Hügel steht ein Banner, das vom Winde heftig hin und her geweht wird, ich kann es noch nicht erkennen.

Indem kam Elisabeth hastig ins Zimmer, und rief: Hast du schon bemerkt, was sich dort auf den Bergen regt?

Dietrich. Ja wohl. Wir sind eben damit beschäftigt. Erkennst du vielleicht das Banner dort?

Elisabeth. Es ist das der Grafen von Lindow.

Dietrich. Meiner Vettern? — Also auch diese! — Zwar ich konnte es vermuten. — Einst knüpfte sich der Ruhm meiner Thaten an dieses Banner. Ach, wie lange muß es her sein, daß es sich jetzt gegen mich wenden kann. Siehe, da zieht Fußvolk heran, mit Reiterei wechselnd. Wie, sehe ich recht? Hans von Biebersteins Banner? Auch er wider mich? — Das hätte ich nicht geglaubt. Er hat dem Burggrafen eine zahlreiche Mannschaft zugeführt.

Elisabeth. Dort auf den Hügeln links ist alles belebt, es wehen Fähnlein von vielen Farben. Aber ihre Wappen sind nicht zu erkennen.

Dietrich. Es werden die Mannschaften der märkischen Städte sein, und der Mannen des Landes. Aber sieh, dort kommt eine starke Schar gezogen, geführt von einem in glänzenden Stahl gekleideten Ritter. Wer mag es sein? Das Banner ist mir unbekannt. Sieh, welch eine Menge von Lanzknechten!

Elisabeth. Ich kenne das Banner nicht. Er hat eine ansehnliche Zahl Fähnlein. Der Führer muß ein Mann von Bedeutung sein.

Es war der Ritter Otto Pflug, den Dietrich bis dahin noch nicht gesehen hatte, und der ihm darum unbekannt war. Aber immer zahlreicher wogten die Haufen aus den Hügeln hervor, begleitet von einer großen Menge Rüstwagen. Sie zogen sich von den Hügeln in weitem Umkreise um das Schloß zu beiden Seiten herum, bis sie jenseits des Städtchens sich vereinigten, und ringsum das Schloß umlegt war. Das Städtchen wurde sogleich besetzt, und stark bequartiert. In der Entfernung eines Bogenschusses und etwas darüber erhob sich aus dem lebhaften Gewühle ein Zelt nach dem andern, besonders aber auf den Hügeln zwischen den Windmühlen, wo der Befehlshaber des Heeres, wie sich aus der Größe der Zelte und dem Hauptbanner schließen ließ, seinen Standpunkt genommen hatte. Dietrich zweifelte nicht, daß es der Burggraf selber sei, und für heute hatte er Recht. Da aber Friedrich am andern Tage schon wieder abreiste, so übertrug er den Oberbefehl dem Grafen Ulrich von Lindow.

Am Mittwoch den 7. Februar wurde das Lager vollständiger eingerichtet, als es gestern möglich gewesen war, und die Wagenburg dahinter geordnet und aufgestellt. Im Schlosse Friesack wurde mit

großer Thätigkeit gearbeitet, um alle Schutzmittel möglichst zu verstärken. Unter dem Heergeräte in der Wagenburg glaubte Dietrich auch mehrere Blíden und Mauerbrecher zu entdecken, was er nicht ohne Besorgnis sah, da die Wirkung dieser Maschinen durchgängig und nicht mit Unrecht gefürchtet wurde. Auf dem Windmühlenberge schien der Feind eine Schanze aufzuwerfen, wenigstens wurde viel gegraben, und es zeigten sich einige Schanzkörbe. Deutlich war nichts zu erkennen, obgleich es nahe genug war.

Fünftes Kapitel.

Es kam der Donnerstag heran. Man konnte jetzt in jedem Augenblick einer Unternehmung des Feindes entgegensehen und Dietrich war dessen gewärtig. Auch heute noch wurde auf dem Windmühlenberge gearbeitet. Es waren viele Menschen dort thätig. Aber der Mittag kam heran und noch hatte der Feind nichts gegen das Schloß unternommen.

Dietrich war auf dem Schloßhof gewesen und hatte hier Anordnungen getroffen. Er stieg die Treppe hinan und trat in das Zimmer, in welchem Elisabeth sich mit den Kindern befand. Wird mir doch nachgerade die Zeit lang, sprach er, und ich sehne mich danach, daß etwas geschieht. Von der andern Seite kann mir nichts Gelegeneres kommen, als dieses Zögern des Feindes, denn um so sicherer rückt der pommersche Entsatz heran, ehe das Schloß zerstört ist. Aber unthätig sein, wenn man ein drohendes Übel nur durch Thätigkeit abwenden kann, ist ein höchst unangenehmer Zustand.

Elisabeth. Daß die Pommern von ihrer Hülfe noch gar nichts merken lassen, fängt an mich zu ängstigen. Wenn jene ausblieben, das wäre schrecklich!

Dietrich. Das werden sie nicht, ich habe ihr Versprechen, und sie denken über den Burggrafen und unsere Angelegenheiten wie ich. Hast du so wenig Vertrauen zu unsern Freunden?

Plötzlich erbebten die Mauern des Schlosses von einem furchtbaren Knall, alle Fenster zitterten und klirrten, Elisabeth hielt unwillkürlich die Hände vor die Ohren und schrie entsetzt auf, Dietrich war blaß geworden. Das Zimmer lag voll umher geworfener Steine und Kalk, über dem Fenster war eine große Öffnung, und dem Fenster gegenüber der Mauer eine zweite.

Ist die Hölle wach geworden? schrie Dietrich und lief nach dem Fenster. Über dem Windmühlenberge erhob sich eine große dichte Rauchwolke, die noch nicht deutlich erkennen ließ, was vorgefallen war. Aber in demselben Augenblick stürzte heftig, doch mit weit schwächerem Knall

eine zweite Rauchmasse den Berg hinunter und der heftige Schlag gegen das Mauerwerk des Schlosses verriet, daß eine Kugel getroffen habe, aber nicht durchgeschlagen sei. Bald folgte eine zweite und so fort.

Was für ein Ungeheuer von Donnerbüchse müssen die dort auf dem Windmühlenberge aufgestellt haben, sagte Dietrich, daß sie imstande ist, ein solches Loch durch beide Mauern zu schlagen! Das ist ein Unglück, woran ich nicht gedacht habe. Ungeheuer und feuerspeiende Drachen rücken heran gegen unser gutes Schloß und öffnen ihren Rachen uns zu verschlingen. Aber hier in diesem Zimmer könnt ihr nicht bleiben. Es ist den Kugeln ausgesetzt. Verlaßt es schnell, jetzt findet ihr nur in den Kellern Sicherheit. Richtet euch dort ein und laßt hinabtragen, was gebraucht wird. Ich muß hinaus, um auch unsere Büchsen in Bewegung zu setzen.

Er lief rasch die Treppe hinunter und ließ die vier freilich weit kleineren Büchsen, welche er besaß, in diejenigen Türme bringen, wo sie am besten gegen den Windmühlenberg benutzt werden konnten. Jetzt wurde geladen und nun sandten auch sie ihre Ladungen in die Reihen der Feinde. Man sah es an der Bewegung auf dem Berge, daß sie nicht gleichgültig aufgenommen wurden, denn man traf eine Menge schützender Vorkehrungen und die feindlichen Kugeln suchten nun die Türme, aus denen gefeuert wurde. Diese waren jedoch sehr fest gebaut und konnten allenfalls einen Stoß aushalten. Die kleineren Kugeln prallten unschädlich ab, nur die der großen Büchse schlugen tiefe Löcher und hätten sehr bedenklich sein müssen, wenn nicht gar manche vorbei gegangen wären, ohne zu treffen. Außerdem kamen ihre Kugeln nicht häufig.

So verging der 8. Februar, an welchem sich Hundeluft ergab, wovon Dietrich nichts ahnte. Der Freitag brach unfreundlich und trübe mit Schneegestöber an. Dietrich stieg auf einen Turm, um in die Ferne zu schauen, ob nichts von seinen Freunden zu sehen sei. Aber die Aussicht war durch das Schneegestöber sehr begrenzt, nur auf wenige hundert Schritte ringsum reichte sie, weiterhin war nichts zu sehen. Er stand da, als ob er mit seinem Schlosse abgeschnitten wäre von der ganzen übrigen Welt. Neben ihm flatterte sein Banner im Winde, an welchem er sich hielt.

Es ist doch grausenhaft, allein zu stehen, murmelte er vor sich und suchte den Rückweg. Da donnerte wieder die schreckliche Büchse und die Kugel traf den Turm, in welchem er hinabstieg, daß er in seinen Grundvesten erbebte. Kaum war Dietrich auf dem Hofe angelangt, so sauste aus der Luft ein großer schwerer Stein daher und fiel nicht weit von ihm mit großer Gewalt zur Erde. Gleich darauf folgte eine ganze Ladung kleinerer Steine, welche auseinander fahrend sich weit umher verbreiteten. Die Bliden waren in Thätigkeit und machten den Aufenthalt

auf dem Hofe sehr gefährlich. Alles was da konnte, suchte Schutz unter den Dächern.

Unterdessen donnerte das Geschütz von beiden Seiten fort, aber die Kugeln der großen Büchse waren nicht mehr gegen die Türme und Häuser gerichtet, sondern gegen die das Ganze umfassende Mauer. Konnte man sie nicht zum Schweigen bringen, so mußte die Mauer fallen. Dietrich ließ deshalb sein Geschütz sämtlich gegen die große Büchse richten, um zu versuchen, ob es möglich sei, ihre regelmäßige Bedienung zu erschweren. Doch erreichte er damit nur wenig.

Auch die Blidenwürfe dauerten fort. Gegen Mittag warf der Feind ein brennendes Theerfaß in das Schloß. Es fiel gerade auf das Strohdach einer Scheune und rasch flammte dies empor. Man eilte zum Löschen herbei. Der Feind, der wohl bemerkte, was vorging, benutzte den Moment und schleuderte einen Steinkorb nach dem andern hinein, die in der Luft sich umkehrten und ihren Inhalt auf die Löschenden herabschütteten. Es gab viele Verwundungen; wenn sie auch meist nicht sehr gefährlich waren, da der Körper größtenteils durch Eisen geschützt wurde, so machten sie doch für den Augenblick zur Arbeit unfähig. Die Scheune brannte herunter, aber es war doch gelungen, einer weiteren Verbreitung des Feuers zu wehren.

Nachmittag näherte sich von außen ein Trompeter mit weißer Fahne, und begehrte ein Schreiben an Dietrich von Quitzow abzugeben. Der Thorwärter ließ die Zugbrücke so weit hernieder, daß es überreicht werden konnte, der Trompeter ritt zurück und die Zugbrücke wurde wieder aufgezogen. Dietrich öffnete erwartungsvoll das Papier und empfing in demselben durch den Grafen von Lindow die Nachricht, daß Hundeluft genommen und Rathenow wie Brandenburg von dem Kriegsvolk des Burggrafen heute besetzt worden wären.

Dietrich starrte das Papier verstört an. Das soll ich glauben? rief er. Nimmermehr. So schnell geht die Sache nicht. — Und dennoch, Graf Ulrich verbürgt sich mit seinem Wort für die Wahrheit der Nachricht. Sollte es dennoch geschehen sein! — Auch Rathenow, das feste Rathenow verloren? Es ist nicht zu glauben? Worauf soll man vertrauen, wenn auch darauf nicht mehr zu bauen ist?

Er ging zu Elisabeth, um ihr die empfangenen Nachrichten mitzuteilen. Sie hörte sie traurig und schweigend an. Ich weiß nicht, was ich glauben soll, sprach er. Unbedenklich würde ich sie für falsch halten, wenn ich nicht wüßte, daß Graf Ulrich streng die Wahrheit liebt. Da er es mir meldet, kann ich sie nicht bezweifeln. Wer aber kann ein solches Unglück für möglich halten? — Von Rathenow kann uns nunmehr keine Hülfe kommen. Was mögen sie nur mit meinen Leuten gemacht haben? Auch die Pommern zögern unerwartet lange. Es ist

nichts mit der Hoffnung auf Menschen, sie trügt immer! Auf sich selber muß der Mann vertrauen, auf sich und die eigene Kraft; findet er da keine Hülfe, dann wehe ihm!

Dietrich stieg wieder heraus aus dem Keller. Fast der ganze Nachmittag ging mit dem durch die Blidenwürfe sehr erschwerten Löschen des Feuers darauf. Einige andere Feuerstücke, welche mit den Bliden hereingeworfen wurden, fielen so, daß sie ohne Schaden gelöscht werden konnten. So senkte sich die Nacht herab, aber das Schießen hörte noch nicht auf. Weithin fuhr der Schein des aufblitzenden Pulvers durch die Nacht und jeder Schuß war in dem feurigen Zucken der Wolken des bedeckten Himmels auf große Ferne zu sehen. Erst ziemlich spät stellte man das Feuern ein und gönnte den armen geängstigten Schloßbewohnern Ruhe, die sich unter dem Schutze ihrer Wachen dem Schlafe überließen.

Am andern Morgen, am Sonnabend den 10. Februar, dem Tage S. Scholastica, begann das Schießen schon früh und wiederum schlugen die Kugeln gegen die Mauer an denselben Stellen, auf welche sie schon gestern gerichtet gewesen waren. Große Massen Schutt waren bereits davor aufgehäuft und lange konnte sie nicht mehr halten. Hätten die Kugeln nicht so oft ihr Ziel verfehlt, wäre nicht manche zu hoch gegangen, schon längst wäre die Mauer durchbrochen gewesen. Mit Besorgnis betrachtete darum jeder die Stelle, gegen welche die Kugeln so schmetternd schlugen.

Die Bliden warfen auch heute wieder Steine und Feuerkörper auf den Schloßhof. Einer der letzteren zündete einen Stall an; doch wurde man des Feuers bald mächtig und löschte es, ohne daß es großen Schaden gethan hatte. Unangenehmer war es, daß man tote Tiere in den Hof warf, die, in Verwesung übergegangen, einen pestilenzialischen Gestank verbreiteten. Auch Fässer mit Unrat wurden hineingeworfen und machten den reinlichen Hof an vielen Stellen zur Kloake.

Gegen Mittag brachte ein Trompeter abermals ein Schreiben auf die schon beschriebene Art, welches die Anzeige enthielt, daß Golzow genommen sei und Wichart von Rochow sich der Gnade des Burggrafen ergeben habe.

Das ist entsetzlich! rief Dietrich. Ich kann diese Nachrichten nicht glauben. Man hätte also Golzow zugleich belagert und Plaue nicht? — Es ist unmöglich! Es kann nicht sein. Und dennoch meldet es wieder Graf Ulrich, mein ehemaliger Freund und Waffenbruder! Wie hätte man denn das gemacht? Kann dieser Burggraf zaubern? Läuft ihm das Kriegsvolk aus der Tasche? — Und Wichart! Der kecke, kriegslustige, tapfere Wichart hätte sich schon mit seinem schönen Schlosse ergeben müssen? Brederlow wäre ihm von Beuthen nicht zu Hülfe ge-

kommen? Nein, nein! das ist nicht zu glauben, das ist eine Nachricht, die uns mutlos machen soll, aber sie ist nicht wahrscheinlich genug ersonnen, sie verfehlt ihren Zweck. Was gilt's, sie kommen uns morgen mit der Nachricht, Plaue habe sich auch ergeben. — Noch lassen wir uns nicht bange machen. Fort mit dieser Lüge, die eines Ehrenmannes unwürdig ist, ins Feuer mit ihr!

Er warf das Papier in den Kamin. Ha, wie sich die Nachricht in Dunst und Rauch auflöst! rief er. Nichts als Dunst und Rauch! — Aber wenn sie doch mehr wäre, wenn Wahrheit dahinter — — Nichts! — Es kann nicht sein, es soll nicht sein! schrie er mit starker Stimme, daß Dietrich, sein älterer Sohn, hastig ins Zimmer gesprungen kam, um zu sehen, mit wem sein Vater so heftig spräche.

Dietrich meldete, daß eine ihrer Büchsen zersprungen sei und ferner nicht mehr feuern könne. Sein Vater nahm die Nachricht gleichgültiger auf, als er geglaubt hatte. Sie war in seiner Lage keineswegs unbedeutend. Der junge Dietrich entfernte sich kopfschüttelnd, Dietrich blieb sinnend und brütend allein zurück, dann ging er auf den Hof und bestieg an der Mauer einen der Türme, aus welchem gefeuert wurde und schaute hinüber in das feindliche Lager. Er stand frei, denn die Zinne war unbedeckt. Da bemerkte er, daß die feindlichen Büchsenschützen auf ihn anlegten, es blitzte auf und nahe an seinem Ohr pfiff die Kugel dahin. Unmittelbar darauf blitzte das Pulver an mehreren Stellen auf und die Kugeln heulten an ihm vorüber. Dietrich bemerkte von hier aus, daß der Feind sich der Burg um ein ziemliches genähert hatte.

Der Nachmittag verging und die Dämmerung fing an die Gegenstände zu verschleiern. Dietrich war in den Pferdeställen und untersuchte, wie es mit den Tieren stand. Da trat der alte Wachtmeister an ihn heran und sprach: Herr, ich melde mit Verlaub, daß es mit der Mauer mißlich aussieht. Am besten wär's, es beliebte euch selber, sie einmal anzusehen.

Sogleich, sprach Dietrich, ordnete noch einiges an und ging dann mit dem Wachtmeister.

Kaum hatte Dietrich die Stelle erreicht, wo die Kugeln gegen die Mauer geschlagen hatten, als er erblaßte und unwillkürlich still stand. Eine Strecke von mehr als zwanzig Fuß Länge der Mauer war zusammengestürzt und bot über ihrem Schutt einen offenen Eingang. Dietrich starrte ihn mit namenloser Bestürzung an. Jetzt schon die dicke Mauer durchgeschlagen? rief er endlich, jetzt schon? — Solch eine Kraft habe ich diesen Kugeln nicht zugetraut!

Wachtmeister. Eine Rotte kann in ihrer ganzen Breite gerade durchmarschieren, ohne eine Leiter anzulegen. Nun ist es keine Kunst, ins Schloß zu kommen und auf diese Weise kann jeder Hundsfott herein.

Ich sag' immer, solche Mittel müßten ganz verboten werden, da braucht ja ein Kriegsknecht weder Mut noch Kraft zu haben, die Kugeln sind alles und das Pulver thut alles. Wollt' ich doch, daß den verfluchten Pfaffen, der es erfunden, die Teufel in eine Büchse ladeten und schössen ihn grade hinein in das höllische Feuer. Es verdirbt den ganzen Krieg.

Dietrich stand in tiefen Gedanken. Endlich sprach er: Die Stelle darf unmöglich offen bleiben; sie muß durch Mannschaft besetzt werden, sonst passiert der Feind über den gefrorenen Graben ohne Hindernisse hindurch. Menschen müssen die Lücke ausfüllen und ihn abwehren. Wir müssen die Knechte schnell zusammenkommen lassen.

Wachtmeister. Menschen? Mit allem Respekt, Herr, erlaubt, daß ich meine Meinung sagen darf. Wer wird sich denn dahin stellen? Wenn da so eine Kugel von der großen Donnerbüchse angesaust kommt, die immer nach dieser Stelle schießt, die wirft auch die Bravsten nieder, und kein Mensch kann sich gegen sie wehren. Da hilft kein Helm, kein Harnisch. Was soll es denn nützen, daß sie sich dahinstellen und lassen sich totschießen? Ja, wenn sich solch ein Beest von Kugel noch halten oder fangen oder ein vernünftiges Wort mit sich reden ließe! Die Leute würden ganz nutzlos totgeschossen und damit ist keinem ehrlichen Kriegsknecht gedient.

Dietrich. Du hast recht. Aber sie brauchen auch nicht gerade in die Mauerbresche zu treten. Seitwärts zu beiden Seiten können sie stehen, von der Mauer gedeckt, und wohlbewaffnet mit Hellebarden und Schweinespießen, um den Feind zu empfangen, wenn er sich's einfallen ließe, zu kommen. Dann hören die Büchsen ohnehin auf, hierher zu feuern, weil sie sonst ihre eigenen Leute töten.

Wachtmeister. Ah, habt ihr's so gemeint, das ist ein anderes. So ist's gut. Hätt's mir gleich denken können, daß ihr's anders meintet, als ich dummer Kerl es verstand. Gleich will ich Anstalten machen.

Dietrich ging nach dem Schlosse. Es arbeitete furchtbar in ihm und doch bemühte er sich, ruhig zu scheinen. Kaum war er in seinem Zimmer, als er sich auf einen Stuhl warf, das Gesicht mit den Händen bedeckte und mit tonloser Stimme murmelte: Es ist aus! alles vorbei! das Schloß kann sich keinen Tag mehr halten!

Jesus, Maria! schrie Elisabeth, welche anwesend war, ohne daß Dietrich sie bemerkt hatte, was sagst du? Habe ich recht verstanden?

Dietrich schreckte auf. Es ist vielleicht noch nicht so schlimm als es scheint, sprach er, in der Dunkelheit ist nicht alles deutlich zu erkennen. Aber die Mauer hat eine große Bresche.

Elisabeth. Und was willst du thun, dies Unglück abzuwenden?

Dietrich. Thun? — Kann ich dagegen etwas thun?

Elisabeth. Willst du warten, bis man dich gefangen nimmt?

O Gott, ich stürbe, wüßte ich dich als Gefangenen des Burggrafen! Flucht ist das einzige Mittel zur Rettung. Fliehe nach Pommern zu deinen Freunden. Dort kannst du vielleicht noch alles wenden.

Dietrich. Elisabeth! Das rätst du mir?

Elisabeth. Dietrich, mache mir das Herz nicht schwerer, als es ohnehin ist. O Gott, der Mut der Verzweiflung bricht leicht zusammen, und ich bin ja nur ein Weib. Ach, könnt' ich mit dir, weit, weit hinweg — dahin, wo niemand uns kennt und von uns weiß! Aber ich würde deine Flucht erschweren, und nimmer könnt' ich mir's vergeben, wäre ich Schuld an deiner Gefangenschaft. — O Dietrich, du einzige Zuflucht meines Lebens, mein Trost und meine Wonne. Wenn du dich gerettet hast, läßt du mich nachkommen. Nicht wahr, es können uns noch schöne Tage blühen?

Dietrich. Gewiß, mein teures, braves Weib. — Wo ist Johannes?

Elisabeth. Er ist eingeschlafen. Dort liegt er.

Dietrich ging und drückte ihm einen herzlichen Kuß auf die Wangen. — Laß ihn schlafen, sagte er, weiß er doch von allem Elend unseres Lebens noch nichts. — Ha, da kommt mir ein Gedanke!

Elisabeth. Was willst du thun?

Dietrich. Einen Ausfall will ich versuchen mit allen meinen Mitteln. Die Feinde sollen nicht sagen, der Löwe habe sich beschleichen lassen, ohne sich zu regen. Jetzt gleich muß es geschehen, ehe es zu spät ist. Vielleicht kann ich den Feind überraschen. Meine beiden älteren Söhne sollen mich dabei begleiten.

Elisabeth. Auch sie?

Dietrich. Zage nicht, sie kehren wieder. — Dort kommt Dietrich. Laß sofort alles was wehrhaft ist, sich schnell und still rüsten, wir wollen einen Ausfall machen. Du und Kuno, ihr werdet mich dabei begleiten und die Züge führen. Nun schnell meine Waffen.

Er bekleidete sich, während draußen ein reges, aber stilles Getümmel entstand. Die Rosse wurden aus den Ställen geführt, gesattelt und gezäumt und bald hörte man überall schwere Eisentritte schallen.

Dietrich war fertig. Auf ein fröhliches Wiedersehen, teures Weib! sprach er mit tiefer Bedeutung und drückte Elisabeth einen langen Kuß auf den Mund. Sie weinte heftig, aber still. Kaum vermochte er, sich ihren Armen zu entwinden. Er riß sich gewaltsam los und stürmte die Treppe hinauf.

Auf dem Hofe war bereits alles versammelt und geordnet. Noch dauerte der Donner des Geschützes, wenn auch mit längeren Pausen fort. Dietrich durchging die Reihen und ermahnte seine Leute zur Tapferkeit. Dann schwang er sich auf sein Pferd, setzte sich an die Spitze des Zuges, zog sein Schwert und wandte sich zum Thore.

Es wurde leise geöffnet, leise ward die Zugbrücke herabgelassen. Die Füße der Pferde hatte man mit Lappen umwunden, damit sie sacht auftraten und auf der Brücke kein Geräusch verursachten. Der Nebel vermehrte die starke Dunkelheit, aus welcher nur die feindlichen Wachtfeuer herüberleuchteten.

Sobald man festen Boden erreicht hatte, wurden den Pferden die Lappen abgebunden. Dietrich hatte sich nach Osten gewendet und bog dann nach Nordosten ein, wo das Lager, wie er von seinem Schlosse aus gesehen, am schwächsten besetzt war. Kaum hundert Schritte war er geritten, als er auf einen feindlichen Vorposten traf, der ihm sein: Werda! entgegen schrie. Dietrich war nahe genug, um mit wenigen Sätzen seines Pferdes ihm auf den Leib zu rücken. Ein Hieb seines Schwertes gebot ihm ein ewiges Stillschweigen. Er sank wimmernd zusammen. Aber gleich nachher knallten Schüsse und das Lager war alarmiert. Dietrich ging in gestrecktem Galopp auf die Zelte los, aus welchen die Kriegsknechte in wildem Tumulte hervorstürzten. Die Quitzows breiteten sich aus und wütend schlugen sie auf alles ein, was ihr Schwert erreichen konnte. Es erhob sich ein großes Geschrei im Lager, noch lauter, als ein Zelt emporflammte und seinen Brand schnell weiter verbreitete. Die Bestürzung war unbeschreiblich, man hatte die Lagerreihe durchbrochen, noch ehe ein eigentlicher Widerstand stattgefunden hatte und metzelte fürchterlich. Aber ringsum rief der Alarmruf der Trompeten, Pfeifen und Trommeln die Feinde auf und länger durfte man nicht säumen. Dietrich der jüngere ließ zum Rückzuge blasen, rasch sammelten sich die Quitzowschen Reiter und im gestreckten Galopp ging es nach der Burg zurück, nur schwach verfolgt von den zunächst gelegenen Scharen des Feindes, deren übriger Teil erst fertig war, als sich bereits die Brücke wieder gehoben, das Thor sich wieder geschlossen hatte. Die Knechte saßen ab uud führten die Pferde zu Stalle. Die gemachten Gefangenen waren bei dem eilfertigen Rückzuge zurückgeblieben, doch hatte man nicht unbeträchtliche Beute mitgeführt.

Dietrich ging zu seiner Mutter. Schweigend nahm er sein Schwert ab und hing es an die Wand. Fragend sah sie ihn an. Seine Augen standen voll Thränen.

Der Vater läßt euch herzlich grüßen, schluchzte er endlich heraus und reichte ihr mit weggewandtem Gesicht die Hand. Thränen erstickten seine Stimme.

Elisabeth. Und — er ist doch nicht — um Gottes Willen sprich!

Dietrich. Er ist nicht tot oder verwundet. Aber er kehrt nicht wieder.

Elisabeth. Doch nicht gefangen?

Dietrich. Auch nicht. Er ist glücklich entkommen, ohne daß der Feind etwas bemerkt hat*). Im Bruche weiß er Bescheid, da findet ihn der Feind nicht. Mit einem Druck der Hand ist er mir im Nebel der Nacht entschwunden.

Elisabeth. O Gott sei Dank und dennoch — möchte mein Herz brechen. Gott, mein Gott, warum läßt du mich so schwere Tage erleben! Womit habe ich das verschuldet, ich und diese Armen!

Dietrich. Der Vater will, wir sollen das Schloß morgen übergeben und uns freien Abzug bedingen.

Elisabeth. Wie Gott will. — Nun er nicht mehr hier ist, kann ich hier ohnehin keinen Trost und keine Freude finden. Mags denn geschehen. —

Die Nacht verging den hier Genannten fast schlaflos, da die Sorge um das Schicksal Dietrichs alle drückte und doch keiner dem andern mit seinen Besorgnissen das Herz schwer machen wollte. Trübe brach der Sonntag Morgen an. Sobald es hell genug geworden, ward das Zeichen gegeben, daß man unterhandeln wolle.

Der Feind stellte vor allem die Bedingung, daß Dietrich von Quitzow sich der Gnade des Burggrafen ergeben müsse und war nicht wenig erstaunt über die Nachricht, daß er gestern beim Ausfalle entflohen sei. Seiner Frau und seinen Kindern wurde freier Abzug bewilligt mit dem, was ihr Eigentum sei, Dietrichs Eigentum jedoch ausgenommen. Auch seine Leute konnten abziehen mit dem, was sie am Leibe trugen. Ihr Sold wurde ihnen vorher ausgezahlt. Alles Andere mußte zurückgelassen werden.

Elisabeth packte weinend mit ihren Söhnen ihre Sachen zusammen und sie beluden damit einen Wagen. Auf einen zweiten setzten sie sich selber. Das Thor öffnete sich, die Brücke fiel. Langsam, traurig wie ein Leichenzug bewegten sich die beiden Wagen vorwärts, traurig und niedergeschlagen folgten die waffenlosen Knechte hinterher. Es ging zwischen den versammelten Heerführern und den aufgestellten Kolonnen der Feinde hindurch. Die Heerführer grüßten Elisabeth achtungsvoll, als sie an ihnen vorüberzog. Aber die rohen Kriegsknechte sandten ihr manche Spottrede und manches Schimpfwort nach, das ihr ihre traurige Lage um so fühlbarer machte. Nahe am Wege auf dem Windmühlenberge, durch dessen Hohlweg sie hinauf mußten, stand die schreckliche große Donnerbüchse, die vorzugsweise sie aus ihrem Paradiese vertrieben hatte. Oben auf den Bergen sandte sie in tiefer Trauer den letzten

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 45. Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Ann. march. S. 192.

abschiednehmenden Blick zurück nach dem Schlosse, in welchem sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verlebt hatte. Da lag es in grauen Nebel gehüllt nur noch in blassen Umrissen erkennbar, wie eine Erinnerung aus längst entschwundener Zeit. Da der Weg sich abwärts senkte, war das Schloß bald auf ewig ihren Blicken entschwunden. Vier feindliche Reiter waren ihr als Geleite mitgegeben. Ihre Knechte zerstreuten sich in alle Welt, viele sahen ihr wehmütig beim Scheiden nach. — Sie begab sich nach Schloß Teupitz.

Sowie Elisabeth mit den Ihrigen abgezogen war, wurde das Schloß besetzt, wozu die Mannschaften der Städte Berlin, Kölln und Frankfurt an der Oder befehligt wurden. Alle andern blieben für heute noch im Lager stehen, erhielten aber den Befehl, sich morgen zum Aufbruch fertig zu halten, um nach Plaue zu gehen. Der Stadt Frankfurt kostete die Unterhaltung ihrer Mannschaft bei der Belagerung von Friesack die Summe von fünfhundertachtunddreißig und einhalb Schock böhmische Groschen*). — Nach allen Seiten hin waren reitende Boten abgesandt mit der Nachricht, daß Dietrich entflohen sei und jedermann aufgefordert werde, ihn gegen eine Belohnung einzufangen und lebendig oder tot einzuliefern. — Am andern Tage, den 12. Februar, zog das ganze Heer mit Ausnahme der Besatzung des Schlosses ab. Auch die große Büchse wurde fortgeschleppt, um vor Plaue gebraucht zu werden.

So war das mächtige Schloß Friesack gefallen, der Schlachtenlärm verstummte, die Donner des Geschützes schwiegen, die kräftige Stimme Dietrichs von Quitzow war hier verhallt. — Das Schloß und das dazu gehörige Gebiet kam nun wieder in die Hände Hassos von Bredow**), der dasselbe bereits vorher besaß. Durch welche Umstände das Schloß innerhalb des hier angegebenen Zeitraums in die Hände des Landesherrn gekommen ist, so daß er es Balthasar von Schlieben pfandweise und Dietrich von Quitzow kaufsweise übertragen konnte, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Es ergiebt sich aus der von Gercken mitgeteilten Urkunde***), daß die vier Gebrüder Peter, Copekin, Wilkin und Matthias von Bredow im Jahre 1335 das Schloß Friesack pfandweise für dreitausend zweihundert Mark Silbers vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg inne hatten. Frühestens können sie es 1333 erhalten haben, denn in diesem Jahre erhielt es der Markgraf von den Grafen von Lindow zurück, welche es pfandweise seit 1327 besessen hatten†). In dem gedachten Jahre 1335 erhielten die vier Gebrüder das Schloß als wieder-

*) Wohlbrück, Gesch. von Lebus Tl. II. S. 102. 103.
**) Vergl. Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 179.
***) A. a O. Tl. I. S. 267. — †) Gercken a. a. O. Tl. I. S. 165. 162.

käufliches Eigentum, indem sie dem Markgrafen auf die von ihm dereinst zurückzuzahlende Summe siebenhundert Mark erließen, so daß er bei dereinstigem Rückkauf nur zweitausend fünfhundert Mark auszuzahlen hatte, ausgenommen das, was sie selber als Eigentum käuflich nacherworben hatten. Daran war aber zugleich die Bedingung geknüpft, daß sie das Schloß auch dem Markgrafen für diese Summe überlassen mußten, wenn dieser es auf eine Zeit lang kaufen wollte, sobald er zu Rate werden, (oder zu zahlen) vermöchte*). Diese ungewöhnlichen Bedingungen veranlaßten den Markgrafen, die vier Brüder zugleich zu gesamter Hand mit Schloß und Stadt Friesack, dem Walde Zootzen und den zugehörigen Dörfern zu belehnen, ein Verhältnis, welches auch nachher fortdauernd aufrecht erhalten wurde.

Jobst scheint nun von dem Rechte, welches ihm jene Klausel gestattete, Gebrauch gemacht und das Schloß auf Zeit zurückgekauft zu haben, vielleicht infolge einer bei ihm sehr gewöhnlichen Finanzspekulation, indem er hoffte, mehr dafür wieder zu erhalten, als er dafür gab; ohnehin scheint ihm die angegebene Bedingung Zeit gestattet zu haben, zu zahlen, wann er vermöchte, denn sonst ist nicht abzusehen, wodurch dieser Zeitkauf von jedem andern sich unterschieden hätte, dessen Bedingungen die Urkunde vorher sorgfältig aufführt. Vielleicht fand er nicht gleich einen Käufer und überließ es dem Schlieben pfandweise, bis Dietrich kam. Nun zahlte Dietrich in der That nicht ganz so viel, als die Bredows dafür gegeben hatten. Allein Jobst hatte doch wieder Geld und eine Rückzahlung lag schwerlich in seinen Plänen. Natürlich gaben die Bredows ihr Recht an das Schloß nicht auf, und als Friedrich es genommen hatte, werden sie ohne Zweifel auf die Zurückgabe gedrungen haben, und erst von da ab ist die Familie im ungestörten Besitze geblieben.

Jetzt ist von dem Schlosse nichts mehr übrig, als einige Gewölbe unter dem Schloßberge und eine Steintafel mit einer verloschenen Inschrift und dem Wappen derer von Bredow und von Arnim. Aus der Inschrift geht hervor, daß die Tafel über dem Eingange der alten Burg in Friesack gestanden hat. Die Jahreszahl ist leider zerstört, aber der Name Lippold von Bredow ist noch zu erkennen, außerdem der Vorname von dessen Frau, die hiernach eine geborne von Arnim gewesen zu sein scheint, und daß Lippold die Burg zu bauen angefangen. — Dies ist auffallend, da Hasso von Bredow sie besaß, scheint aber infolge der Belehnung zu gesamter Hand erklärlich. In dem Rhinflusse, nahe an dem alten Schlosse zu Friesack, und in dem Walde Zootzen sind in neueren Zeiten Ritterschwerter, Sporen und dergleichen mehr

*) A. a. O. S. 268.

gefunden worden, welche aus jener Zeit stammen[2]). Sie befinden sich mit jener Steintafel im Besitze des Rittergutsbesitzers Herrn von Bredow auf Wagenitz*). Dies zur Berichtigung des früher von dem Schlosse Mitgeteilten.

*) Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen vom 2. April 1836 Nr. 78 unter Wissenschaftlichen und Kunstnachrichten.

Sechstes Kapitel.

Wir begeben uns nach Plaue, aber wir gehen zugleich in der Zeit zurück bis zum 7. Februar, wo die Magdeburger vor dem Schlosse erschienen.

Es waren ihrer nicht gar viele, und als sie ihr Lager aufgeschlagen und um das Schloß verteilt hatten, lachte Johann von Quitzow über die Thorheit, mit dieser Handvoll Leute ein Schloß wie Plaue nehmen zu wollen. Selbst mit der doppelten Anzahl wäre es ein schwieriges Unternehmen gewesen.

Das Schloß lag, wie wir früher gesagt haben, auf einer Landecke und war auf zwei Seiten von dem breiten Plauer See umgeben, nämlich von Süden und Osten. Gegen Norden lag das Städtchen, gegen Westen war es frei, und nach dieser Seite hin dehnte es sich am weitesten aus. Durch den See floß die Havel östlich am Schlosse vorbei. Er war zugefroren, aber die Magdeburger hielten das Eis nicht für dick genug, um ihr Lager zu tragen. So blieb das Schloß nach Süden hin unbeobachtet und nach Osten standen sie auf dem östlichen Ufer der Havel, durch den breiten seeartigen Fluß davon getrennt, daß die Umlegung ziemlich unvollständig war. Das Städtchen hatten die Magdeburger besetzt und Erzbischof Günther lag darin, sein Feldhauptmann Graf Heinrich von Schwarzburg aber lagerte im Zelte auf der Westseite des Schlosses.

Johann war mit Henning von Quitzow auf einen Turm gestiegen und beide sahen dem Treiben der Magdeburger zu. — Wenn ich recht sehe, sprach Johann, so steht dort das Zelt des Befehlshabers. Richtig. Man entfaltet soeben das Banner. Und das so nahe am Schlosse? Was haben die Leute für ein Augenmaß! Laß sie nur heute sich einrichten. Morgen will ich ihnen einige Büchsenkugeln zusenden und du sollst einmal sehen, wie die das Zelt auf eine andere Stelle blasen werden. Die Herren bilden sich ein, wir verschießen nichts als Bolzen. — Ich sehe nichts als Magdeburgisches Volk. Der Burggraf scheint mit den Seinigen vor ein ander Schloß gezogen zu sein. Er hat wahr-

scheinlich geglaubt, hier nicht genug zu thun zu finden und die Magdeburger für hinlänglich gehalten. Er wird sich irren!

Der Tag verging und die Nacht brach an. Johann beschaute sich die Wachtfeuer aus seinem Fenster, deren Wiederschein auf dem klaren Eise der Havel lange Feuersäulen bildete. Er hatte guten Mut und meinte: Die werden uns die Fastnachtfreuden nicht verderben.

Donnerstag der 8. Februar verfloß ziemlich ruhig. Die Magdeburger hatten keine Büchsen und konnten sich daher auf Schießen nicht einlassen. Johann aber machte Ernst. Er richtete selber eine seiner Büchsen auf das Zelt des feindlichen Befehlshabers und ließ losbrennen. Der Schuß brachte eine große Bewegung im feindlichen Lager hervor und hatte die Folge, daß die Zelte sogleich abgebrochen und weit zurück gelegt wurden. Auch jenseit der Havel machte man eine rückgängige Bewegung, und jetzt waren die Lücken um das Schloß so groß, daß die Verbindung nach außen nicht einmal gehemmt war. Johann freute sich und lobte seine Büchsen, die zum erstenmal ihren Dienst thaten, über die Maßen.

Am folgenden Tage, den Freitag, meldete sich ein Trompeter und lieferte ein Schreiben ab, in welchem Graf Heinrich von Schwarzburg Johann meldete, daß gestern die Schlösser Hundeluft und Golzow genommen seien und Wichart sich der Gnade des Burggrafen ergeben habe, und daß heute die Städte Rathenow und Brandenburg von den Kriegern des Burggrafen besetzt worden wären. Er würde daher gut thun, wenn er in Zeiten sein Schloß und sich der Gnade des Burggrafen übergäbe. Johann warf das Papier ärgerlich auf den Tisch und sprach: Die Thoren! Mit solchen Märchen fängt man einen Quitzow nicht. Der vierte Teil dieser Nachrichten wäre vielleicht glaublich gewesen. Das Ganze ist eine offenbare Lüge.

Henning. Wie hat sich aber Graf Heinrich dazu verstehen können, sie niederzuschreiben?

Johann. Diese Magdeburger Pfaffenknechte sind zu allem fähig. Sie lassen sich schon vorher Absolution erteilen und lügen dann drauf los, daß die Balken biegen möchten.

Agnes. Könnte man nicht einen Mann nach Brandenburg senden, um Nachrichten einzuholen?

Johann. Er würde in der Nacht ohne Schwierigkeiten über das Eis gelangen können, aber es ist kaum der Mühe wert. Die Nachricht kann nicht wahr sein. Hundeluft ist vielleicht genommen, denn ich habe den Walwitzen nie viel zugetraut, aber Golzow und Rathenow gewiß nicht, und so lange Golzow nicht gefallen ist, wagt Brandenburg nichts zu thun.

Henning. Um zu wissen, wie viel von der Nachricht wahr ist

und wie weit man den Magdeburgern trauen kann, würde die Absendung eines Boten doch gut sein.

Johann. Es kann geschehen. Laß den Wilrich einmal zu mir kommen, befahl er einem Knappen, und Wilrich erschien. Wenn es dunkel geworden ist, sprach Johann, schleichst du dich verkleidet und unkenntlich über das Eis und gehst nach Brandenburg. Suche dort Nachrichten einzuziehen, wo der Burggraf ist und welches Schloß er belagert hält, auch was man sonst spricht und uns dienen kann. Ich rechne auf deinen verschlagenen Kopf und deinen Diensteifer. Sobald du etwas weißt, kehrst du zurück. Spätestens morgen Abend, sobald es finster ist, erwarte ich dich. Aber laß dich nicht erkennen. Es könnte dir sonst schlecht gehen.

Wilrich. Fürchtet nichts. Ich werde alles getreulich ausrichten.

Es ereignete sich an diesem Tage nichts, denn die Magdeburger hatten sich so weit zurückgezogen, daß die Kugeln wenig oder keinen Schaden thun konnten, und Johann hatte nicht Lust, seine Munition unnütz zu verschwenden.

Am andern Tage, Sonnabend den 10. Februar, erhielten die Magdeburger Verstärkung und sie konnten die großen Lücken einigermaßen, obgleich noch immer sehr unvollständig ausfüllen. Am Abend kam Wilrich wieder. Er hatte sich als Bettler nach Brandenburg geschlichen und war überall umher gehinkt, aber in den Kreisen, in denen er sich umhergetrieben hatte — den einzigen, wo er es ohne Gefahr wagen durfte — hatte er die widersprechendsten Nachrichten erhalten. Daß Brandenburg dem Burggrafen seine Thore geöffnet hatte, war das einzige, was er gewiß wußte. Ziemlich sicher war es, daß sich Golzow ergeben hatte, warum und was aus Wichart geworden, wußte man nicht. Viele behaupteten, er sei getötet, andere, er sei gefangen, noch andere, er sei entflohen. Daß Rathenow sich ergeben habe, hatten ebenso viele behauptet als geleugnet. Friedrich sollte vor Friesack stehen, aber Leute, die eben aus Berlin gekommen waren, hatten ihn dort gesehen. Dennoch schien es sicher, daß Friesack belagert sei, und man hatte von dort her schießen hören. Beuthen sollte belagert sein, aber man wußte nicht, von wem. Von Hundeluft war nichts bekannt.

Also Brandenburg wirklich in den Händen des Burggrafen! rief Johann. Das läßt für Golzow fürchten. Die Brandenburger haben es nie ehrlich mit uns gemeint, ich habe ihnen nie getraut. Ständen die Magdeburger nicht da, ich wollte es ihnen eintränken. — Von allem andern glaube ich nichts.

So brach der 11. Februar an. Es war der Sonntag Sexagesimä, derselbe, an welchem das Schloß Friesack übergeben wurde. Johann ahnte nichts von diesem für ihn so wichtigen Ereignis. Noch glaubte

er seinen Bruder wohlbehalten und sicher in seinem Schlosse. Dennoch konnte er sich heute einer gewissen Bangigkeit nicht erwehren. War es jenes geheimnisvolle Band, das Seelen, die sich lieben, umschlingt und mittels welchem das Weh der einen leise hinüberzittert in die andere, wenn auch weite Räume sie trennen, oder war es der trübe nebelgraue Himmel, auf den er selber seine finstere Stimmung schob, genug seine Lage schien ihm heute bedenklicher als gestern.

Gegen Abend kam abermals ein Trompeter gegen das Schloß geritten und gab ein Schreiben ab. Johann entfaltete es und las die Nachricht, daß heute das Schloß Friesack besetzt sei. Von seinem Bruder enthielt das Schreiben kein Wort.

Was sollen diese Äffereien, sprach Johann unwillig, es ist kindisch, mich durch solche Lügen schrecken zu wollen. Kugeln können sie mir nicht senden, so schicken sie einstweilen falsche Nachrichten.

Am Abend kam ein Bote von Werner von Holzendorff aus Bötzow und brachte von ihm ein Schreiben, worauf er sogleich Antwort begehrte, weil er noch in dieser Nacht sich wieder auf den Rückweg und wenigstens bis Brandenburg begeben wolle. Er hatte sich über das Eis geschlichen, ohne daß ihn der Feind bemerkt hatte. Am Burgthor hatte er das verabredete Zeichen und Wort gegeben und so den Einlaß gefunden. Er war am Nachmittag durch Brandenburg gekommen, eben als dort bei Trommelschlag an allen Ecken der Befehl verlesen worden war, den entflohenen Dietrich von Quitzow einzufangen und gegen eine Belohnung lebendig oder tot dem Burggrafen einzuliefern, und erzählte, was er vernommen hatte.

Johann erblaßte. — Also doch? rief er aus. — Herr des Himmels, das ist ja nicht möglich! — Friesack wäre wirklich gefallen und Golzow und Rathenow auch? — Mein Bruder entflohen, mein armer Bruder! Und einen Preis setzt man auf ihn, man soll ihn einfangen, als ob er ein wildes Tier wäre! — O Gott, das ist zu viel! — — Aber nein! Er mag entflohen sein, sie haben ihn vielleicht bei einem Ausfall gefangen und er ist entsprungen. Das Schloß haben sie gewiß noch nicht, so schnell fällt Friesack nicht.

Er beantwortete Werners Schreiben und fertigte dann den Boten ab. Die erhaltenen Nachrichten arbeiteten heftig in seinem Kopfe und raubten ihm in dieser Nacht den Schlaf. Er vermochte sich die vorhandenen Rätsel nicht zu lösen.

Gegen Abend bemerkte Johann im Norden der Gegend eine ungewöhnliche Bewegung. Er stieg auf den Turm und sah, daß ein Heereszug sich näherte. Immer weiterhin dehnte er sich und die zahlreichen Banner, die vielen Heerwagen ließen einen Schluß auf die noch nicht deutlich zu übersehende Menschenmenge machen. — Sicherlich das

Heer, das vor Friesack gestanden, sprach Johann zu Henning, der ihm nachgekommen war. Dann aber ist Friesack auch genommen. Wie sie das möglich gemacht haben, mag Gott wissen. Wahrscheinlich ist eine Verräterei im Spiele, anders kann es nicht sein. Aber kommt nur! Plaue wird euch zeigen, daß es Schlösser giebt, die nicht zu nehmen sind.

Das Heer zog näher, und als es bis zur Linie des magdeburgischen Lagers gekommen war, machte es Halt. Bald darauf aber wurde das magdeburgische Lager abgebrochen und die Gesamtmasse rückte dem Schlosse näher. Ein Teil wurde auf das westliche Havelufer gesandt und ging über das Eis ohne Mühe hinüber. Jetzt breitete man sich aus und das Schloß war ringsumher im Westen, Norden und Osten von Truppen umschlossen. Die im Osten standen jenseit des Wassers, ziemlich entfernt vom Ufer. Auf dem Eise des Sees im Süden wurden nur einzelne Beobachtungsposten mit einem einzigen Zelte aufgestellt. Die einbrechende Nacht unterbrach die weiteren Arbeiten.

Johann sah nun wohl, daß die Magdeburger vorher weit mehr die Bestimmung gehabt hatten, das Schloß zu beobachten und mögliche Hülfe oder Unterstützung von außen abzuhalten, als etwas gegen dasselbe zu unternehmen. Nunmehr stellte sich die Sache anders; das Belagerungsheer war ungewöhnlich, fast übermäßig stark und flößte durch seine Stärke gebieterisch Achtung ein.

Am Dienstag den 13. wurde das Lager vollständig eingerichtet und die Wagenburgen jenseit und diesseit der Havel aufgestellt. Die Banner wehten lustig von und neben den Zelten und Johann musterte sie, um zu erfahren, wen er vor sich habe, doch konnte er nur einen Teil deutlich erkennen. Unternommen wurde heute noch nichts. Abends war der Himmel ringsum von dem Scheine der Wachtfeuer gerötet, selbst auf dem Eise brannten sie. Jetzt war jede Mitteilung nach außen gehemmt. Dietrichs Schicksal ging Johann ungemein zu Herzen. Bis dahin hatte er gehofft, von ihm selber irgend eine Nachricht zu erhalten, was jetzt unmöglich gemacht war.

Am Mittwoch schneite es den ganzen Vormittag, und zwar so sehr, daß man nicht bis zu dem feindlichen Lager sehen konnte. Das Schloß war in Schneeflocken eingehüllt, ringsum verlief sich der weiße Boden in geringer Entfernung ins unbestimmte. Gegen Mittag minderte sich der Schneefall etwas. Man konnte jenseit der Havel etwas vom Lager sehen. Der Feind arbeitete dort, aber zu erkennen war nichts. —

Nachmittags wurde Johann angezeigt, daß ein Trompeter und ein Ritter mit weißem Fähnlein sich vor dem Burgthore befinde und Einlaß begehre. Er wurde zugestanden unter der üblichen Bedingung, daß der Ritter sich die Augen verbinden ließe, der Trompeter aber draußen bliebe.

Es geschah, der Ritter wurde von einem Knappen geleitet und trat mit verbundenen Augen in Johanns Zimmer. Der Knappe blieb neben ihm stehen. Henning war im Zimmer, Agnes entfernte sich.

Der Ritter. Stehe ich vor Johann von Quitzow?

Johann. Ihr sagt's.

Der Ritter. Im Namen des ehrwürdigsten Günther, Grafen von Schwarzburg, Erzbischof des Landes, Stifts und des Gotteshauses zu Magdeburg werde ich an euch gesandt mit dem Erbieten, daß ihr, Johann von Quitzow, euer Schloß Plaue, sowie euch und die Eurigen in seine Hände übergebt, da es noch Zeit ist, von dem durchlauchtigen Fürsten, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, zur Zeit oberstem Verweser der Mark zu Brandenburg, vielleicht Gnade zu hoffen. Späterhin, wenn euer Schloß erstiegen ist, kann davon nimmer die Rede sein und euer Schicksal möchte traurig enden, da euer Schloß ohne Zweifel ebenso genommen wird, wie es eure und der Eurigen Schlösser Hundeluft, Golzow und Friesack bereits sind. Begehrt ihr eine Zeit der Überlegung und Beratung, so bin ich beauftragt, sie euch zuzugestehen.

Johann. Es bedarf deren nicht, Herr Ritter. Kehrt zurück zu denen, die euch gesandt haben, und sagt ihnen, daß ich keine Gnade, sondern nur mein Recht begehre, kraft dessen ich bisher gehandelt habe und ferner handeln werde. Auch sind die Quitzows nicht gewohnt, dem ihre Schlösser zu übergeben, der sie ihnen abtrotzen will. Ich werde Plaue verteidigen; ob es genommen wird, muß die Zukunft lehren.

Der Ritter. Ist das euer letztes Wort? —

Johann. Es ist es, es wäre denn, daß ihr den Herrn Erzbischof in meinem Namen bitten wolltet, mich in sein Gebet einzuschließen. Er betet ja gern für seine Feinde und sorgt beständig dafür, solche zu haben.

Der Ritter verneigte sich schweigend und ging, von dem Knappen geleitet, nach dem Thore zurück, von wo er mit dem Trompeter, nachdem ihm das Tuch abgenommen war, dem Lager zuritt und im Schneegestöber verschwand.

Agnes hatte horchend die Verhandlung mit angehört. Sie trat jetzt weinend in das Zimmer. Johann bemerkte es und fragte: Was hast du, warum weinst du?

Agnes. Du hast das letzte Mittel, dich zu retten, zurückgewiesen und es ist immer ein furchtbarer Gedanke, die Gnadenthür verschlossen zu wissen.

Johann. Laß das. Ich brauche keine Gnade und keinen Frieden so lange meine Mauern halten, und die sollen sie mir nicht niederwerfen. —

Kann denn das Schloß nicht anders genommen werden, als wenn die Mauer niedergeworfen wird? fragte Henning, das Gespräch fortsetzend.

Johann. Sie müßten mit den Teufeln ein Bündnis geschlossen haben und mir diese aus der Luft fechtend zusenden, sonst nicht.

In diesem Augenblick wurden ein Knecht, der auf dem Hofe bei der Hundehütte beschäftigt war, der Hund und seine Hütte schneller wie von Windeshauch und unter furchtbar schmetterndem Knall fortgerissen. Steine splitterten umher und einer derselben ritzte Johanns Hand blutig. Alles stürzte in unbeschreiblicher Verwirrung zu den Thüren heraus und schaute sich erschreckt und verwundert um. Niemand wußte, was er eigentlich vernommen hatte. Auch Johann bedurfte einiger Zeit, um sich zu erholen, Henning zitterte an allen Gliedern.

Alle schauten mit Entsetzen die große steinerne Kugel an, welche das Unheil angerichtet hatte. Sie war gegen einen runden Turm gefahren, hatte aus diesem ein großes Stück Mauerwerk herausgeschlagen, sprang von hier ab und traf so den Knecht und den Hund.

Johann betrachtete gedankenvoll die tiefe Narbe des von der Kugel getroffenen Turmes. Endlich sprach er: Nun wird mir die Sache mit Friesack und Golzow deutlich. Wo in aller Welt ist diese furchtbare Büchse hergekommen?

Auch Agnes war herbeigeeilt und wandte sich schaudernd und entsetzt von dem gräßlichen Anblick des zerrissenen Knechtes hinweg. Johann hatte sich ihr genähert und ermahnte sie, den schrecklichen Anblick zu meiden. Sie wandte sich zu ihm und sprach: Johann, teurer lieber Herr, ich weiß meiner Angst kein Ziel zu setzen, mit solchen Kräften kann der Mensch nicht kämpfen. Die Treue schützt dich nicht mehr und worauf du dich sonst verlassen, wird zerschmettert. Laß mich hinaus ins feindliche Lager, laß mich mit ihnen reden, noch kann sich alles wenden lassen und ich bin überzeugt, ich bringe dir Frieden.

Johann. Agnes, fasse dich, sprich wenigstens hier vor den Knechten leise und mäßige deine Heftigkeit. Sie betrachten dich mit Staunen.

Agnes ward inne, daß Johann recht hatte. Vergieb mir, sagte sie, ich weiß kaum was ich thue. Der Schrecken hat mir fast die Sinne genommen. Reich mir deinen Arm, daß ich mich stütze. Aber mein Gott, du bluteſt?

Johann. Es hat nichts zu sagen, ein Steinsplitter hat die Haut aufgerissen.

Sie band ihm ihr Tuch um die Hand und wollte ihn ins Wohngebäude führen. Indem donnerte wieder die furchtbare Büchse und zugleich fuhr die Kugel durch die Wand des Schlosses, daß die Mauer

erbebte. Sie hatte durchgeschlagen und das eine Fenster ansehnlich erweitert. Auch die zweite Wand war durchgeschlagen. Es war niemand im Zimmer gewesen. Die Knechte und Mägde, welche sich um den Toten gedrängt hatten, waren beim zweiten Schuß verstört auseinander gefahren und suchten sich nun zu verbergen.

Wir müssen uns im Erdgeschoß aufhalten, sprach Johann, in ihm sind wir durch die hohe Schloßmauer geschützt. Komm ins Zimmer, Agnes, und erhole dich. Das Knallen mußt du gewohnt werden, denn ich werde antworten lassen, und wenn meine Büchsen auch nur klein sind, so sind sie dir dafür um so näher.

Er führte sie hinein. Henning begleitete ihn. Nachdem er seine Hand verbunden hatte, ging er hinaus, um seine Büchsen in Thätigkeit zu setzen. Er stieg auf einen Turm, auf welchem zwei derselben standen. Es schneite noch immer etwas und man sah nur undeutlich in die Ferne. Da blitzte es rot auf, die Kugel summte nahe am Turm vorbei und fuhr unschädlich daneben weg nach dem Plauer See hin.

Johann ließ das Geschütz nach der Gegend hinrichten, wo er es hatte blitzen sehen, nordöstlich, jenseit des Fährhauses. Sein Büchsenmeister sollte heute sein Probestück machen und Johann bedauerte nur, daß er die Wirkung desselben wegen des Schnees und der trüben Witterung nicht beobachten konnte. Um gewiß zu sein, ob das Geschütz die rechte Richtung habe, wollte man den vierten Schuß abwarten. Allein er kam nicht und nachdem man lange genug gewartet hatte, war es ganz dunkel geworden. Wenn der Feind heute nicht mehr schießt, lassen wir es bis morgen, sagte Johann, dann werden wir ohnehin besser sehen können. Er stieg hinab und ging ins Schloß.

Zweierlei, sprach Johann, wird nun notwendig. Das eine ist, daß du, Henning, das Schloß verlassen mußt. Ich kann dich unmöglich mit in mein Geschick verwickeln, in das du jetzt so unschuldiger und zufälliger Weise hineingeraten bist. Traurig, daß du schon, statt der Erholung, die du hier zu finden hofftest, nichts als harte Schicksalsschläge erdulden mußtest, denn du bist ein zu guter Bruder, als daß das Schicksal der Deinigen dich nicht aufs Innigste berühren sollte.

Henning. Sprich nicht davon, lieber Johann. Bin ich auch nicht zum Kriegsmann erzogen, so bin ich doch nicht so feigherzig, dich zur Zeit der Not zu verlassen. Ich bleibe bei dir.

Johann. Was soll es nutzen? Helfen kannst du mir nicht. Entweder ich unterliege, — dann ist es genug, wenn du es in der Ferne vernimmst und du mir dort deine brüderliche Teilnahme schenkst, anstatt mit mir hier zu unterliegen, — oder ich siege, dann kehrst du wieder und verlebst die schöneren Tage mit uns, auf welche wir hoffen. Du kennst die Schrecken der Belagerung nicht und würdest dich nutzlos opfern.

Henning. Im glücklichen Fall kann mein Hiersein dir nicht schaden, im unglücklichen kann ich dich trösten. Hast du noch nie das Bedürfnis des Trostes empfunden? Es wäre doch möglich, daß dir was Übles zustieße. Du kannst verwundet werden. Wer soll dann für Frau Agnes sorgen? Du selber kannst ja dazu unfähig sein. Und wenn sie trotz ihrer Furcht bei dir ausharren will, wirst du mir doch wohl so viel männlichen und brüderlichen Mut zutrauen, daß ich mich von ihr nicht beschämen lassen werde? — Es ist darum recht gut, daß es nicht einmal möglich ist, zu entrinnen, denn wir sind rings umstellt.

Johann. Dazu müßten sich Mittel finden. Das Eis ist schwach besetzt und über den See würde man dich in der Nacht allenfalls hinüberbringen können.

Henning. Innerhalb der Schußlinie des Feindes? Ich glaube, der Gang wäre gefährlicher als mein ganzer Aufenthalt im Schlosse. Nein, nein! Gieb dir weiter keine Mühe. Ich gehe nicht und was daraus erfolgt, will ich vor meinem Gewissen verantworten.

Johann. Gut denn, es sei! So mögest du mein Glücks- und Unglücksgefährte bleiben. Das zweite aber ist, wir müssen unsere Magdeburger Gefangenen wieder in die Keller schaffen, denn oben in den Türmen und wo sie sich sonst befinden, schießt sie der Feind tot.

Agnes. O warum bist du nicht meinem Rate gefolgt und hast sie vor der Belagerung laufen lassen. Jetzt machen sie uns Not und zehren unsere Vorräte auf.

Johann. Für das letztere ist gesorgt. Ich fürchte keinen Mangel zu leiden. Aber Not machen sie uns doch und daß ich nicht einen Teil derselben habe laufen lassen, thut mir jetzt leid. Das schlimmste ist, daß man ihnen nicht trauen darf und ihre Bewachung mir die Leute ermüdet.

Agnes. Schicke sie noch fort. Sie werden schon hinausfinden.

Johann. Damit sie auf der Stelle gegen mich fechten? Nein. Da sehe ich sie doch lieber in den Kerkern. Aber morgen müssen sie sogleich anders untergebracht werden.

Siebentes Kapitel.

Am andern Tage, Mittwoch den 14. Februar, war das Wetter hell. Johann stieg wieder auf den Turm zu seinen Büchsen. Heute ließ sich alles deutlich überschauen. Der frisch gefallene Schnee hatte die ganze weite Landschaft mit einem blendend weißen Schleier überdeckt, und den Unterschied zwischen Land und Wasser gänzlich aufgehoben. Millionen blitzender Schneeflimmern erglänzten im hellen Sonnenlicht, alle Wege waren verschneit, und wurden kaum durch die Bäume, welche hier und da an ihren Rändern standen, bemerkbar. Selbst das dunkle vielwinklige Gemäuer des Schlosses hatte durch den Anflug von Schnee eine Menge weißer Stellen und scheckiges Ansehen gewonnen.

Noch schoß die große Büchse nicht. Aber es schien, als ob sich dort neben ihr mehrere von geringerer Größe befänden. Johann richtete seine Büchsen nach der Stelle, wo das Banner der Städte Alt- und Neu-Brandenburg nahe bei der großen Büchse aufgesteckt war. Er ließ Feuer geben, es knallte ohrenzerreißend in dem alten Turme, aus dessen schmalem Fenster die Mündung herausragte. Der Pulverdampf, der den Weg hinaus nicht finden konnte, war fast erstickend. Gleich nachher wurde die zweite Büchse abgefeuert.

Johann besaß sechs Büchsen von verschiedener Größe und Einrichtung, mit langen Röhren, die auf einem Gestelle mit drei Füßen lagen, und in ihrer Form von dem was wir jetzt Kanonen nennen sehr abwichen. Sie schossen etwa ein bis zwei Pfund Eisen. Von gleicher Art waren die, welche Dietrich auf Friesack angewendet hatte. Ihre Wirkung auf Menschen, besonders wenn sie in eine Rotte schlugen, war heftig genug, in allen andern Fällen aber mehr Furcht erregend als zerstörend.

Drei Türme waren mit Büchsen dieser Art besetzt worden, in jedem befanden sich ihrer zwei. Johann ließ sie sämtlich in Thätigkeit setzen, und man konnte deutlich bemerken, daß man im feindlichen Lager sich durch Wollsäcke, Sandsäcke und Schanzkörbe gegen ihre Wirkung zu sichern suchte.

Die große Büchse schwieg. Dagegen antworteten mehrere kleinere von derselben Art wie Johanns, welche den Städten Brandenburg zu gehören schienen. Warum die große Büchse unthätig blieb, konnte Johann nicht begreifen. Schon fing er an zu hoffen, sie sei vielleicht gesprungen, und er habe von ihr weiter nichts zu fürchten. Indessen war der Grund einfach der, daß die übrigen Kugeln von Friesack noch nicht angekommen waren. Man hatte nur drei mitgenommen und diese Plaue zugeschickt. Auch die Bliden waren noch nicht angekommen.

Die Kellerräume der verschiedenen Gebäude sollten aus Furcht vor den Kugeln der Besatzung und den übrigen Dienstleuten des Schlosses zur Wohnung angewiesen werden. Die Gefangenen wurden darum unten in die tiefer gelegenen Räume der Türme gebracht, worüber sie freilich sehr wehklagten, was sich jedoch nicht ändern ließ. Für die beiden vornehmsten Gefangenen hatte man den besten dieser Kerker gewählt, und zwar in dem sogenannten Fuchsturme, einem starken runden Gebäude im Süden des Schlosses, dessen Fuß von den Wellen des Plauer Sees bespült wurde. Er trat weit aus der Mauer in seiner dicken Rundung hervor. Jetzt konnte man auf dem Eise bis zu ihm und der Mauer gelangen. Der Kellerraum ging beinahe bis zur Wassertiefe hinunter.

Dieser Turm war seit vielen Jahren nicht benutzt, und hieß jetzt bei den Leuten nicht anders als der Spukturm, weil man sich viele schauerliche Geschichten von ihm erzählte. Vor — man wußte nicht, wie viel — Jahren hatte ein Magdeburger Kaufmann darin gesessen, den man allgemein den Juden nannte, weil sein Großvater ein Jude gewesen sein sollte, aber Christ geworden war. Das Gerücht gab ihn als sehr reich an. Allein man behauptete auch, er habe zaubern können, und erzählte eine Menge Verwandlungen, die er vorgenommen. Er saß sehr lange im Kerker, weil er behauptete, das ihm auferlegte Lösegeld nicht zahlen zu können. Endlich war er krank geworden, hatte über große Schmerzen geklagt und sich sehr nach Frau und Kindern gesehnt. Um so heftiger war man in ihn gedrungen, das Lösegeld herbei zu schaffen, von dem er jedoch standhaft behauptete, daß es seine Mittel weit überstiege. Endlich hatte es sich mit ihm zum Ende geneigt, und als er das bemerkt, habe er furchtbar zu rasen angefangen, den Burgherrn und dessen Familie verflucht, und zugleich auf den Turm den Fluch gelegt, daß, weil es ihm nicht gelungen sei, wieder herauszukommen, auch jeder andere, der künftig darin sitzen oder sich ihm nur nähern würde, kein Glück und keinen Segen haben, und daß ihm mißlingen solle, was er unternehmen möchte. Gleich darauf sei er gestorben mit fürchterlichem Geschrei, daß niemand habe dabei bleiben können. Als er tot gewesen, habe sein Gesicht ganz schwarz ausgesehen,

und am Halse hätten sich deutliche Spuren gezeigt, daß der Teufel ihn erwürgt, mit dessen Hülfe er seine Zaubereien ausgeübt hatte.

Unter den gegenwärtigen bedrängten Umständen blieb nun kein anderer Rat, als Peter von Kotze und Gebhard von Plotho nach dem Spukturm zu bringen, da dies Gefängnis das beste, oder vielmehr das am wenigsten schlechte war. Als man ihnen dies anzeigte, erschraken sie, denn die schauerlichen Sagen von diesem Turme waren ihnen nicht unbekannt geblieben, und sie waren weit entfernt, sie zu bezweifeln. Es schien ihnen eine arge Grausamkeit, sie noch durch Spukereien quälen zu lassen, und sie machten Vorstellungen dagegen. Johann befahl, ihnen die Kerker sämtlich zu zeigen, und sie dann wählen zu lassen. Als sie sie gesehen, blieben sie unschlüssig, was sie thun sollten. Jenes Gefängnis im Turme schien wirklich das beste, und lag gegen die Kugeln am meisten geschützt. Zuletzt wählten sie es doch in der Hoffnung, der Spuk werde als Magdeburger seine Landsleute stillschweigend ausgenommen haben. Für alle Fälle baten sie, ihnen ein Kruzifix mit in den Kerker zu geben, vor welchem kein höllisches Blendwerk bestehen könnte, worin gern gewilligt wurde.

Ihr Kerker hatte so viel Licht, daß eine Art von Dämmerung darin herrschte. Es fiel durch Fenster, welche in der Höhe angebracht waren. Auch hatten sie ihre vollständige Kleidung behalten, und auf den Strohlagern befanden sich sogar einige Betten, um sich nötigenfalls gegen die Kälte zu schützen. Ihre bisherige nicht schlechte Kost wurde ihnen regelmäßig gebracht, aber die Kälte belästigte sie dennoch mehr, als sie gefürchtet hatten, und sie brachten den größten Teil der Zeit im Bette zu.

Am Tage ging alles ziemlich gut; aber als die Nacht hereinbrach, wurde ihnen sehr schauerlich zu Mute. Die Geisterfurcht mit ihren unheimlichen Schrecken hatte sich ihrer bemächtigt, und sie scheuten sich nicht, dies einander zu gestehen, denn man hatte dabei kein Arg, weil niemand an dem Dasein umher spukender Seelen zweifelte, gegen welche weder Tapferkeit noch Mut, sondern allein geistliche Waffen etwas ausrichten könnten. Lange sprachen sie mit einander, denn der Schlaf wollte sich nicht einstellen, und einer fand in der Stimme des andern Trost. Endlich aber schwiegen sie, und nun lauschten sie ängstlich auf jeden Ton. Als sie endlich ein seltsames Pochen vernahmen, das wie aus der Erde zu kommen schien, wußten sie, was sie davon zu denken hatten und schlugen ein Kreuz über das andere.

Am Donnerstag den 15. änderte sich in der Lage des Schlosses nichts. Die kleinen Büchsen knallten von beiden Seiten, die große schwieg. Unsere beiden Gefangenen hatten heute Zeit, ihren Kerker näher zu untersuchen. Zufällig entdeckten sie, daß ein großer Stein in

der Mauer dicht über dem Fußboden lose war. Er lag dem Eingang schräg gegenüber gegen die linke Seite hin. Mehr um zu versuchen, ob der Stein völlig abgelöst war, als weil sie sonst irgend einen Zweck hatten oder an einen solchen dachten, hoben sie ihn nicht ohne Mühe heraus. Aber mit großer Verwunderung bemerkten sie, daß er ein großes, schräg nach unten durch die dicke Mauer gearbeitetes Loch bedeckte, das weit genug war, um einen Menschen hineinkriechen zu lassen. Das Innere der Mauer bestand aus Steinbrocken und Schutt, durch Mörtel einigermaßen verbunden. Allein nur unten leuchtete durch einige Ritzen das Tageslicht herein und man sah, daß es nach dem Eise hinausging; freilich mußte aber noch die äußere Mauerhülse durchbrochen werden. Gebhard von Plotho, der hineingekrochen war, untersuchte die Sache näher und fand, daß es keine gar große Arbeit mehr machen konnte, die Mauer ganz zu durchbrechen. Es war ihnen bereits tüchtig vorgearbeitet.

Es blieb kein Zweifel übrig, daß der sogenannte Jude das Stück Arbeit verrichtet hatte, um sich zu befreien, und daß er durch seine Krankheit darin unterbrochen war. Daraus erklärte sich die tiefe Verzweiflung, in der er gestorben war, wenige Tage bevor er die Freiheit wieder zu erlangen hoffen durfte. Noch lag das scharfkantige Stück Granit in dem Loch, womit er gearbeitet hatte. Aber wo er den Schutt gelassen blieb rätselhaft, bis sich ergab, daß er den nicht gepflasterten Boden des Gefängnisses allgemach aufgehöht, indem er die oberste Erdschicht abgenommen und den Schutt auf diese Weise vergraben hatte. Das Ganze war viel zu verlockend, als daß unsere beiden Gefangenen nicht auf der Stelle hätten beschließen sollen, sich dasselbe zunutze zu machen. Am Tage war es zu gefährlich zu arbeiten, aber in der Nacht konnte man es wagen, da der Turm von außen jetzt nicht beobachtet und diese Gegend in der Nacht von jedermann gemieden wurde. Es ist nicht zu beschreiben, welch' eine Freude unsere Gefangenen ergriff, als sie sich überzeugten, daß die Arbeit fortgesetzt werden könne und binnen kurzem zum Ziele führen müsse. Sie umarmten sich und wünschten sich unter Freudenthränen Glück zur baldigen Freiheit. Kaum konnten sie den Abend erwarten, um anzufangen.

Heute war der sogenannte Wenige Rinnabend, einer von den Freudentagen des damaligen Karnevals. An diesem Tage wurden die Vorübungen zu den Rennen und ritterlichen Spielen gehalten, mit welchen man die Rinne-Sonntage feierte. Johann von Quitzow hatte sonst nie versäumt, zu diesen Zeiten glänzende und köstliche Buhurte zu geben, wie man diese Spiele nannte, an welchen seine Freunde regelmäßig teilnahmen. Für diesmal mußte es unterbleiben. Nur die Knechte in der Burg ließen nicht von der alten lieb gewordenen Gewohnheit und

veranstalteten unter sich allerlei Kampfspiele, soweit der jetzt ziemlich beschränkte Raum es zuließ.

Dagegen ging es draußen um so munterer zu. Aus der Burg konnte man bemerken, daß allerlei Spiele, Ringstechen, Lanzenrennen und dergleichen mehr veranstaltet und geübt wurden. Selbst das Feuern ließ nach, man schien im ganzen Lager an die bevorstehende Fastenzeit zu denken und nicht geneigt, sich durch den Krieg um die Fastnachtsfreuden bringen zu lassen. Das Lager ertönte ringsum von Gesängen und freudigem Jauchzen und die Knechte in der Burg hielten es für ihre Schuldigkeit, die draußen hören zu lassen, daß auch sie den Lebensmut noch nicht verloren hatten.

Die Nacht war gekommen, unsere beiden Gefangenen schoben den Stein vor der Öffnung hinweg und Peter von Kotze kroch nicht ohne Furcht vor dem spukenden Juden mit dem Vorderleibe hinein. Es war eine beschwerliche Lage, denn das Loch ging abwärts, der Kopf lag daher nach unten, dazu war es stockfinster. Indessen hämmerte er mit seinem Steine darauf los und war zufrieden, wenn er Kalk und Steine fallen hörte. Als er ermüdete, wurde er von Gebhard von Plotho abgelöst.

Am Morgen des folgenden Tages donnerte die große Büchse wieder mit erschütterndem Knall. In der Burg brachte sie alles auf die Beine; schon hatten sich alle der Hoffnung überlassen, daß sie unbrauchbar geworden und ferner von ihr nichts zu fürchten sei. Die Kugel hatte die dicke Umfassungsmauer des Schlosses getroffen, die durch keinen vorliegenden Wall geschützt war. Vor dem Gebrauche des Geschützes hatten die Wälle mehr die Bestimmung, das Heranbringen der Mauerbrecher zu erschweren. Vor Plaue fehlte er, weil die Mauer so dick war, daß die bis dahin gebräuchlichen Maschinen gegen sie nichts ausrichten konnten. — Der zweite Schuß traf wieder die Mauer, und da auch die dritte Kugel dahinschlug, so überzeugte man sich, daß es des Feindes Absicht war, diese niederzulegen.

Der folgende Tag, der 17., war der sogenannte fette, feiste oder schmalzige Sonnabend. An ihm wurden viele Schmalzkuchen, Spießkuchen, Mörser, Hippen und andere mit Fett und Butter zubereitete Speisen gebacken und meistens noch warm verzehrt. Man sah ringsum im Lager an der großen Menge aufsteigenden Rauchs, wie eifrig man es sich angelegen sein ließ, dem Gebrauche sein Recht anzuthun. Aber auch im Schlosse selber war man vom frühen Morgen an thätig, diesen Sonnabend zu keinem mageren zu machen und man wetteiferte mit denen da draußen im fleißigen Backen. Der Rauch stieg aus den Essen der Schloßgebäude Freude verkündigend in die Höhe, und wer da gesehen hätte, wie einmütig die in und jene außer dem Schlosse verfuhren,

hätte sie unmöglich für Feinde halten können, wenn das Knallen der großen und kleinen Büchsen ihn nicht daran erinnert hätte. Es dauerte den Tag hindurch fort, man schoß wieder auf die Mauer und die Schloßbewohner ließen sich wenig dadurch stören. Nur die Kugeln der kleinen Büchsen wurden auf andere Punkte gerichtet. Da man indessen sehr ungenau schoß, weil man nicht zu zielen verstand, so richteten diese Kugeln nur zufällig Schaden an. Gegen Abend wurden im Westen des Schlosses einige Bliden aufgestellt. Von ihnen konnte man nun mancher Unbequemlichkeiten gewärtig sein. Doch wurden sie heute noch nicht in Thätigkeit gesetzt.

Der 18. Februar war der Sonntag Esto mihi oder Quinquagesimae, ein Tag, der zu jener Zeit auf die mannigfaltigste Weise gefeiert wurde und darum die verschiedenartigsten Namen erhielt. Mit jenen obengenannten bezeichnete ihn die Kirche, doch hieß er bei ihr auch Carnisprivium novum oder Dominica ad Carnes Levandas oder Tollendas, sowie Carnisprivium Sacerdotum und Dominica ante Cineres. In älteren Zeiten hielt man dafür, daß die Geistlichkeit billigerweise den übrigen Christen mit dem Fasten vorangehen müßte und daß ihre Fasten zwei Tage früher anfangen könnten als diese. Für sie war daher heute der letzte Fleischtag und darum that man sich noch möglichst viel zu gute. Von diesem Gebrauch hieß dieser Tag sehr allgemein die Pfaffen-Fastnacht, und weil die vornehmeren Laien glaubten, sich in dieser Beziehung den Pfaffen anschließen zu müssen, wurde er auch Herren-Fastnacht genannt. Er hieß ferner der große Fastelabend, sowie der fette Sonntag. Mit ihm begann die sogenannte taube oder unsinnige Woche. Es ging an ihm in der ganzen Christenheit überaus lustig zu und die Geistlichkeit ohne Ausnahme ging darin mit gutem, — leider auch nicht selten mit schlechtem Beispiele voran. Selbst Mönche und Nonnen liefen vermummt umher (sogar die Äbtissin des Frauenmünsters zu Zürich lief im Jahre 1433 mit einem Herrn von Heuen vermummt mit ziemlichem Unwesen durch die Gassen der Stadt) und überließen sich oft sehr sträflichen Ausschweifungen*). Vornehme Herren veranstalteten an diesem Tage ritterliche Spiele, Rennen, Speerstechen und Turniere, wozu sie den benachbarten Adel und dessen Frauen einluden, womit sodann Mummereien und andere Lustbarkeiten verbunden wurden. Von diesen Buhurten erhielt der Sonntag auch den Namen Bohordicum, sowie der große oder mehrere Rinntag, auch der Rinne-Sonntag. Abends wurden auf Höhen und freien Plätzen Fastnachts-Feuer angezündet, womit die ganze Woche hindurch fortgefahren wurde,

*) Hottinger, Helvetische Kirchengesch. T. II. S. 696. Haltaus, Calendarium medii aevi S. 50.

kurz, man gab sich alle erfinnliche Mühe, um in diesen festlichen Tagen welche gestern begonnen hatten, Freude und Lust walten zu lassen.

Suchte man im Schlosse, soviel es möglich war, dem Tage sein Recht anzuthun, so läßt sich wohl denken, daß man im Lager noch weniger darin kargte. Freude und Jubel ertönte überall und nur während des Gottesdienstes herrschte Stille. Schauteufel liefen umher*), steckten den Kopf in jedes Zelt und trieben die unsinnigsten Possen. Es waren Kriegsknechte, die sich als Teufel verkleidet hatten, meistens Trommelschläger und Pfeifer, denn diese hatten das Amt der Lustigmacher in den Heeren, daher ihre buntscheckige Kleidung, und man wählte dazu meistens nur possierliche Kerle. Die Hauptlust bestand darin, daß sie sich möglichst dumm anstellten. Sie mußten nichts kennen, nichts wissen, sich bei jeder Sache über die Maßen verwundern, vor allen, selbst den unbedeutendsten Dingen heftig erschrecken und dennoch eine ungezügelte Neugier zeigen, die sie trieb, alles zu begucken, zu befühlen und zu kosten. Es versteht sich, daß sie alles verkehrt anfangen und sich in Verlegenheiten bringen mußten, bei welchen sie die grimmigsten Gesichter und Kapriolen schnitten. Sie bekamen natürlich ihre Prügel, ohne welche der Lust das Gewürz gefehlt hätte, aber sie hatten sich darauf vorgesehen und den Rücken gehörig gepolstert. Alle Welt wurde durch sie in die fröhlichste Laune gesetzt, auch dem einfältigsten war es schmeichelhaft, Wesen vor sich zu sehen, über welche er sich unendlich erhaben dünkte. Je mehr sich die Zuschauer ausschütten wollten vor Lachen, je mehr der Ausruf erschallte: Ach, was ist das für ein dummer Teufel! um so größeres Lob erntete der Schauteufel ein. Es gehörte nicht viel dazu, um die Zuschauer königlich zu vergnügen und eben darum waren sie unendlich vergnügungs- und genußfähiger als unsere Zeitgenossen.

Im Lager waren an vielen Stellen Veranstaltungen zu ritterlichen Übungen, Kämpfen, Speerstechen, Ringelrennen und ähnlichen Spielen zu Roß und zu Fuß getroffen worden. Dies bot den Schauteufeln einen neuen Tummelplatz für ihre Späße. Sie durften überall hinein, selbst wo es anderen verboten war, nur hatten sie sich vor Prügel in acht zu nehmen. Daneben wurde fleißig gesotten und gebacken, und starke Nauener Zizenille wie alter Klaus, zwei damals sehr beliebte Biersorten, flossen in Strömen. In den Zelten lag bereits mancher in süßem Taumel, und lallte: wer trinken will Zizenill, muß liegen drei Tage still**), womit er denn eben den Anfang gemacht hatte.

Johann ließ gegen Abend seine Leute zusammen kommen und sagte zu ihnen: Wir sind sonst immer gewohnt gewesen, an diesem

*) Leibnitzii Script. Brunsw. T. III. S. 261.
**) Coleri, Hausbuch Tl. I. S. 22.

Tage einen Buhurt zu veranstalten. Ich habe diesmal keine Freunde dazu einladen können, denn sie konnten sich nicht einfinden. Da sich aber draußen vor dem Schlosse so viele Feinde eingefunden haben, und Lust haben zu buhurten, wie wär's, wenn wir einmal nicht im Schimpf sondern im Ernst heute mit ihnen buhurteten?

Ja, ja, ja, schrieen alle, ist's doch heute der Rinne-Sonntag, sie sollen mit uns rennen, und wen wir vor die Lanze kriegen, der soll uns nicht entrinnen.

Johann hatte es eigentlich darauf abgesehen, dem Feinde seine Büchsen zu verderben, oder womöglich abzunehmen. Man rüstete sich daher eiligst, und in der Dämmerung saß man auf. Das Thor öffnete sich, und schon war man auf dem Eise der Havel, ehe der Feind von dem Ausfall etwas merkte. Jetzt erschallte Lärm. Aber es war schwer den Lärm des Festes zu übertönen, denn Trompeten schmetterten schon genug in festlicher Lust. Die Trommeln waren auch nicht schnell bei der Hand, weil die Trommelschläger als Schauteufel umher schwärmten. Die Verwirrung und Bestürzung war nicht gering. Da man an der Bewegung der Quitzows sah, daß sie auf das Geschütz losgehen wollten, so warf sich alles, was bewaffnet war, dorthin, um es zu verteidigen. Es war ein Erdwall aufgeworfen, eine Art von Schanze, in welchem es stand, und aus dessen Schießscharten die Mündungen herausragten. Johann überzeugte sich, daß er hier mit seiner Reiterei nichts thun konnte. Er bog daher rechts ab und warf sich mitten auf das feindliche Lager.

Das alles geschah in so großer Eile, daß die Überfallenen völlig unvorbereitet den Anfall erdulden mußten. Ein ungeheurer Lärm erhob sich und pflanzte sich nach beiden Seiten rings durch das Lager fort. Die Schauteufel standen und trommelten, daß das Fell springen mochte, auch in den Rotten und Zügen stand mancher gar wunderlich ausstaffiert und zitterte, nicht vor Kälte. Die Angegriffenen wurden über den Haufen gerannt, und flüchteten sich hierhin und dorthin, verkrochen sich in Zelten und hinter Bierfässern, und suchten sich zu schützen, so gut sie konnten. Kreischend liefen die Weiber umher, und die Männer stürzten über sie weg, nach der Wagenburg laufend, um dort Schutz zu finden. Die Quitzowschen Reiter teilten grimmige Hiebe aus, Johann wütete mit Lanze und Schwert, daß er auf seinem Wege überall blutige Spuren zurückließ, und daneben wurden viele schöne Schmalzkuchen und die delikatesten Plinzen verdorben. Er versuchte jetzt von der Seite sich dem Geschütz zu nähern. Wirklich gelang es ihm auch, die Feinde vor sich her zu jagen, und ihm ganz nahe zu kommen. Aber eben jetzt mußte er zum Rückzug blasen lassen, denn von allen Seiten zogen so überlegene Streitkräfte heran, daß er nicht länger weilen durfte. In flüchtigster Eile ging man zurück, nur wenig verfolgt von dem über-

raschten Feinde, dessen Haufen noch nicht weit genug heran waren, um mehr zu thun, als einige Büchsenkugeln durch und über den Quitzowschen Haufen hinzusenden, die nur unbedeutenden Schaden thaten.

Johann und seine Leute waren mit diesem Buhurt überaus zufrieden. Letztere hatten doch einige Beute gemacht, und Johann wußte nun, wie man bei einem künftigen Ausfalle dem Geschütze beikommen könnte. Man that sich im Schlosse bei Kuchen und Bier nach gethaner Arbeit gütlich, und erzählte tausend drollige Geschichten von dem Schrecken des Feindes, der eine nicht kleine Zahl Verwundeter haben mußte.

Am andern Tage, Montag den 19., war Fastelabend oder Narrenkirchweih. Ausgelassenheit und sinnlicher Genuß feierten heute wie gestern ihre Triumphe, Narren und Lustigmacher parodierten heute die Kirchweihfeste auf die tollste Weise. Kein Stand, kein Gebrauch war so ehrwürdig, der heute nicht herhalten und Stoff hergeben mußte, ihn in verkehrter Behandlung und Auffassungsweise ins Lächerliche zu ziehen. Die Schauteufel führten Fastnachtsspiele auf, doch waren dies in der Regel fahrende Schüler und Priester, weil Verse hergesagt werden mußten, und dies nicht jedermanns Sache war. Man stellte lächerliche Prozessionen und Aufzüge in den wunderlichsten Vermummungen und Verkappungen an und überließ sich rückhaltlos der Freude.

In der Burg that man, was die Umstände erlaubten. Der Feind schoß heute fleißig und holte ein, was er gestern versäumt hatte. Auch sah man deutlich, daß Maßregeln getroffen wurden, das Geschütz gegen einen ähnlichen Überfall zu sichern, indem man seitwärts noch eine Schanze mit einem Graben vorlegte. Dadurch war es allerdings gegen eine Überrumpelung gesichert, und Johann mußte den Gedanken daran aufgeben.

Unsere beiden Gefangenen waren unterdessen die Nächte hindurch recht fleißig gewesen, und schon war das Loch so sehr erweitert, daß man unten nicht allein den Schnee auf dem Eise des Sees deutlich sah, sondern auch hoffen durfte, es in der bevorstehenden Nacht so weit zu bringen, daß es das Hindurchkriechen erlauben würde. So viel als möglich ließ man eine Steinschicht stehen, oder setzte das Loch auch wohl am Morgen mit Steinsplittern zu, um von außen keine Öffnung gewahr werden zu lassen.

Als die Nacht hereingebrochen und der lärmende Jubel der Schloßleute verstummt war, fingen die Gefangenen wieder an zu arbeiten. Die Hoffnung, bald am Ziele zu sein, gab neue Kräfte, die Steinstücke, mit welchen das Loch zugesetzt war, wurden behutsam auf die Seite gepackt, belebend und erfrischend fuhr die kalte reine Winterluft herein. Gebhard von Plotho sog sie begierig auf. Ha Peter, rief er, freie Luft, o was thut sie wohl, so stark wie heute ist sie noch nicht ein-

geströmt. Sieh, wenn ich den Kopf ganz hinunter schiebe, sehe ich Feuerschein — nein wahrhaftig, ich sehe die Wachtfeuer unserer Landsleute, der Magdeburger!

Steig herauf Gebhard, rief Peter, du hast nun genug gesehen, laß mich hinunter, damit ich mich an dem lang entbehrten Anblick ebenfalls labe. Auch mich dürstet nach freier Luft und dem Anblick unserer vaterländischen Wachtfeuer. Komm, komm! ich kann die Zeit nicht erwarten.

Er half Gebhard indem er ihn um die Schenkel packte, und diesen schneller herauszog, als ihm lieb war. Dann kroch er in das enge Loch hinunter.

Sprich nicht da unten, rief ihm Gebhard zu, draußen könnte es jemand hören, ich habe das in meiner Herzensfreude vorher auch nicht bedacht. Freue dich schweigend, und sende deine Grüße unsern Landsleuten in Gedanken zu.

Es trat eine tiefe Stille ein. Peter schien gar keine Lust zu haben, wieder in die Höhe zu rutschen. Plötzlich ertönte jenes unheimliche dumpfe Klopfen wieder, das unsere Ritter schon mehrmals vernommen hatten.

Hörst du? rief Gebhard, da klopft der Jude schon wieder. Wenn ich nur wüßte, wo er arbeitet. Er ist mitten in seiner Arbeit dahin gefahren und in Verzweiflung darüber gestorben, daß er das Loch nicht fertig gemacht und sich befreit hat. Nun hat seine Seele keine Ruhe, und er klopft und arbeitet noch immer zu, um zu vollenden, was er angefangen. Und doch klopft er nicht in diesem Loche. Die beiden Gefangenen arbeiteten rüstig weiter und schon in der nächsten Nacht durften sie hoffen, ihre Flucht bewerkstelligen zu können.

Achtes Kapitel.

Es war heute Dienstag den 20. Februar, die sogenannte junge Fastnacht oder Carnivora. Die Festlichkeiten der vorigen Tage mit allen Genüssen dauerten fort, und wenngleich Pfaffen und Herren eigentlich jetzt schon fasten sollten, so wurde das doch so genau eben nicht genommen. Fastnachtsspiele, Mummereien, Aufzüge in possenhafter Form und unmäßiges Schlemmen waren wieder an der Tagesordnung und im Lager wurde nicht weniger gesotten und gebraten als gestern und vorgestern. Die Beschießung wurde fortgesetzt, die große Büchse feuerte immer noch nach der Mauer. Auch die Bliden arbeiteten thätig und fingen an, sehr lästig zu werden.

Im Schlosse feierte man die junge Fastnacht ebenfalls, wenn man sich auch freilich mehr als man es wünschte beschränken mußte. Da gestern die ausgestellten Wachtposten zu eifrig an den Genüssen teilgenommen hatten, so daß mehrere unfähig waren, ihren Dienst zu versehen, so hatte Johann streng verboten, den heute Beschäftigten mehr, als die gewöhnlichen Speise- und Trankportionen zukommen zu lassen.

Wir halten uns nicht bei all den Narr- und Tollheiten auf, welche die Knechte ersannen, um sich gegenseitig zu belustigen. Nur einen bei den Knechten und der unteren Dienerschaft sehr beliebten Schwank wollen wir doch etwas näher ins Auge fassen, den Johann auch heute auf vieles Bitten gestatten mußte. Es war das Kübelturnier.

Eine Anzahl Knechte und Stalljungen, — von ersteren suchte man die kleinsten dazu aus, — borgten sich die Kleider der größten und beleibtesten Knechte, zogen sie an und stopften sich hinten und vorn so dicht und dick als möglich mit Heu und Stroh aus. Auf dem, wie eine Halbkugel erscheinenden Rücken, und ebenso auf dem Bauche wurde ein großes Gesicht gemalt, oder auch ein von Papier verfertigtes aufgenäht. Über den Kopf stürzte man statt des Helmes hölzerne Gölten und Kübel, in deren Seitenwand ein paar Löcher für die Augen eingeschnitten waren. Ein außen angeklebtes Papier trug auch wohl noch die Züge eines zweiten Gesichts, über dem viel größeren unteren, so daß

der Kerl ziemlich genau die Form der noch jetzt unter den Weihnachtssachen prangenden Nußknacker erhielt, welche in der That nichts anderes, als Abbilder solcher Kübelritter zu sein scheinen. Es wurden nun die schlechtesten Klepper und Pferde in den Ställen ausgewählt und mit einfachen Sätteln ohne Hinter- und Vorderzeug gesattelt. Jeder Kübelritter bestieg eines derselben und erhielt statt der Lanze eine dicke Stange, vorne mit einer Kolbe versehen, in die Hand. Man teilte sich in zwei Haufen, deren jeder einen Trompeter-Jungen erhielt und nun wurde ein Turnier mit allen Gebräuchen gehalten, so weit die Umstände sie zuließen, oder vielmehr man lieferte ein Zerrbild des Turniers.

Man denke sich zwei Züge von Nußknackern, nur unsicher zu Pferde sitzend und doch sich als Ritter gebärdend, und man wird das Komische leicht erfassen. Beim Einreiten in die Schranken, oder vielmehr auf den offenen Platz, verneigten sich alle sehr höflich und vielfach gegen die Damen, welche zusahen, und gewöhnlich fielen schon hierbei einige zu eifrige vom Pferde, denen man mit schallendem Gelächter dankte. Nun begann das Stechen, der Reihe nach. Erlaubte es der Raum, so stachen mehrere Paare zugleich. Jetzt gab die Trompete das Zeichen, die Paare flogen mit eingelegter Stange auf einander los, aber dem einen Ritter lief das Pferd unter den Beinen weg und er kollerte sich am Boden, das andere Paar traf auf einander und beide Ritter wurden in aller Eile abgesattelt. Es traten zwei andere Paare hervor, sie legten ein, rannten und trafen einander nicht, aber der eine lag doch am Boden und sein Pferdlein spazierte wohlgemut umher — kurz, es gab soviel drollige Szenen, daß das Gelächter der Zuschauer garnicht abließ und die Spottlust Stoff genug fand, sich zu tummeln. Zuletzt gingen beide Haufen in Masse auf einander los, wo sie dann wie die Fliegen bei kaltem Wetter fielen, und es nicht Leute genug gab, aufzuhelfen. Besonders belustigend waren die Anstrengungen derer, welche sich im Fallen auf den Pferden halten wollten und nach langem Schwanken und Mühen zuletzt doch hinunter plumpten. Auch die steifen unbeholfenen Pferde thaten das ihrige, die Lust zu vermehren. Keine Lustbarkeit vergnügte in so hohem Maße, die Zuschauer wollten sich vor Lachen ausschütten, bis endlich Johann das Zeichen gab, die Pferde nach den Ställen zurückzuführen. Außerdem brachte der Tag nichts Neues. Abends brannten wieder so weit das Auge reichte die Fastnachtsfeuer, und ziemlich spät erst suchte jeder das Lager, um den schweren Kopf und vollen Magen zur Ruhe zu bringen.

Das war der Zeitpunkt, auf welchen unsere beiden Ritter gewartet hatten. Das Getöse verstummte immer mehr und mehr, lauernd horchten sie, ob noch Gefahr zu fürchten sei, und träge schlich die Zeit in ängstlicher Gespanntheit hin. Nun ist's Zeit, sprach Gebhard, räume die

Steine fort und wirf sie hinaus, und dann in Gottes Namen den Rest weggehauen, daß wir fortkommen.

Dies war bald geschehen, und Peter jubelte: Nun vorwärts. Ich krieche voran. Folge du mir!

Es geschah. Auf dem Bauch in schräg herabhängender Lage schob er sich vor. Sein Kopf war im Freien, bald waren es auch die Arme, er setzte sie auf den Schnee auf und zog den übrigen Körper nach. Auch die Beine waren heraus, er war frei und in diesem seligen Gefühl sprang er auf die Füße und stand auf dem Eise des Sees. Hinter ihm stand der Gefängnisturm, zur Linken zog sich die Mauer hin, vor ihm in der Ferne leuchteten die Magdeburger Wachtfeuer.

Aber wer beschreibt seinen Schrecken, als dicht vor ihm, wie aus der Erde wachsend, sich die Gestalt des gespenstischen Juden erhob, so hoch, daß sie ihn weit überragte. So matt das Schneelicht leuchtete, sah er doch sein schwarzes Gesicht, seinen langen schwarzen Bart, sein verwildertes Haar. Furchtbar verzog er das Gesicht, erhob seine Hand und schrie ihm mit einer gräßlichen Stimme zu: Zurück, oder es kostet dein Leben! — Schon war er im Begriff, Peter beim Halse zu packen und zu erwürgen, als dieser wieder seiner wie Blei gelähmten Glieder mächtig wurde, sich schnell bückte und eilfertig in das soeben verlassene Loch zurückkehrte, das Gebhard mit seinem Leibe beinahe ausfüllte. Um Gotteswillen zurück, flüsterte Peter; Gebhard rutschte wieder hinauf, Peter folgte und beide standen wieder in ihrem Kerker.

Was giebt's denn? fragte Gebhard. — Still, um Gotteswillen still, flüsterte Peter, am ganzen Leibe zitternd. Es ist nichts mit unserer Flucht, nichts! O wir Unglücklichen! Wie hatte ich mich schon darauf gefreut! Draußen steht das Gespenst des schrecklichen Juden und hält Wache. Seine Augen leuchteten, wie glühende Kohlen, und mit einer Stimme, die durch Mark und Bein dringt, schrie er mir sein entsetzliches Zurück zu und hätte mich mit seinen Krallen erwürgt, wenn ich nicht Folge geleistet hätte.

Peter, rief Gebhard, hast du auch nicht etwa geträumt? — Der Jude draußen vor dem Turme? —

Peter. Wie ich dir sage, leibhaftig, so weit ein Gespenst leibhaftig sein kann. Ach, er sah fürchterlich aus.

Gebhard. Dein Wort in Ehren, Peter, aber die Freiheit winkt. Ich muß es dennoch wagen, und wenn die Hölle sich davorlagerte. Weißt du was? Ich krieche voran und nehme das Kruzifix mit. Das strecke ich ihm entgegen, dann soll er wohl zu Kreuze kriechen.

Peter. Er war ja ein Jude, er glaubt nicht daran.

Gehard. O er war getauft und sein Vater auch. Und wenn auch nicht, es hilft doch.

Er tappte umher und suchte das Kruzifix. Endlich fand er es, aber in demselben Augenblicke rasselte der Schlüssel in der Kerkerthür, sie ging auf und Johann trat mit einer Anzahl bewaffneter Leute ein, von denen mehrere Leuchten trugen. Peter und Gebhard glaubten versinken zu müssen.

Ah, ihr habt wohl gebetet? fragte Johann, als er das Kruzifix in Gebhards Hand erblickte. Aber Herr Peter, wovon seht ihr so weiß und staubig aus? Auch ihr, Herr Gebhard, gleicht mehr einem Maurer, als — Ei was ist denn das? rief er plötzlich und trat vor das offene Loch in der Kerkerwand. Komm einmal her, Willrich, und leuchte. — Aha! Da bin ich euch freilich zu ungelegener Zeit gekommen, aber mir zu sehr gelegener. Sieh doch einmal zu, Hans, ob du da hindurch kannst.

Hans kroch hinein und war gleich nachher draußen. Dann kam er wieder zurück.

Das geht vortrefflich, sprach Johann. Wenn man euch Herren noch hier sieht, sollte man eher glauben, ihr hättet das Loch für andere als für euch selber gemacht. Unbequem ist es indessen immer, da hindurch zu kriechen, darum will ich euch einen bequemeren Weg aus diesem Turm hinausführen. Seid nur so gut und kommt mit uns.

Gebhard und Peter verbissen ihren Grimm so gut sie konnten und zwischen den Zähnen murmelten sie: Der verfluchte Jude. Sein Fluch dauert noch fort! — Die Knechte nahmen sie in die Mitte und führten sie nach einem andern Turm in ein viel schlechteres Gefängnis. Ihre Betten brachte man ihnen nach. Jammernd und wehklagend warfen sie sich auf ihr Lager. Aber der Schlaf floh ihre Augen, nicht einmal ein Traum wollte sie mitleidig in das goldene Land der Freiheit führen.

Johann ging nochmals in die Nähe des Turms. Die zahlreiche Begleitung von Knechten näherte sich ihm nicht ohne Schauder. Ein kleines Häuschen in der Nähe desselben, welches nur durch einen Kanal von ihm getrennt war und in dem ein Mörder saß, sollte noch untersucht werden. Ein auf der dicken Mauer nicht gar weit vom Turme stehender Wachtposten hatte nämlich die stark geschrieenen Worte: Zurück, oder es kostet dein Leben, vernommen und vermutet, daß die Feinde vielleicht draußen etwas unternehmen wollten. Er machte Lärm, Johann war noch auf den Beinen und zufällig in der Nähe. Augenblicklich vermutete er, daß vielleicht seine Gefangenen mit den Magdeburgern ein Verständnis hätten und eilte mit den wachthaltenden Knechten nach ihrem Gefängnisse. Er hielt es nicht für überflüssig, auch das Gefängnis des Mörders noch zu untersuchen.

Man schloß auf und stieg hinab. Allein man fand die Stelle

leer. Der Mörder hatte die dicke Mauer nach einem Kanal durchbrochen, welcher das Wasser von der Burg in den See leitete, und war durch diesen auf dem Eise ins Freie gelangt. Rechts neben der Kanalöffnung war das Loch im Turme, aus welchem die Magdeburger entweichen wollten.

Der ist fort, sprach Johann; es genügt mir indessen, daß wenigstens die beiden Magdeburger Ritter nicht entflohen sind. Zum zweiten Male soll es ihnen nicht gelingen, so weit mit ihren Vorkehrungen zu kommen.

Die Tage des Fastenjubels waren verflossen. Mit dem Aschermittwoch, dem 21. Februar, hatte plötzlich alles ein anderes Aussehen gewonnen. Er war der erste Tag der Fasten, an welchem man sich von den begangenen Sünden reinigte, weshalb er auch der Schürtag oder Scheuertag genannt wurde. Demütig wallte man zur Kirche, ließ sich vom Priester Asche auf das Haupt streuen, und andächtig hörte man den ersten Spruch aus des Priesters Munde: Memento homo quia cinis es et in cinerem converteris! Man suchte bei dem Bischofe oder Kirchenvorsteher Ablaß von den erläßlichen Sünden, und an vielen Orten trieb man heute den alten Adam aus. Nur einen Teil dieser Gebräuche konnten die Bewohner des belagerten Plaue beobachten; aber sie ließen es an herzlicher Demütigung und Zerknirschung nicht fehlen. Ihre Betrübnis wurde durch einen äußeren Umstand noch bedeutend gesteigert, nämlich durch die Entdeckung, daß die Schloßmauer durch die Kugeln der großen Büchse sehr viel mehr gelitten habe, als man sich vorstellte. Große Stücke davon waren schon zusammengestürzt, und ob man gleich noch keine eigentliche Lücke gewahrte, und die Mauer vom Hofe aus gesehen noch ganz zu sein schien, so war doch leicht zu berechnen, daß bei fortgesetztem Schießen gar bald ein wirklicher Durchbruch erfolgen würde. Vom Schlosse aus so wenig als vom Thorturme waren bis dahin diese Beschädigungen bemerkt worden, beim Ausfalle konnte man sie wegen der Dunkelheit und Eile nicht sehen. Heute aber war so viel zusammengestürzt, daß die Mauer an vielen Stellen nur noch die Hälfte ihrer vorigen Dicke hatte. Johann überzeugte sich selber von dieser ihm unglaublich dünkenden Thatsache und erschrak darüber ungemein, weil mit der Mauer alle seine Hoffnungen zusammenstürzten.

Er eilte nach dem Schlosse. Agnes und Henning waren im Zimmer, und erschraken über sein Aussehen. Was ist vorgefallen? fragte Agnes ängstlich, deine Mienen verkünden Unheil?

Johann. Wir haben vergebens auf Plaues feste Mauern gerechnet. Das Schloß kann sich nur noch wenige Tage halten.

Henning. Wie ist das möglich? Wodurch soll es fallen?

Johann. Jene furchtbaren Kugeln haben eine unermeßliche Gewalt. Die Mauer hat gelitten, und stürzt unaufhaltsam zusammen.

Agnes. Heilige Jungfrau! Ist denn kein Mittel zu ersinnen, das zu verhüten?

Johann. Keines. Was willst du festeres an die Stelle setzen, wenn solche Mauern nicht halten.

Agnes. Entsetzliche Nachricht! Und was willst du thun?

Johann. Vor allen Dingen müßt ihr beide fliehen, um euch zu retten. O hättet ihr doch meinem Rate schon früher Folge geleistet!

Henning. Jetzt fliehen, wo das Schloß rings umlegt ist?

Johann. Im Dunkeln, wenn ihr euch durch das Schilf der Havel schleicht, muß die Sache möglich gemacht werden können. Es muß gehen wenn es soll. Ein Knecht wird euch geleiten.

Agnes. Und du?

Johann. Ich bleibe hier.

Agnes. Nein, du mußt entfliehen. Ich bin ein Weib und darf es wagen, mich ihnen zu überliefern, mir werden sie nichts Übles thun.

Henning. Mir scheint das richtig zu sein. Auch ich glaube, es ist deine Pflicht, dich zu retten.

Johann. Fliehen! — Habe ich doch nimmer daran gedacht! Verhaßtes Wort. Wurde mir doch selbst ein Feind verächtlich, wenn er floh, und nun soll ich selber fliehen? O der unauslöschlichen Schande! — Johann von Quitzow soll entfliehen!

Agnes. Ist Dietrich doch auch entflohen.

Johann. Gut, daß du mich daran erinnerst. Ja, mit ihm vereinigt kann sich später noch manches wenden, und es ist nicht alles aus. Sie werden frohlocken und triumphieren, wenn das edle Blaue wie ein gehetztes Wild in ihre Hände gefallen ist, aber — aber, Herr Burggraf, das Spiel ist noch nicht, wie ihr euch einbildet, ausgespielt. Ich gehe zu den Pommern, denn ohne Zweifel ist Dietrich zu ihnen geflüchtet, und du Henning, gehst mit.

Henning. Aber wie fortkommen?

Agnes. Mache es wie Dietrich. Veranstalte einen Ausfall.

Johann. Ja, wenn wir nicht dieselben Feinde vor uns hätten, welche Dietrich bereits angeführt hat. Sie würden bei jedem Ausfall auf mich genau merken, denn sie sind auf ihrer Hut. Auf diesem Wege geht es nicht. Nein ich will mich durch das Schilf auf der Havel fortschleichen, doch nicht eher, als bis ich sehe, daß nichts anderes übrig bleibt. Bis dahin haben wir noch Zeit zu überlegen, was mit dir, mein gutes Weib und mit Henning werden soll, während ich entfernt bin, und wo es erforderlich ist, die nötigen Maßregeln einzuleiten.

Der Tag verging allen sehr trüb und traurig. Auch die Diener-

schaft hatte jetzt die Gefahr bemerkt, in welcher sie schwebte, und machte bedenkliche Gesichter. Während des folgenden Tages, Donnerstag den 22., dem Tage von Petri Stuhlfeier, wurde viel geschossen, desgleichen Freitags den 23. Abends kam die erste Kugel durch die Mauer, die also nun durchbrochen war. Im feindlichen Lager erhob sich darüber ein Freudengeschrei, das denen in der Burg durch die Seele schnitt.

Am Sonnabend den 24., dem Tage Matthäus des Apostels, dauerte das Schießen, und zwar jetzt mit großem Erfolge fort. Die Bresche erweiterte sich zusehends, und abends lag ein langer Strich der Mauer in Trümmern. Mit Wehklagen und Jammern sahen es die Dienstleute, mit unendlicher Trauer und Betrübnis betrachtete es Johann von Quitzow.

Der Tag darauf war der Sonntag Invocavit, der 25. Februar. Er hieß auch die große oder alte Fastnacht, denn vor alten Zeiten begannen die Fasten erst am folgenden Montage, aber man nannte diesen Sonntag auch Aller Mannen Fastnacht, weil die Kirche, eine gütige Mutter allen Metzgern, Köchen, Bedienten, welche vorher zu viel zu thun gehabt hatten, um Fastelabend und Fastnacht feiern zu können, erlaubte, an diesem Sonntage Fastnacht halten zu dürfen*). Die sogenannten vier Tage, nämlich vom Aschermittwoch an gerechnet, waren nun vorüber. Auch heute wurden wieder ritterliche Spiele und Buhurte veranstaltet, weshalb auch dieser Tag Bohordicum hieß. Fastnachtsfeuer brannten wieder auf den Bergen, darum hieß er wie der vorige Sonntag Brandones, auch wurde er wohl der weiße Sonntag genannt. Die Lust und Freude der Fasten kehrte wieder, gleichsam wie der letzte Rest des Spätsommers im Herbste.

Es wurde heute nicht geschossen, aber es herrschte viel Bewegung im Lager, doch konnte Johann nicht erraten, was man vorhatte. Endlich zeigte sich, daß man Anstalten zum Sturm vorbereitete. Er warf einen schmerzlichen Blick auf seine zusammengestürzte Mauer und sagte sich, daß der Sturm notwendig gelingen müsse. Hinter der Mauer hätte ein Graben gezogen werden können. Das würde den Sturm zwar erschwert, aber nicht verhindert haben, denn der Feind hatte Menschen genug, ihn auszufüllen. Es ist keine Hülfe mehr, sprach Johann zu Henning, morgen wird das Schloß genommen, das schöne prächtige Schloß und Gott weiß, ob sie es nicht niederbrechen und dem Erdboden gleich machen werden. Komm in das Schloß. Wir müssen Anstalten zu meiner Flucht treffen.

Es war unterdessen Abend geworden. Sie fanden Agnes weinend; sie trocknete rasch ihre Thränen ab, weil sie sich stärker stellen wollte,

*) Haltaus, Calendar. med. aevi S. 60.

als sie war. Die leidigen Fastnachtsfeuer werden meine Flucht erschweren, sprach Johann, denn sie erleichtern meine Verfolgung. Mein Rat ist, wir warten bis zum Anbruch der Morgendämmerung, wo sie und ein Teil der Wachtfeuer erloschen sind. In völlig dunkler Nacht könnten wir uns verirren und dem Feinde in die Arme laufen. Henning billigte dies und beide suchten diejenigen Sachen zusammen, welche Johann auf der Flucht mitnehmen wollte.

Henning bestand darauf, seinen Bruder soweit zu begleiten, bis er in Sicherheit wäre. Dann wollte er sich am Tage versteckt halten und abends auf demselben Wege zurückkehren. Johann wollte nach Pommern und um dies möglich zu machen, wünschte er seinen Hengst mitzunehmen. Johann ließ deshalb Dietrich Schwalbe kommen und gab ihm die nötigen Anweisungen. Er beabsichtigte, sich nach der Havel zu begeben und auf ihrem Eise zwischen dem hohen Schilfe und den Ufergebüschen sich hinzuschleichen. Da die Havel nicht besetzt war, so bildete sie gewissermaßen einen natürlichen Weg durch das feindliche Lager und wenn es ihm gelang, nur unbemerkt bis jenseits der Umzingelungslinie zu gelangen, so hoffte er mit Hülfe seines Pferdes feindlichen Nachstellungen entgehen zu können. Es war dies der einzige Weg, der durch die feindliche Linie hindurchführte, denn der See war seit heute früh weit stärker besetzt als früher. Dietrich sollte sich mit Henning im Rohre verbergen und abends mit ihm das Schloß wieder zu erreichen suchen.

Neuntes Kapitel.

Es war fünf Uhr morgens vorbei, als Johann sein treues Weib in seine Arme schloß, um von ihr Abschied zu nehmen. Nur mit Mühe entriß sich Johann endlich den Armen seiner Agnes, ergriff Henning bei der Hand und stürzte zum Hause hinaus.

An der Havelseite nach dem Städtchen hin befand sich in der Mauer eine sogenannte Notpforte, die ihnen Dietrich Schwalbe öffnete. Die Thür war ungemein schwer und stark und mit Besorgnis hörte Johann ihr lautes Knarren. Erst wenn du merkst, daß wir im Rohre sind bringst du den Hengst, sprach Johann zu Schwalbe. Dieser schloß langsam und behutsam die Pforte. Johann hatte das Pferd nicht gleich mitgenommen, damit der Feind nicht zu leicht aufmerksam werden möchte. Deshalb wünschte er auch, daß Henning noch warten und ihn vorausgehen lassen sollte. Bis jenseit des Städtchens mußten sie frei und unbedeckt gehen, denn dort erst fing das Rohr an und hierin eben lag das Gewagte.

Johann hatte sich einen weißen Mantel umgehängt, um weniger gegen den Schnee abzustechen. Henning aber hatte nur einen schwarzen Mantel und drückte sich gegen die Schloßmauer. Eilig stieg Johann das niedrige Ufer hinab und lief rasch auf dem Eise fort. Nach kurzer Frist folgte ihm Henning so schnell er vermochte. Beinahe hatte er schon die Rohrstelle erreicht, als drüben jenseit des Flusses im feindlichen Lager, wo die Bürger der beiden Städte Brandenburg standen, Alarm entstand*). Ob man die Flüchtenden dort bemerkt, oder was sonst die Veranlassung dazu gegeben hatte, war nicht zu sagen. Henning eilte was er konnte, um ins Rohr zu kommen. Bald war er darin und folgte den Fußstapfen Johanns, der den Krümmungen der lichteren Stellen gefolgt war. Endlich hatte er ihn erreicht. Atem schöpfend blieb er stehen.

---

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus ist hier nicht ganz treu.

Hast du den Lärm gehört? flüsterte Johann, so leise er vermochte.

Freilich, antwortete Henning, gerade hier rechts von uns. Ob sie uns nur bemerkt haben mögen? Horch, schon wieder Trompetenstöße. Laß uns indessen vorwärtsdringen. Je weiter vom Schlosse, um so eher sind wir in Sicherheit.

Das Rohr war durchschnitten von einer Menge krummer Gassen, die durch größere Wassertiefen veranlaßt wurden und auf deren Eise man sicher sich durch das Labyrinth hindurch winden konnte, zur Seite stets gedeckt von dem dichten und sehr hohen Rohre, dessen Rispen vom Morgenwinde gewiegt, leise flüsternd sich hierhin und dorthin bogen.

Unsere beiden Wanderer schritten behutsam vorwärts, immer möglichst die Mitte haltend, bis sie endlich das Ende der Rohrstelle erreicht hatten. Von hier an war es nötig, das linke Flußufer zu gewinnen, bis man weiterhin abermals eine Rohrlake fand. Johann hielt es jedoch für bedenklich, für jetzt weiter zu gehen und wollte erst sein Pferd abwarten. Man zog sich deshalb in das Dickicht zurück, Johann legte seinen Gürtel und seine Tartsche ab und beides ins Rohr. Ein Rohrbündel diente beiden Flüchtlingen zum Sitz auf dem Eise.

Unterdessen war es immer heller geworden. In der Ferne hörte man viel Geräusch, der Feind schien etwas vorzubereiten, wahrscheinlich den Sturm.

Mein Schloß kann ich nicht retten, seufzte Johann, möchte wenigstens mein Pferd gerettet werden! Trauriges Geschick, wenn man sich zu solchen Wünschen herablassen muß, nachdem man über mehr Pferde als mancher Fürst verfügen konnte! Was gäbe ich jetzt, wenn ich nur das eine hätte! — Wahrhaftig, hätte ich noch beide Augen, eins könnte ich dafür opfern. Wie wird es nur Dietrich anfangen, bei der Tageshelle das Pferd hierher zu bringen? — Aber laß uns aufstehen, ich kann vor Ungeduld nicht sitzen, auch fängt man an zu frieren, wenn man nicht geht. Wollt' ich doch gleich, daß der Satan —

Henning. Johann, mäßige dich. Was soll diese ohnmächtige Wut, sie wird uns noch verraten; sprich wenigstens leiser.

Johann. Giebt es eine trostlosere Lage als die meinige? Sieh mich an! Hier steht der, vor dem noch vor kurzem Fürsten zitterten, auf dessen Schwertesspitze noch vor wenigen Monden das Schicksal von Ländern schwankte. Hier steht er auf dem Eise, verborgen in diesem armseligen Rohre, das noch nicht einmal zu einem elenden Hüttendache sich formte, als ein geächteter Flüchtling, getrennt von seinem schutzlosen geliebten Weibe, von fast allen, die ihm lieb und teuer waren, um sie vielleicht nie wieder zu sehen, — und selbst das einzige Pferd, seiner einzigen Hoffnung Bedingung bleibt aus. Um alles bin ich gekommen, um alle Hoffnungen, alle Entwürfe betrogen. Wäre es ein Wunder,

wenn ich auch noch von Sinnen käme? O Gott, fast möchte ich wünschen, sie wären mir nicht treuer als alles Übrige.

Henning. Armer Bruder, verzage nicht.

Johann. Bedaure mich nicht, Henning; ich will nicht bedauert sein. Die Leute sind mir zuwider, die man bedauert; ich habe sie nie leiden können. Ich bin nie bedauert worden, nur bewundert. Wie soll ich wissen, wie man sich bedauern läßt? — Nein, ich will auch nicht klagen, — das ist ja nicht männlich, — aber knirschen will ich, wüten, toben — o, mein Gott, sonst half das wohl! — Sonst zitterte alles, so weit mein Auge reichte, wenn ich tobte — jetzt zittert nicht einmal das schwache Rohr bei meinem Zorn! — — Horch, ist das nicht Pferdetritt? — Wo ist's, von welcher Seite? — Ha, Dietrich Schwalbe, dich sendet Gott! — Mein Hengst, mein Hengst ist da! — Gott sei gedankt! —

Henning. Wie hast du es angefangen, jetzt bei Tage das Pferd und dich zur Burg herauszubringen?

Dietrich. Ja, das war kein kleines Kunststück, es war zugleich ein Wagestück. Weiß der Teufel, was den Brandenburgern in den Kopf gekommen war, als ihr zur Burg hinaus wart. Sie machten Lärm und gerieten in Bewegung bis nach dem See hin. Ich wartete, es sollte wieder still werden, aber es wurde nicht still, wohl aber wurde es immer heller. Der See wurde stärker besetzt, man mußte wohl glauben, ihr wolltet da hinaus entfliehen. Als ich lange genug gewartet hatte, dachte ich: Halt! wenn die Feinde auf den See so sehr achten, werden sie die Stadt aus den Augen verlieren. Willst es wagen, durch die Stadt zu reiten. Ich machte mich unkenntlich, beschmierte mein Gesicht mit Ruß und zerriebenem Ziegel, band eine von den Magdeburgischen Schärpen um, die wir unsern Gefangenen abgenommen haben, setzte mich auf den Hengst, ließ sacht das Thor nach der Stadt aufmachen, als ich niemanden auf der Straße sah und hinaus ging's und rasch durch die Stadt. Die paar Leute, die mich sahen, hielten mich für einen Magdeburger. So kam ich zur Stadt hinaus und lenkte rechts ab. Da bin ich nun. —

Johann. Das hast du gut gemacht. Du bist eine treue Seele. — Komm her, mein treues Pferd, mir jetzt mehr als Stecken und Stab, du sehnlichst erwartetes Roß, daß ich —

Er griff ihm nach dem Zügel, aber der Hengst mußte diese Bewegung mißverstehen. Er scheute, warf den Kopf hoch empor, machte dann einen hohen Satz und raste im wütendsten Galopp dem Lande zu. Im Gebüsch war er schnell verschwunden*).

Johann stand leichenblaß wie eine Bildsäule da. Dietrich war bis

*) Chronist in Förster's Handb. der Gesch. des Preuß. Staats. Tl. III. S. 138.

zum Ufer nachgesprungen, weiter durfte er sich nicht wagen. Unentschlossen stand er eine Weile, dann nahm er den Helm ab, kratzte sich den Kopf, stülpte ihn mit einem Fluche wieder auf und kehrte langsam und verzagend wieder zurück.

Also auch die letzte Hoffnung wendet mir treulos den Rücken! seufzte Johann schmerzlich.

Dietrich. Vielleicht kommt das Tier bald wieder zur Besinnung. Dann ist's wohl möglich, daß es zurückkommt und seinen Fußtritten nachgeht, denn der Hengst ist sonst ein kluges Tier.

Johann. Vergebene Hoffnung. Ich mag nichts mehr hoffen, denn jede Hoffnung ist eine falsche Schmeichlerin. Nichts ist mir treu, mein Glück hat mich verlassen.

Henning. Bin ich doch noch bei dir und Dietrich. Dann aber, lieber Bruder, vergiß nicht, daß der Unglückliche, wenn ihn auch alles verläßt, doch noch auf Gott und seine Heiligen rechnen kann.

Johann. Auf Gott und seine Heiligen? — Ja, ich glaube, sie mögen wohl manchmal helfen. Aber auch sie helfen nicht immer.

Dietrich. Wendet euch an St. Leonhard, das ist der Patron der Gefangenen und er ist sehr mächtig. Auch an St. Stephan, das ist der Schutzpatron der Pferde, er kann euch euren Hengst gar leicht wiederschaffen, wenn er will, aber manchmal ist er tückisch.

Johann. Bin ich denn ein Gefangener?

Dietrich. Nun, so eigentlich wohl nicht. Aber zwischen dem Rohr seid ihr jetzt doch gefangen, wenn ihr ihm nicht entspringen könnt.

Henning. Recht. Wir müssen fort. Der Hengst kommt nicht wieder. Es bleibt nichts übrig, als zu versuchen, wie weit uns unsere Beine bringen.

Johann. Und unser Schwert, denn es gilt, sich hindurch zu ringen, wenn wir nicht hindurch schleichen können. Wo hab ich denn meine Tartsche gelassen?

Henning. Du hast sie mit deinem Gürtel auf das Eis gelegt, an der Stelle, wo wir auf dem Rohrbündel saßen.

Johann. Hab ich das? Weiß ich doch kaum, was ich gethan habe. So laß uns hingehen, beides zu holen. Endlich fand man das Schilfbündel, aber die Sachen lagen nicht daneben.

Ich muß sie wieder aufgenommen und anders wohin gelegt haben, sagte Johann. Henning behauptete, er habe das nicht gesehen. Indessen suchte man weiter, da Johann Gürtel und Schild ungern entbehren mochte. Man suchte auf das fleißigste; die Sachen waren verschwunden.

Dietrich. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Da ist Zauberei im Spiele. So eine Tartsche und so ein Gürtel bleiben sonst liegen, wo man sie hinlegt, ohne sich zu rühren.

Johann. Mein Unglück ist daran schuld. Ein abermaliger Beweis, daß mein Glücksstern sich verdunkelt hat. Nichts bleibt mir treu, alles verläßt mich.

Dietrich. Ich meine, es wäre am besten, ihr bliebet am Tage hier im Rohr verborgen und ginget erst in der Nacht weiter.

Johann. Unrecht hat Dietrich nicht. Wäre das ganze Havelufer mit Rohr besetzt, so schlichen wir uns schon hindurch. Aber die vielen Unterbrechungen sind sehr gefährlich. Und doch ist es mir schrecklich, einen ganzen Tag hier zwischen dem Rohre auf dem Eise so eingesperrt zu verleben. O Freiheit! Freiheit ist doch ein gar zu schönes Gefühl! Welche Opfer muß ich ihr bringen!

Indem horchten alle drei, denn es war ihnen, als ob sie Pferdegetrappel vernähmen. Kommt mein Hengst vielleicht doch wieder? fragte Johann mit freudigem Gesicht. Aber sie vernahmen in der Ferne Menschenstimmen und man hörte, daß viele Pferde auftraten. Wir müssen uns verbergen, rief Henning.

Alle drei sprangen in das Rohrgebüsch, das knisternd unter ihren Füßen zusammenbrach, und hockten sich nieder.

Ihr Versteck war so dicht, daß sie von dort aus nichts sehen konnten. Sie durften daher auch hoffen, nicht gesehen zu werden. Die Menschenstimmen wie das Pferdegetrappel blieb in der Ferne, aber man vernahm es allmählich von allen Seiten, auch vom Flusse her. Eine böse Ahnung schoß durch Johanns Seele.

Heiliger Gott, flüsterte er, ich glaube, wir sind umringt. Wir dürfen hier nicht bleiben. Wir müssen sehen, wo wir eine Öffnung finden, um zu entwischen. — Die beiden andern teilten seine Meinung und alle drei schlichen sich hinaus und gingen leise in einem der gekrümmten Gänge vorwärts. Noch war nichts zu sehen. Schon fingen sie an, dreister aufzutreten, es schien wieder ruhiger geworden zu sein. Vorsichtig steckten sie die Köpfe voraus und der zögernde Fuß folgte nicht eher, als bis keine Gefahr zu erblicken war. Man suchte sich dem Lande zu nähern. Wiederum bog man um eine Ecke, am Ende des Ganges erhob sich das Ufer. Hastiger wurden die Schritte, als sich plötzlich am Ausgange nahe vor ihnen drei Magdeburgische Reiter zeigten, die mit dem Geschrei: Hallo! Hallo, hierher! sich ihnen entgegenstürzten und sie nach wenigen Schritten erreicht hatten. Ergebt euch! schrie man ihnen zu. Hoho! rief Johann und riß sein Schwert aus der Scheide, so schnell noch nicht! Es erhob sich ein hitziges Gefecht. Das Schwertergeklirr zog von allen Seiten Reiter herbei, in der nächsten Minute waren sie umringt, Johann wurde sein Schwert aus der Faust geschlagen, er wurde niedergeworfen, man packte ihn, daß er sich nicht zu rühren vermochte, und erst, nachdem seine Hände gebunden waren, kam er wieder auf die

Beine, um die trostlose Endeckung zu machen, daß auch Henning und Dietrich Schwalbe gefangen waren.

Drei Knappen des Grafen Heinrich von Schwarzburg, Bruders des Erzbischofs und Heerführer seines Belagerungsheeres, waren es, welche Johann mit Hülfe der übrigen gefangen genommen hatten. Sie jubelten nicht wenig über ihren reichen Fang. Alle drei Gefangene wurden auf Pferde gesetzt und gebunden abgeführt, unter welchen Empfindungen, mögen unsere Leser sich leichter vorstellen, als wir es beschreiben können.

Während sie nach dem Magdeburgischen Lager reiten, müssen wir unsere Leser mit der Art bekannt machen, wie die Flucht und der Aufenthalt Johanns dem Feinde bekannt geworden war. In der Morgendämmerung hatten die jenseit der Havel stehenden Brandenburgischen Wachtposten wohl bemerkt, daß sich Leute aus dem Schlosse geschlichen hatten. Sie machten Lärm, durch die verschiedenen Meldungen aber entstanden Mißverständnisse, und anstatt die Havel niederwärts zu untersuchen, wurde der See mit Truppen besetzt und auf das genauste durchstöbert. Man hatte um so mehr geglaubt, daß Johann, wenn er entfliehen wolle, diesen Weg einschlagen würde, als noch vor wenigen Tagen erst der aus Plaue entsprungene Mörder thatsächlich nachgewiesen hatte, daß es möglich sei, über den See zu kommen. Er hatte bei den Magdeburgern Dienste genommen und daher war ihnen bekannt, daß man von dieser Seite ohne große Mühe das Schloß verlassen konnte.

Diese vorgefaßte Meinung lenkte bei der halb verstandenen Nachricht von einer stattgefundenen Flucht alle Schritte nach dem See und kam Johann sehr wohl zu statten.

Wahrscheinlich hätten gar keine weiteren Nachsuchungen stattgefunden, wenn unterdessen nicht auf der andern Seite des Lagers ein Ereignis dem Ganzen eine andere Wendung gegeben hätte. Der Hengst Johanns jagte, nachdem er das Gebüsch verlassen, in vollem Rennen auf das Magdeburgische Lager zu. Hier fing man das stattliche Tier auf und verwunderte sich über dessen gute Ausrüstung. Es mußte einem vornehmen Manne gehört haben, das ergab sich unzweifelhaft daraus. Daß es vom Feinde käme, glaubte niemand; man vermutete, es habe sich aus dem Lager losgerissen und der Eigentümer werde schon nachfragen.

Unter den Knechten, welche das Pferd hatten kommen sehen, befand sich auch der Schulze von Schmitsdorf, westlich von Rathenow gelegen, der im Magdeburgischen Heere seiner Pflicht Genüge leistete. Er glaubte in dem schönen Pferde Johanns Eigentum zu erkennen, denn er hatte ihn in Rathenow öfter gesehen, und schon damals war das Tier ihm aufgefallen und hatte ihm seiner schönen Formen wegen Freude gemacht.

Doch war er seiner Sache nicht völlig gewiß und schwieg darum lieber. Im geheimen glaubte er aber nicht zweifeln zu dürfen. Unbemerkt schlich er sich fort und verfolgte die Spur des Pferdes im Schnee, denn dunkel ahnte er den Zusammenhang der Sache. Sie führte ihn nach dem Ufergebüsch der Havel und durch dieses nach der Rohrlake. Behutsam näherte er sich und überzeugte sich, daß Johann von Quitzow wirklich darin stäke. Er zog sich seitwärts, fand hier Johanns Schild und Gürtel, nahm beides und eilte dann, das dichteste Gebüsch aufsuchend, davon. Er hatte nicht gar weit zu laufen. Johanns Wappen auf der Tartsche ließ keinen Zweifel übrig, Graf Heinrich von Schwarzburg schickte sogleich alle seine Leute ab, welche der Schulze führte. Die Rohrlake wurde umzingelt und Johann gefangen*).

Die Gefangenen kamen im Lager an. Mit Blitzesschnelle hatte die Nachricht von dieser wichtigen Begebenheit das Lager durchlaufen. Alles strömte herbei, den merkwürdigen Mann zu sehen, dessen Trotz zu bändigen es so vieler Umstände bedurft hatte. Er wurde vor das Zelt des Erzbischofs geführt und hier mit seinen Begleitern vom Pferde gehoben. Dann führte man alle drei in das Zelt, in welchem sich der Erzbischof, sein Bruder Heinrich Graf von Schwarzburg und Günzel von Bartensleben befanden.

Johann stand grade und ungebeugt da. Er heftete sein Auge fest auf den Erzbischof, der ihm entgegentrat.

Dahin hat euch also euer Stolz und euer Hochmut gebracht, fing der Erzbischof an, daß ihr nun wie ein reuiger Sklave vor mir erscheinen müßt, um von meiner Gnade euer Schicksal zu erwarten. Seht, so schlägt der Herr die Stolzen.

Johann. Ich fühle, daß ich nicht tiefer gedemütigt werden konnte, als in eure Hände zu fallen. Wer euch aber gesagt hat, daß ich vor euch wie ein reuiger Sklave erscheine, hat euch schmählich belogen.

Günther. Euer Stolz ist also noch nicht genugsam gedemütigt? Seht den hochfahrenden Sünder an! Thut er doch, als ob er hier noch den Herrn zu spielen hätte. Brüstet er sich doch, als ob er eine Heldenthat gethan.

Johann. Euch gegenüber hoffe ich unter allen Umständen ein Held zu sein. Bisher habt ihr mich noch nicht anders kennen gelernt. Seht Herr Bischof, das ist eben der Unterschied zwischen mir und euch. Ihr habt euch in einen Harnisch gesteckt und seht darin aus wie ein altes Weib. Zieht ihn doch aus; er kleidet euch nicht und straft euer Handwerk Lügen. Steckt mich in ein Nachtkamisol, und ich bin

*) Chronist in Försters Handbuch der Gesch. des Preuß. Staats Tl. III. S. 138. — Rathmann, Gesch. von Magdeburg Tl. III. S. 31. a. d. Schöppenchronik.

noch immer zehnmal mehr ein Held, als ihr in eurer Schildkrötenschale.

Günther. Frecher Mensch, wie kannst du die unerhörte Kühnheit haben, mir in deiner Lage, gefesselt wie du bist, solche Dinge zu sagen?

Johann. Ich würde sie euch vielleicht noch freier sagen, wenn ihr mich losgebunden hättet. Mir scheint indessen, ich hätte auch gebunden frei genug gesprochen.

Günther. Elender, wie unterfängst du dich —

Heinrich. Bruder, ereifere dich seinetwegen nicht. Was duldest du ihn länger hier im Zelte? Schaff ihn fort! Mag er dann seine hochfahrenden Reden denen halten, die Geduld genug haben, ihn anzuhören.

Günther. Recht. Man soll ihn in Verwahrsam nehmen. Im Lager ist nicht der Ort, wo wir ihn sicher genug verwahren können, wir müssen besser für ihn sorgen. Wer ist der junge Mensch dort?

Johann. Mein Bruder Henning, Student der Gottesgelahrtheit, der von Paris zu einem Besuch bei mir anwesend war. Schämte ich mich nicht, euch um etwas zu bitten, so würde ich um seine Freilassung bitten. Er hat nie gegen euch, noch überhaupt gefochten und ist an allem, was geschehen, völlig unschuldig.

Günther. Seit wie lange seid ihr in Plaue?

Henning. Seit zwei Monden. Wollt ihr, ehrwürdiger Herr, mir eine Bitte gestatten, so ist es die: Laßt mich meines Bruders Los theilen.

Günther. Über euch zu bestimmen, behalte ich mir vor. — Laßt die Knappen eintreten, welche den Fang gemacht haben.

Sie kamen. — Nehmt euren Gefangenen, sprach Günther, und bringt ihn nach der Stadt Plaue. Laßt einen Stock nach der Kirche bringen und setzt ihn da gefesselt hinein. Von eurer Treue und Vorsicht erwarte ich, daß ihr ihn sicher bewahrt. Er muß stark bewacht werden. Nehmt dazu so viel Leute als nötig sind. Morgen werde ich weitere Befehle geben. Diesen hier (auf Henning deutend) und den Knecht laßt nach dem Gefangenen-Zelte bringen. Nun geht! Eure Belohnung, meine treuen Diener, bleibt euch vorbehalten.

Gebunden wurde Johann aus dem Lager nach dem Städtchen Plaue geführt. Eine große Menge von Menschen war zusammengelaufen, um ihn zu sehen, und als er aus dem Zelte trat, entstand eine lebhafte Bewegung. Doch wagte niemand, wie es sonst wohl üblich war, eine Spottrede. Es war eine Art von schreckhaftem Schweigen, mit welchem jeder den gefürchteten Mann an sich vorübergehen ließ. Im Städtchen war in der Straße, durch welche er nach der Kirche geführt wurde, jedes

Fenster dicht mit Menschen besetzt. Es war ein eigenes Gefühl, das die Bewohner ergriff, als sie ihren bisherigen Herrn gefangen wie einen gemeinen Verbrecher durch die Straße führen sahen. Manche wagten kaum hinzusehen.

Als er in die Kirche trat, drängte sich eine große Anzahl Menschen hinein, uud bald war der Raum des Gebäudes so gedrängt voll, daß man Mühe hatte, den sogenannten Stock hineinzubringen. Als es geschehen, wurde Johann hineingesetzt, er steckte Hände und Füße hindurch und wurde mit schweren Ketten angeschlossen. So blieb er allen Blicken preisgegeben den Tag über und die Nacht hindurch in der Kirche*), wo nach und nach das ganze Heer erschien, um ihn sich anzusehen. Es waren furchtbar peinliche Minuten für Johann, denn es kamen gar viele, die ihn gekannt hatten, und manche bittere Bemerkung machte sich allmählich in seiner Nähe Luft, die verletzend in seine Seele schnitt und bei welcher es ihm in den Fäusten zuckte, die er so wenig als die Füße rühren konnte. Aber noch peinlicher war die Nacht in der öden Kirche, denn in der ungewohnten Lage vermochte er keinen Augenblick zu schlafen, ungeachtet er beinahe die ganze vorige Nacht schlaflos zugebracht hatte, auch war sein ganzes Wesen so fieberisch aufgeregt, daß der Schlaf sein Auge wohl selbst in bequemerer Lage geflohen haben würde.

Wir verlassen ihn jetzt und wenden uns zum Schlosse Plaue. Gleich darauf, nachdem er in die Kirche gebracht worden war, sandte man von Magdeburgischer Seite einen Trompeter mit einem Knappen nach dem Schlosse, um den Bewohnern desselben anzuzeigen, daß Johann und sein Bruder gefangen seien und das Schloß daher übergeben werden möchte, da längerer Widerstand zu nichts führen könne. Die Antwort lautete, daß man dem Begehren Folge leisten wolle, jedoch nur unter der Bedingung, wenn man allen, die darin wären, freien Abzug mit dem ihrigen gestatte. Als der Knappe diese Antwort zurückbrachte, wurde Kriegsrat gehalten. Das Schloß war gut bemannt, und wenn es auch in einem Sturme notwendig fallen mußte, so konnte dieser doch eine ziemliche Anzahl Menschen kosten. Nach längerer Überlegung gestattete man den freien Abzug mit dem, was jeder fortbringen konnte, der Frau von Quitzow aber, daß sie mit ihrem ganzen Eigentum abziehen könne, insofern es nicht zugleich Johann gehörte. Nachdem die Bedingungen von beiden Seiten angenommen waren, suchte jeder seine Sachen zusammen. Agnes packte einige Wagen voll, die Thore öffneten sich, das Schloß wurde übergeben und Agnes zog mit der Besatzung ab. Sie hatte sich tief verschleiert und wagte in der

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

tiefen Betrübnis ihres Herzens kaum aufzublicken. Sobald sie durch das feindliche Heer passiert war, zerstreuten sich ihre Knechte nach allen Gegenden, sie selber aber nahm zunächst ihren Weg nach Brandenburg.

Mit den triumphierenden Kriegern des Belagerungsheeres zog Erzbischof Günther in das Schloß, voll des frohen Gefühles, das die Brust des Siegers schwellt, und welches als der schönste Lohn einer großen und schwierigen That betrachtet werden kann. Wie viel war schon wegen dieses Schlosses gestritten worden! Jetzt befand es sich auf einmal in seiner Hand und mit großer Genugthuung ließ er sich in demselben umherführen. Alle betrachteten das Schloß und seine Wehrhaftigkeit mit Erstaunen, denn mehr noch von innen als von außen zeigte sich dieselbe. Die Umfassungsmauer des Schlosses, welche die große Büchse niedergelegt, hatte eine Dicke von vierzehn Fuß*). In ähnlicher Festigkeit waren die Türme und die übrigen Verteidigungswerke aufgeführt, so daß die Meinung allgemein ausgesprochen wurde, mit den gewöhnlichen Mitteln wäre das Schloß nicht zu nehmen gewesen. Man verdankte es nur der großen Büchse. Auch sah man, daß Johann auf eine lange Belagerung gefaßt gewesen war, denn die Vorräte an Lebensmitteln aller Art, an Fleisch, Wein, Bier, Meth, Mehl ꝛc. waren sehr groß; man fand allein siebenhundert Speckseiten, für die Besatzung eines einzigen Schlosses, die schwerlich mehr als 40—50 Knechte betrug, eine ansehnliche Menge.

Ein rührender Augenblick war es, als die Thür des Gefängnisses von Peter von Kotze und Gebhard von Plotho sich öffnete. Beide hatten in ihrem Kerker, abgeschlossen von der Welt, nichts von der Übergabe des Schlosses vernommen, ja sie waren sogar weit entfernt, etwas davon zu ahnen. Zwar wurde seit gestern nicht geschossen; allein das konnte durch zufällige Umstände veranlaßt werden. Sie saßen in trübem Sinnen verloren, als die Gefängnisthür aufgeschlossen wurde. Ihr Kopf wendete sich nicht einmal, denn nur der Gefangenwärter konnte kommen. Da ertönte Günzel von Bartenslebens Stimme: Kommt heraus, Herr Peter und Herr Gebhard, eure Freunde erwarten euch! Welch ein freudiger Schreck durchbebte ihre Glieder, als sie sie draußen auf dem Hofe vor der Thür erblickten. Mit jugendlicher Hast sprangen sie hinaus und in ihre Arme. So plötzlich kam ihnen das Gefühl der Freiheit, daß sie eine Zeitlang bedurften, um sich zu überzeugen, das alles sei nicht bloß ein schöner Traum. Auch die andern Kerker wurden geöffnet und eine nicht kleine Zahl von Magdeburgern wurde aus ihnen befreit nnd ihren Freunden wiedergegeben.

Burggraf Friedrich befand sich während der letzten Tage, in wel-

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

chen Plaue belagert wurde, in der Altmark, um hier als Friedensstifter aufzutreten. Unsere Leser erinnern sich, daß die vornehmsten des altmärkischen Adels Schwierigkeiten gemacht hatten, Friedrich anzuerkennen, und selbst nachdem ein großer Teil derselben sich dazu bequemt hatte, gab es noch einige, welche sich Gans von Putlitz und dem Quitzowschen Bündnisse angeschlossen hatten. Ungeachtet sie späterhin sich insoweit zurückzogen, daß sie nicht offen gegen Friedrich zu handeln beschlossen, besonders nachdem Gans von Putlitz gefangen genommen worden, so blieben sie doch der Quitzowschen Partei getreu und sahen die Schritte, welche gegen die Quitzows vorbereitet wurden, mit großem Widerwillen. Als nun ihre Schlösser belagert wurden, hielten sie es an der Zeit, ihren bedrängten Freunden zu Hülfe zu kommen. Friedrich den Krieg zu erklären, war zu gewagt, aber sie erklärten ihn dem Erzbischof Günther von Magdeburg, um dessen Macht zu schwächen und ihn zu verhindern, Plaue mit dem nötigen Nachdruck anzugreifen. Die hierzu verbundenen altmärkischen Edeln waren: Bernd, Fritze, der alte Bernd, Hans, der junge Bernd und Werner, sämtlich von der Schulenburg, Albrecht, Hans und Ludolf von Alvensleben, wohnhaft zu Calbe, Gebhard von Alvensleben, wohnhaft zu Gardelegen, Pfandbesitzer des dortigen Schlosses, Matthias, Henning und Matthias von Jagow, Astrom, Waldemar, Ludolf und Ludolf von Knesebeck mit ihren Helfern und Knechten. Sie sagten dem Erzbischof den Frieden ab und fielen ihm ins Land, eben zu der Zeit, als er vor Plaue gerückt war.

Diese Wendung zu Gunsten der Quitzows kam dem Erzbischof und Friedrich sehr ungelegen. Ersterer bot die Bürger der Stadt Magdeburg auf und unterhandelte mit dem schon früher genannten mächtigen Ritter Heise von Steinfurt, einem seiner angesehensten Vasallen, um sich den Feinden mit seinen Leuten entgegen zu werfen. Es war dies der Grund, warum Plaue anfangs nur von einem so kleinen Heere umlegt wurde.

Sobald Friedrich konnte, ging er selber nach der Altmark, um den Versuch zu machen, den Frieden zu vermitteln. Er berief die vorgenannten Vasallen nach Tangermünde und wandte alles an, um sie friedlich zu stimmen. Aber auch hier traf er auf widerstrebende Gemüter, und mit aller Mühe konnte er sie zu nichts weiterem überreden, als zu einem Waffenstillstande von sieben Wochen. Diesen schloß er am Sonntag den 25. Februar, demselben Tage, an welchem Johann die letzte Nacht im Schlosse Plaue zubrachte, zu Tangermünde ab, indem er dem Erzbischof Günther für die oben genannten Ritter und Herren einen rechten, alten, unversprochenen Handfrieden gelobt, der von Sonnenaufgang am kommenden Montag bis auf den Sonntag Quasimodogeniti (den 15. April) dauern soll, in welchen Frieden der Erzbischof auch sein Land und seine Leute zieht, namentlich den Rat und

die Stadt Magdeburg, sowie Heise von Steinfurt und alle die, welche um ihretwillen mit den altmärkischen oben genannten Edeln in Fehde geraten sind. Auch sollen alle Gefangenen auf beiden Seiten, so lange der Waffenstillstand besteht, Tag haben, das heißt, freigegeben werden, ehrbare Leute und Hofleute, das heißt Adlige auf Treu und Glauben, Bürger und Bauern auf Borg und Bedingungen; Gefangengeld, das noch nicht bezahlt ist, soll bis nach Ablauf des Waffenstillstandes gestundet werden*).

Friedrich war froh, so viel für jetzt erreicht zu haben. Die Altmärker hatten doch seine Friedensvermittlung nicht zurückgewiesen. Bis zum Ablauf des Waffenstillstandes durfte er hoffen mit dem Quitzowschen Kriege fertig zu sein. Dann konnte Magdeburg seine ganze Kraft gegen die Altmärker wenden, und gewiß trug das dazu bei, letztere nachgiebiger zu stimmen, so daß der Waffenstillstand vielleicht zu einem dauernden Frieden führte. Seine Freude war daher groß, als er schon am folgenden Tage die Nachricht erhielt, daß Plaue genommen sei. Am Dienstag reiste er dahin ab und kam noch an demselben Tage (am 27. Februar) an.

In Übereinstimmung mit ihm befahl der Erzbischof Günther, den Johann von Quitzow nach seinem Schlosse Kalbe an der Saale abzuführen und ihn dort im Kerker sorgfältig zu bewahren.

Johann wurde daher dem Stocke in der Kirche zu Plaue, in welchem er noch immer saß, entnommen, gebunden auf ein Pferd gebracht und unter starker Bedeckung nach Kalbe abgeführt**).

Wir müssen ihn seinem Schicksale für jetzt überlassen, um nach Plaue zurückzukehren. Der arme Henning von Quitzow war in das Geschick seiner Brüder nur zu tief verflochten, denn mit dem Verluste ihrer Güter, die dem Landesherrn anheim fielen, ging auch sein Vermögen verloren. Er konnte unter diesen Umständen nicht daran denken, nach Paris zurückzukehren, um seine Studien zu beendigen. Auch seine Aussicht in das Leben war furchtbar getrübt und er besaß zu viel Verstand, als daß er sich das nicht hätte sagen sollen.

Friedrich und Günther ließen sich ihn vorführen. Er erschien in demütiger Haltung, die Augen auf den Boden geheftet.

Friedrich. Man sagt mir, ihr habt an den Plänen eurer Brüder keinen Teil gehabt. Ist das wahr?

Henning. Ich lebte in Paris meinen geistlichen Studien schon seit Jahren. Seit zwei Monden bin ich zum Besuche in diesem Lande.

---

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 58. Wohlbrück hat in seiner Geschichte des Geschl. v. Alvensleben diese Urkunde noch nicht gekannt.

**) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

Entscheidet selbst, hoher Herr, ob ich unter diesen Umständen Teil an ihren Entwürfen haben konnte.

Günther. Wie alt seid ihr?

Henning. Zwanzig Jahr.

Friedrich. Habt ihr euren Brüdern bei dem Kriege gegen Magdeburg oder bei der Verteidigung ihrer Schlösser geholfen?

Henning. Nein.

Günther. Und doch seid ihr mit eurem Bruder auf der Flucht gefangen worden?

Henning. Weil ich ihn begleiten und mich überzeugen wollte, ob er auch glücklich entkommen würde. Dann wollte ich in das Schloß zurückkehren.

Friedrich. Ein wunderlicher Entschluß.

Henning. O Herr, was thut man nicht einem Bruder zu Liebe! Daß ich wieder zurückkehren wollte, geschah um seinet- und meiner Schwägerin willen, denn sie war ja ganz verlassen.

Friedrich. Und was gedenkt ihr, ferner zu thun?

Henning. Ich muß abwarten, was ihr über mich beschließen werdet.

Günther. Da ihr nicht in Waffen gegen mich gestritten, auch euch dem Dienste der Kirche gewidmet habt, was sehr zu loben, so gebe ich euch frei ohne Lösegeld.

Henning. Dank euch, ehrwürdiger Herr. Allein was ich beginnen soll, weiß ich nicht, da all mein Hab und Gut verloren gegangen ist. Ich finde nicht einmal in einem Kloster eine Aufnahme, wenn ich mich nicht einkaufen kann.

Günther. Wohlan denn, auch das noch. Ich will euch eine Präbende beim Dom zu Magdeburg geben, wo ihr als Domherr eintreten könnt, sobald ihr wollt.

Henning. Nochmals Dank, ehrwürdiger Herr. Ihr sollt, was ihr thut, keinem Unwürdigen gethan haben.

Es war seltsam, daß so den Quitzows ihr Plan mit Henning gelang, wie sie es nur hätten wünschen können, aber freilich unter Umständen, wo sie keinen Nutzen davon ziehen konnten.

Am folgenden Tage, den 28. Februar, kam Friedrich mit dem Erzbischof Günther wegen des Schlosses Plaue dahin überein, daß Günzel von Bartensleben dasselbe auf ein Jahr lang als Hauptmann von beiden Teilen inne haben sollte. Unterdessen wollte man bei Siegismund die Erlaubnis zu erwirken suchen, das Schloß niederzureißen und nach Ablauf eines Jahres sollte Günzel alsdann das Schloß zu diesem Zweck herausgeben. Willigte Siegismund nicht in das Abreißen, so sollte Friedrich dem Erzbischof 1250 Schock böhmische Groschen

zahlen und dafür das Schloß erhalten; bis dahin, wo das Geld bezahlt worden, sollte Günzel mit dem Schlosse beiden Herren gewärtig sein und keinen von beiden daraus bekriegen. Darüber stellte Günzel von Bartensleben im Lager vor Plaue einen Revers aus*), der noch jetzt vorhanden ist, und nahm das Schloß in Besitz. Die Magdeburger aber zogen in Begleitung ihrer befreiten Gefangenen nach Hause. Der Erzbischof erließ nach einiger Zeit an Gebhard von Plotho ein Schreiben, in welchem er ihn fragte, wie hoch er den Schaden schätze, der ihm, dem Gebhard, in diesem Quitzowschen Kriege zugefügt worden sei. Gebhard gab ihn, besonders in Berücksichtigung des Schadens, der seinen Mannen, die von ihm Gut hatten, zugefügt war, auf zweihundert Schock böhmische Groschen an**). Indessen haben erst nach langer Zeit seine Söhne einigen Ersatz dieses Schadens erhalten.

*) Walter Sigularia Magdeburg. T. II. S. 62 f.

**) Bekmann, Accessiones Histor. Anhaltinae S. 618. enthalten das Schreiben.

Zehntes Kapitel.

An demselben Tage, an welchem Plaue genommen worden war, hatte man die Nachricht davon sogleich an Johann von Torgau gesendet, der noch immer mit der Belagerung des Schlosses Beuthen beschäftigt war. Ihm stand keine große Büchse zu Gebote; er hatte daher mit seinen und den Mannschaften der Orte Jüterbog, Brietzen, Belitz, der Klöster Zinna und Lehnin und des Schlosses Trebbin die Belagerung nach alter Art führen müssen, sich aber damit begnügt, das Schloß einzuschließen, weil Friedrich ihm versprochen hatte, die große Büchse zu schicken, sobald sie vor Friesack und Plaue nicht mehr gebraucht werden würde. Durch sie mußte das Schloß notwendig fallen, ein Sturm schien daher ganz unnütz zu sein. Goswin von Brederlow, der als Quitzowscher Hauptmann in Beuthen befehligte, hatte nach und nach die Hiobsposten wegen der andern Quitzowschen Schlösser empfangen. Er hatte bisher nichts weiter thun können, als einige Ausfälle zu veranstalten, die jedoch keinen Erfolg ergaben. Als jetzt die Nachricht von Plaue kam, benutzte Hans von Torgau die Gelegenheit, ihn zugleich wissen zu lassen, daß nunmehr die große Büchse von Plaue nach Beuthen geschafft würde und er daher nichts Besseres thun könnte, als das Schloß in Zeiten zu übergeben. Goswin hatte die Botschaft mit der Antwort abgefertigt, daß er sich die Sache überlegen wolle.

Am Mittwoch den 25. Februar, am Tage der Frohnfasten, wo Günzel von Bartensleben das Schloß Plaue erhielt, kam die große Büchse vor Beuthen an. Goswin hatte seit vorgestern, wo die Botschaft an ihn ergangen war, noch nichts weiter hören lassen. So beschloß man denn ihm zu zeigen, daß aus der Drohung Ernst geworden sei, und sandte ihm aus dem ehernen Munde derselben donnernd eine Kugel zu. Er wartete die zweite nicht ab, sondern gab sogleich das Zeichen, daß er zu unterhandeln wünsche. Johann von Torgau ging darauf ein und gegen Bewilligung des freien Abzuges mit den Seinigen und ihrer Habe übergab er noch an demselben Tage das Schloß an Johann von Torgau und an den Hauptmann des Schlosses Trebbin, Paul Möring*).

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a. Angelus, Annales march. S. 193.

So war denn nun auch das letzte der Quitzowschen Schlösser gefallen und ihre Macht gänzlich zerstört. Die Anstrengungen ihrer Freunde in der Altmark hatten nur einen sehr unbedeutenden Erfolg gehabt, in der Mittelmark versuchte es keiner, für sie etwas zu thun, und die pommerschen Herzöge waren notgedrungen ruhig geblieben. Friedrich war siegreich aus dem gefährlichen Kampfe hervorgegangen, und glänzender strahlte seine Macht, denn je. Er hatte ein furchtbares Beispiel aufgestellt; jetzt durfte er auf Frieden und Ordnung in der Mark rechnen, offener Widerstand wurde seinen wohlwollenden Absichten schwerlich weiter entgegen gesetzt, seinen Zweck hatte er vollständig erreicht.

Diese Waffenthat machte in der Mark ein ungeheures Aufsehen, und weithin durch Deutschlands Gauen verbreitete sich ihr Ruf*). Die Urteile darüber waren sehr verschieden. Groß war der Ruf der Quitzows gewesen, groß die Vorstellung von ihrer Macht, ihrer Tapferkeit und ihrer Klugheit, sie waren teils hierdurch, teils durch ihren großen Anhang und ihre weit verbreiteten Verbindungen die Mächtigsten des Landes. In der Mark hatte man nicht gewagt, ein Schwert gegen sie zu ziehen, sie hatten in Gemeinschaft mit den Pommern selbst über Friedrichs Heer triumphiert, und als es bekannt geworden war, daß sie an der Spitze einer weit verzweigten Adelsverbindung standen, zitterten Friedrichs Freunde für ihn, und sahen mit gerechtem Mißtrauen auf das gefährliche Wagstück, sie zu bekriegen, das im Falle des Mißlingens ihm nur zu wahrscheinlich das Land kosten konnte, denn es fehlte ihm nicht an heimlichen Feinden, welche die Art, wie er regierte, mit großen Besorgnissen ansahen, und die sich, wenn er Unglück gehabt hätte, ohne Zweifel gegen ihn erklärt haben würden. Die mächtigste Familie des Landes, — groß durch Güterbesitz, hohe Eigenschaften und allgemein anerkannten Ruf, hatte er wie durch Zauberei in wenigen Wochen gestürzt, ihre Freunde wagten sich nicht zu regen, seine Herrschaft war dauernd begründet. Ein allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der Gemüter. Man hatte die Zahl der Schlösser, welche sich in den Händen der Quitzows und ihrer Freunde befanden, auf 24 berechnet**), ohne

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 483. Alb. Cranz, Wandalia L. X. Cap. 19. Chron. Magdeb. ap. Meibom. S. 352. 353.

**) Es waren: Quitzhövel, Rühstädt, Kleetzke, Friesack, Plaue, Coepenick, Saarmund, Beuthen, Sandau, Stavenow, Hundeluft (Quitzowsche Schlösser), Golzow, Rekahn, Potsdam (Rochowsche Schlösser), Putlitz, Lenzen, Wolfshagen (Putlitzische Schlösser), Bötzow mit Neumühl, Liebenwalde (Holzendorffsche Schlösser), Biesenthal, Falkenhagen, Freienwalde (Uchtenhagensche Schlösser), Oderberg (Hohensteinsches Schloß), Trebbin (Maltitzsches Schloß), wozu nun noch die meist festen Städte Rathenow, Straußberg, Wittenberge und in gewissem Sinne Brandenburg sowie mehrere altmärkische Schlösser kamen.

ihre Städte und die Schlösser ihrer heimlichen Freunde zu zählen. Wo war diese imposante, dem Landesherrn weit überlegene Macht so plötzlich geblieben? Es war ein furchtbares Geschick, das sie betroffen, und die launenhafte Unbeständigkeit des Glücks, der schnelle Fall menschlicher Größe, erregte in jeder Brust ein zaghaftes Bangen, wie es sich des Menschen bemächtigt, wenn er das von ihm Angestaunte, Bewunderte, vielleicht selbst Beneidete sinken, zertrümmern und der Vernichtung anheim fallen sieht. — Das tiefste Mitgefühl ihrer Freunde begleitete der Quitzows tragischen Fall. Nur die wenigen, welche über die Quitzows gleichgültig dachten, blieben gleichgültig. Anders sahen ihre Feinde die Sache an, selbst wenn sie Friedrich nicht wohlwollten. Sie sahen darin die Rache für das ihnen vermeintlich oder wirklich widerfahrene Unrecht, und eine Menge kleiner Seelen, die vorher nicht gewagt hatten, gegen die Quitzows den Mund aufzuthun, triumphierten, und ergingen sich in tapfern Worten. Auch ein Teil der Geistlichkeit, vielleicht durch die Fehden mit dem Bischofe von Brandenburg und dem Erzbischofe von Magdeburg aufgebracht, scheint überall mit dem Falle der Quitzows zufrieden gewesen zu sein. Einer derselben, allerdings ein erbitterter Gegner, äußerte sich darüber in folgender Art: Nun die Quitzows ausgerottet, und ihrer Hoffart gesteuert ist, wird's Friede werden in der Mark, und die Stimme des Betrübnisses und Geschreis wird verstummen. Ich brauche die Worte des Propheten Jesaia: das Volk ist gesessen in Lieblichkeit des Friedens, in den Tabernakeln der Zuversicht und guter Ruhe. Also, wie geschehen, soll man den hoffärtigen Gästen das Schamhütlein abziehen, und den hohen Bäumen die Gipfel behauen, daß sie nicht in den Himmel wachsen"*). — Mit diesen Ansichten waren unstreitig viele einverstanden, gewiß aber ist es, daß ein großer Teil des Adels darüber anders dachte, jedoch klüglich mit seiner Meinung nicht öffentlich hervortrat.

Ein Umstand war es, den Friedrich nicht ohne Sorge ins Auge faßte, Dietrichs Flucht. So lange Dietrich frei war, konnte er schaden, denn an mächtigen Freunden in und außer dem Lande fehlte es ihm nicht. Die versprochenen Belohnungen hatten keinen Erfolg gehabt, Dietrich war nicht gefangen worden. Er war wahrscheinlich nach Pommern gegangen, doch wußte Friedrich auch, daß er in Stettin noch nicht angekommen war, und dies ließ wiederum vermuten, daß er noch in der Mark bei seinen Freunden verborgen gehalten werde. Friedrich stellte überall da, wo er vermuten durfte, daß man ihn heimlich hege, Nachforschungen ohne alles Aufsehen an. Zugleich aber ließ er sämtliche Güter der Gebrüder Quitzow in Besitz nehmen, soweit diese in seinen Landen lagen.

*) Wusterwitz bei Haftiz ap. h. a.

Am 14. März verband sich Friedrich zu Schutz und Trutz mit Albrecht, Bischof von Halberstadt und Herzog Berndt von Lüneburg*), ein Bündnis, dessen Gewicht sowohl auf Magdeburg, als auf seine altmärkischen Vasallen drücken mußte. Noch mehr aber that er in dieser Beziehung, als er am 20. März von Tangermünde aus ein strenges Mandat gegen alle Störer des Landfriedens erließ, in welchem weit wirksamere Maßregeln angeordnet wurden, als man bis dahin jemals angewandt hatte. Das Mandat bezeichnet den Geist der damaligen Zeit und Friedrichs Staatsklugheit zu sehr, es ist zugleich als der Anfang einer förmlichen Landesgesetzgebung zu wichtig, als daß wir es nicht näher kennen lernen sollten.

Nach dem gewöhnlichen Eingange sagt Friedrich, er habe den mannigfaltigen Schaden angesehen, der den Landen der Mark in vergangenen Zeiten zugefügt sei. Um ihm zu wehren, habe er mit Rat und Wissen aller Herren, Mannen und Städte beider Marken, auch des Grafen von Ruppin und seiner Lande, sowie auch der Priegnitz eine solche Einung geboten und Satzung gemacht, als hiermit allen Einwohnern der gedachten Lande geboten wird. Es sollen alle den Frieden in und außer Landes stets fest und unverbrüchlich halten. Wer jener Lande oder eines ihrer Einwohner Feind ist, dem sollen alle andere Herren, Mannen, Städte und Einwohner dieser Lande Feind sein, ihm feindlich nachstellen, ihn weder hausen, hegen, speisen und tränken, mit ihm keine Gemeinschaft noch Verrichtung haben, weder heimlich noch offenbar. Alle Herren, Mannen und Städte sollen ihren Nachbarn alle bei ihnen angesessene Räuber, Missethäter und Feinde des Ortes und des Landes namhaft machen und sie beschreiben, und zu wem solche Missethäter und Räuber kommen, der soll sie anhalten und demjenigen, dessen Feinde sie sind, davon Anzeige machen. Der soll dann die Missethäter fordern, und der Herr, Mann oder die Stadt, wo die Missethäter ergriffen sind, sollen ihm unverzüglich zu seinem Rechte verhelfen. Niemand soll Friedrichs und des Landes Feinde in oder durch das Land geleiten, und keinen Frieden mit ihnen machen ohne Friedrichs Wissen und Vollwort. Wer von solchen Übelthätern und Räubern erfährt, der soll sie ohne Verzug anzeigen, im Unterlassungsfalle werden sie, wenn sich ihr Wissen darum ergiebt, ebenso gestraft, wie jene. Auch soll niemand Mordbrenner schützen oder ihnen Schutz gewähren. Wird jemand oder ein Ort mit Raub und Brand angegriffen, da soll man die Sturmglocken läuten und Lärm machen lassen. Dann sollen alle den Feind verfolgen, ihm nachstellen, ihn hindern und anhalten, seinen Schaden wieder gut zu machen. Wäre jemand nicht

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 146.

in handhaftiger wahrer That ergriffen, oder berüchtigt, den will Friedrich vor sich kommen lassen, und ihn darum zur Rede setzen; kann er sich rechtlich entschuldigen, so soll ihm das zu gute kommen, wo nicht, soll er leiden, was ihm gebührt. Auch soll jeder seine Knechte anhalten, hiernach zu verfahren, und für sie stehen. Alle Herren, Mannen und Städte sollen ihre weltlichen Gerichte redlich bestellen, damit jedermann schnell Recht erhalten könne, auch soll niemand dem andern in seine Gerichte eingreifen. Jeder aber, der gegen diese Befehle handeln wird, soll deshalb gestraft werden, wie es sich von Rechtswegen gebühren wird*).

Man kannte jetzt, wie ernst Friedrichs Verordnungen gemeint waren. Darum hatte denn auch dieses Mandat die Folge, daß jene altmärkischen Edlen, welche es bis dahin heimlich mit den Quitzows gehalten hatten, ihren Waffenstillstand in einen wirklichen Frieden übergehen ließen, den Friedrich zwischen ihnen und Magdeburg vermittelte. Bisher hatten jene Edlen ihm unter allerlei Vorwänden noch die eigentliche Huldigung versagt und sich mit einer vorläufigen beholfen. Jetzt leisteten sie solche in aller Form, weshalb ihnen denn auch Friedrich ihre Privilegien bestätigte, den Schulenburgs namentlich zu Tangermünde am 13. April 1414**).

Am 10. April gab Friedrich das eroberte Schloß Golzow dem Hans von Schierstädt, welcher bereits die Anwartschaft und ein Pfand darauf hatte, gegen die Summe von siebzehnhundert rheinischen Gulden pfandweise auf ein Jahr, von Walpurgis an gerechnet. Er sollte das Schloß auf eigene Kosten innehaben und erhalten. Dafür werden ihm als Zins für jene Summe auf die Renten und Einkünfte des Schlosses hundert Schock böhmische Groschen verschrieben. Was über hundert Schock einkommt, wird an Friedrich mit einer Rechnungslegung eingeliefert. Alle Dienste und Äcker, die zu dem Schlosse gehören, soll Hans von Schierstädt ebenfalls benutzen, die Hälfte der gewonnenen Früchte erhält jedoch Friedrich, dafür trägt er auch die Hälfte der Kosten für Aussaat und etwa nötiges Tagelohn. So wird es auch mit den Wiesen gehalten, Brennholz kann Hans so viel schlagen lassen, als er benötigt ist, was aber von Ungewitter oder Windbruch gefällt wird, gehört Friedrich. Die übrigen Bedingungen sind die gewöhnlichen***). — Offenbar hatte Friedrich mit dem Schlosse andere Pläne und betrachtete diese Verleihung nur als ein Interimistikum.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Friedrich wegen Dietrich von Quitzows Flucht nicht ohne Besorgnis war. Ungeachtet seines Un-

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brand. cont. T. I. S. 82 f.
) Ebendas. S. 67. — *) Ebendas. S. 59.

glücks war dieser durch seine mächtigen Freunde noch immer ein Mann von Bedeutung, den man nicht aus den Augen verlieren durfte. Der Gang unserer Geschichte fordert uns auf, uns nach ihm umzusehen, und wir gehen deshalb zurück zu dem Augenblick, wo er an jenem düstern Abend das Schloß Friesack verließ.

Genau bekannt mit der Gegend, hatte er sich eiligst dem Bruche zugewendet, das wegelos als eine wüste Gegend mittels seiner vielen Gebüsche, die sich zum Teil auf sogenannten Horsten oder kleinen Hügeln erhoben, gar viele Versteckwinkel darbot, die niemand fand, wenn er darin nicht sehr bekannt war.

Dietrich hatte seinen Söhnen, nachdem er in dem Ausfalle das feindliche Lager überrannt hatte, die Hand gedrückt, gab seinem Pferde die Sporen und jagte hinaus in die dunkle Nacht dem Bruche zu, das er gleich darauf erreichte. Acht Knechte, die er sich ausgesucht und instruiert hatte, folgten ihm. Der Schlachtenlärm tönte immer entfernter hinter ihnen, der dichte Nebel ließ keines der Wachtfeuer mehr hindurch schimmern, aber ein langer, ziemlich hoher, dunkelroter Streifen über dem Horizonte zeigte die Ausdehnung des Lagers. Als Dietrich das Bruch erreicht hatte, mäßigte er den Lauf seines Pferdes, denn er überzeugte sich, daß er nicht verfolgt würde und der Feind sein Entweichen nicht bemerkt hatte.

Sie erreichten den Zotzen, einen Wald, der damals alle Erscheinungen eines Urwaldes in reicher Fülle bot. Im Sommer, wenn das Sonnenlicht durch seine Laubmassen glänzte und funkelte, war er ein herrlicher Aufenthalt, und Bären, Wölfe, Luchse, Schweine, Hirsche, Rehe und wilde Katzen reizten die Jagdlust in hohem Maße, so daß alle Hindernisse des Bodens, umgefallene faulende Bäume, dichtes Zweiggewirre des Unterholzes, zwischen Farrenkraut und Besinggesträuch versteckte Vertiefungen und lauernde giftige Schlangen den Jäger nicht abhalten konnten, seiner Lust hier tagelang zu fröhnen, Essen und Trinken zu vergessen und alle Beschwerden für nichts zu achten. Jetzt streckten die mächtigen Eichen, Buchen und Rüstern die Zweige entblättert in die Luft, das dicht verschlungene Gewirr der Gesträuche war verschwunden, wenn man nicht etwa auf ein Brombeergebüsch stieß, und ohne große Mühe wand man sich hindurch.

Man erreichte wieder den Bruchboden, auf welchem es jetzt immer weiter nach Osten hin ging. Gegen zehn Uhr tauchten einzelne Lichter vor ihnen auf. Sie wurden erst inne, daß sie ein Dorf vor sich hatten, als sie ganz nahe davor standen. Es war Dechtow am südlichen Rande des Ländchens Bellin. Dietrich gebot Halt, und vor dem Eingange stand der kleine Reiterhaufen still. Ich habe heftigen Durst, sprach Dietrich, und manchem von euch mag es wohl ebenso gehen. Auch

unsere Pferde werden sich nach Wasser sehnen. Ich dächte, wir könnten ohne Gefahr im Kruge einmal trinken und auch unsere Pferde tränken. Aber niemand von uns tritt in das Haus; im Dunkeln wird uns schwerlich jemand erkennen und von den Bauern haben wir ohnehin kaum etwas zu fürchten.

Sie ritten in das Dorf ein. Bald hielten sie vor dem Kruge und riefen nach dem Wirte. Er kam mit seinem Knechte heraus und fragte nach ihrem Begehren. Dann kehrten beide in das Haus zurück, um Bier und Wasser zu holen. Als sie damit kamen, trat zugleich noch ein Mann heraus, der nach seinem klirrenden Schritte ein Gewappneter zu sein schien, doch konnte man wenig von ihm sehen. Reitet ihr in das Lager vor Friesack? fragte er. Dietrich antwortete: Nein! Indem trat jemand mit einem brennenden Kienspan zum Hause heraus und beleuchtete die Gruppe unserer Reiter, welche abgestiegen waren. Der Gewappnete schaute scharf hin und ging dann in das Haus zurück. Gleich darauf hörte man Bewegung. Es gingen Menschen in einiger Ferne. Dietrich wurde aufmerksam und gebot, sich zu eilen. Pferdetritte wurden hörbar und näherten sich. Sitzt auf, rief Dietrich; aber im nächsten Augenblick gewahrten sie, daß sie umstellt waren, und eine Stimme rief ihnen zu: Ergebt euch, ich sehe an euren Farben, daß ihr Quitzowsche seid! Irre ich mich, so wird sich's ausweisen.

Wer seid ihr, schrie Dietrich, daß ihr es wagt, uns — —

Wir gehören zum Lager vor Friesack, war die Antwort, darum sperrt euch nicht lange, oder ich lasse euch niederwerfen.

So rasch ergiebt sich Dietrich von Quitzow nicht, schrie er. Drauf und dran, meine Gesellen, daß wir den Leuten zeigen, wie man mit mir spricht!

Bei der Nennung seines Namens wichen seine Gegner bestürzt einige Schritte zurück, was er offenbar beabsichtigt hatte, um freien Raum zu gewinnen. Aber sie standen gleich wieder, und wo er auch einen Reiter vom Pferde warf, blinkte ihm dahinter die Hellebarde eines Fußknechts entgegen.

Indessen war der Kreis in der Dunkelheit schnell gesprengt und das Gefecht löste sich in einzelne Gefechte auf. Einige Kienbrände vor dem Kruge, welche ein Knecht in den Händen hatte, waren die ganze Beleuchtung, und kaum hinreichend Feind oder Freund zu unterscheiden. Zünde das Haus an! rief Dietrich einem seiner neben ihm fechtenden Knechte zu. Dieser schlug sich durch, und ehe der leuchtende Knecht sich dessen versah, riß er ihm den Feuerbrand aus der Hand und hielt ihn unter die hervorspringende Kante des niedrigen Strohdachs, welches rasch aufflammte. Nach wenigen Minuten brannte das ganze Dach. Der Ruf Feuer, Feuer! ertönte durch das Dorf und erweckte die zum Teil

schon schlafenden Bewohner desselben. In unbeschreiblicher Bestürzung rannten sie nach den Löschwerkzeugen oder fingen an, ihre Häuser auszuräumen. Die Sturmglocke wimmerte vom Turme, während das Gefecht vor dem brennenden Hause fortdauerte. Man konnte jetzt deutlich sehen, wen man vor sich hatte, aber Dietrich überzeugte sich auch, daß er mit einem an Zahl sehr überlegenen Gegner kämpfte und auf keinen Sieg rechnen dürfe. Rette sich, wer kann! rief er seinen ihm zunächst fechtenden Leuten zu. Mit furchtbarer Heftigkeit stürzte er sich auf seine Gegner und schlug sich glücklich durch, indem er mehrere von den Pferden warf. Dann jagte er die Dorfstraße hinunter, welche schauerlich von dem brennenden Hause beleuchtet war. Einige Reiter verfolgten ihn; allein sein Pferd lief besser als die ihrigen. Er setzte über die Hecke, welche die Straße schloß, und seine Gegner ließen von ihrer Verfolgung ab. Erst in einiger Entfernung vom Dorfe zügelte er sein mutiges Roß und hielt es an.

Die Flamme hatte sich weiter fortgepflanzt und die nebenliegenden Gehöfte ergriffen. Dietrich wartete, ob nicht vielleicht einer oder der andere seiner Knechte ihm folgen würde. Aber es kam keiner. Die Sturmglocke tönte noch immer fort, die Flamme wurde größer und leuchtete weit hin. Niemand erschien. Nachdem er beinahe eine Stunde lang gewartet hatte, mußte er die Hoffnung aufgeben, einen von den Seinigen wiederzusehen. Sie waren entweder getötet oder gefangen.

Er lenkte sein Pferd in den Wald, der sich hinter Dechtow erhob. Nicht lange war er geritten, als er vor sich Menschenstimmen vernahm. Er verließ den Weg, und bog seitwärts in den Wald hinein. Dann hielt er sein Roß an, und stand horchend still. Es war unten finster, aber die höchsten Gipfel der Bäume waren rot beleuchtet von der Feuersbrunst. Auf dem Wege zog ein Haufen Menschen an ihm vorüber, aus deren Reden er schloß, daß es Bauern aus dem Dorfe Linum seien, welche zur Löschung des Feuers ihren Nachbaren zu Hülfe eilten.

Als sie vorüber waren, ritt Dietrich wieder nach dem Wege zurück, und nicht gar lange nachher lag das Dorf Linum vor ihm. Er vermied es, durch das Dorf zu reiten, sondern blieb außerhalb desselben, bis er den Weg von Cremmen erreicht hatte. Hinter ihm war der Himmel hoch hinauf gerötet, links dehnte sich das Luch endlos aus in seiner ganzen schroffen Wildheit.

Nicht lange nachher erreichte er Cremmen. Vor der Stadt lenkte er auf den Weg nach Bötzow ein, ohne sie zu betreten. Durch den Bötzower Forst führte ihn sein Weg nach Quaden-Germendorf, und gegen Morgen hielt er vor dem Schlosse Bötzow. Er weckte den Thorwärter, der anfangs Schwierigkeiten machte, ihn einzulassen, da Dietrich sich nicht nennen wollte. Endlich verstand er sich dazu, Werner von

Holzendorff zu wecken, als Dietrich das früher verabredete Zeichen gab. Er kam, erkannte Dietrich an der Stimme und das Thor wurde geöffnet.

Werner wollte fragen, Dietrich winkte ihm Stille zu. Als er abgestiegen war, nahm ihn Werner bei der Hand und führte ihn ins Schloß. Hier loderte bald ein Kaminfeuer empor, und als man einander sehen konnte, fragte Werner: Um Gott, Dietrich, was ist vorgefallen, wie kommt es, daß man euch hier sieht?

Dietrich. Ich komme, bei euch Schutz zu suchen. Ich bin ein Flüchtling, und wie ihr wißt, ein geächteter.

Werner. Wie, wart ihr denn nicht in Friesack? Seine Mauern schützen euch besser, als die von Bötzow.

Dietrich. Nicht mehr. Sie sind niedergeworfen. Friesack ist verloren!

Dietrich erzählte. Werner erstaunte über das, was er hörte, denn darauf hatte er sich nicht gefaßt gemacht. Als Dietrich geendigt hatte, sprach er: Ihr seid wirklich in einer verzweifelten Lage. Dieser Burggraf Friedrich ist ein furchtbarer Mann. Vor allen Dingen müßt ihr Zeit zu gewinnen suchen, und das kann am besten hier geschehen. Ihr habt recht gethan, daß ihr zu mir gekommen seid.

Dietrich. Wie ich Friedrich kenne, wird er sich nicht damit begnügen, meine Schlösser zu nehmen, er wird auch mich haben wollen, und sicherlich setzt er einen Preis auf meinen Kopf.

Werner. Laßt ihn! Das soll ihm hier nichts helfen. Hier seid ihr sicher wie in Abrahams Schoß, so lange er seine große vermaledeite Büchse nicht vor Bötzow aufstellt.

Dietrich. Seid ihr aller eurer Leute so sicher? Vielen Menschen ist niemals zu trauen.

Es wurde festgesetzt, daß Dietrich sich als ein Knecht kleiden und unkenntlich machen solle. Werner wollte ihn für einen verwundeten Quitzowschen Knecht bei seinen Leuten ausgeben. Damit aber diese den Dietrich nicht erkennen möchten, sollte er nach Schloß Neumühl gebracht werden, angeblich um seine Wunden zu pflegen. Neumühl war noch in sehr zerstörtem Zustande und wurde nur von einem alten Vogte bewohnt, der Dietrich nicht kannte. Hier sollte sich Dietrich so verborgen wie möglich halten und es vermeiden, Menschen zu sehen, und darum auch das Schloß nicht verlassen. Dieser Plan schien gut zu sein, und Dietrich entschloß sich, ihn auszuführen.

Werner brachte ihm die Kleidung eines Knechts, die er anlegte. Dann bestieg er eins von Werners Pferden, und ritt aus dem Schlosse, als habe er einen Brief oder eine Botschaft zu besorgen. Gleich nachher setzte sich Werner ebenfalls zu Pferde, und ritt ganz allein ihm nach.

Im Walde fand er Dietrich seiner wartend und gemeinschaftlich ritten sie nach Schloß Neumühl.

Das sehr ruinierte Schloß bot wenig Gemächer zum Aussuchen dar. Die besten bewohnte der alte Vogt mit seiner Frau. Ein davon etwas entlegenes Zimmer wurde endlich erwählt, und mit einigen Mobilien und einem Bett versehen. Dietrich mußte sich hineinlegen und den Kranken spielen. Dem alten Vogt wurde auf die Seele gebunden, den Quitzowschen Knecht gut zu verpflegen, aber ihn nicht durch ungeforderte Dienste zu belästigen, auch dafür Sorge zu tragen, daß er nicht durch andere gestört werde. Werner ritt dann wieder zurück.

Die beiden alten Leute thaten ihre Schuldigkeit, und Dietrich konnte sich über sie nicht beschweren. Sie wußten wenig von der Welt, dennoch hatten sie Friesacks Schicksal erfahren, und der alte Georg hatte auch nach einigen Tagen die Nachricht erhalten, daß Dietrich von Quitzow entflohen und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt sei. Wenn dein Herr sich nun nicht in acht nimmt, sprach er zu Dietrich, dann kann es ihm schlecht gehen, denn der Burggraf soll eben nicht spaßen, und mir wär's schon recht, wenn sie ihn fingen.

Elftes Kapitel.

Zwei Wochen waren vergangen, als Dietrich seiner Lage von Herzen müde war. Er hatte die unerträglichste Langeweile und er schämte sich seiner Knechtsgestalt. Dennoch mußte er seine Rolle beibehalten, so lästig sie ihm auch war.

Da kam Dienstag den 27. Februar ein Knecht von Bötzow und erzählte Georg, daß Plaue genommen, und Johann von Quitzow gefangen sei. Dietrich von Quitzow aber sei noch nicht aufgefunden, denn — setzte er hinzu — der ist gut versteckt.

Georg. Weiß man denn, wo er ist?

Knecht. Ih Vater Georg, da wäre er ja nicht versteckt, wenn man es wüßte. Wißt ihr, was ich denke?

Georg. Nun?

Knecht. Ich glaube er ist gar nicht weit.

Georg. Warum nicht gar! Hast du eine Spur?

Knecht. Ihr habt ja wohl hier einen Quitzowschen Knecht? Der kam vor ein paar Wochen nach Bötzow, und ritt ein sehr schönes Pferd mit hübschem Sattel. Das Pferd steht jetzt bei uns im Stalle, denn er ist mit einem andern hierher geritten.

Georg. Nun? — Er wird sich's schon wieder abholen, wenn er gesund ist.

Knecht. Ja, aber Knechte reiten solche Pferde nicht. Könnt ihr mich euren Kranken nicht sehen lassen?

Georg. Bei Leibe nicht. Es darf ihn niemand sehen oder stören.

Knecht. Ist das verboten?

Georg. Freilich, Herr Werner selber hat es verboten.

Der Knecht schlug ein Schnippchen und wiegte den Kopf hin und her. Dann nahm er Georg bei der Hand, und ging mit ihm ins Zimmer.

Bis hierher war Dietrich zufällig heimlicher Zeuge der Unterredung gewesen und hatte dadurch die Entdeckung gemacht, daß er hier nicht mehr sicher sei. Der Gedanke, gefangen zu werden, peinigte ihn sehr,

auch ging ihm das Schicksal seines Bruders tief zu Herzen. Glücklicherweise kam Nachmittag Werner von Holzendorff selber geritten, um die Nachricht von Plaue zu bringen. Dietrich teilte ihm seine Entdeckung mit und äußerte zugleich ein herzliches Verlangen, von hier wegzukommen, weil er die Langeweile nicht mehr ertragen könne.

Werner. Ihr könnt unmöglich unentdeckt fliehen, man stellt euch überall nach und lauert auf allen Wegen. Aber hier bleiben könnt ihr unter diesen Umständen freilich nicht länger. Wartet, da habe ich einen guten Gedanken. Ich werde euch nach Grabsdorf bringen. Dort wohnen einige meiner alten Knechte mit ihren Weibern, auf deren Treue ich mich verlassen kann. Sie sollen euch hegen und pflegen und dort seid ihr sicher. Doch müßt ihr natürlich unerkannt bleiben. Ich werde die Sache sogleich einrichten.

Werner ritt nach Grabsdorf. Am andern Tage kam er wieder und forderte Dietrich auf, sich fertig zu machen, dahin aufzubrechen. Gegen den Vogt wurde ein schicklicher Vorwand gebraucht, Dietrich stieg zu Pferde und ritt hinter Werner her, bis man Schloß Neumühl im Rücken hatte, denn er mußte seine Knechtsrolle noch beibehalten, obgleich sie ihm sauer wurde.

Das Dorf Grabsdorf, von welchem wir schon früher einmal gesprochen haben, ist jetzt nicht mehr vorhanden und lag östlich von der Havel, wahrscheinlich auf der Stelle des jetzigen Dorfes Friedrichsthal. Dietrich erhielt in einem Bauernhause eine Stube und es war mit dem Besitzer des Hauses, Werners ehemaligem Knechte, die Verabredung getroffen worden, daß er ihn für einen Verwandten ausgeben solle, den er zu sich genommen habe, damit er ihm in der Wirtschaft helfe. Dazu hatte sich Dietrich selber erboten, um nicht ferner von der Langenweile gepeinigt zu werden. Er hatte übrigens den Namen Christian angenommen. Sein Wirt wußte von ihm nichts und war ein sehr einfältiger Mensch.

Dietrich half in der kleinen ländlichen Wirtschaft, so weit er selber Lust dazu hatte, denn befehlen ließ er sich nichts und sein Wirt hätte dazu auch nicht den Mut gehabt, wenngleich er Dietrich für seinesgleichen hielt. So verstrichen ihm die unfreundlichen Wintertage ziemlich einförmig und öde.

Bessere Tage brachte der März und es gab jetzt schon etwas mehr zu thun. Unterdessen hatte jener Knecht Werners, der schon in Neumühl in dem angeblichen Knechte Dietrich von Quitzow vermutet hatte, nicht bloß erfahren, daß er plötzlich jenes Schloß verlassen, sondern er hatte auch von dem neuen Knechte in Grabsdorf gehört, den Werner dort hingebracht. Ganz richtig vermutete er, daß beide wohl eine und dieselbe Person sein möchten. Da er aber Dietrich nicht persönlich kannte,

wußte er einen seiner älteren Mitknechte, der Dietrich oft gesehen, zu überreden, mit ihm nach Grabsdorf zu gehen, ohne ihm jedoch etwas von seinem Zwecke zu sagen. Dietrich war auf dem Felde und beide gingen nahe an ihm vorüber. Der erste Knecht blieb stehen und sprach zu dem andern: Das scheint auch ein fauler Bauer zu sein. So lange wie ich ihn sehe, hat er noch nichts gethan als sich umgesehen. Ich weiß nicht, er kommt mir so bekannt vor, sieh ihn dir doch auch einmal genau an.

Der andere that es und zuckte unwillkürlich zusammen. Soll mich dieser nnd jener, flüsterte er, das ist entweder der leibhaftige Satan, oder Dietrich von Quitzow!

St! sprich leise, sagte der erste, bist du deiner Sache gewiß? —

Der Andere. So gewiß als ich lebe. Ich habe ihn ja oft genug gesehen.

Der Erste. Komm! Wir wissen genug. Das soll uns Nutzen bringen!

Beide entfernten sich und am andern Tage erbaten sie sich unter einem schicklichen Vorwande Erlaubnis, nach Berlin gehen zu dürfen. Hier machten sie gehörigen Ortes Anzeige von dem, was sie wußten, erhielten eine Belohnung und gingen wieder zurück. Friedrich erließ sogleich einen Befehl an Werner von Holzendorff, Dietrich von Quitzow auszuliefern und unter gehöriger Bedeckung nach Berlin zu bringen und fertigte einen Boten an ihn ab, ihm das Schreiben zu übergeben.

Werner war eben mit seinem Nachtimbiß beschäftigt und hatte dem Becher fleißig zugesprochen, als ihm der Bote des Burggrafen gemeldet wurde. Was will denn der von mir? brummte er und ließ den Boten hereintreten.

Dieser überreichte sein Schreiben, Werner empfing es mit einiger Verlegenheit, denn er konnte nicht lesen. Ja, sprach er endlich, wenn ihr nicht wißt, was in dem Briefe steht, dann wissen wir es beide nicht.

Ich will es euch vorlesen, sprach der Bote und langsam und deutlich trug er den Inhalt vor. Werners Stirn wurde kraus, die Adern schwollen ihm an, seine Augen sprühten Feuer. Was, schrie er, und trat auf den erschreckten Boten zu, ich soll Dietrich von Quitzow ausliefern? Das traut mir der Burggraf zu? — Daß du die Pestilenz kriegst! Das will er mir befehlen? Meinen Freund und Waffenbruder soll ich ihm in die Hände liefern? — Niederträchtiger Schurke, wie kannst du dich unterstehen, mir einen so schändlichen Befehl zu bringen? Warte, ich will dir deinen Botenlohn zahlen! — Er ergriff einen Stock und fiel über den Boten her, der, eines solchen Empfanges nicht gewärtig, kein Verteidigungsmittel besaß und zu schwach war, ihn sich vom Leibe zu halten. Werner bläute ihn in seinem Jähzorn fürchterlich

durch. Auf das Hülfegeschrei des Boten stürzten Knechte in das Zimmer, aber dadurch wurde das Übel ärger, denn sie halfen ihrem Herrn, bis sie endlich glaubten, daß er genug hätte. Der Bote lag fast regungslos da, Werner schüttelte ihn wieder lebendig und befahl, ihn in den Turm zu werfen. Die Knechte leisteten Folge und zogen mit dem armen Gefangenen ab.

Werner brauchte eine Weile Zeit, um zu sich zu kommen; dann sah er ein, daß er einen dummen Streich gemacht hatte. Indessen ließ sich nichts ändern. Den Schlaf der Nacht mochte er sich dadurch nicht verderben lassen und ging zu Bett.

Am andern Morgen ritt er nach Grabsdorf und nahm Dietrichs Pferd mit, dessen Ränzel mit den nötigsten Reisebedürfnissen versehen war. Ihr müßt fort, sprach er; nur schnell, auf den Landstraßen wird die Wachsamkeit jetzt so groß nicht sein, die pommersche Grenze könnt ihr hoffentlich ohne Gefährde erreichen. Dietrich sah die Notwendigkeit ein, zu eilen. Er wechselte seine Kleider mit den von Werner mitgebrachten, bestieg sein Pferd und ritt davon. Auch kam er glücklich über die pommersche Grenze, die damals nicht gar weit entfernt war, da die Pommern noch vieles in der Uckermark besaßen. Nach einigen Tagen ließ Werner den gefangenen Boten laufen.

Auf den ersten April hatte Friedrich einen Landtag zu Berlin angesetzt und Herren, Mannen und Städte dazu berufen. Es sollte besonders über die Quitzowschen Güter das weitere gesetzlich verfügt werden. Auch Werner von Holzendorff mußte sich dazu einfinden und that dies, weil er sicher Geleit hatte.

Nachdem die meisten Quitzowschen Angelegenheiten beendigt waren, sprach Friedrich: Euch allen ist bekannt, daß Dietrich von Quitzow mein und meiner Lande der Marken Feind war und ist, daß er meine Dienstleute gefangen, geschlagen und ihnen das Ihrige genommen hat, daß er in der Nacht seiner Flucht meine Lande und Mannen gemordbrannt hat; aber unbekannt wird euch sein, daß er auf flüchtigem Fuße und scheinbarer That von Werner von Holzendorff zu Bötzow aufgenommen ist, der ihm die verschlossenen Thore und Bäume geöffnet hat, daß er mit seinem Wissen hindurchreiten konnte. Ferner hat er ihn auf Neumühl zugelassen und ihn da wie auf den benachbarten Dörfern, namentlich zu Grabsdorf, von den Seinigen hausen, hegen und speisen lassen, meinen Diener und Boten hat er mit Schmach überfallen, geschlagen und gefangen genommen*). Jetzt ist nun Dietrich entflohen. So frage ich dich dann, Werner von Holzendorff, ob du dich zu den vorgedachten Thaten bekennst? —

*) Vgl. die Urkunde in v. Raumer, Cod. dipl. Brand. cont. T. I. S. 79. 80.

Aller Augen wandten sich auf Werner, der sich in fester Haltung erhob und dann also sprach: Ich bin zu stolz, um abzuleugnen, was ich gethan habe. Es ist so, wie ihr, hoher Herr, sagt. Allein bedenkt, daß Dietrich von Quitzow schon lange mein Freund und Waffenbruder war, ehe ihr mein Herr wurdet und daß dieser redlichen Freundschaft wegen sein Verhältnis zu euch kein Grund werden konnte, mein Verhältnis zu ihm zu ändern.

Friedrich. Ihr hört, Herren, Mannen und Städte, wozu sich Werner von Holzendorff bekennt. Ich behalte mir es vor, meine Klage gegen ihn vor vollbesetzter Lehnsbank anhängig zu machen.

Den Gang dieser Angelegenheit unterbrach der Eintritt der Charwoche. Die Stände begaben sich nach Hause. Der erste Ostertag fiel auf den 8. April.

Friedrich hatte Hans von Torgau als Richter in dem Felonieprozeß gewählt, den er gegen Werner von Holzendorff einleiten wollte. Jener wählte sich dazu die erforderliche Zahl von schildgeborenen Schöppen und Beisitzern, wie sie das Lehnrecht verlangte, und berief sie zusammen, um mit ihnen die Lehnsbank zu besetzen. Friedrich brachte seine Klage vor, wie er sie bereits auf dem Landtage ausgesprochen hatte, gab die Thatsachen an, deren Werner von Holzendorff eingeständig war und fragte dann das Gericht, ob Werner, als sein gehuldigter und geschworener Mann und Diener, damit die Treue gegen ihn lehnrechtlich gebrochen habe? — Da die Schuld nicht bezweifelt werden konnte, so sprach das Gericht ein Urteil, nach welchem Werner vorgeladen werden sollte, um sich zu verantworten*), wie es das Lehnsrecht erforderte. Die Hegung des Lehnsgerichts wurde auf den 30. April anberaumt und Werner erhielt die Ladung, sich den Tag vorher in Spandau einzufinden, wobei der Bote, welcher die Vorladung überbrachte, sich der üblichen Formel bediente: Du bleibest aus oder nicht, so geschieht was recht ist, wisse dich danach zu richten!

Am 30. April früh vor Sonnenaufgang rief die Glocke in Spandau die Einwohner zur Dingstätte. Vor der Schloßbrücke stand ein Tisch und an zweien seiner Seiten je zwei Bänke in einer Reihe, zusammen also vier Bänke. An dem einen Ende stand ein ziemlich hoher Stuhl mit zwei vergoldeten Knöpfen für den Richter, auf dem Tisch lag ein weißer Stab. Hinter dem Stuhl hing an einer Lanze ein Heerschild. Dies alles waren die Attribute der Gerichtsstätten, denn zu jener Zeit waren die Gerichte öffentlich und wurden meist unter freiem Himmel gehalten. Der lange Tisch war in der Richtung von Westen nach Osten gestellt, so daß der Richter am Westende saß und nach Osten schaute.

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 80.

Allmählich fand sich das Volk ein und umgab die Gerichtsstätte. Auch Hans von Torgau als fürstlicher Rat und Richter trat mit den Schöppen oder Urteilern der Gerichtsbank aus dem Schlosse und mit dem Aufgange der Sonne nahmen alle ihre Plätze ein. Richter und Schöppen hatten Mäntel über den Schultern und erschienen unbewaffnet mit bloßem Kopf und ohne Handschuhe, wie es der Gebrauch verlangte. Die Schöppen setzten sich auf die Bänke, Hans von Torgau aber auf den Stuhl, indem er vorschriftsmäßig ein Bein über das andere schlug, in jenen Zeiten allgemein das Zeichen der Ruhe, der Beschaulichkeit und des Nachdenkens.

Hans von Torgau ergriff den weißen Stab und hielt ihn aufrecht in der Hand. Dann fragte er: Ist es an der Tageszeit, daß ich meinem Herrn dies Lehngericht hegen möge?

Einer der Schöppen. Es ist so hoch Tages und die Sonne steht so hoch, daß ihr, wenn ihr von Gott die Gnade und von unserm gnädigen Herrn die Macht und Gewalt habt, ein öffentliches Lehngericht hegen, halten und spannen möget.

Hans. Ist der Stuhl zu der Hege genugsam besetzt?

Die Schöppen überblickten die Zahl der auf den Bänken Sitzenden, und da noch einige fehlten, antworteten sie: Er ist zur Hege genugsam besetzt, wenn aber zum Rechte mehr notwendig sind, soll er besser besetzt werden.

Hans. So besetzt ihn besser (die fehlenden Schöppen traten soeben ein).

Hans (schlägt mit dem Stab stark auf den Tisch.) So gebiete ich denn Stille und gebiete Bann und Frieden, daß jeder schweige und sich aller Keif- und Scheltworte enthalte. Niemand gehe aus dem Gericht oder in das Gericht, er habe denn Urlaub, keiner falle dem andern in das Wort, ohne Erlaubnis zu fordern, niemand besetze des andern Stelle ohne Erlaubnis. Ich verbiete Zwietracht und was das Gericht kränken kann, ich verbiete Hand und Mund, ich verbiete euch alles, was ich verbieten soll, ich erlaube euch alles, was ich erlauben soll, hin und her zum ersten-, zum zweiten- und zum drittenmale. Die Lehnbank ist gespannt! —

Ringsum trat die tiefste Stille ein. Alle Zuschauer und Zuhörer, welche, weil sie umherstanden, der Umstand genannt wurden, beobachteten das größte Schweigen, denn ganz allgemein galt das Gericht als etwas durchaus Heiliges und Ehrfurchtgebietendes, weshalb auch die Richter und Schöppen mit vollem Vertrauen schutz- und waffenlos mitten unter der Volksmasse ihr ernstes Geschäft ausüben konnten, von der sie häufig durch gar kein Hindernis, öfters nur durch einen dünnen umspannenden Faden oder unbedeutende hölzerne Schranken geschieden

waren — ein Beweis, daß die nicht wegzuleugnende Rohheit der Masse doch ihres Zügels nicht entbehrte, wo es notwendig war. Die Überschreitung der gesetzten Schranke wurde hart gebüßt. Ausländer durften sich ihr nur bis auf eine gewisse Entfernung, meistens bis auf sechzig Fuß nahen.

Hans. So weiset mir denn, ob die Bank nach Lehenrecht gespannt ist und ich ein rechtes Lehengericht hegen möge.

Die Schöppen. Die Bank ist nach Recht und alter Gewohnheit gespannt, genugsam besetzt und es ist wohl an der Tageszeit, daß ihr ein rechtes und gerechtes Lehengericht hegen und halten möget.

Hans. Lasset den Kläger in die Schranken treten.

Der Umstand öffnete eine Bahn und Burggraf Friedrich näherte sich mit seinem Vorsprech und blieb am östlichen freien Ende des Tisches dem Richter gegenüber stehen.

Hans. Ihr habet Urlaub zu sprechen.

Vorsprech. Herr Richter, ich klage gegen Werner von Holzendorff und frage, ob ich in besetzter gehegter Bank zu Lehenrecht mit Urteil rechtlich und vollkommen mit meiner Klage komme?

Hans. Ihr kommt rechtlich und vollkommen.

Friedrichs Vorsprech oder Anwalt fragte darauf: Herr Richter, ist Werner von Holzendorff auf diesen heutigen Tag geladen und gefordert, meinem Herrn dem Burggrafen wegen seiner Schuld zu antworten zu Lehenrecht, wie es recht ist?

Albrecht von Quast, Kuno von Thümen und Witze von Wolf. Wir drei Mannen thun hier in gehegter Bank das Bekenntnis, daß wir als Boten die Ladung gethan haben.

Hans. Auf dies Bekenntnis frage ich, ob der Ladung nach Lehenrecht Genüge geleistet ist?

Die Schöppen. Es ist der Ladung genug geschehen.

Hans. Kann sonach mein Herr seine Klage thun und verlauten lassen?

Die Schöppen. Ja.

Vorsprech. Herr Richter, ich frage, wie oft ich bedingen und beklagen muß?

Die Schöppen. Dreimal.

Friedrich brachte seine Klage dreimal durch seinen Vorsprech an wie auf dem Landtage, und dieser setzte dann hinzu: Das alles hat Werner gethan. Da er nun meines Herrn gehuldigter, geschworener Mann und Diener ist, so hat er damit seine Treue gegen ihn nach Lehnrecht gebrochen. Auf diese seine verlautbarte Schuld ist nach Lehnrecht geurteilt, daß man Werner heischen sollte zur Verantwortung, und

ist das geschehen nach Urteil und nach Recht, wie es das Lehnrecht vorschreibt.

Hans. Auf diese Anschuldigung frage ich: Ist Werner von Holzendorff auf Bötzow dieser Handlungen eingeständig gewesen?

Die Schöppen. Wir alle sind dessen Zeuge.

Hans. So bedarf es keiner zugezogenen Zeugen. Untersuchet denn, ob der genannte Werner die Treue an seinem Herrn, dem Burggrafen, gebrochen habe.

Die Schöppen (unterreden sich leise miteinander). Wir finden nach Lehenrechte, daß Werner von Holzendorff die Treue an seinem und unserm Herrn dem Burggrafen gebrochen, er habe denn Hülferede, die ihm in dem Rechte möchte behüflich sein nach Lehenrecht.

Hans. So lasset uns des Beklagten und seiner Hülferede warten!

Man wartete bis die Sonne unterging, allein man wartete vergebens. Die Gerichtssitzung wurde daher geschlossen, nachdem man einen neuen Tag auf den Montag nach dem Sonntag, an welchem man in der Kirche Vocem jucunditatis singt, zu Berlin festgesetzt und die Boten für die neue Ladung ernannt hatte. Hans und die Schöppen wurden abends im Schlosse vom Burggrafen mit einem Gelage regaliert*). Über den ganzen Vorgang erhielt Friedrich eine schriftliche Ausfertigung.

Vierzehn Tage waren vergangen und es war Montag der 14. Mai. Vor dem hohen Hause in der Brüderstraße zu Berlin war auf dem Hofe dieselbe Einrichtung getroffen, wie die beschriebene in Spandau; das Volk war durch Läuten eingeladen worden und vor Sonnenaufgang fanden sich Richter und Schöppen ein. Die Eröffnung des Gerichts geschah mit denselben Förmlichkeiten, auch stand die Tafel nach denselben Weltgegenden. Friedrich trat mit seinem Vorsprech ein und dieser erhielt Erlaubnis zu sprechen. Es wurde gefragt, ob Werner von Holzendorff geladen sei, und als der junge Hans von Uchtenhagen, Hans Barfuß und Siegismund von Knoblauch das bejaht und man gefunden hatte, daß der Ladung genug geschehen war, brachte Friedrichs Vorsprech seine Klage in gleicher Weise wie früher an und setzte dann hinzu: Da hiernach Werner von Holzendorff sich Bötzow, Neumühl und anderer Güter, bewegliche und unbewegliche, mit Unrecht unterwunden hat und diese meinem Herrn zu Rechte verfallen und ledig geworden sind, so frage ich, ob er die genannten Güter und Schlösser nach Lehnrecht ihm unverzüglich abtreten und überantworten muß?

Hans. Weiset dann meinem Herrn, was nach Lehenrechte recht ist.

---

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 80. Vergl. damit: Deutsche Rechtsaltertümer von Grimm I. Ausg. S. 761 bis zum Schluß.

Die Schöppen gingen auf die Seite nach einem dazu besonders eingehegten Orte und besprachen sich besonders mit dem Umstande. Nach einer Weile kamen sie wieder und Ritter Nymand von Löben sprach dann: Wir urteilen, daß Werner unserm Herrn die vorgenannten Schlösser und Güter abtreten und unverzüglich abtreten soll, es sei denn, er hätte Hülfrede, die ihm in dem Rechte möchte behülflich sein. — Es wurde beschlossen, seiner zu warten, und der Frohnbote mußte ihn innerhalb dreier Stunden dreimal an verschiedenen Orten vorladen. Indessen verging der Tag wieder, ohne daß er erschien. Gegen Untergang der Sonne gebot Hans Stille und Friedrichs Vorsprach fragte: Auf welche Zeit und bis zu welchem Tage soll mein Herr der Hülfrede warten nach Lehenrecht, um sein Recht zu vollführen, also, daß ihm Recht geschehe und Werner und seinen Hülfreden kein Unrecht, und wie soll Werner zu dem Tage geladen werden?

Nymand von Löben. Wir finden nach Lehenrecht vierzehn Tage und sechs Tage ausgenommen verbundenen Tag*). Dann mag man die Zeit verlängern durch das Zukommen heiliger Zeit der verbundenen Tage, und daß nicht Irrnisses und Zwiespruch darin geschehe und das Recht seinen Gang haben möge, soll die Ladung geschehen mit des Richters Briefe und zwei ehrbaren Mannen unsers Herrn, und ihr, Herr Richter, habt nach Urteil und Recht den Tag zu setzen und den Ort zu benennen.

Hans. So setze ich denn den Tag auf den Freitag nach des heiligen Leichnamstag nächstkommend und den Ort zu Berlin.

Vorsprech. Sollte mein Herr der Not und Geschäfte des Landes wegen den Rechtstag hier zum Berlin nicht laden mögen, kann er dann den Rechtstag zu Lehenrecht anderweitig bescheiden?

Die Schöppen. Wir urteilen für Recht, daß unser Herr den Rechtstag wohl legen mag in eine andere Stadt in seinen Landen, aber ihr, Herr Hans von Torgau, sollt als ein Richter die Stadt und Zeit Werner von Holzendorff benennen in dem Ladungsbriefe.

Ankläger. Ich frage mit Recht, wenn mein Herr Hans von Torgau nicht haben möchte zu dem Gerichte, ob er dann einen andern Richter an seiner Statt kiesen und setzen kann?

Die Schöppen. Das mag er wohl thun nach Lehenrecht.

Ankläger. Ich habe meines Herrn Recht und Zuspruch zu Lehenrecht bei aufsteigender Sonne angehoben und bis zu niedersteigender Sonne lange nach Mittag gewartet. Habe ich dem Rechtstage zu Lehenrechte genug gethan?

Zwei Schöppen verließen die Bank, um die Sonne zu beobachten,

*) Sonntag und Freitag.

und brachten die Nachricht, daß sie sich tief neige, worauf dem Ankläger gesagt wurde, er hätte dem Rechte genug gethan; dann wurde das Gericht aufgehoben. Die Schöppen waren der junge Hans von Uchtenhagen, Heinrich von Strantz, Kunz von Hohendorf, Hans Barfuß, Nymand von Löben, Ritter, Czaslau von Konradsdorf, Siegmund von Knoblauch, Albrecht von Buste, Wieprecht von Thümen, Raven von Neuenkirchen, Albrecht von Quast, Kuno von Thümen und Witze Wolff. Auch über diesen Rechtstag erhielt Friedrich ein Solsaditum, nämlich eine Urkunde*), und Richter und Schöppen wurden wieder, wie es jederzeit üblich war, durch Friedrich mit einem Gastmahle erfreut.

Dieser Felonieprozeß machte in der Mark ein großes Aufsehen, weil er seit langer Zeit der erste war und durch ihn auch der letzte Haltpunkt der Quitzows verloren ging. Bötzow und Neumühl waren zwar nicht eigentlich Quitzowsche Schlösser; aber seit langer Zeit hatte man sich gewöhnt, sie als in ihrem Besitz befindlich zu betrachten, und die Quitzows selber verfügten über sie nach Belieben und verwahrten darin ihre Gefangenen, als ob die Schlösser ihr Eigentum gewesen wären. Werner von Holzendorff hatte sich nicht zu dem Prozesse eingefunden. Furcht hielt ihn nicht zurück, denn weder seine Person noch seine Freiheit konnten dabei angetastet werden. Es handelte sich allein um das Lehen. Allein er wußte recht gut, daß er nichts zur Beschönigung der That beibringen konnte, nichts, wodurch die Wendung des Prozesses für ihn günstiger werden mußte, und darum blieb er lieber zu Hause. Dietrich von Quitzow hatte ihm seine gute Aufnahme in Stettin gemeldet. Dies veranlaßte ihn, an Dietrich zu schreiben und ihm von dem Prozeß Kenntnis zu geben, und zugleich um seine Meinung zu befragen. Dietrich antwortete, daß er für seine Angelegenheiten von den pommerschen Herzögen viel hoffe, aber für jetzt kein Mittel sähe, dem Prozesse und seinen Folgen Einhalt zu thun. Vielleicht käme einst die Zeit, wo ihm alles zurückerstattet würde. Dann würde er Werners und seiner Schlösser und Güter nicht vergessen.

Friedrich hatte unterdessen seine Unterhandlungen mit den pommerschen Herzögen wegen der Herausgabe der uckermärkischen Besitzungen rüstig fortgeführt und endlich es auch durchgesetzt, daß ihm die Stadt Prenzlau zurückgegeben wurde, deren Privilegien er am Sonntag Cantate den 8. Mai bestätigte, nachdem sie ihm vorher die Huldigung geleistet hatte**). An den Erzbischof von Magdeburg hatte Friedrich am 14. April einen Schuldschein ausgestellt über dreihundert und fünfzig Schock

*) Siehe dieselbe in v. Raumer, Cod. dipl. Brandenb. cont. T. I. S. 79 80.
**) Sekt, Gesch. von Prenzlau Tl. I. S. 140. — v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 67.

böhmische Groschen und sie zu getreuer Hand den Magdeburgischen Amtleuten zu Wolmirstädt und Wanzleben verschrieben, dafür, daß die von Magdeburg (die Mannen von Jüterbog und Zinna) auf eigene Kosten und Gefahr ihm hatten das Schloß Beuthen gewinnen helfen und weil Magdeburg ihm den Anteil, den es daran gewonnen, gänzlich abgetreten hatte. Er versprach, die Summe von nächsten Walpurgistag über ein Jahr zu Magdeburg zu bezahlen*). Durch diesen Vertrag erhielt Friedrich über das Schloß Beuthen volle Macht und Gewalt und konnte es anderweitig vergeben.

Unter der Regierung des Markgrafen Jobst war Tschaßlow von Konradsdorf Vogt zu Brietzen und Belitz gewesen. Jobst hatte ihm eine Summe Geldes, welche er von ihm aufgenommen, auf die gedachte Vogtei verschrieben und ihm Lehen zu Schenkendorf, Lüdersdorf und Belitz, sowie das Angefälle an andern Gütern gegeben. Es lag Friedrich daran, mit ihm sich auseinander zu setzen. Die Unterhandlungen führten endlich dahin, daß Tschaßlow sich mit einer Abfindung von hundert Schock böhmischer Groschen begnügen und dafür an Friedrich alle seine Ansprüche abtreten wollte. Friedrich verschrieb ihm am 19. Mai 1414**) diese Summe auf die Orbede der Städte Berlin und Kölln und versprach sie bis Weihnachten vollständig zu zahlen. Diese vielfachen Schuldberichtigungen scheinen Friedrich höchst unangenehm gewesen zu sein und mußten ihn nicht selten in bedeutende Verlegenheiten setzen.

Am 6. Juni schloß er zu Wittstock auf dem bischöflichen Schlosse ein Bündnis zu gegenseitigem Schutz mit Wertzlaw, Johann, Albrecht, Balthasar, Johann und Wilhelm Gebrüder und Christoffel ihrem Vetter, Herren von Werle oder Wenden***), um die Mark von dieser Seite gegen feindliche Einfälle sicher zu stellen.

Der Tag rückte heran, wo das Endurteil in dem Felonieprozesse Werners von Holzendorff gesprochen werden mußte. Durch die dazwischenfallenden Pfingstfeiertage hatte sich der Termin bis zum 13. Juni verschoben. Friedrich befand sich in Tangermünde und hatte deshalb den Ort des Gerichtes hierher verlegt.

Vor dem Schlosse war eine Stelle für das Gericht leicht eingehegt worden und durch Glockengeläut und Ausruf oder Geschrei, wie man es nannte, wurden die Bürger eingeladen, sich dabei einzufinden. Die Einrichtung war dieselbe, wir wir sie schon oben beschrieben haben, und wie sie bei allen Gerichtssitzungen stattfand.

Es war früh bei Sonnenaufgang, als auf dem Burgplatze eine

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 58.
**) Ebendas. S. 44. — **) Ebendas. S. 146.

große Zahl von Menschen versammelt war und Richter und Schöppen aus dem Schlosse heraustraten, ihre Plätze einzunehmen. Sie setzten sich, Herr Hans von Torgau als Richter mit übereinandergeschlagenen Beinen und strengem Gesicht, wie ein griesgrimmiger Löwe, — denn so lautete die Vorschrift, an das Ende der Tafel.

Er eröffnete die Sitzung mit den oben beschriebenen Feierlichkeiten, die bei jeder Gerichtssitzung vorkamen. Man fand die Tageszeit richtig, die Bank wurde gespannt, der Gerichtsfriede geboten, und als alles in der Ordnung befunden wurde, erhielt Friedrich den Einlaß.

Vorsprech. Herr Richter, ihr habt meinem Herrn im Lehenrechte einen rechtlichen Tag von Gerichte und Gerichtswegen gesetzt und herbeschieden auf heute gegen Werner von Holzendorff und seine Hülfrede, die ihm mit Lehnrecht erteilt ist, heute im Gerichte vorzubringen gegen die Beschuldigungen, welche ich früher zu Berlin wider ihn geklagt habe. Auch ist das dem Werner redlich, und wie es das Gericht bestimmt hat, verkündigt worden. Vernehmet zu dem Ende den Urteilsbrief, den ich darüber von euch erhalten.

Friedrichs Vorsprech trug darauf jenes Solsaditum vor, worauf die Verhandlungen wieder den bereits beschriebenen Verlauf nahmen.

Werner von Holzendorff blieb wiederum aus, und er wurde daher nach Erfüllung der vielen im Felonie-Verfahren vorgeschriebenen Förmlichkeiten all seiner Güter für verlustig erklärt. Dann schlug Hans von Torgau mit dem Stabe auf den Tisch und sprach: Weil niemand mehr etwas vorzubringen hat, wird das Gericht hiermit aufgesagt und aufgeschlagen! Alle Schöppen erhoben sich und stürzten die Bänke um. Die Sitzung war beendigt*). Die Schöppen waren Herr Günzel von Bartensleben, Herr Nymand von Löben, Ritter, Gebhard und Ludolf von Alvensleben, Bertram Hasse, Hans Finzelberg, Albrecht von Buste, Dietrich von Rinntorf, Klaus von Borstel, Henning von Bismark, Raben Neukirchen, Hermann Itzenplitz und Werner Dermo. Friedrich erhielt den Urteilsspruch oder das Solsaditum schriftlich, und ausdrücklich wird darin bemerkt, daß noch viel mehr Mannen Friedrichs daran, dabei und darüber gestanden und das Urteil mit gevollwortet und geteilt haben, ein Beweis, daß der Umstand oder die Zuschauer als mitberatend auftreten konnten, wie es ihnen auch frei stand, ihren Beifall durch Schlagen gegen die Waffen und auf andere Weise zu erkennen zu geben, was man durch die Worte bezeichnete, der Umstand hat Folge gegeben oder ist gefolgt, und nicht selten wurde dies sogar mit in das Urteil aufgenommen. — Auch heute wurde den Gerichtsleuten wieder ein Mahl gegeben.

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 81. 82.

Raben Neukirchen und Werner Dermo machten sich am andern Tage mit dem schriftlich ausgefertigten und besiegelten Urteilsspruch nach Bötzow auf, um Werner von Holzendorff anzuzeigen, daß er seine Schlösser und Lehngüter zu räumen habe. Sie fanden ihn sehr gefaßt, denn er hatte nichts anderes erwartet. Sehr schmerzlich war es ihm, unter den Schöppen die früher mit ihm und den Quitzows verbundenen Gebhard und Ludolf von Alvensleben wie Dietrich von Rinntorf zu erblicken, die hier das Urteil über ein Vergehen gesprochen, dessen sie sich selber schuldig zu machen in jedem Augenblick bereit gewesen waren. Er übergab den beiden Gerichtsboten seine Schlösser und Güter und reiste dann ab, indem er zu seinem Vetter nach Biesenthal ging. Am folgenden Tage kam Friedrich und wurde von den Gerichtsboten in den Besitz der Schlösser und Güter eingewiesen.

Agnes von Quitzow war, wie erwähnt, nach Brandenburg gegangen und blieb daselbst unangefochten, denn die Reichsacht erstreckte sich nie auf die Frauen und diese konnten für das, was ihre Männer gethan hatten, rechtlich nicht in Anspruch genommen werden. Ihr eigenes Vermögen nnd die Unterstützungen ihrer reichen Familie reichten hin, um ihre äußere Stellung zu sichern, aber sie vermochten nicht, die tiefe Wunde zu heilen, welche durch ihr großes Unglück und das traurige Geschick ihres Mannes, den sie auf das innigste liebte, ihrem Herzen geschlagen war. Elisabeth lebte bei ihrem Vater und ihrem Bruder auf Schloß Saida in nicht geringerer Trauer. Das einzige Glück ihres Lebens waren jetzt ihre beiden Söhne, von welchen der älteste, Dietrich, das Ebenbild seines Vaters zu werden versprach, wie er dessen Namen führte.

Herr Apitz hatte mit seinem Bruder Otto auf Saida seinen Wohnsitz getauscht, da seine unglückliche Tochter Elisabeth durch alles, was sie in Teupitz sah, an eine frühere glücklichere Zeit erinnert und ihr Kummer beständig erneuert wurde. Der Wechsel des Aufenthalts schien ihm darum sehr dienlich zu sein und Herr Otto war gern auf seine Wünsche eingegangen. Gleich nachher hatte sich König Wenzel wegen eines Darlehns an Herrn Apitz gewandt, wofür er ihm Stadt und Schloß Calau verpfändete, welches Apitz mit Wenzels Einwilligung unmittelbar darauf dem Kurfürsten Albrecht von Sachsen pfandweise einräumte*).

Goswin von Brederlow war, nachdem er Beuthen übergeben hatte, ebenfalls nach Brandenburg gegangen und hatte es hier, durch zufällige Umstände begünstigt, verstanden, sich das Wohlwollen des Bischofs in so hohem Grade zu erwerben, daß ihn dieser zu seinem Schloßhauptmann in Ziesar annahm. In diesem Verhältnis hatte er Gelegenheit, einiges zur Erleichterung des Schicksals des noch immer daselbst gefan-

*) Worbs, Inventar. diplom. Lusatiae inferior. S. 223.

genen Kaspar Gans von Putlitz beizutragen. Auch blieb er in einem freundschaftlichen Verhältnis mit Frau Agnes von Quitzow, die sich seiner Anhänglichkeit um so mehr freute, als die allermeisten früheren Freunde ihres Mannes sich wenig oder gar nicht um sie kümmerten. Sie sah in seiner Aufmerksamkeit nicht mit Unrecht einen wohlthuenden Nachhall ehemaliger schönerer Tage, an welche sie nicht ohne die tiefste Wehmut denken konnte.

Es war jetzt in der Mark ruhiger denn je. Friedrich hatte seinen Zweck vollständig erreicht. Man erkannte ihn überall als den Herrn an, jene ewigen Kriege hatten ziemlich ein Ende, die Straßen waren sicherer geworden und mit größerem Vertrauen fing der Landmann an, auf bleibende Einrichtungen zu denken.

Aber Friedrichs hochstrebender Geist konnte sich mit diesem allerdings dankenswerten Resultate nicht begnügen. Selber ein Reichsfürst und im Besitz eines eigenen Landes mußte ihm die Stelle eines obersten Verwesers der Mark gar bald als zu untergeordnet erscheinen. Er durfte nicht hoffen, von Siegismund jemals jene große Summe wieder erstattet zu sehen, welche er ihm vorgeschossen hatte und um derentwillen ihm der Pfandbesitz der Mark zugestanden war. Sie blieb unstreitig sein Eigentum und dennoch stand er nicht da als der Herr des Landes, doch konnten seine Unterthanen in ihm nicht viel mehr als einen kaiserlichen Beamten sehen. Seine Stellung zu den Einwohnern erhielt dadurch etwas Gezwungenes und das seltsame Verhältnis band ihm in vielen Angelegenheiten die Hände. Von Anfang an hatte er in der Überzeugung gehandelt, das Land zu behalten und es als das seinige betrachtet. Es war jetzt Zeit, daß dies nicht bloß thatsächlich so blieb, sondern auch ausdrücklich ausgesprochen und anerkannt wurde. Dazu hatte er schon seit längerer Zeit bei Siegismund die nötigen Schritte gethan und es schien ihm geglückt, diesen für seinen Plan zu stimmen. Er hielt die Sache jetzt für so weit gediehen, daß nur wenig fehlte, um sie als beendigt anzusehen.

Das Concilium zu Constanz oder Costnitz zog in diesem Augenblick die Augen von ganz Europa auf sich. Auch Friedrich hatte eine Einladung dahin erhalten und mußte seiner persönlichen Angelegenheiten wegen dort erscheinen. Seine Abwesenheit konnte lange dauern, auch machten verschiedene Umstände seine Gegenwart in seinem fränkischen Fürstentum notwendig. Mit Recht fürchtete er, daß in seiner Abwesenheit die unruhigen Köpfe leicht wieder Zwietracht säen könnten, besonders dann, wenn von außen her ihnen Vorschub geleistet, oder der Friede gar von daher getrübt werden möchte. Letzteres war am meisten zu fürchten. Besonders war den Pommern nicht zu trauen, die durch ihre freundliche Aufnahme Dietrichs von Quitzow bereits gezeigt hatten, wie sie gegen

Friedrich gesonnen waren. Mit ihnen konnte er auf keinen freundschaftlichen Fuß kommen. Das einzige Mittel, mit ihnen zu unterhandeln, war mit dem Schwerte in der Hand. Aber nicht viel weniger fürchtete Friedrich, daß die mecklenburgischen Herzöge wegen ihrer nahen Verbindung mit Pommern unruhig werden möchten. Jenes früher genannte Bündnis genügte ihm noch nicht zu seiner Sicherheit. Es gelang ihm, sie zu einem neuen Bündnisse mit ihm zu bereden, und am 15. August 1414 schloß er mit Herzog Ulrich von Mecklenburg zu Berlin ein solches folgenden Inhalts ab:

Ulrich verspricht von jetzt an zwei Jahre lang Friedrichs Hauptleuten, Mannen, Städten, Land und Leuten der Mark zu Brandenburg getreulich raten und helfen zu wollen und sie gegen jeden zu schützen und zu schirmen, wie seine eigenen Lande. Sollte Friedrich und seine Lande mit den Herzögen Otto und Kasimir von Stettin oder mit anderen Fürsten und Herren, niemanden ausgenommen, zu Fehde und Krieg kommen, so will er mit seinen Mannen und Städten Friedrichs Land und Leuten mächtiglich und getreulich helfen und beistündig sein, ohne Verzug und sich mit ihnen ohne Friedrichs Willen nicht sühnen. Dasselbe will Friedrich umgekehrt thun. Wird Ulrichs Hülfe von der Mark gefordert, so soll das Land den Mecklenburgern Kost und Futter geben und Friedrich steht Ulrichen für jeden möglichen Schaden, was er aber erobert, bleibt Friedrichs. Dafür, daß Friedrich Ulrichs, und dieser wiederum jenes mächtig ist, gelobt Friedrich dem Herzoge für diese zwei Jahre zweitausend rheinische Gulden aus seiner Kammer halbjährlich mit fünfhundert Gulden zu zahlen*). — Man sieht leicht, daß Friedrich den Herzog mit Land und Leuten, genau erwogen, auf zwei Jahre in seine Dienste nahm und daß eine gegenseitige Hülfe nur angelobt wurde, um dem Vertrage mehr ein geziemendes Ansehen zu geben und das Zartgefühl des Herzogs nicht zu verletzen. Gegen die Pommern war damit eine wirksame Hülfe gefunden. Am 17. August schloß Friedrich ein ganz ähnliches Bündnis mit Balthasar und Christoph von Werle oder Wenden**).

Hans von Torgau hatte bisher mit seiner Herrschaft Zossen zur Niederlausitz gehört. Das große Vertrauen, das Friedrich ihm bewiesen hatte, und seine eigene Anhänglichkeit und Liebe für Friedrich bewogen ihn, sich am 25. Juni mit seiner Herrschaft Zossen zur Mark zu setzen, so daß das Schloß für Friedrich ein offenes Schloß sein sollte, ausgenommen gegen den König und die Krone von Böhmen. Die Urkunde, durch welche Friedrich das Schloß Zossen mit Zubehör in seinen Schutz nimmt, ist zu Berlin ausgestellt***).

---

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 55. 56.
) Ebendas. S. 56. (Anm.) — *) Ebendas. S. 79.

Am 19. August verkaufte Friedrich das Dorf Machenow auf dem Teltow, welches Johann von Quitzow besessen, wiederkäuflich an Heinrich Dunre*). An demselben Tage ernannte er Hans von Bieberstein zum Hauptmann der Mark, empfahl ihm das Land während seiner Abwesenheit und machte sich auf die Reise, zunächst nach seinen fränkischen Besitzungen**). Die Burggräfin Elisabeth ging nach Tangermünde.

*) v. Raumer, Codex. diplom. Brandenb. cont. Tl. I. S. 146.
**) Wusterwitz bei Haftiz a. h. a.

Zwölftes Kapitel.

Während Friedrich diese Reise macht, sehen wir uns billig nach Dietrich von Quitzow um, den wir bisher fast ganz aus den Augen verloren haben. Er kam in Stettin bei den Herzögen Otto und Casimir an und wurde von ihnen auf die beste Weise aufgenommen. Sie beklagten sein Unglück, aber sie bewiesen ihm auch, daß sowohl Rücksichten auf die Wolgastischen Herzöge, als auch die von Siegismund ihnen angedrohte Achterklärung es ihnen unmöglich gemacht hatten, zu seinen Gunsten einzuschreiten und der Mark den Krieg zu erklären. Was indessen bisher nicht möglich gewesen war, konnte der Zukunft vorbehalten bleiben. Mit Vergnügen würden sie seine Dienste benutzen, da sie seine Kriegserfahrung und Tapferkeit sehr hoch schätzten, der Ruf seines Namens ihnen ebenso nützlich als dem Feinde furchtbar, und seine genaue Kenntnis des Landes ihrem Heere von dem wesentlichsten Nutzen sein würde. Sie wollten ihn demnach hierdurch einladen, sich bei ihnen niederzulassen und sich als ihren Mann zu betrachten.

So viel Schmeichelhaftes in diesem Antrage lag, so wollte er Dietrich doch nicht ganz behagen. Er hatte sich bisher als Verbündeten der Pommern betrachtet und war seit lange gewohnt, sich den Herzögen ziemlich gleich zu stellen. Jetzt sollte er in ihnen seine Herren sehen und war zu ihrem Unterthan herabgesunken. Kein Wunder, wenn er nicht leicht den passenden Ton in seinen Verhandlungen mit den Herzögen finden konnte. Er fühlte zum erstenmale, wie schwer es sei, eine Abhängigkeit zu ertragen, wenn man nicht daran gewöhnt ist.

Eine zweite Frage, auf welche er ungern genug eingehen mußte, war die, wovon er leben sollte. Er hatte allerdings eine Summe baren Geldes von Friesack mitgenommen und nach Pommern hin gerettet. Allein in jenen Zeiten hatte niemand viel bares Geld vorrätig. Die Anschaffung der Verteidigungsmittel war kostbar gewesen und hatte den Vorrat von Geld ungemein verringert. Mit dem, was er besaß, konnte er nicht lange ausreichen, es genügte nicht einmal, irgend ein kleines Schloß pfandweise zu erhalten. Letzteres konnten die Herzöge ohnehin

nicht wagen, da er ein Geächteter war, und schon sein Aufenthalt am Stettiner Hofe verstieß gegen die Treue, welche die Herzöge dem Reiche schuldig waren.

So peinlich es war, auf diesen Punkt einzugehen, so mußte er doch zur Sprache kommen. Dietrich gestand seine Verlegenheit. Die Herzöge beschlossen, ihn in ihren Sold zu nehmen, um ihm dadurch die Mittel zu gewähren, mit Anstand leben zu können. Für jetzt sollte er an ihrem Hofe bleiben und an ihrer Tafel beköstigt werden, bis sich die Gelegenheit ergeben würde, seine Dienste zu benutzen. Eigentliche Verrichtungen wurden ihm nicht aufgetragen. Er gehörte zu dem Gefolge der Fürsten.

In der Mitte des Maimonats kam Werner von Holzendorffs Brief, den Dietrich, wie gemeldet, beantwortete. Das Unglück seines Freundes ging ihm sehr zu Herzen, noch mehr, daß er kein Mittel auffinden konnte, es zu mildern. Seine Stimmung wurde eine unerträgliche, denn er selber fühlte sich in hohem Grade unglücklich und sah ein, daß eine Änderung nötig sei, wenn er nicht gänzlich untergehen sollte.

Die ruhige Lebensweise, in welche er sich plötzlich versetzt sah, ließ ihn mehr und mehr aus der Betäubung erwachen, in welcher ihn die harten Schläge des Geschicks bisher erhalten hatten; selbst in Neumühl und Grabsdorf hatte er sich noch immer in Spannung befunden. Um so mehr wurde er inne, wie unendlich viel er verloren hatte, um so inniger wurde seine Sehnsucht danach, um so tiefer seine Trauer über den Verlust. Für alles dies hatte er hier keinen Ersatz gefunden. Das ihm so neue und drückende Gefühl der Abhängigkeit wurde ihm täglich lästiger und herber; er konnte sich nicht darin finden, in den Herzögen seine Herren zu sehen, und dennoch war er nur ihr Dienstmann. Aber noch schmählicher schien es ihm, von Fürstengunst und Fürstenlaune abhängen, am Hofe mit den Hofschranzen leben und den Fürstenknecht spielen zu müssen, etwas, was er sein Lebelang auf das tiefste verachtet hatte, und woran er sich nicht gewöhnen konnte, ja seiner Ansicht nach nicht gewöhnen durfte, wenn er nicht alle Achtung vor sich selber verlieren wollte. Von der andern Seite konnten die Herzöge ebenso wenig sein Benehmen angenehm finden. Wenn sie auch seinem Selbstgefühl alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, so verstieß er doch nicht selten gegen die gewohnte Hoffitte, ungeachtet sie hier noch nicht besonders ausgebildet war, und seine Schroffheit fiel unangenehm auf.

Unter diesen Umständen mußte sich die Gelegenheit bald ergeben, sich gegen einander auszusprechen, und Dietrich selber trug den Herzögen den Wunsch vor, ihm eine Stellung zu gewähren, in welcher er mehr seiner gewohnten Lebensweise nachhängen könnte. Aber ein Schloß konnte er nicht erhalten, Dienstmann eines andern mochte er nicht werden, auch sah

man voraus, daß ein Verhältnis dieser Art nicht lange dauern würde. Aber gerade dies führte Schwierigkeiten herbei, die sich nicht leicht lösen ließen. Endlich fand man ein Auskunftsmittel, das unter den obwaltenden Umständen das geeignetste zu sein schien. Nahe an der Rega, eine kleine Meile südlich von Regenwalde, lag ein Vorwerk, Liebenthal oder Kathenfier genannt, jetzt Klein-Liebenthal, welches zu dem Gute Elvershagen, und damit der in dieser Gegend sehr mächtigen Familie von Borck gehörte; sie besaß außerdem noch viele Güter, wie die Städte Labes, Wangerin und einen Teil von Regenwalde. Nicht weit davon lag die neumärkische Grenze, namentlich die des Landes Schievelbein, welches damals die deutschen Ordensritter inne hatten. Zwischen diesen, dem Herzoge von Pommern und der sehr zahlreichen und begüterten Familie von Wedel gab es unaufhörliche Fehden, von denen die Gegend beständig beunruhigt wurde. Hier konnte Dietrich am ersten Beschäftigung finden, und so ergriff er denn mit beiden Händen den Vorschlag der pommerschen Herzöge, nach welchem sie von der Familie von Borck jenes Vorwerk Liebenthal pfandweise übernehmen und ihn in den Pfandbesitz desselben setzen wollten. Eine andere Art etwas zu mieten, kannte man in jenen Zeiten nicht.

Dietrich reiste in der Mitte des Sommers nach seinem neuen Wohnorte und richtete sich hier ein, so gut die beschränkte Örtlichkeit dies zuließ. Das Wohngebäude war kein Schloß, sondern nur für die Bedürfnisse des Ackerbaues eingerichtet; allein das Gehöft war, um es bei Überfällen von der Neumark her gegen den ersten Anlauf zu sichern, mit einem Wall und Graben umgeben und bildete so einen Burgfrieden, der eine Verteidigung gestattete.

Dietrichs Ruhm war bis in diese Gegenden erschollen und ihm hatte er es zu danken, daß man seine Bekanntschaft und Freundschaft suchte. Besonders waren es die von Borck und von Wedel, in deren Kreisen er bald heimisch wurde, die ihn aber auch gar bald in ihre Fehden verflochten und denen er für Sold und gegen Anteil an der Beute diente, was in jener Zeit als ganz ehrenhaft galt. Zu thun gab es genug, besonders mit der Familie von Wedel. Der Zusammenhang aber fordert, daß wir dies etwas näher darlegen und in eine frühere Zeit zurückgehen.

Zu Anfang desjenigen Zeitraums, in welchem unsere Geschichte spielt, um das Jahr 1370 war Hans von Wedel Besitzer des Landes, der Stadt und des Schlosses Schievelbein, am östlichen Ende der Mark über der Oder, der jetzigen Neumark, gelegen. Es waren dies sehr bedeutende Besitzungen, die aber noch wichtiger durch dem Umstand wurden, daß ringsum Städte und Dörfer dieser Gegend seinen zahlreichen Verwandten gehörten. Er hatte sich durch viele glückliche Fehden

den Ruf eines sehr tapfern und kriegserfahrenen Mannes erworben. Deshalb ernannte ihn Siegismund im Jahre 1381 zum Hauptmann seines Landes über der Oder und gab ihm den Titel Edler, den sonst nur die von höherem Adel erhielten*).

Das Land Schievelbein grenzt gegen Osten an Preußen, und diese Lage brachte Hans von Wedel in vielfache Berührung mit dem deutschen Orden, dem Preußen gehörte. Es ist bekannt, wie sehr dieser Orden geneigt war, sein Gebiet zu vergrößern und dazu alle Mittel in Bewegung zu setzen, die ihm zu Gebote standen. Nachdem nun Hans von Wedel drei Jahre lang seine Hauptmannschaft mit der unbeschränktesten Vollmacht und in der weitesten Ausdehnung verwaltet hatte, sehen wir ihn am 14. April 1384 in dem Schlosse zu Elbing vor dem Hochmeister Konrad Zolner von Rotenstein und einer zahlreichen Versammlung von Komthuren des deutschen Ordens erscheinen und aus freien Stücken Stadt und Schloß Schievelbein nebst allen Dörfern und Zubehör des Landes dem Orden übergeben, ohne irgend ein Recht daran sich vorzubehalten, nur mit der Bitte, seine Schulden zu bezahlen und ihm einen lebenslänglichen Unterhalt zu gewähren**).

Dieser überraschende Entschluß kam dem Orden überaus gelegen. Hansens Wünsche wurden erfüllt und Schievelbein huldigte dem Orden, doch bat die Stadt, deren Hälfte dem Henning von Wedel früher gehuldigt hatte, diesen zu bewegen, seine Einwilligung zu geben, wozu sich schon Hans und Godicke von Wedel, aber ohne Erfolg erboten hatten***). Der Orden bezahlte die Schulden des Hans von Wedel†) und räumte ihm das Haus Wenzlow im Kulmerlande mit hundertfünfzig Mark Zinsen zur lebenslänglichen Wohnung ein. König Wenzel willigte in diese Abtretung, doch mit Vorbehalt seiner und des Markgrafen Siegismund Rechte††). Der Familie scheint diese Abtretung sehr unerwartet gekommen zu sein und keineswegs war sie damit einverstanden. Freilich aber bedurfte es ihrer Zustimmung nicht, sondern nur der Hennings von Wedel, dem die Hälfte der Stadt Schievelbein gehörte und der nicht willens war, sie aufzugeben. Es erhob sich zwischen ihm und dem Orden ein heftiger Streit, der in eine Fehde überging, an welcher wahrscheinlich noch mehrere Wedel teilgenommen haben. Nach zwei Jahren war es endlich den Ordensrittern gelungen, Henning von Wedel zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und am 3. Mai 1386 leistete letzterer zu Marienburg auf alle Rechte Verzicht, die er an Schievelbein hatte†††).

*) v. Ledebur, Archiv Tl. V. S. 352.

**) Gercken, Cod. dipl. Brandenb. T. V. S. 296. 299. — v. Ledebur, Archiv Bd. V. S. 353.

***) Gercken a. a. O. S. 300. — †) A. a. O. S. 301. 302.

††) A. a. O. S. 304. — J. Voigt, Geschichte Preußens Bd. V. S. 428 f.

†††) Gercken, a. a. O. S. 305.

Wie mächtig zu dieser Zeit diese berühmte Familie war, ersieht man am besten aus einem Vertrage, den sie im Jahre 1388 mit dem deutschen Orden gegen den König von Polen abschloß. Siebzehn Glieder dieser Familie treten auf fünfzehn Jahre in des Ordens Dienst und machen sich anheischig, hundert gewappnete Ritter und Knechte zu stellen nebst hundert Schützen, bewaffnet mit Panzer, Eisenhut, Hundeskogeln und Armbrüsten, außerdem aber vierhundert Pferde*).

Im Jahre 1400 erwarb der Orden durch Kauf die Stadt und das Gebiet von Dramburg, im folgenden Jahre aber auch die übrigen Städte des märkischen Landes über der Oder. Zwischen den Jahren 1403 und 1406 führten die von Wedel langwierige Fehden mit dem Herzog Swantibor von Pommern, in welche der Orden zum Teil mit verwickelt wurde. Henning von Wedel war dabei am thätigsten, der, zu Friedland und Falkenburg wohnhaft, des Ordens geschworener Rat und Mann war.

Als der deutsche Orden am 15. Juli 1410 die große Schlacht bei Tannenberg verlor, betrachtete der König von Polen Wladislaus Jagello Schievelbein als ein erobertes Land und überließ es im August desselben Jahres vertragsmäßig dem Herzog Bogislav von Pommern, der es in Besitz nahm. Das aber hatte die Folge, daß die Wedel vertrieben wurden und sie das Land Schievelbein und diejenigen Gegenden verließen, welche an Pommern gefallen waren. Sie zogen sich auf ihre Besitzungen außerhalb dieser Grenzen, besonders auf Falkenburg und die benachbarte Gegend zurück. Durch den Frieden zu Thorn im Jahre 1411 erhielt der Orden jene Besitzungen wieder zurück. Allein die Wedel waren mit dem Orden gespannt und blieben außen. Der Waldmeister von Schievelbein gab sich viel Mühe, sie zur Rückkehr zu bewegen. Henning von Wedel verweigerte noch zu Ende des Jahres 1413 die Rückkehr und versprach sie nicht eher, als bis ein neuer Hochmeister gewählt sein würde, dem die Wedel dann zugleich huldigen wollten, damit sie wüßten, an wen sie sich halten könnten. Aus der Ängstlichkeit, mit welcher der Waldmeister den Komthur und Statthalter zu Elbing bittet, doch ja, sobald ein neuer Hochmeister gewählt sein werde, an alle Wedel zu Falkenburg, Neuwedel ꝛc. zu schreiben und sie herzlich zur Huldigung zu ermahnen, sieht man, wie viel dem Orden daran gelegen war, mit dieser Familie auf gutem Fuße zu leben**).

Unterdessen blieben die Wedel, wo sie waren, und es gelang nicht, sie gegen den Orden freundlicher zu stimmen. Nur Erasmus von Wedel, der die Hälfte der Stadt Reetz besaß und daselbst wohnte, betrachtete

*) A. a. O. S. 307. — J. Voigt, Geschichte Preußens Bd. V. S. 505.
**) v. Ledebur's Archiv Tl. 14. S. 119.

sich als Vasall des Ordens und wurde deshalb von seinen Vettern vielfach angefeindet. Die andere Hälfte der Stadt gehörte Janeke von Stegelitz. Im Frühjahr 1414 brach der Krieg zwischen denen von Wedel und dem Orden wieder aus, wobei Henning von Wedel auf Friedland (jetzt Märkisch-Friedland genannt) abermals der thätigste war. Der Ordensvogt Sander Machwitz setzte sich ihren Verheerungen entgegen. Im Gefecht wurden außer vielen Knechten des Ordensvogts Diener Otto Falbe und des Ordens Mann Dietloff Falbe gefangen, aber zugleich hatte Henning von Wedel das Unglück, ebenfalls gefangen zu werden. Man entließ ihn gegen Gelöbnis eines Lösegeldes, wobei es sich von selbst verstand, daß er nicht eher etwas gegen den Orden unternehmen durfte, als bis der, der ihn gefangen, ihn frei gegeben hatte. Allein so lange konnte er nicht warten. Er verband sich mit Friedrich von Wedel und Henning von Kremzow gegen Janeke von Stegelitz, der des Ordens Vasall war, um ihm aufzulauern. Man wußte, daß er eine Reise nach Stargard gemacht hatte und daß er auf der Heimkehr begriffen sei. Am Wege, den er ziehen mußte, postierten sich unsere Ritter, jedoch so, daß sie an verschiedenen Punkten verteilt waren. Janeke war sich keines Überfalls gewärtig, als Friedrich von Wedel mit seinen Knechten aus dem Gebüsch hervorbrach und ihn nach kurzer Gegenwehr mit den Seinigen überwältigte. Er nahm von ihm das Gelöbnis eines Lösegeldes und ließ ihn dann seine Straße ziehen. Aber er kam nicht weit, da umzingelte ihn der noch in der Gefangenschaft befindliche Henning von Wedel von Friedland. Das sah Henning von Kremzow, der mit seinen Leuten nicht gar weit davon auf dem Felde hielt. Teils die Besorgnis, daß es Janeke gelingen möchte, sich heraus zu hauen, teils die Lust am Gefecht veranlaßte ihn, einen Teil seiner Knechte zu Hülfe zu senden. So wurde Janeke übermannt und gefangen. In sein Lösegeld teilten sich späterhin beide*).

So standen die Sachen, als Dietrich von Quitzow in diese Gegend kam. Wir haben früher erzählt, daß der deutsche Orden gewünscht hatte, ihn in seine Dienste zu nehmen, als er noch auf dem Gipfel seiner Macht stand. Er erwartete unstreitig jetzt, wo er seinen Wohnsitz ganz nahe an den Besitzungen der Ritter aufschlug, einen neuen Antrag, da seine Ankunft dem Orden nicht unbekannt bleiben konnte. Allein die Verhältnisse hatten sich gar sehr geändert. So wenig Dietrich als der Orden waren noch, was sie gewesen waren. Jener gestürzt, geächtet und ohne Macht, dieser noch an den Folgen der Schlacht von Tannenberg blutend, auch hatte seit jener Zeit das Ordenspersonal gewechselt. So unterblieb ein Antrag. Aber Dietrichs Selbstgefühl oder seine Eitel-

*) Siehe den Bericht des Vogts in v. Ledeburs Archiv Tl. 14. S. 121.

keit fühlten sich dadurch gekränkt, und da ihm von den Borcks und Wedels Anträge gemacht wurden, wandte er sich gegen den Orden.

Im August hatte Henning von Wedel sein Lösegeld bezahlt und mit dem deutschen Orden Frieden geschlossen. Das hielt ihn jedoch nicht ab, Simon von Güntersberg abzusagen, ungeachtet dieser ein Vasall des Ordens war, und diese That als ein Friedensbruch angesehen werden konnte. Dietrich von Quitzow wurde eingeladen, die Fehde mitzumachen, und fand sich willig, da es gewissermaßen dem Orden galt, in welchem die Familie Güntersberg sehr angesehen war. Er sehnte sich nach Thätigkeit, ein bitterer Haß gegen die Menschen hielt sein Herz umgarnt, der in wirkliche Menschenverachtung überging, und seine Stimmung menschenfeindlich machte; er dürstete nach Krieg, um seine herben Gefühle austoben zu können. Kein Wunder, wenn er den Antrag gern annahm, und Henning von Wedel mit dieser Stimmung ganz willkommen war.

Henning von Wedel rückte mit seinem Haufen in die Neumark ein und ging bis zur pommerschen Grenze. Das Dorf Güntersberg liegt zwischen den Städten Reetz und Zachan. Die Ihna bildete hier die Grenze. An diesem Flusse auf der Grenze selber liegt die Güntersberger Mühle, in welcher sich Henning von Wedel einquartierte.

Simon von Güntersberg hatte kaum die Ankunft seiner Feinde vernommen, als er sich mit einem Haufen Knechte aufmachte, ihnen entgegen zu rücken. Es kam zum Gefecht. Die Mühle wurde niedergebrannt, ein Knecht Günterbergs wurde totgeschossen, viele gefangen. Simon von Güntersberg selber hatte das Unglück, seinen Feinden in die Hände zu fallen, und gebunden führte ihn Henning nach Friedland ins Gefängnis*). Er schlug jedes Lösegeld aus, das ihm geboten wurde, und Simon ist erst nach ziemlich langer Zeit losgegeben, wie denn auch die beiden Falbe noch immer in Bestrickung gehalten wurden.

Unmittelbar darauf zog Dietrich mit Henning von Wedel aus Friedland, vereinigt mit den Wedels aus Tütz und Crone (jetzt Deutsch-Crone) gegen die Stadt Arnswalde, die ebenfalls neumärkisch war und dem deutschen Orden gehörte. Auch jetzt noch bestand zwischen ihnen und dem Orden Friede. Die Stadt war gut befestigt und man konnte ihr nichts anhaben. Allein bei einem Ausfalle der Bürger schlug man einen tot, einen zweiten nahm man gefangen und schleppte ihn fort**).

Von Arnswalde zog man südlich tiefer in die Neumark und die Besitzungen des deutschen Ordens hinein, zunächst vor die Stadt Woldenberg, damals Waldenburg genannt. Der Ort galt als eine Grenzfestung gegen Polen, und war deshalb sehr stark befestigt. Seine hohe und

*) A. a. O. S. 121. — **) A. a. O.

feste Ringmauer, seine Wälle schützten ihn gegen feindliche Streifparteien. Man begnügte sich mit dem, was man erlangen konnte und nahm zwei Bürger und fünf Pferde gefangen. Daß die Dörfer, über welche der Zug kam, übel behandelt wurden, lag in der Natur dieser Streifereien. Man ging von hier nach Blumenfelde bei Friedeberg, plünderte das Dorf, dessen Einwohner geflüchtet waren, nahm aber doch zwei Bauern gefangen, welche geschatzt wurden, das heißt, sich auslösen mußten. Endlich fand man auch den Ort, wo sie ihre Pferde versteckt hatten. Es waren ihrer vierzehn, die man sich aneignete, und dann nach Hause zog*).

Man muß bei diesem Zuge furchtbar gehaust haben, und besonders scheint Dietrich von Quitzow in seinem Menschenhasse verderbenbringend gewütet zu haben. Schrecken knüpfte sich an seinen Namen und ging vor ihm her. Der Ruf hatte seine Thaten in der Mark vergrößert, sein Unglück veranlaßte, ihnen die schlechtesten Beweggründe unterzulegen, und ihn für einen Verbrecher der schlimmsten Art zu halten. Seine jetzigen Thaten bestärkten in dieser Ansicht, sein Name wurde mit Grauen und Entsetzen genannt, und das Schlimmste, was der zügellose Wedelsche Haufen verübt hatte, wurde auf seine Rechnung gesetzt. So kam es, daß noch nach dreihundert Jahren, wie Kehrberg erzählt**), in der Neumark der Fluch: Det dy de arge Quitz ꝛc. oft gehört wurde; sein Zeugnis ist um so unverdächtiger, als ihm nicht bekannt war, daß Dietrich nach der Neumark gekommen, und er dies bloß auf Rechnung seines Rufes aus der Ferne setzt.

Unterdessen hatten die Freunde Simons von Güntersberg seine Gefangenschaft nicht gleichgültig angesehen. Der Sohn seines Bruders Heinrich verband sich mit denen von Stegelitz, welche wegen des so schändlich gefangenen Janeke von Stegelitz nicht minder Rache schnoben, und gemeinschaftlich boten sie ihre Freunde auf, und nahmen alle ledigen Knechte in den Dienst, soviel sie ihrer bekommen konnten. Auch Erasmus von Wedel, welcher mit den Stegelitzen eine und dieselbe Stadt besaß und bewohnte, und mit Güntersberg grenzte, konnte nicht umhin, sich ihrer Sache anzuschließen, und sich gegen seine Vettern zu rüsten. So zogen sie gemeinschaftlich aus und plünderten und verbrannten dem Henning von Kremzow, der mit den Wedels gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, zwischen Zachan und Stargard zwei seiner Dörfer***).

Die von Wedel auf Crone nahmen es gewaltig übel, daß ihr Vetter Erasmus sich gegen sie gesetzt hatte. Sie zogen daher aus, und plünderten in der Nähe von Reetz einige seiner Dörfer. Verschiedene

*) A. a. O.
**) Kehrbergs erläuterter Abriß der Stadt Königsberg, Abteil. II. S. 12.
***) v. Ledebur, Archiv. Tl. 14. S. 122.

pommersche Edelleute aus demjenigen Teile des Landes, welches die Herzogin von Stolp damals regierte, und die ebenfalls mit Erasmus verfeindet waren, schlossen sich mit Dietrich von Quitzow ebenfalls an, und da man Lust hatte, sich mit der gegen Erasmus von Wedel ausgeübten Rache noch nicht zu begnügen, so zogen sich die Wedel mit ihren Freunden nach Labes, damals Lobese genannt, wo Heinrich von Bork, dem Labes gehörte, sie freundschaftlich aufnahm und ihnen gestattete, sich bei und in der Stadt zu lagern. Labes war von Dietrichs Wohnsitz kaum zwei Meilen entfernt.

Heinrich von Bork hatte bis dahin mit Erasmus von Wedel auf freundschaftlichem Fuße gestanden. Letzterer schrieb daher an Heinrich, und bat ihn, er möge doch eingedenk ihrer nachbarlichen Verhältnisse seine Feinde, die ihn beraubt hätten, nicht hegen und bei sich behalten. Heinrich gab indessen auf diesen Brief nichts, und schickte die Wedel nicht fort, was ihm auch wohl unter allen Umständen schwer gewesen sein würde. Erasmus von Wedel glaubte darum seinem Briefe Nachdruck geben zu müssen, überfiel am 12. November dieses Jahres ein Heinrich Borken gehöriges Dorf, und plünderte dasselbe rein aus. Jetzt betrachteten ihn die Borken als ihren Feind, und die Fehde schien einen hartnäckigen Verlauf gewinnen zu wollen. Da glaubte der Ordensvogt der Neumark, Sander von Machwitz, daß es Zeit sei, einen Sühneversuch zu machen, damit größeres Unglück verhütet würde. Er begab sich nach Labes, und seinem geschmeidigen Wesen gelang es wirklich, die Wedel zu bewegen, nach Hause zu ziehen und die Sache so lange auf sich beruhen zu lassen, bis man versucht haben würde, sich auf einem deshalb anzuberaumenden Tage, der in Wangerin abgehalten werden sollte, zu vergleichen*).

Sander von Machwitz hatte bei dieser Unterhandlung wohl bemerkt, wie groß der Einfluß Dietrichs von Quitzow sei, und was er außerdem von ihm vernommen, zeigte ihm die Bedeutendheit des Mannes. Es that ihm leid, daß versäumt worden war, ihn für den Orden zu gewinnen; er kam aber auf den Gedanken, zu versuchen, ob es nicht jetzt noch geschehen könne. Es fiel ihm ein, wie einer seiner Ordensvasallen, Ludwig von Brederlow, ihm gesagt habe, daß er mit den Quitzows bekannt sei. Dieser schien der Mann zu sein, durch welchen sich eine Unterhandlung mit Dietrich anknüpfen ließe. Ludwig mußte kommen, und es ergab sich, daß er der Bruder Goswins von Brederlow sei, des Quitzowschen Hauptmanns, der Beuthen verteidigt hatte. Ludwig schien Sandern der geeignetste Mann, um mit Dietrich Unterhandlungen anzuknüpfen. Er instruierte ihn demgemäß und jener unternahm es, den Versuch zu machen.

*) v. Ledebur, Archiv. Bl. 14. S. 122. 123.

Es waren acht Tage verflossen, seit Dietrich von Labes zurückgekehrt war; das Wetter war abscheulich, es regnete den ganzen Tag, und die nasse Kälte fiel unangenehm auf. Heute war schwerlich auf Besuch zu rechnen. Dietrich hielt einen Brief in der Hand, in welchem ihm Werner von Holzendorff Nachrichten aus der Heimat gegeben, und den heute früh ein Bote gebracht hatte. Der Brief hatte seine düstere Stimmung nicht erheitert, sondern nur noch trüber gemacht. Da meldete ihm ein Knecht, daß draußen vor dem Burgfrieden ein Mann hielte, der sich Ludwig von Brederlow nenne, und ihn zu sprechen wünsche. Dietrich winkte stillschweigend mit der Hand Gewährung, der Knecht ging hinaus, und gleich nachher trat Brederlow ein.

Verzeiht, wenn ich euch störe, sprach er, allein ich habe nicht unterlassen können, euch meinen Besuch zu machen, und euch zu danken für gar manche Gutthat, die ihr meinem Bruder Goswin, eurem ehemaligen Hauptmanne auf Schloß Beuthen erwiesen habt.

Dietrich beschaute sich den Mann stillschweigend eine Weile und sprach dann: Wißt ihr davon, daß ich ihm Wohlthaten erwiesen?

Ludwig. Ei wohl. Er hat sie und euch mir oft gerühmt.

Dietrich ging schweigend im Zimmer auf und ab. Dann fing er an: Wollet euch setzen, Herr. Nehmt's nicht übel, daß ich euch dazu noch nicht eingeladen. — Ihr seid der Bruder Goswins?

Ludwig. Ja, Herr, wir sind von einer Mutter, und an demselben Orte geboren. Durch meinen Bruder fühle ich mich euch verbunden, und wo ich euch einen Dienst leisten kann, bin ich gern dazu bereit.

Nach mehrerem Hin- und Herreden trat Ludwig mit seinem Antrage hervor, daß Dietrich in des Ordens Dienste treten solle.

Dietrich erwiderte jedoch schroff: Spart die Mühe, mich dafür gewinnen zu wollen, ich kann den Orden nicht leiden. Hat er euch gesandt, so hätte er einen bessern Boten wählen sollen.

Ludwig. Wie meint ihr das, Herr Dietrich?

Dietrich. Ich meine, der Bruder eines Menschen, der an mir zum Verräter wurde und zu meinen Feinden überging, sei nicht der geeignete Mann, mich zu etwas zu überreden, oder für seine Sache zu gewinnen.

Ludwig. Bei Gott, Herr Dietrich, mäßigt eure Worte, mein Bruder wäre —

Dietrich. Sagtet ihr nicht, ich hätte ihm Wohlthaten erwiesen? Nun und in diesem so eben erhaltenen Briefe wird mir auf sichere Weise gemeldet, daß er sich meinem Feinde, dem Bischof von Brandenburg, verkauft hat und sein Schloßvogt zu Ziesar geworden ist. Der Schändliche hat vielleicht schon in Beuthen Ehre und Treue vergessen

und ist nur auf sein Heil bedacht gewesen. Mit Füßen könnt' ich ihn treten, den Niederträchtigen, er und sein ganzes Geschlecht ist mir verhaßt, verächtlich alles, was seinen Namen trägt —

Ludwig. Haltet ein! Kein Wort weiter, oder bei Gott! ich vergesse, daß ich in eurem Hause bin, von nun an seht ihr in mir euren Feind. Hütet euch, mir zu begegnen.

Er stürzte hinaus, von Dietrichs Hohngelächter begleitet, warf sich auf sein Pferd und jagte in Wind und Wetter davon. Dietrich sah ihm aus der Ferne nach und sprach: Du Narr du! Als ob es mir auf einen Feind mehr oder weniger ankäme! Was frage ich nach deiner Freundschaft! So lange die Menschen Freunde sind, sind sie gleißende Larven; erst wenn sie Feinde werden, zeigen sie sich in ihrer natürlichen Gestalt und dann kann man sie von Grund der Seele verachten, daß einem ordentlich leicht ums Herz ist. Geht! Ich habe mit euch nichts zu schaffen. —

Vier Wochen später im Dezember, etwa vierzehn Tage vor Weihnachten hatte es den ganzen Tag heftig geschneit. Erst gegen Abend hörte es auf und der Himmel wurde hell. Ludwig von Brederlow hatte eine Reise in die Gegend von Pyritz gemacht und war auf der Heimreise begriffen. Zwei Knechte begleiteten ihn. Die früh einbrechende Nacht fand ihn noch einige Meilen von der Grenze des Landes Schievelbein, allein er wollte heute Abend noch zu Hause sein und setzte seinen Weg darum rüstig fort. Der Weg führte durch einen Wald und hier war es schwer, ihn zu erkennen. Außerdem wurde er öfter durchkreuzt und es blieb zweifelhaft, welches der rechte sei. Endlich überzeugte man sich, daß man auf einen Holzweg geraten sei. Er hörte ganz auf und aufs geratewohl mußte man sich nun zwischen den Bäumen hindurch winden. Nach einer halben Stunde hatten sie freies Feld vor sich, aus der Ferne blinkte ihnen ein Licht oder ein Feuer entgegen und sie hielten darauf zu.

Endlich gelangte man zu dem Thorwege eines Vorwerkes. Ludwig von Brederlow pochte an, aber er mußte es oft und stark wiederholen, ehe ein Knecht kam und öffnete. Zu ihm sagte Ludwig: Wir haben uns verirrt und wünschten gern zu wissen, wie der Weg von hier nach Schievelbein führt.

Knecht. Nach Schievelbein? Ja, das weiß ich nicht.

Ludwig. Es wird doch jemand hier sein, dem er bekannt ist. Frage doch einen andern Knecht oder deinen Herrn.

Indem bemerkte man, daß von außen sich noch mehr Reiter näherten und unmittelbar darauf fragte vor dem Thorwege jemand: Was giebts? —

Ludwig. Ich wünschte zu wissen, auf welchem Wege ich von hier nach Schievelbein komme?

Der Reiter. Wenn ich nicht irre, seid ihr Ludwig von Brederlow?

Ludwig. Ja!

Der Reiter. Dann antwortet euch Dietrich von Quitzow: Der Weg dahin führt durch das Gefängnis und mittels eines guten Lösegeldes könnt ihr Schievelbein erreichen. Zieht! rief er seinen Knechten zu; er selber that es. Nun, sprach er zu Ludwig: Reitet nur da hinein in meinen Burgfrieden, der Thorweg ist offen.

Gewiß nicht ohne Verteidigung, schrie Ludwig. Drauf Knechte! und mit Heftigkeit drang er auf Dietrich ein. Allein seine Knechte hatten bemerkt, daß Dietrich sechs Reiter hatte und hielten es daher für geratener, ihr Heil in der Flucht als in der Verteidigung zu suchen. Sie wandten die Pferde rasch und entkamen mit einigen Hieben glücklich. Ludwig schlug sich mit Dietrich herum, bis letzterer ihm das Schwert aus der Hand rang und er auf weitere Verteidigung verzichten mußte.

Es ist mir lieb, in euch keine Memme gefunden zu haben, sprach Dietrich. Reitet nur ein! Diese Nacht bleibt ihr bei mir. Morgen werde ich euch anderswohin bringen.

Dietrich hatte in seinem Burgfrieden keinen Ort, der sich zu einem Gefängnisse eignete. Ludwig wurde in einem Zimmer verwahrt, das einige Knechte bewachten. Am andern Tage brachte er ihn zu einem seiner Bekannten, Peter Lettenyn (Lettowyn?) genannt, der einen Burgfrieden und in diesem ein Gefängnis besaß. Hier wurde Ludwig so lange bewahrt, bis seine Auslösung erfolgte*).

Gleich nach dem Heiligen Dreikönigstage zu Anfang Januar 1415 war ein Gerichtstag zu Wangerin angesetzt, wo sich Erasmus von Wedel einfand und sich in seiner Angelegenheit mit Heinrich von Bork zu Recht erbot. Letzterer war nicht selber gekommen, sondern hatte seinen Bruder Matthias von Bork und Jürge von Wedel dazu bevollmächtigt. Erasmus erbot sich, daß er dafür büßen wolle, wenn er unrecht gehandelt hätte. Wäre aber was er gethan recht gewesen, so möchte man ihn das genießen und ihm zugute kommen lassen. Er verlange nichts anderes als Recht**). Heinrichs Bevollmächtigte waren damit aber sehr unzufrieden und fochten die Kompetenz des Gerichts in dieser Sache an. Sie verlangten, daß die Angelegenheit vor den Ordensvogt Simon Machwitz gebracht und auf einem Tage entschieden würde. Dieser Tag wurde auf Mittwoch den 20. Januar anberaumt. Unterdessen bearbeiteten Erasmus Vettern die von Wedel, den Heinrich von Bork auf

*) Siehe den Bericht des Vogts S. Machwitz in v. Ledeburs Archiv, Tl. 14. S. 121.
**) A. a. O. S. 123.

Labes, und stellten ihm vor, daß er sich unmöglich bei Erasmus Erbietungen beruhigen könne. Eine solche Erklärung mache die Beleidigung nicht wieder gut, der Streit müßte nach den Gesetzen der Ehre ausgefochten und nicht durch ein Gericht beigelegt werden. Als nun Machwitz, der Vogt der Neumark, den Gerichtstag hielt, erbot sich zwar Erasmus zu Recht, aber Heinrichs Bevollmächtigte erklärten, daß ihr Machtgeber darauf nicht eingehen wolle. Die Sache zerschlug sich gänzlich*).

Nun rüsteten sich die von Bork und nahmen ihre Freunde, die Polzinschen, zu Hülfe, um Erasmus von Wedel in Reetz zu überfallen. Dietrich von Quitzow hatte sich wegen seiner nahen Verbindung mit den Borks, von denen er pfandweise seine Besitzung inne hatte, angeschlossen. Erasmus geriet darüber in große Not. Er hatte eine bedeutende Zahl Knechte angenommen und war jede Stunde eines Überfalles gewärtig. Ungeachtet sie immer noch nicht erschienen, ängstigten sie ihn schon hinreichend durch die Nachrichten, welche sie ihm zukommen ließen. Endlich konnte er es nicht mehr ertragen. Er schrieb an den Ordensvogt der Neumark Sander von Machwitz am 25. Januar, daß er seine Lage nicht mehr ertragen könne. Er sitze mit seinen Leuten Tag und Nacht in der größten Gefahr, die schwere Zehrung und der Unterhalt so vieler Menschen mache ihn ganz arm und ruiniere ihn völlig. Er habe mit seinen Vettern und Freunden darüber vergebens gesprochen. Länger könne er nicht mehr auf dem Schlosse sitzen. Darum bitte er seinen gnädigen Herrn den Vogt Machwitz, daß er ihm helfe und rate und ihm seine Mannen, Erasmus Freunde, sowie sein Land vergönnen möge, um sich seiner Feinde zu erwehren; auch möge er es nicht ungnädig aufnehmen, daß er so nicht länger sitzen könne**).

Sander von Machwitz schrieb an den Hochmeister des deutschen Ordens nach Elbing am 2. Februar***) und gab ihm Nachricht von der Lage der Sachen. Er meldet ihm, daß er es dem Erasmus abgeschlagen habe, ihm des Ordens Mannen und Heer zu Hülfe zu senden wegen des bestehenden Verbots des Hochmeisters, aber er bittet um weitere Verhaltungsregeln; er erbietet sich zu versuchen, ob er die Sache noch hinhalten könne.

Letzteres mißglückte ihm indeß, und Erasmus wurde wirklich angegriffen. Jetzt hielt es der Hochmeister doch an der Zeit, einschreiten zu lassen. Der Orden nahm Partei gegen die Borks und Jörg von Wedel, um seinen Mann Erasmus zu beschützen. Sogleich aber mengten sich

*) A. a O. S. 124. — **) A. a. O. S. 124.

***) A. a. O. S. 123. Am Tage unsrer Frauen Visitationis scheint ein Schreibfehler zu sein; dann hätte er das später datierte Schreiben des Erasmus nicht einlegen können, wie geschehen. Er muß Purificationis heißen.

die Wedel von Tütz, Draheim und Friedland hinein und traten auf die Seite der Borks, die hierdurch keine geringe Macht zusammenbrachten.

In der Mitte des Märzmonats begann der Krieg. Streifzüge verbreiteten sich nach allen Seiten, die Borks und Wedel zogen mit Dietrich von Quitzow in die Neumark, des Ordens Mannen in die Wedelschen Besitzungen Reetz, Tütz, Friedland, Falkenburg, Crone und Draheim. Man raubte Vieh, plünderte und verbrannte die Dörfer, fing Reisende und Waaren auf, kurz, that alles mögliche, um das Land zu einer Wüste zu machen. Dietrich von Quitzows Name war wieder der Schrecken der ganzen Gegend und der Feind wie der arme Landmann bebte vor ihm, wie vor einem bösen Dämon. Er verachtete das Leben wie die Menschen, und aus beidem ging eine Todesverachtung hervor, die ihn auch die augenscheinlichste Gefahr nicht scheuen ließ und ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit machte. Finster und in sich verschlossen folgte er dem Zuge und selbst seine neuen Freunde störten ihn selten in seinem dumpfen Hinbrüten. Nur wenn das Schwert gezogen wurde, sprühte sein dunkles Auge verzehrendes Feuer, die Glieder schwollen von riesiger Kraft, jede Muskel erhielt Spannkraft und dann war er an der Spitze des Zuges zu finden.

Im April kam es zu einem Treffen. Erbitterung und Rache kämpften auf beiden Seiten. Sander von Machwitz führte selber das Ordensheer in den Kampf. Seine Scharen bestanden aus geübteren Truppen als die des Adels, ihre Angriffe waren deshalb sehr wirksam und überall brach sich das schwarze Kreuz des Ordens Bahn. Dietrich stürzte sich ihm entgegen und focht mit bewundernswürdiger Tapferkeit. Ungeachtet er bereits mehrere Ordensritter vom Pferde heruntergehauen hatte, gewann er doch keinen Schritt Landes, denn immer erschien ein neuer Feind und trat an die Stelle des vorigen. Plötzlich erhob sich ein großes Geschrei, das Ordensheer drang mit neuem Ungestüm vor, die Wedelschen wichen und gleich darauf flohen sie, verfolgt vom Feinde, in größter Hast. Dietrich wurde mit fortgerissen und erst in weiter Entfernung vom Schlachtfelde vermochte er sein Roß zum Stehen zu bringen.

Zerstreut über die ganze Landschaft flüchteten sich die Wedelschen Leute. Der Feind hatte vom Verfolgen abgelassen. Ein großer Teil der Knechte war gefangen, das Heer geschlagen, aber was noch schmerzhafter empfunden wurde, war, daß der junge Henning von Wedel, des alten Hennings Sohn auf Friedland, dem Ordensheer in die Hände gefallen und gefangen genommen war.

Die Wedel empfanden ihren Verlust sehr tief. Die Schlappe war hart und vorläufig war das beste, daß jeder nach Hause zog, um sich zu erholen. Auch Dietrich von Quitzow zog wieder heim. Der Vogt

der Neumark aber bemühte sich, weitere Greuel zu verhüten und den noch nicht ausgeglichenen Streit auf dem Wege der Unterhandlung zu schlichten. Es gelang ihm auch, die von Wedel zu vermögen, sich zu einem sogenannten Tage in Dramburg einfinden zu wollen. Der Tag wurde auf Donnerstag vor Pfingsten, den 16. Mai, angesetzt. Sander von Machwitz lud dazu die ältesten und angesehensten Mannen des Adels im Lande Arnswalde ein, sowie den Rat der Städte Arnswalde, Schievelbein und Dramburg, und demnächst noch viele Mannen des Ordens. Auch die von Tütz, Draheim und Friedland fanden sich ein. Es wurde zuerst festgesetzt, daß zwischen hier und dem Johannistage, den 24. Juni, Friede sein sollte. Dann schlugen die von Wedel vor, daß der junge Hans von Wedel, der sich in der Gefangenschaft des Ordens befand, gegen Simon von Güntersberg, den sie noch verwahrten, ausgewechselt werden möchte, dann wollten sie den Frieden noch länger halten bis so lange, als der König von Polen dem Orden den Krieg erklärte, damit sie sich dann an den Orden und seinen Landen an Ehren bewahrt hätten. Städte und Mannen der Neumark drangen gar sehr darauf, ihnen diese Bedingung zuzugestehen. Sie schrieben deshalb insgesamt an den Hochmeister und baten ihn, dies zu genehmigen; auch Sander Machwitz schrieb an ihn und sagte, daß er dann auch hoffe, den Janeke von Stegelitz und Otto Falbe, die dem Orden sehr nützlich werden könnten, gegen Auslieferung anderer zu befreien, die er in dem Lande zu Tütz gefangen genommen habe und für welche ihm schon Geld geboten sei. Zugleich meldet er ihm in einer Einlage, daß die von Stegelitz ihren Anteil an Reetz verkaufen wollten und die von Wedel darauf ausgingen, ihn zu ihrem Anteil hinzuzukaufen, was Manne und Städte gar ungern sehen würden, die sehr wünschten, daß es der Orden erwerben möchte*). — Es beweist dies, wie sehr die Wedel gefürchtet wurden. Der Hochmeister willigte übrigens in, die Auswechslung der Gefangenen und bestätigte den Friedensschluß. Damit war denn auf eine Zeit lang die Ruhe in diese Gegenden wiedergekehrt.

*) v. Ledebur, Archiv. Tl. 14. S. 125—128.

Dreizehntes Kapitel.

Wir haben lange die allgemeinen Angelegenheiten der Christenheit und des deutschen Reiches über die märkischen Händel aus den Augen verloren, doch dürfen wir nicht länger säumen, auch diese eines aufmerksamen Blickes zu würdigen, da gerade zu dieser Zeit die Vertreter aller Reiche Europas versammelt waren, um sich damit auf das angelegentlichste zu beschäftigen.

König Siegismund war zweiundvierzig Jahre alt, als er auf den Thron des deutschen Kaiserreiches berufen wurde und die schwere Aufgabe übernahm, das Schiff des Staates und der Kirche durch die tausendfältig drohenden Klippen zu führen. Hoffend hob Europa die Augen zu ihm auf, allgemeines Mißbehagen hatte sich der Menschen bemächtigt, jeder fühlte, daß eine Änderung notwendig sei, aber jeder verlangte sie anders. Noch immer waren drei Päpste, jeder mit zahlreichen Anhängern, vorhanden, die sich gegenseitig verketzerten. Eine unzählbare Menge von Übelständen ging daraus hervor, die tief in alle menschlichen Zustände eingriffen, da die Kirche ihre Wurzeln und Zweige über alle Verhältnisse ausgebreitet hatte. Die ärgerlichen Streitigkeiten nötigten selbst den gemeinen Mann, über das Wesen der päpstlichen Gewalt und der Kirche nachzudenken, er stellte Vergleichungen an über das, was die Geistlichen sein sollten und was sie waren und leider war das Verderben an Haupt und Gliedern der Kirche so groß, daß eine solche Vergleichung überall zum Nachteil ausfiel. Huß' Lehren fanden darum einen überaus fruchtbaren Boden und öffneten dem Volke die Augen. Neue Ideen waren in Umlauf gekommen und gährten fort, sie rüttelten an allem Bestehenden und mit Sicherheit durfte man gewaltsamen Ausbrüchen entgegensehen, wenn nicht in Zeiten an eine durchaus notwendige Reformation gedacht wurde.

Wir haben oben erzählt, daß der abscheuliche Balthasar Cossa unter dem Namen Johann XXIII. den päpstlichen Thron bestiegen. Er war mit König Ladislaus von Neapel in Krieg geraten, und ungeachtet er diesen in den Bann that und einen Kreuzzug gegen ihn mit dem

Versprechen eines allgemeinen Ablasses predigen ließ, war der Erfolg doch äußerst gering, so daß er sich im Jahre 1412 genötigt sah, den Frieden zu erkaufen. Nunmehr trieb er es nach alter Weise, erpreßte große Geldsummen von Geistlichen und Weltlichen, legte die drückendsten Steuern auf, ließ schlechtes Geld schlagen und verkaufte seinen Ablaß nach allen Seiten. Er überhörte das allgemeine Geschrei nach einer Verbesserung der Kirche; um jedoch zum Scheine etwas zu thun und weil es auf der Kirchenversammlung zu Pisa so beschlossen war, rief er ein Concilium nach Rom zusammen. Es erschienen nur wenige Prälaten; um so schneller hoffte der Papst fertig zu werden, und das war ihm eben recht. Die Versammlungen wurden in einer Kirche gehalten. Allgemein glaubte man, daß eine Kirchenversammlung von dem heiligen Geiste regiert würde. Die beratenden Versammlungen hatten begonnen. Da kam eine Eule, setzte sich gerade vor den Papst hin und blickte ihn starr an. Johann war bei all seiner Gottlosigkeit nicht frei von Aberglauben; der unheilverkündende nächtliche Vogel jagte ihm Entsetzen ein und bedeutungsvoller noch erschien die Sache, als in der darauf folgenden Sitzung die Eule abermals geflogen kam, sich wieder vor den Papst hinsetzte, und ihn unheimlich anstarrte. Johann vermochte sein Grausen und Entsetzen nicht zu verbergen. Die Eule wurde mit großer Mühe erschlagen, aber der Papst entließ die Prälaten, da nach einem so unglückweissagenden Zeichen keine heilsamen Früchte von dieser Versammlung zu erwarten seien. Die leichtsinnigen Prälaten trennten sich mit der spöttischen Äußerung, daß der heilige Geist auf diesem Concil in seltsamer Gestalt erschienen sei.

König Ladislaus von Neapel brach unvermutet den dem Papste gelobten Frieden und erschien am letzten Mai 1413 vor Rom. Nach sieben Tagen nahm er die Stadt durch Verräterei und Johann behielt kaum so viel Zeit, sich durch die Flucht zu retten. Er irrte mehrere Monate umher und warf sich zuletzt dem König Siegismund in die Arme, der sich damals in Oberitalien aufhielt. Siegismund bestand darauf, daß ein allgemeines Konzil berufen würde und Johann mußte ungern genug nachgeben. Er schickte drei Kardinäle an Siegismund, um darüber mit ihm zu unterhandeln, und gab ihnen unbeschränkte Vollmacht. Siegismund wählte die Stadt Constanz oder Costnitz am Bodensee zum großen Schrecken des Papstes, der sich geschmeichelt hatte, daß der Kaiser eine italienische Stadt wählen würde. Er verhehlte sich nicht, wie gefährlich dieser Umstand ihm werden konnte und geriet, sich und sein Schicksal verfluchend, darüber fast in Verzweiflung. Dennoch blieb es dabei und die Christenheit wurde auf den 1. November des folgenden Jahres nach Constanz berufen.

König Siegismund ging nach Deutschland, nahm die Huldigung

an und wurde anfangs November 1414 mit seiner Gemahlin Barbara von Cilli zu Aachen gekrönt. Jetzt war er auch der Form nach römischer Kaiser. Papst Johann hatte sich am 1. Oktober 1414 auf den Weg nach Constanz gemacht und war böser Ahnungen voll, die durch alle Geleitsbriefe und Sicherheitsmaßregeln nicht beschwichtigt wurden. Als er durch Tirol kam, wurde er von dem Herzoge Friedrich von Österreich zu Meran bewirtet. Er erspähte bald, daß dieser ein geheimer Gegner König Siegismunds sei und auch nur mit Widerwillen sich zur Reise nach Constanz rüste. Darauf baute er seinen Plan, denn im Notfalle konnten seine Burgen und Schlösser ihm eine Zufluchtsstätte gewähren. Deshalb ernannte er den Herzog Friedrich zum Oberhauptmann, Rat und Vertrauten der römischen Kirche mit sechstausend Goldgülden jährlichen Gehalts unter der Verpflichtung, zum Dienste des Papstes und der Kirche mit seinem Kriegsvolke gegen Sold stets bereit zu sein. — Als er vom Kloster des Arlberges herabfuhr, zeigte sich ihm von einem Bergplan herab der Bodensee mit der Stadt Constanz, wie in einem tiefen Thale liegend. Da rief er: So fängt man die Füchse!*) — Am 27. Oktober kam er vor Constanz an. Er blieb die Nacht in Kreuzlingen, dessen Abt er die Inful erteilte. Am andern Tage nachmittags zog er mit großem Gepränge in Costnitz ein. Alle Mönche und Geistlichen eröffneten den Zug. Vor dem Papste ging ein weißes Pferd mit einer Glocke am Halse, welches das Sakrament trug. Dann kam der Papst auf einem Pferde, das die Grafen von Montfort und Ursini am Zügel führten. Ein goldener Baldachin wurde über dem Papst gehalten, dessen Stangen die Ratmannen von Constanz hielten. Hinter dem Papste trug man die dreifache rot und gelbe päpstliche Krone, welche oben mit einem goldenen Engel und einem goldenen Kreuze endigte. Zehn Kardinäle in roten Mänteln und roten Hüten begleiteten ihn. Er wurde in das Münster und nachher in die Pfalz geführt.

Am dritten Tage machte ihm die Stadt Geschenke an Silbergeschirr, Wein und Hafer. Er schenkte dafür dem Bürgermeister einen schwarzseidenen gesprengten Rock. Am 5. November hielt er einen großen Kreuzgang um das Münster, womit das Concil eröffnet wurde, obwohl die meisten Eingeladenen noch fehlten. Mit großer Freude nahm er die am Martinstage, den 11. November, angekommene Botschaft auf, daß Rom sich ihm wieder unterworfen habe. Er ließ sogleich ein feierliches Tedeum singen und gab den Befehl, täglich viermal, morgens, mittags, zur Vesper und abends mit allen Glocken zu läuten, was denn auch geschah.

Kaiser Siegismund mit seiner Gemahlin Barbara kam am ersten

*) Ulrich von Reichenthal, Costnitzer Concilium Frankfurt 1575. S. 12. b.

Weihnachtsfeiertage, morgens gegen fünf Uhr zu Schiffe; sie legten an St. Konrads-Brücke an und traten in den Ratsstuben ab, um sich zu wärmen. Von hier gingen sie unter goldenen Baldachinen, die ihnen die Stadt schenkte nach dem Münster und wohnten der Frühmette, wie der ersten und zweiten Christmesse bei. Der Papst empfing sie und der Kaiser leistete ihm bei der Messe den Dienst eines Diakons und setzte sich dann zur Rechten des päpstlichen Throns. Nach beendigtem Gottesdienste begaben sie sich nach ihrer Wohnung in des Killen Haus, zogen aber nach drei Tagen nach Petershausen. Späterhin kehrten sie wieder zur Stadt zurück.

Täglich mehrte sich die Zahl der ankommenden Fremden, die teils durch ihren Stand, teils durch ihre Zahl, teils durch ihren Aufzug mehr oder weniger Aufsehen erregten. Viele von ihnen wurden sehr feierlich eingeholt. Aus allen christlichen Ländern, selbst aus Griechenland und Konstantinopel, aus Jerusalem und noch weiter aus Asien kamen Abgesandte zu diesem Concil. Immer lebendiger wurde es in der Stadt, immer gedrängter in den Häusern, denn die Zahl derer, welche ankamen, um von einem so großen Zusammenfluß der reichsten und vornehmsten Personen zu verdienen, war nicht geringer als die Zahl jener selbst.

Am 5. Januar 1415 kam Burggraf Friedrich nach Constanz in Begleitung von hundert und achtzig Pferden, ebenso viel Personen und vier Wagen. Er bezog das sogenannte hohe Haus am Fischmarkte, welches Heinrich von Tettikon gehörte. In seiner Begleitung befand sich niemand aus der Mark, sondern nur Franken*).

Allein wenn auch Friedrich niemand aus der Mark mit nach Constanz genommen hatte, so war diese doch nicht durch ihn allein vertreten. Auch der Bischof Johann von Borschnitz von Lebus war mit zehn Personen dahin gegangen**), desgleichen der Bischof Johann von Waldow von Brandenburg mit zwanzig Personen***), sowie Graf Ulrich von Ruppin mit zwölf Personen†). Selbst der Rat der Stadt Frankfurt an der Oder hatte eine Gesandtschaft dahin abgefertigt††). Von andern uns bekannten Personen waren mit dem Herzoge Rudolph von Sachsen die Freiherren Heinrich, Otto, Johann und Heinrich Schenken von Sidow, Albrecht und Marquard von Holzendorff†††) und mit

*) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Concilium S. 186. Münsters Cosmographey Bd. III. S. 572. Angeli Annal. march. S. 193.

**) Wohlbrück, Gesch. von Lebus Tl. II. S. 35. 135. Anm. Ulrich v. Reichenthal giebt 30 an. A. a. O. S. 119 b.

***) A. a. O. S. 129 b. Gercken bezweifelt dies mit Unrecht in der Stiftshistorie.

†) Bratring, Grafschaft Ruppin S. 189.

††) Angelus, Annales march. S. 193.

†††) Ulrich v. Reichenthal a. a O. S. 186.

dem Markgrafen von Meißen Ritter Nikolaus und Otto Pflug dahin gekommen*). Verhältnismäßig hatte Norddeutschland weit weniger Personen dort als Süddeutschland, was nach der Lage von Constanz auch sehr natürlich ist.

Nach und nach war in der Stadt versammelt, was in Europa auf Macht, Reichtum, Gelehrsamkeit, Klugheit und Talent Anspruch machen durfte und jeder war bemüht, auf das beste zu glänzen. Imponierte die Kirche durch die Anwesenheit des Papstes mit fünf Patriarchen, drei und dreißig Kardinälen, sieben und vierzig Erzbischöfen, hundert und fünf und vierzig Bischöfen, drei und achtzig Weihbischöfen, fünfhundert geistlichen Fürsten, hundert und zwei und dreißig Äbten, hundert und fünf und fünfzig Pröpsten, fünftausend dreihundert geringeren Geistlichen, unter welchen allein achtzehnhundert Priester waren, den Generalen der meisten Mönchsorden mit einer bedeutenden Zahl von Mönchen aller Arten, so zeigte sich der weltliche Stand nicht minder hervorragend durch die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin, zweier Königinnen, fünf gefürsteter Frauen, ferner von neun und dreißig Herzögen, zwei und dreißig Fürsten, hundert und ein und dreißig Grafen, neun und siebzig Freiherren, fünfzehnhundert Rittern und zwanzigtausend Edelknechten. Zu dieser großen Zahl kamen noch hinzu die Gesandtschaften von sieben und dreißig hohen Schulen, die sogenannten Schulpfaffen, welche eigentlich den wissenschaftlichen Bestandteil des Konzils bildeten, ohne welche nichts gethan werden konnte, denn sie hatten alle vorgelegten Fragen zu bearbeiten und zu erörtern. Es waren da zweihundert und siebzehn Doktoren der Theologie, dreihundert und ein und sechzig Doktoren beider Rechte, hundert und ein und siebzig Doktoren der Medizin, vierzehnhundert Magister und Licentiaten der freien Künste. Dazu kamen die Gesandtschaften aller Regenten (man gab die Zahl der Könige, welche sie geschickt hatten, damals auf dreiundachtzig an, wobei viele asiatische und afrikanische, die nicht existierten)**), ferner die Gesandtschaften von zwei und sechzig Reichsstädten und dreihundert und zwei und fünfzig Herrenstädten. Bedenkt man nun, daß jeder eine möglichst ansehnliche Dienerschaft mitbrachte, so erhält man

*) A. a. O. S. 187 b.

**) Wahrscheinlich hatten Betrüger die günstige Gelegenheit benutzt, sich unter dieser Firma auf dem Konzil Ansehen zu geben. So hatten z. B. fünf Kaiser aus der Tartarei Botschaften gesendet, nämlich der Kaiser Schigra, Kaiser Ediga, Kaiser Takranisch, Kaiser Soldan und Kaiser Schürla, Herr zu Sollat, alle von der Orda der Stadt, „bei welcher drittehalb Meilen Weges das Haus steht, wo man den Pfeffer her holt." — Niemand zweifelte an der Richtigkeit der Sache, und der sonst ganz gescheute Ulrich Reichenthaler zählte diese und ähnliche Gesandtschaften wie alle übrigen gutgläubig auf. Ulrich v. Reichenthal a. a. O. S. 202.

ungefähr eine Vorstellung von der unermeßlichen Menschenmenge, welche in der Stadt und ihrer Umgegend zusammengedrängt war. Der Papst hatte allein achtzehnhundert Personen mitgebracht, worunter sechs Büttel, die silberne Stäbe trugen; die Erzbischöfe und Bischöfe zweitausend vierhundert Personen, die verschiedenen Doktoren fünftausend acht hundert und sechzig und so die übrigen in ähnlicher Weise. Zu allen diesen hat man nun noch hinzuzunehmen die große Zahl von Menschen, welche des Handels und Verdienstes wegen sich eingefunden hatten, worunter allein vierzehnhundert Handwerker Häuser gemietet hatten und in Buden ausstanden, ohne ihre Knechte zu rechnen. Posauner, Pfeifer, Flöter und andere Spielleute waren allein siebzehnhundert vorhanden. Übergroß war die Zahl der öffentlichen Frauen und außerdem war noch eine große Zahl von Menschen bloß des Schauens wegen daselbst und man rechnete die Anzahl solcher, welche täglich kamen und gingen auf fünftausend.

Es bleibt beinahe kein Mittel übrig, als solche Zahlen, um sich ein Bild von den großen Gestaltungen dieses Konzils zu machen, das, ein europäischer Kongreß, alles weit hinter sich läßt, was die neuere Zeit ähnliches aufzuweisen hat. Auch waren die Stimmen der Zeitgenossen darüber einig, daß solcher Glanz, solche Pracht in der ausschweifendsten Fülle *vorher* nie gesehen worden sei. Es war der Gipfel mittelalterlicher Pracht und Größe, das Leben jener Zeit entfaltete hier seine reichste und schönste Blüte, in einer fast betäubenden, die Sinne verwirrenden Mannigfaltigkeit.

Wenige Städte liegen in einer so reizenden Lage, als das ansehnliche, weit sich ausdehnende Constanz. Wohin das Auge blickt, wird es durch eine herrliche Landschaft erfreut, geschmückt mit allen Erzeugnissen eines fruchtbaren Bodens. Sie gewinnt unendlich durch den prachtvollen großen See, dessen köstliche Ufer, reich bebaut, dem Auge immer neue fesselnde Gegenstände bieten. Jenseit seines blaugrünen Gewässers erheben sich die fruchtbaren Gelände des Thurgaues, reizend geschmückt mit unzähligen Dörfern, Städten, Klöstern und Schlössern und über ihm steigen die mächtigen Berge des Schweizerlandes in die Wolken, deren riesige Schneehäupter hoch über dem Getümmel der Erdenwelt in ewig reiner, ungetrübter Weiße leuchten, wenn nicht das Morgen- oder Abendrot der Sonne sie in strahlendem Rosenlichte erscheinen läßt.

Mitten in diesem köstlichen Panorama breitet sich die bedeutende Stadt aus mit ihren großen Häusermassen und ihren zahlreichen Kirchen, Türmen, Klöstern und Kapellen. Den ersten Rang darunter nimmt das große Münster ein, ein stattliches Gebäude, sowohl seiner Bauart als seiner Größe wegen. Zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, zählte die Stadt weit mehr Einwohner und war wohlhabender als jetzt.

Die Gebäude waren mit aller Kunst des Mittelalters aufgeführt und geschmückt. Schön verzierte Giebel, bunt geschnörkelte Erker, zierliche schützende Lauben sah man überall, kunstvolle Türme und Türmchen erhoben sich in allen Straßen und ließen ihr Geläute abwechselnd den ganzen Tag erschallen. Das Gewühl auf den Straßen war unbeschreiblich. Alle Gebäude waren bunt bedeckt mit den Wappenschildern der darin Wohnenden, die zwischen den gothischen Verzierungen kaum Platz fanden; in allen Straßen erhoben sich lange Reihen von Buden, in welchen fremde Kaufleute mit den einheimischen in ihren Läden wetteifernd, alle Schätze der Erde feil hielten. Hier wurden die prächtigsten goldenen und silbernen Gefäße und Kleinodien ausgeboten, dort hielten Apotheker die kostbarsten Spezereien des Morgen- und Abendlandes feil. Daneben lagen große Goldhaufen aufgeschichtet und haarscharf prüfte der Inhaber mit einer feinen Wage einzelne Stücke, denn es war die Bude eines der vielen Wechsler, welche die hundertfältig verschiedenen Münzen austauschten; jenseits stand eine Bude, wo die edelsten welschen und spanischen Weine zu haben waren. Hier reizten prachtvolle hell polierte Rüstungen das Auge, dort der erlesenste Frauenschmuck. Unaufhörlich trafen ganze Reihen schwer beladener Frachtwagen, bunt bewimpelter Schiffe ein und mehrten die Schätze dieses reichen Bazars. Hier und da waren auf den Märkten Backöfen errichtet, wo die fremden Bäcker Brod und Kuchen bereiteten und verkauften, denn die einheimischen vermochten den Bedarf bei weitem nicht zu befriedigen. Kleine zweirädrige Wagen, von Menschen gezogen, fuhren umher, auf welchen sich Backöfen befanden, in denen während des Fahrens Pasteten gebacken wurden, die warm sogleich ihre Liebhaber fanden*). Dazwischen drängten sich Sänften, Reiter und Fußgänger in den abenteuerlichsten Trachten. Kein Maskenball ist so reich an den verschiedenartigsten Kostümen, als in Constanz die Wirklichkeit war. Hier stolzierte der blank geharnischte Ritter mit wehendem Federbusche auf stolzem, prächtig geschmücktem Rosse neben seiner nicht minder kostbar gekleideten halb verschleierten Dame, gefolgt von einem starken Trosse seiner Edelknechte; dort ritt ein Kardinal in seinem roten Kleide, den roten Hut auf dem Rücken, gleich daneben wurde vor einem mit der Inful geschmückten Erzbischofe Platz gemacht, dem ein Heer von Geistlichen aller Grade und in sehr verschiedener Kleidung folgte; weiterhin drängten sich Mönche aller Orden in den mannigfaltigsten Kostümen, deutsche Ordensritter, Johanniterritter, Domherren der verschiedensten Stifte; Handwerksleute aller Gewerbe, Bürger und Bauern mit ihren Weibern, Juden, Hellebardierer und Lanzenknechte bildeten ein tausendfach wechselndes Gemälde. Es

*) Ulrich v. Reichenthal, Costn. Concil S. 17.

waren Menschen aus allen Ländern der kultivierten Erde versammelt, in den mannigfaltigsten Nationaltrachten, und viele hatten auch Frauen mitgebracht. Selbst die römischen Herren führten eine Unzahl alter Frauen mit sich, die ihnen ihre Kleider wuschen und ausbesserten*). Wer eine Weile auf der Straße stillstand, an dem rauschten die Vertreter aller Reiche vorüber, er hörte nacheinander alle europäischen Sprachen in den verschiedensten Mundarten sprechen. All' dies Getöse wurde übertönt durch das überlaute Geschrei der verkaufenden und öffentlichen Ausrufer, welche in allen Straßen, auf allen Plätzen ihre Stimme ertönen ließen, durch den Lärm der Musik, die an vielen Orten zu hören war, nicht zu gedenken der vielen Bärenführer, Puppenspieler und anderer für die Schaulust sorgender Leute, welche auf der Straße unter Geschrei ihre Raritäten zeigten. Nur mit Mühe durchdrang in einzelnen Pausen ernst und feierlich das Geläute der Glocken den fröhlichen Lärm, in welchem sich die ganze volle Kraft jener Zeit austobte. Man besprach sich, handelte, aß, zechte, buhlte und arbeitete in den Straßen, in jedem schützenden Winkel, denn die Häuser der Stadt boten nicht Raum genug für so viel tausend Gäste, das Leben war ein öffentliches geworden, wie in den Städten des warmen Südens, in jedem Stalle hausten Menschen neben den Tieren und selbst die Wagen auf den Höfen wurden als Lagerstätten benutzt. Das war ein Leben, ein Getreibe, ein Hantieren und Jauchzen, als ob jeder nur da sei, den Glanz des üppigsten Bildes reger Lust am Dasein vollenden zu helfen. Hier pulsierten die Adern des großen mittelalterlichen Kirchen- und Staatskörpers kräftiger und saftreicher, und aus dem Gewebe von mehr als hunderttausend Geschichten der Einzelnen gestaltete sich die eine große Geschichte dieser merkwürdigsten aller Kirchenversammlungen. Aber soviel auch an Glanz und Feier aufgeboten wurde, die Tage ihrer Dauer zu verherrlichen und nicht bloß eine glücklichere Gestaltung vorzubereiten, sondern sie und schönere Tage schon mit ihnen beginnen zu lassen, — dennoch zieht ein tiefes Weh, wie durch die Menschenbrust, so auch durch diese Tage des Glanzes und des rauschendsten Lebens; durch den Weihrauch und die Düfte des glücklichen Arabiens drängt sich der Rauch brennender Scheiterhaufen und umnebelt grausend das großartige Bild fürstlicher, ritterlicher und kirchlicher Herrlichkeit.

Die große Spaltung in der Kirche, welche man als Hauptübel dieser merkwürdigen Zeit betrachtete, wurde zwei Ursachen zugeschrieben, dem Vorhandensein dreier Päpste und den Irrlehren des Johann Huß. Es war die Aufgabe der Kirchenversammlung, statt jener drei Päpste einen einzusetzen. Von vornherein aber konnte man überzeugt sein, daß keiner von ihnen freiwillig von seinem Throne herabsteigen werde, und

*) A. a. O. S. 203.

das sicherste Mittel war, einen neuen zu wählen und alle drei jetzt vorhandenen abzusetzen. Schlimm war der daran, den man in der Gewalt hatte; klüglich waren zwei weggeblieben und der dritte anwesende verhehlte sich nicht die Gefahr, in welcher er schwebte. Daher rührte sein großer Widerwille gegen das Konzil, darum ging er so ungern nach Constanz. Es kam darauf an, der Sache eine geschickte Wendung zu geben. Zu dem Ende kündigte Johann an, daß dieses Konzil als eine Fortsetzung desjenigen von Pisa zu betrachten sei. Wurde dies angenommen, gestand ihm das Konzil zu, daß er das Recht habe, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, so war er auch vor seinen Mitbewerbern als Papst anerkannt, und als solcher stand er über der Kirchenversammlung und konnte ihr Gesetze vorschreiben. Aber schon in der ersten vorläufigen Sitzung am 16. Dezember wurden Stimmen laut, welche ahnen ließen, daß die Kirchenversammlung sich über dem Papste stehend betrachtete. Man sprach davon, daß auch er würde abdanken müssen, und daß ein Konzil, das während einer Kirchentrennung vom Kaiser berufen sei, andere Rechte habe, als ein vom Papste ausgeschriebenes. Wider sein Erwarten aber nahmen seine italienischen Kirchenfürsten, die sonst gegen kirchliche Einrichtungen so gleichgültig waren, mit großem Eifer seine Partei. Nationaleitelkeit und das Bewußtsein, daß sie selber mit dem Papste verlieren müßten, die Kränkung über den Vorwurf, daß sie vorzüglich an dem Verfall der Kirche schuld seien, trieb sie an, mit großer Spitzfindigkeit und vielem Scharfsinn sich den Geistlichen des Nordens gegenüber zu stellen, und Papst Johann schöpfte aus dieser Stimmung neue Hoffnungen. Wiklefs und Huß' Ansichten hatten in vielen Gemütern Platz gegriffen und traten auch auf dem Konzil in den Äußerungen von Johanns Gegnern deutlich hervor. Es galt jetzt, die Waffen gegen Huß zu kehren. Gelang es, das Konzil dahin zu bringen, Huß zu verdammen, so waren zugleich alle Gründe seiner Gegner geschlagen und durften nicht weiter laut werden. Zugleich war damit ein Ableiter gefunden, auf den sich der Haß seiner Feinde entladen konnte. Gefährlich war dies Spiel, aber er hoffte zu siegen, da Huß als ein Günstling des verachteten Wenzel und durch seine Behandlung der Deutschen auf der Prager Hochschule viel Feinde zählte, wenn sie auch mit seinen Ansichten mehr oder weniger einverstanden waren.

In Böhmen dauerten die durch Huß angeregten Unruhen fort, doch müssen wir in der Zeit da anknüpfen, wo unsere letzte Erzählung dieser Händel schloß. Die Verbrennung der Bücher Wiklefs hatte das Übel nur noch ärger gemacht, geistliche Häuser und Güter wurden geplündert, ja ihre Bewohner selbst getötet. Hauptbeförderer dieser Unruhen war Hieronymus Faulfisch. Der König mißbilligte diese Gewaltthätigkeiten

nicht und der Erzbischof Sbinko wandte sich deshalb an den Papst; Johann Huß wurde nach Rom gefordert, ging aber, von dem Könige und der Königin beschützt, unter einem leeren Vorwande nicht dahin. Der Papst that ihn darum in den Bann und belegte jeden Ort damit, in welchem er sich aufhalten würde. Huß sandte Bevollmächtigte nach Rom, welche gemißhandelt wurden. So berief er sich denn auf eine Kirchenversammlung und auf Christum selber. Der Bann hatte keine Folge, da der König Huß schützte, und der Erzbischof sah sich endlich genötigt, seine Klage und den Bann zurückzunehmen, ja sich sogar mit Huß zu versöhnen. Huß legte ein öffentliches Glaubensbekenntnis ab und lehnte darin mehrere Lehrsätze ab, die man ihm untergeschoben haben sollte, obwohl er sie zu gleicher Zeit in Büchern bekannte und verteidigte. Der Erzbischof starb und sein Freund, der königliche Leibarzt Albik, erhielt die Stelle. Nunmehr schwand Huß und seinem Freunde Hieronymus jede Furcht vor dem Erzbischof und erbitterter als je griffen sie den Papst und seine Verordnungen an.

Wir haben oben erwähnt, daß Johann XXIII. in seinem Kriege gegen den König Ladislaus von Neapel einen Kreuzzug predigen ließ und allen vollkommenen Ablaß verhieß, die gegen den Feind persönlich auszögen oder dazu beisteuerten. Diese Ablaßbulle kam auch nach Böhmen, Huß und Hieronymus benutzten sie, um öffentlich zu predigen, daß es wider die Lehre Christi sei, Christen gegen Christen zum Kriege aufzuhetzen, denen, welche Blut vergössen, Ablaß zu erteilen und sich diesen Ablaß noch dazu bezahlen zu lassen. Der Papst mache sich zu Gott und doch werde es mit seiner Macht bald aus sein. Darüber entstanden neue Streitigkeiten. Vermittlungsversuche halfen nichts, denn Huß erbot sich, seine Meinung zu beweisen und die Strafe des Feuers zu erdulden, wenn er unrecht hätte. Der Erzbischof Albik forderte ihn auf, dem Papst gehorsam zu sein. Er erwiderte, daß er dies thun würde, so lange die Lehre Christi und der Apostel nicht widerspräche. Darauf ließ er im Juni 1412 zu einer öffentlichen Disputation einladen über die Frage: Ob es recht und nützlich sei, der päpstlichen Bulle Folge zu leisten. Die Disputation wurde im Angesichte des Volks mit großer Erbitterung geführt; schon murrte das Volk gegen ihn, da erbot er sich, auf dem Rathause die Ungerechtigkeit des päpstlichen Ablasses auszurufen, und dies verschaffte ihm Beifall. Er nahm mit seinen Anhängern einen Ablaßprediger gefangen, setzte ihn mit zwei öffentlichen Weibern auf einen Wagen, hing letzteren den Ablaßbrief an die Brüste und führte sie unter Begleitung von Bewaffneten durch die Straßen, unter dem Ausruf: So werden die Bullen eines Volksbetrügers zum Scheiterhaufen gebracht! Am Pranger ließ er die Bulle verbrennen. Seine Anhänger

liefen umher, störten den Gottesdienst in den katholischen Kirchen durch Schimpfreden und nannten den Papst den Antichrist. Kein Bitten, kein Beschwören stellte diesen Frevel ab. Endlich ließ der Rat der Altstadt Prag drei der Unruhstifter ergreifen und zum Tode verdammen. Huß legte Fürbitte ein, dennoch wurden sie hingerichtet. Seine Anhänger bemächtigten sich der Körper und bestatteten sie als Märtyrer unter großem Andrange des Volks in der Bethlehemskirche. Huß selber erklärte sie für solche.

Zu Ende des Jahres 1412 legte Albik seine Stelle nieder und der Olmützer Bischof Konrad von Vechta nahm sie ein. Er berief zu Anfang des Jahres 1413 eine Versammlung von Hussens Gegnern. Sie stellten fest, daß jeder, der nicht ein Ketzer sein wolle, sich dem Papste und den Kardinälen in allen Stücken unterwerfen müsse. Wolle Huß das, so wolle man sich in Rom für ihn verwenden. Allein Huß war dazu nicht zu bewegen. Wenzel war durch den neuen Erzbischof in seiner Meinung über Huß wankend geworden und ließ ihn fallen. Die Lehrsätze Wiklefs wurden von neuem verrufen und der Erzbischof sprach über die Stadt Prag, mit Ausnahme des Schlosses Wissehrad, wo der König wohnte, das Interdikt aus, so lange Huß in Prag weilen würde. Dies nötigte Huß zu Anfang des Juni 1413 die Stadt zu verlassen. Er ging in die Gegend des nachmaligen Tabor und predigte hier dem Volke, das sich drängte, den berühmten Prager Meister zu hören und zu sehen. Seine Wut gegen den Papst und die Kardinäle steigerte sich dabei immer mehr und mehr und überschritt alle Grenzen der Billigkeit, wie es zu geschehen pflegt, wenn jemand beständig gegen dieselbe Person und Sache spricht.

Unterdessen fing vielen Theologen in Prag das Gewissen zu schlagen an. Sie hatten dem Papste zu viel zugestanden, denn ziemlich allgemein war man zu jener Zeit der Meinung, die Kirche stehe höher als der Papst, und vor ihren Gerichtshof könne er gezogen werden. Sie widerriefen zum Teil ihren frühern Ausspruch und Wenzel wußte weder, was er dabei denken, noch was er thun sollte. Einige andere zufällige Umstände, aus welchen Wenzels günstige Meinung für Böhmen zu erkennen war, veranlaßten Huß, im August nach Prag zurückzukehren und den Wunsch auszusprechen, sich auf dem nunmehr ausgeschriebenen Konzil stellen zu dürfen. Er wußte, daß seine Meinungen in vieler Hinsicht mit denen des Peter von Ailly, des Nikolaus Clemangis und des Johann Gerson, welche sie in öffentlichen Schriften ausgesprochen hatten, übereinstimmten. Auch war ihm bekannt, daß diese Männer als Gegner des Papstes auf der Kirchenversammlung erscheinen würden, und darum hoffte er mit Vertrauen, siegreich aus diesem Kampfe hervorzugehen. So groß

war seine Zuversicht, daß er durch öffentlichen Anschlag alle Magister und Doktoren aufforderte, ihn vor der von dem Erzbischof zu Prag gehaltenen Synode anzuklagen, wenn er sich irgend einer Ketzerei schuldig gemacht habe. In dieser Aufforderung lag offenbar mehr, als das Bewußtsein einer gerechten Sache, es lag Trotz darin, denn daß er im Sinne der römisch-katholischen Kirche ein Ketzer war, wußte er sicherlich so gut als irgend ein anderer Theologe. Dennoch war das Ansehen der erzbischöflichen Partei bereits so gesunken, daß sie diese Aufforderung unbeantwortet ließ. Nunmehr erklärte sich der König, die Königin und die böhmischen Stände, an welche sich Huß gewandt hatte, auf einem Landtage für ihn, und der päpstliche Ketzerrichter Niklas von Nazareth sowohl als auch der Erzbischof stellten ihm auf besonderes Verlangen der Stände eine Bescheinigung aus, daß sie nie eine falsche, von dem Worte Christi abweichende Lehre bei ihm gefunden hätten.

So gerüstet hoffte Huß, die Kirchenversammlung nicht scheuen zu dürfen. Wenzel bestimmte drei der vornehmsten böhmischen Herren dazu, ihn nach Constanz zu begleiten, den Wenzel von der Duba, Johann von Chlum und Heinrich von Laczenbok. Er gab ihm zugleich Empfehlungsschreiben an die Väter der Kirchenversammlung und erwirkte ihm von Siegismund einen Geleitbrief, den dieser unterm 18. Oktober 1414 zu Speier ausfertigte. Huß fand dies Schreiben in Nürnberg vor, denn er hatte sich mit seinen Begleitern, einigen dreißig Pferden und drei Wagen schon am 11. Oktober auf die Reise begeben. Er selber fuhr mit seinem Kaplan in einem der Wagen. Seinen Freunden in Böhmen empfahl er sich in einem bemerkenswerten, Achtung gebietenden Schreiben. Er ermahnt sie darin, in der Wahrheit zu verharren, die er sie gelehrt habe. Er könne zwar von seinen vielen und mächtigen Feinden zu Constanz, deren mehr seien als selbst Christus gehabt habe, viele falsche Anschuldigungen gegen sich erwarten; aber er verlasse sich auf Gottes Beistand, daß er ihnen hinlänglich widerstehen und mit fröhlichem Gemüte selbst Verfolgung, Gefängnis und nach des Erlösers Beispiel einen schmachvollen Tod würde erleiden können. Es sei unmöglich, daß der zu Grunde gehe, der an Gott glaube und in seiner Wahrheit bleibe. Doch möchten sie Gott bitten, daß er ihn in dieser Wahrheit befestige, und wenn es zu Gottes Ehre erforderlich sei, selbst seinen Tod befördere. Er wünsche selber seine Rückkehr nur unter der Bedingung, daß sie ohne Verletzung seines Gewissens geschehe und daß er immer mehr lerne, des Antichrists Lehre zu vertilgen und seinen Brüdern ein nachahmungswertes Beispiel zu hinterlassen.

Sechs Tage nach dem Einzuge des Papstes, am 3. November, langte Huß in Constanz an und bezog ein Haus in der St. Paulus-Gasse, nahe der Taube[3]). Er hatte unterwegs überall große Aufmerksamkeit

erregt und war durchgängig mit Teilnahme empfangen worden. Auch hatte er in mehreren Orten gepredigt, und in einer langen Unterredung in Nürnberg, die er mit Doktoren und Bürgern in Gegenwart des Magistrats gehabt hatte, erklärten ihm diese einmütig, daß sie schon seit Jahren seine Ansicht geteilt hätten. Auch in Constanz erregte seine Ankunft große Aufmerksamkeit. Er ließ sie am folgenden Tage durch Johann von Chlum und Heinrich von Laczenbok dem Papste melden, die zugleich für ihn des Papstes Protektion in Anspruch nahmen, da ihm Siegismund ein sicheres Geleit gegeben. Der Papst empfing diese Herren sehr freundlich, sagte sie ihnen zu und versicherte, daß er alles, was in seinen Kräften stände, anwenden würde, um jede Ungerechtigkeit gegen Huß während seines Aufenthalts in Constanz zu verhüten, selbst wenn Huß seinen eigenen Bruder getötet hätte. Der Papst hob sogar die Exkommunikation auf und verlangte nur, daß er während seiner Anwesenheit in Constanz, um Ärgernis und Volksbewegung zu vermeiden, keine Messe besuche und sich des Predigens enthalte. Letzteres stimmte nicht mit Hussens Vorsätzen, denn er hatte sich auf hier zu haltende Predigten schon lange vorbereitet. Darum hielt er in der Kammer neben seiner Stube Messe und ließ die Nachbarn hinzu. Bald wurde der Zulauf übergroß, sodaß der Bischof von Constanz es ihm untersagen mußte, und da sich Huß auch hieran nicht kehrte, allen verbot, zu ihm in die Messe zu gehen.

Unterdessen waren zwei von Hussens erbittertsten Feinden aus Prag nach Constanz gekommen, der Professor der Theologie Stephan Palecz und der Pfarrer Michael de Causis. Sie ließen sogleich Plakate gegen ihn anschlagen, in denen sie ihn einen Ketzer und Exkommunicierten nannten. Auf die Beschwerde des Huß antwortete der Papst: Was soll ich machen? Es sind ja seine eigenen Landsleute, die es thun. Außerdem zogen sie aus seinen Büchern ketzerische Sätze aus und überreichten sie dem Konzil, ja sie bemühten sich sogar, sein Thun in seinem Hause auszuspionieren, kurz, sie verstanden es, dem Konzil die Notwendigkeit, Johann Huß gefänglich einzuziehen, so einleuchtend zu machen, daß er am 28. November wirklich gefangen genommen und in die Kurie eines Constanzer Domherrn gebracht wurde.

Johann von Chlum beschwerte sich darüber beim Papst, der die Schuld auf die Kardinäle schob, in deren Gewalt er sich selber befinde. Da hier keine Hülfe zu erwarten war, wandte sich Chlum an den noch abwesenden Siegismund und klagte wegen des gebrochenen Geleites. Siegismund nahm diese That als eine persönliche Beleidigung und befahl seinem Gesandten, Hussens Befreiung zu verlangen und nötigenfalls den Kerker mit Gewalt zu öffnen. Beides geschah nicht.

Michael de Causis hatte dem Papst eine Anklageschrift in acht

Artikeln übergeben: 1) Huß habe gelehrt, man müsse das Abendmahl dem Volke unter beiderlei Gestalt reichen. Der Beweis dieses Artikels sei, daß seine Schüler es in Prag so hielten. 2) Daß er öffentlich gelehrt habe oder doch der Meinung sei, das Brot bleibe auch nach der Konsekration Brot. Hierüber würde man nähere Erläuterung durch ein Examen mit Huß erhalten können. 3) Daß er behaupte, unter der Kirche müsse man nicht den Papst, die Kardinäle, die Erzbischöfe und den Klerus verstehen; dies sei eine schlechte von den Scholastikern ersonnene Erklärung. Auch dürfe die Kirche keine weltlichen Güter besitzen, und die weltlichen Herren könnten sich derselben ungestraft bemächtigen. In der That seien auch in Böhmen auf seine Vorstellungen die meisten Kirchen um ihre Einkünfte gebracht. — Konstantin und die übrigen Fürsten hätten nach seiner Lehre geirrt, als sie die Kirche dotierten. 4) Ferner behaupte er, daß alle Priester gleiche Gewalt hätten, und daß also die Ordinationen und die für den Papst und die Bischöfe reservierten Fälle bloße Erfindungen ihres Ehrgeizes wären. 5) Die Kirche habe nicht mehr das Amt der Schlüssel, wenn der Papst, die Kardinäle, die Bischöfe und die ganze Geistlichkeit mit Todsünden behaftet seien, was sich ereignen könne. 6) Daß er die Exkommunikation verachte, da er während seiner ganzen Reise Gottesdienst gehalten habe. — Die beiden letzten Artikel enthalten nichts, was nicht schon dem Sinne nach in dem obigen vorkäme. Angehängt sind ihnen Beschuldigungen, welche Hussens Betragen betreffen, namentlich, daß er die einzige Ursache gewesen sei von der Zersplitterung der Prager Universität, indem er sich der weltlichen Macht bedient habe, um die Deutschen zu unterdrücken. Er sei der einzige gewesen, der Wiklefs Irrtümer gegen die ganze Universität behauptet habe, die sie verdammt hätte. Er habe den Klerus verfolgt und die Geistlichen und Weltlichen gegen einander gehetzt. Nur Ketzer und Feinde der Kirche hätten ihm Folge geleistet. Aus alle dem ergäbe sich, daß Huß, wenn er der Strenge des Konzils entschlüpfen sollte, der Kirche mehr Schaden thun würde, als irgend ein anderer Ketzer seit Konstantins Zeiten gethan habe.

Diese Anklageschrift blieb nicht ohne Wirkung. Der Papst ernannte drei Kommissarien zur Untersuchung der Beschuldigungen, nämlich den Patriarchen von Konstantinopel, den Bischof von Castella und den uns schon bekannten Bischof Johann von Lebus*). Sie begaben sich in sein Gefängnis, um ihn darüber zu vernehmen. Da er aber krank war, forderte er einen Advokaten, seine Sache zu verteidigen. Dies wurde ihm nicht zugestanden, da das kanonische Recht nicht erlaube, die Partei irgend eines Menschen zu ergreifen, der der Ketzerei angeklagt sei. Nach

*) Lenfant, Histoire du Concile de Constance S. 41.

eben diesem Rechte konnte als Zeuge jeder gegen ihn zugelassen werden und so fehlte es unter der von Huß beleidigten böhmischen Geistlichkeit nicht an Zeugen, wie sie seine Feinde wünschten. Man legte ihm Fallstricke und wandte allerlei Hinterlist an. Auch hatte der Papst noch eine zweite, zahlreichere Kommission zur Untersuchung seiner Lehre niedergesetzt.

Vierzehntes Kapitel.

Unterdessen verstrich die Zeit, ohne daß es zu mehr als einer allgemeinen Versammlung gekommen wäre, bis Kaiser Siegismund anlangte. Am 29. Dezember versammelte er alle Anwesenden, und gab ihnen Nachricht von seinen Verhandlungen mit den Gegenpäpsten Benedict XIII. und Gregor XII. Er lud das Konzil ein, die Gesandten beider zu erwarten. Von Zeit zu Zeit mühten sich die Doktoren, den Eifer der Versammlung für die Einheit und Verbesserung der Kirche durch Predigten anzuregen, in denen sie über die Tyrannei der Päpste und den tiefen Verfall der Kirche nicht minder frei sprachen, als Wiklef, Huß oder Hieronymus es nur hätten thun können. Der wesentliche Unterschied bestand bloß darin, daß sie es im Auftrage, jene aber aus eigener Bewegung sprachen. Chlum hatte noch immer gehofft, daß der Kaiser Huß' Gefängnis öffnen würde. Allein die versammelten Väter führten ihm den Beweis, daß nach den römischen Dekretalen einem Ketzer kein Schutz und kein Geleite erteilt werden könne und Siegismund gab am 1. Januar 1415 die Erklärung, daß das Konzil in Glaubenssachen frei sei, daß es nach dem Gebrauche gegen diejenigen verfahren könne, welche notorisch der Ketzerei bezichtigt wären und sie nach ihrem Verdienste richten dürfe, nachdem man sie öffentlich gehört hätte. In Bezug auf die Drohungen, welche an verschiedenen Orten zu Gunsten Hussens mündlich und schriftlich laut geworden wären, so hätte Seine Majestät deren Ausführung verboten und thue dies, wenn es nötig sein sollte, hiermit nochmals. — Offenbar brach Siegismund damit sein Versprechen und duldete es, daß das Konzil sich über ihn stellte und seine Versprechungen aufhob. Die böhmischen Großen schrieben an Siegismund und beschwerten sich über Huß' Verhaftung, an dem doch selbst der Erzbischof von Prag nichts Ketzerisches gefunden und der sich freiwillig nach dem Konzil begeben habe. Auch dies war vergebens. Stephan Palecz trug darauf an, daß Huß aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominikanerkloster gebracht würde. Es geschah und man wies ihm einen stinkenden Kerker an. Nochmals baten

die böhmischen Großen den Kaiser in den dringendsten Ausdrücken und mit den beweglichsten Gründen, Huß auf freien Fuß zu stellen und seine Ehre und die Folgen zu bedenken, aber auch dies war vergebens, Siegismund hielt seine jetzige Ansicht fest.

Während dies vorging, waren die Legate der beiden Gegenpäpste angekommen und brachten von Seiten Gregors XII. das Anerbieten mit, daß er seinen päpstlichen Thron aufgeben wolle, wenn die beiden andern Päpste dasselbe thun wollten. Diese Erklärung machte großes Aufsehen und der Vorschlag fand bei sehr vielen großen Beifall. Papst Johann vernahm mit Schrecken, daß laut geäußert würde, wenn er ein wahrer Hirt der Kirche sein wollte, müsse er abdanken, widrigenfalls müsse ihn sein rechtmäßiger Richter, das Konzil, dazu zwingen. Selbst Siegismund trat dieser Meinung bei. Noch rechnete Johann auf die überwiegende Stimmenzahl seiner Italiener. Da beschloß das Konzil, daß nicht mehr nach Köpfen, sondern nach den Nationen abgestimmt werden sollte. Nur die Italiener hatte er für sich und damit war seine Sache verloren.

Zwar versuchte Johann alles Mögliche, um sich zu halten und wies selbst Siegismunds gütliche Vorstellungen ab, der ihn zur Abdankung bewegen wollte. Da dies fruchtlos war, ließ man unter den Mitgliedern des Konzils einen Aufsatz herumgehen, der einen Abriß seines Lebens enthielt, worin alle denkbaren Todsünden und Abscheulichkeiten enthalten waren. Um der Ehre der Kirche willen wollte man nur im höchsten Notfalle davon Gebrauch machen, allein er erschrak darüber doch so sehr, daß er am 16. Februar erklärte, er wolle abdanken, wenn seine Gegenpäpste dasselbe thäten. Am 2. März gelobte er vor dem Altare Gott, der Kirche und dem Konzil eidlich, daß er unter jener Bedingung abdanken wolle, aber auch außerdem, wenn die Kirchentrennung dadurch gehoben werden könnte. Diese Erklärung verbreitete die größte Freude; selbst Siegismund küßte dem Papst dankend die Füße und es wurde dreimal mit allen Glocken geläutet. Indessen sah man bald, daß mit dem bloßen Versprechen nicht viel gewonnen sei. Er wurde angegangen, eine förmliche Abdankungsbulle auszustellen. Dies lehnte er ab und als es endlich doch geschah, enthielt die Bulle nur die Verkündigung jenes Versprechens, aber nicht die Abdankung. Noch hoffte er, Siegismund zu gewinnen und schenkte ihm die, nach der Gewohnheit zum Osterfest geweihte Rose, auf welche Siegismund auch großen Wert zu legen schien. Aber am folgenden Tage, den 10. März, schlug Siegismund in einer Kongregation vor, zu einer neuen Papstwahl zu schreiten. Der Erzbischof von Mainz erklärte sich dagegen; doch mit großem Unwillen sprach die Versammlung sich über den Papst aus, den er auf dem Thron erhalten wollte. Nunmehr sah Johann kein Heil, wenn es ihm nicht

gelänge, das Konzil auseinander zu sprengen. Er versuchte dies nicht öffentlich, hatte aber im Sinn, nach Nizza zu flüchten und ein dunkles Gerücht bezeichnete den Herzog Friedrich von Österreich als denjenigen, der ihm dabei behülflich sein wollte. Letzterer wurde mehrfach gewarnt, sich ja nicht damit einzulassen. Er versicherte, daß er sich weder um Balthasar Cossa noch um sein Geld kümmere. Siegismund beschloß endlich, mit dem Papst selber zu reden. Als er ihn besuchte, äußerte dieser, daß er sich ganz befangen fühle; die Luft in Constanz sei schlecht und er könne sie nicht mehr ertragen. Vergebens erbot sich Siegismund, ihn in einem der um die Stadt gelegenen Landhäuser unterzubringen. Um sein Vorhaben jedoch zu verhindern, setzte die Versammlung fest, daß niemand vor Beendigung der Kirchentrennung das Konzil verlassen dürfe, auch der Papst nicht und an den Thoren wurden Prälaten, welche hinausreiten wollten, zurückgewiesen. Ungeachtet dieser Vorkehrungen sprach das Gerücht davon, daß der Papst mit Hülfe des Herzogs Friedrich entfliehen würde. Mit Siegismund überwarf sich der Papst vollständig.

Auf den 20. März hatte Herzog Friedrich von Oesterreich ein großes Stechen außerhalb der Stadt auf dem Felde angeordnet, wo Graf Friedrich von Cilli, der Schwager des Kaisers, und viele Andere mit ihm und seinen Gästen um ansehnliche Kleinodien stechen wollten. Der ganze Vormittag ging mit den Vorbereitungen hin, und die halbe Stadt rüstete sich, das glänzende und beliebte Schauspiel eines Turniers mit anzusehen. Ein geeigneter Platz zwischen Gebäuden war dazu eingehegt worden. Erst nach Mittag begann das Turnier. Eine hinreichende Anzahl Posauner und Pauker war angenommen, die köstlichen Preise standen prunkend aufgestellt. Eine große Menge prachtvoll gewappneter Ritter ritt in die Schranken. Vor allen leuchtete der englische Graf Richard von Warwick hervor. Er war mit fünfhundert Pferden, ebenso vielen Personen, drei Posaunern und vier Pfeifern nach Constanz gekommen, machte einen großen Aufwand und stach sehr oft zu Constanz. Er ritt stets mit ganz verdecktem Rosse auf die Bahn. Die Decken bestanden aus goldenen Tüchern, die mit Pelzwerk gefüttert waren. Das Pferd, das er bei einem Stechen geritten hatte, bestieg er niemals wieder, sondern stets mußte ein neues gebracht werden*). Ein Prunk dieser Art war damals ganz geeignet, die höchste Bewunderung zu erregen.

Herzog Friedrich wollte durch diese Veranstaltung dem Papste eine günstige Gelegenheit zur Flucht schaffen. Als nun die allgemeine Aufmerksamkeit durch das glänzende Turnier vollauf in Anspruch genommen

*) Ulrich v. Reichenthal, Costn. Konzil S. 4 a.

war, verließ der Papst eine Stunde nach Mittag seinen Palast nicht ohne Angst, daß er unterwegs, vielleicht noch ehe er die Stadt verlassen hätte, erkannt werden würde. Er hatte einen grauen, mit weißem Tuch gefütterten Mantel an, eine graue, weiß gefütterte Kappe aufgesetzt, und ihre Zipfel so um das Gesicht gebunden, daß nur Stirn und Augen frei blieben. Er ritt ein kleines Roß und hatte an der Seite eine Armbrust zu hängen, so daß er für den Knecht irgend eines Herrn, oder für einen Boten gehalten werden konnte. Ein kleiner, ebenso vermummter Knabe ritt vor ihm her. Sie kamen glücklich ohne Verdacht zu erregen zur Stadt hinaus. Draußen ging es im Trabe nach Ermatingen. Hier trat er im Hause des Laienpriesters ab, um kurze Zeit zu ruhen, und ließ sich einen Trunk Wein reichen. Doch erkannte ihn niemand im Hause des Priesters. Dann bestieg er ein Schiff, das seine Diener auf Herzog Friedrichs Veranstaltung bereit hielten, und fuhr den Rhein hinunter nach der, seinem Beschützer gehörigen Stadt Schaffhausen, wo auch noch in derselben Nacht Herzog Friedrich anlangte.

Eine unbeschreibliche Bestürzung ergriff die ganze Stadt, als die Nachricht laut wurde, der Papst sei verschwunden. Namentlich wurde seinen Anhängern sehr bange, und sie fürchteten für ihr Leben. Zu Hunderten flüchteten Italiener und Österreicher aus der Stadt noch an demselben Abend und die ganze Nacht hindurch, fast schien es, als wolle das ganze Konzil sich auflösen, das Volk lärmte in den Straßen, und die fremden Kaufleute fürchteten eine Plünderung ihrer Buden. Jetzt galt es, mit Kraft zu handeln; Siegismund befahl, sogleich alle Straßen und Ausgänge durch seine Trabanten zu besetzen, und der Bürgermeister von Constanz mußte die Bürger zu den Waffen rufen. Er selber ritt am andern Morgen früh mit Pfalzgraf Ludwig von Bayern, dem Schirmvogte des Konzils durch die Stadt, ließ unausgesetzt vor sich her posaunen und rief mit eigenem Munde das Gebot aus, daß niemand die Stadt verlassen solle, ehe man inne wäre, wie die Sache stände. Papst Johann sei entwichen; aber jeder solle seines Leibes und Gutes sicher sein, auch sollte niemand darüber erschrecken, wie schlimm es auch scheinen möge. Jedermann solle bessern Frieden haben, denn zuvor. Dies wirkte ungemein beruhigend, die Besorgnisse verloren sich, und die fremden Kaufleute sahen mit Verwunderung die Ordnung wiederkehren. Wäre das in Welschland geschehen, sprachen sie, so wären wir gänzlich um Hab und Gut gekommen*). Auch hier bewährte sich der besonnene deutsche Charakter, und Krämer und Wechsler öffneten wieder ihre Buden. Noch denselben Morgen versammelte der Kaiser die anwesenden Väter und Großen im Münster. Hier gab er ihnen die bestimmteste Ver-

*) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Konzil S. 57 b.

sicherung, daß das Konzil auch ohne den Papst fortdauern werde. Das Konzil beschloß, drei Kardinäle an den Papst zu senden, welchen die französische Nation noch den Erzbischof von Rheims hinzufügte, und ihn entweder zur Rückkehr, oder zur unbedingten Entsagung auffordern zu lassen. Zugleich verklagte Siegismund den Herzog Friedrich von Österreich, weil er den Papst hinweg geführt hatte. Die deutschen Fürsten beschlossen, daß er zur Rückkehr aufgefordert werden solle, bei Strafe, alle seine Länder als Majestätsverbrecher zu verlieren.

Der Papst konnte leicht vermuten, was man wegen seiner Flucht beschließen würde. Er schrieb von Schaffhausen an Siegismund, an die Kardinäle und den König von Frankreich. An den ersteren lautet sein Brief: Geliebter Sohn, durch Gottes Gnade befinde ich mich frei, und in dienlicher Luft zu Schaffhausen. Ich bin hierher ohne Wissen des Herzogs von Österreich gekommen, nicht um mich von Erfüllung meines Wortes, daß ich zum Wohl der Kirche dem Papsttum entsagen wolle, loszumachen, sondern um diese Entsagung ohne Zwang und ohne Gefahr für meine Gesundheit zu leisten. — Seinen Dienern und Beamten, und damit ziemlich deutlich den Kardinälen befahl er, bei Strafe der Exkommunikation binnen sechs Tagen Constanz zu verlassen, und sich bei ihm in Schaffhausen einzufinden. Gegen die französische Nation beschwerte er sich bitter über alles, was Siegismund, die Deutschen und die Engländer gegen ihn seit dem Beginn des Konzils gethan haben sollten. Johann Gerson bewies unterdessen zu Constanz, noch vor dem Abgange der Gesandten an den Papst, daß das Konzil höher stehe, als der Papst, und daß auch dieser den Beschlüssen des Konzils gehorsam sein müsse, was bald darauf die Pariser Universität durch Beschluß bestätigte, und das Konzil am 30. März annahm.

Die an den Papst gesandten Kardinäle kamen mit sehr unbefriedigenden Antworten zurück. Jetzt beschlossen Siegismund und die drei Nationen, — denn die italienische schloß sich aus, — daß die gegenwärtige rechtmäßig im Geiste vereinigte Kirchenversammlung durch den Abzug des Papstes oder irgend eines Prälaten nicht aufgehoben sei und nicht eher aufgehoben werden dürfe, als bis das Schisma völlig ausgerottet und die Kirche im Glauben und in den Sitten am Haupte und an den Gliedern gebessert worden sei. Daher solle nur das Konzil selber sich nach einem andern Orte versetzen können, und keinem Mitgliede erlaubt sein, sich anders als mit Erlaubnis von zwölf aus den vier Nationen gewählten Vätern zu entfernen.

Der Kaiser hatte auf den Rat der deutschen Fürsten den Herzog Friedrich von Österreich vor sein Gericht geladen und zugleich hatten ihm mehr als vierhundert Herren und Städte den Frieden abgesagt. Diese Briefe trafen am guten Mittwoch und großen (grünen) Donnerstag

in Schaffhausen ein. Jetzt wurde dem Papste bange. Am Thor von Schaffhausen widerrief er vor Notar und Zeugen alles, was er zu Constanz in Bezug auf seine Abdankung eidlich versprochen, mit dem Vorgeben, daß er dort dazu gezwungen worden sei. Am stillen Freitag sehr früh flüchtete er nach Lauffenburg. Ein furchbar schlechtes Wetter, heftiger Regen, Wind und Schnee begünstigte ihn. Von da flüchtete er nach Freiburg im Breisgau, einer festen Stadt, die ebenfalls dem Herzog Friedrich gehörte. In allen Orten, durch welche ihn sein Weg führte, gab er dieselbe Erklärung wie in Schaffhausen ab. — Nunmehr wurde er unter Androhung gewaltsamer Mittel vorgeladen, sich vor dem Konzil zu stellen.

Da Herzog Friedrich von Österreich auf die an ihn erlassene Ladung nicht erschien, erklärte ihn der Kaiser am 7. April 1415 in die Reichsacht und aller fürstlichen Würden und Lehen verlustig. Zugleich sprach das Konzil den Bannfluch über ihn aus. — Jetzt wurde das ganze Reich gegen ihn aufgeboten und allen, die gegen ihn ziehen würden, Ablaß der Sünden versprochen. Es kam ein ansehnliches Reichsheer aus dem Süden Deutschlands zusammen; den Oberbefehl über dasselbe führte der Burggraf Friedrich von Nürnberg.

Die Städte Stein und Diessenhofen wurden schnell genommen. Vor Frauenfeld schlug man sich einige Tage, dann fiel es auch, und nun zog Friedrich vor die feste Stadt Schaffhausen. Friedrich von Österreich besaß sie pfandweise, hatte die Bürger zur Treue ermahnt und sie dann verlassen, um dem Papste nach Freiburg zu folgen. Burggraf Friedrich ließ die Stadt auffordern, durch Lossagung von Österreich die ehemalige Reichsfreiheit sich wieder zu gewinnen und die Bürger öffneten die Thore. Die Stadt schwur am 6. April dem Reiche. Nunmehr beeiferten sich Edle und Städte des Thurgaues, sich auf gleiche Weise reichsfrei zu machen. Bern zog mit einem Heere und großen Büchsen in den Aargau, um den Herzog zu befehden. Bald nahm die ganze Schweiz daran teil und rasch fielen die Städte Aarburg, Aarau, Bruck, Lenzburg, Habsburg, Sursee, Reichensee, Meyenberg, Vilmeringen, Mellingen, Bremgarten, Baden und Feldkirch, welche Friedrich von Österreich gehörten.

Dieser erhielt in Freiburg eine Hiobspost nach der andern. Der Papst riet ihm, Tirol aufzubieten und mit seinen Anhängern in Lothringen und Burgund dem Kaiser zu widerstehen. Der Papst wollte durch Burgund nach Frankreich flüchten. Vielleicht hätte die Sache noch lange gedauert, wenn nicht viele der Herren auf dem Konzile den Herzog von Bayern-Ingolstadt, Ludwig, gebeten hätten, eine gütliche Vermittlung einzuleiten, zu der er ohnehin schon selber sehr geneigt war. Siegismund selbst schien diese zu wünschen. Ludwig begab sich nach

Freiburg, und da Friedrich von allen Seiten aufmerksam gemacht war, wie gewagt das Spiel sei, in das er sich eingelassen, so ging er gern auf die Vorschläge ein. Aber er begriff auch, daß die Auslieferung des Papstes der Preis sei, um welchen er die Aussöhnung erkaufen mußte, denn der Kaiser hatte zu Ludwig ausdrücklich gesagt: Ein Diebstahl kann ohne Ersatz nicht vergeben werden. Der Papst war aber bereits über Breisach bis Neuenburg am Rhein gereist, und leicht war es möglich, daß er ihm ganz entwischte. Dann fand das aufgestiegene schwere Gewitter keinen Ableiter und konnte sich nur auf sein schuldiges Haupt entladen. Schnell sandte er Boten nach Neuenburg und ließ dem Papste sagen, er möge umkehren, denn er sei in Neuenburg nicht mehr sicher. Dieser fürchtete die kaiserlichen Kriegsvölker gar sehr und hielt es für geratener, nach Freiburg zurückzugehen, als ihnen in die Hände zu fallen. Hier blieb er, während Herzog Friedrich unter sicherem Geleite nach Constanz zog. Diesem wurde eröffnet, daß er nur begnadigt werden könnte, wenn er alle seine Lande und Leute im Elsaß, Breisgau, Schwaben und Tirol in des Kaisers Hände gebe, den Papst Johann nach Constanz liefere und selber, bis dies alles geschehen, als Geißel in Constanz bleibe, endlich aber eine öffentliche und feierliche Abbitte thun wolle. Unstreitig waren dies sehr schwere Bedingungen, und dennoch mußte sich der Herzog von Österreich dazu verstehen.

Bis zum 5. Mai kamen noch viele Anhänger des Papstes von Schaffhausen und Freiburg zurück, die es nicht mehr für geraten hielten, für ihn etwas zu wagen. Dieser Tag war zur öffentlichen Abbitte des Herzogs Friedrich bestimmt. Noch hatte man keine glänzendere Versammlung gesehen als diese. Die Gesandten von Venedig, Mailand, Florenz und den andern italienischen Städten, welche oft großen Zwiespalt mit dem Kaiser gehabt hatten, waren ausdrücklich dazu eingeladen. Als der Kaiser benachrichtigt wurde, daß der Herzog angelangt sei, setzte er der Versammlung auseinander, was der Schuldige verbrochen habe. Er habe früher einen Schwur gethan, mit dem Herzoge keinen Frieden zu machen, noch sich mit ihm auszusöhnen. Da dieser aber jetzt von ihm Gnade verlange, so sei er nicht abgeneigt, sie ihm zu bewilligen, wenn er dadurch seinen Schwur nicht verletze, worüber er die Meinung des Konzils zu wissen wünsche. Nachdem die Deputierten darüber eine Weile sich besprochen hatten, entschieden sie, daß es sich hier nicht um einen Frieden zwischen Gleichen, sondern um Gnade für einen Vasallen und Gefangenen handle, und der Schwur dadurch nicht verletzt werde. Hierauf wurden vier Prälaten abgeschickt, den Herzog hereinzuführen. Er trat ein, geführt von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, seinem Neffen, und Ludwig von Bayern, seinem Alliierten. Beide warfen sich vor dem Kaiser auf die Knie, um für ihren Vetter Gnade

zu erflehen, und Burggraf Friedrich sprach: Friedrich, Herzog von Österreich, mein hier gegenwärtiger Oheim, hat mich gebeten, bei Eurer kaiserlichen Majestät für ihn zu handeln und ihm Vergebung zu erbitten dafür, daß er Eure Majestät und das Konzil beleidigt und eine Menge Gewaltthaten begangen hat gegen Geistliche und Weltliche, gegen Klöster, Witwen und Waisen. Er übergiebt sich, seine Länder, Güter und alles, was er besitzt, und alle Macht, auf welche er Ansprüche hat, der Barmherzigkeit Eurer Majestät und verspricht, Johann XXIII. nach Constanz zurück zu führen, indem er allein wegen seiner Ehre verlangt, daß diesem Papste und dessen Leuten keine Gewalt angethan werde, weder an ihren Personen, noch ihren Gütern. Hierauf trat der Herzog von Österreich vor und warf sich vor dem Kaiser auf die Knie. Dieser wandte sich zu ihm und sprach: Oheim, unser und des Reiches Fürst, Herzog Friedrich, wollt ihr das thun? — Ja, ich will es! war seine Antwort. Siegismund erwiderte darauf: Uns ist es sehr leid, daß ihr das verschuldet habt. Burggraf Friedrich nahm das Wort und sprach: Herzog Friedrich von Österreich will schwören, thun und halten, was der Brief innen hält und weiset, der hier geschrieben ist, wie wir darüber mit Eurer kaiserlichen Gnaden überein gekommen sind. Jetzt las Herzog Friedrich von Österreich die Urkunde, in welcher er seine Person und Besitzungen dem Kaiser übergiebt, um damit nach seinem Willen zu verfahren, und verspricht, den Papst nach Constanz oder jeden andern ihm angegebenen Ort zurückzubringen, und daß er selber daselbst so lange wohnen will, bis der Kaiser alle seine Güter besitzt; bei dem geringsten Fehl gegen dies Versprechen sollen alle seine Güter dem Kaiser verfallen sein und ihm als natürlichem und rechtmäßigem Eigentümer gehören, wofür der Burggraf von Nürnberg und der Herzog von Bayern bürgen*) Jetzt wandte sich Siegismund um zu den Gesandten der italienischen Städte und sagte zu ihnen: Ihr Herren von Italien, ihr meinet, wähnet und wisset nicht anders, als daß die Herzöge von Österreich die größten Herren in deutschen Landen und in der Nation Germania sind. Nun sehet ihr, daß ich ein mächtiger Fürst bin auch über die von Österreich und sonst über alle andern Fürsten, Herren und Städte**). Dann kehrte er sich um zu Herzog Friedrich von Österreich und fragte: Wollt ihr gutwillig beschwören, alles zu halten und zu vollführen, was der Brief aussagt? — Ich will es beschwören und halten, dabei zu bleiben und dawider nicht zu thun, war die Antwort. Er hob Hand und Finger in die Höhe und leistete öffentlich den Eid,

*) Windeck, Geschichte Siegismunds in Mencken, Script. rer. german. T. I. S. 1095.

**) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Konzil S. 69.

den ihm Fürst Georg, Bischof von Passau, oberster Kanzler des Reichs vorsprach. Diese Versammlung wurde im Barfüßerkloster zu Constanz, im sogenannten Rebenthal, gehalten.

Herzog Friedrich sandte Boten ab in seine Besitzungen mit dem Befehl, dem Kaiser zu schwören und die Truppen einzulassen, welche dieser dahin sandte. Allein die Tiroler weigerten sich zu gehorsamen und riefen Friedrichs Bruder Ernst herbei, um zu widerstehen.

Da der Papst auf mehrfache Citationen nicht erschien, so wurde er am 14. Mai von seinem Amte suspendiert und nach einem Zeugenverhör siebzig schrecklicher Klagepunkte für überwiesen erklärt, von denen anstandshalber nur fünfzig in der Kirchenversammlung verlesen wurden. Es waren die furchtbarsten Verbrechen darunter, ja er wurde geradezu ein eingefleischter Teufel genannt. Nunmehr erhielt Burggraf Friedrich von Nürnberg den Auftrag, sich der Person des Papstes zu bemächtigen, und dieser zögerte nicht. Er führte ihn von Freiburg nach Radolfszell, einem Städtchen in der Nähe von Konstanz, wo er als Gefangener bewacht wurde. Das päpstliche Siegel, der Fischerring und das Buch der Bittschriften wurde ihm abgenommen und ihm angezeigt, daß seine förmliche Absetzung nahe bevorstehe. Jetzt bat er um Schonung seiner Ehre und schrieb an Siegismund einen Brief, in welchem er sich demütigte und um Milde und Gnade bat. Am 29. Mai wurde er vom Konzil feierlich abgesetzt und die Christenheit des Gehorsams gegen ihn entbunden, sein Siegel ward zerbrochen, sein Wappen vernichtet und seine Person dem Kaiser zu angemessener Verwahrung vertraut. Zwei Dekrete setzten fest, daß kein neuer Papst ohne besondere Beistimmung des Konzils erwählt und daß keiner der bisherigen drei Päpste dabei berücksichtigt werden könne. Am andern Tage, dem Frohnleichnamstage (30. Mai), feierte man dies große Ereignis, durch welches die höchste geistliche Gewalt nicht mehr dem Papst, sondern einer die Kirche repräsentierenden Versammlung zurückgegeben wurde, durch eine glänzende höchst feierliche Prozession. Sämtliche Schüler eröffneten sie, gefolgt von den Mönchen aller Bettelorden, welche ihre Monstranzen und Heiligtümer mit sich führten. Dann kamen die regulierten Kanonici und sämtliche Benediktiner, hierauf die Kapläne, alle Chorherren und die Domherren in ihren Chorkappen. Nach dieser ersten Abteilung erschienen die sämtlichen gelehrten Schulen, Auditoren und Doktoren, jeder mit einem Barett auf dem Haupte. Vor jeder Schule trug man einen silbernen, sehr schön vergoldeten Stab mit einer goldnen Burg, und ehrfurchtsvoll blickte das Volk auf diese Repräsentanten aller damaligen Gelehrsamkeit. Daran schlossen sich die Äbte, welche keine besondere Kleidung trugen, gefolgt von den nicht infulierten Äbten und Pröpsten, welche Stäbe und weiße Überröcke führten. Nun folgten die infulierten Äbte, sämtlich mit weißen

Infuln auf dem Haupte. Jetzt erschienen paarweise sechs und neunzig Weihbischöfe und zweihundert und siebenzig Bischöfe in ihrem Ornat. Vor jedem derselben ging ein Knecht mit einer brennenden Kerze und dem Bischofsstabe, wodurch diese Abteilung überaus feierlich erschien. Daran schlossen sich vier und vierzig Erzbischöfe. Jedem Erzbischof ging ein Knecht mit Kerze und Stab vor, aber jedem derselben wurde auch noch ein zwiefaches vergoldetes Kreuz vorgetragen, das hoch über die Köpfe der Menschen emporragte. Hinter ihnen kamen sieben und zwanzig Kardinäle in ihrem Ornat. Die italienischen hatten sich ausgeschlossen. Jedem Kardinal wurden Kerzen und ein hoher silberner vergoldeter Stab vorgetragen, der sich oben in einem Kreuze endigte. Jedem von ihnen trug ein Knabe die Schleppe. Dann kamen vier Patriarchen, vor jedem Kerzen und ein zwiefaches Kreuz.

Immer höher war der Rang der Personen gestiegen, immer glänzender und kostbarer hatte sich der Glanz der Kleidung und der Kleinodien entfaltet, fast schien es, es sei höheres und köstlicheres nicht mehr zu erwarten. Allein wo die Patriarchen vorübergeschritten waren, da stürzte das zu vielen Tausenden versammelte Volk auf die Knie, denn das heilige Sakrament, der Leichnam des Herrn, erschien, dem der heutige Tag geweiht war. Zwei Domherren trugen ausgebreitet ein goldenes Tuch, dessen Enden ihren Leib vom Nabel bis zur Erde bedeckte, zwei Domherren trugen die kostbare Monstranz mit der Hostie, und vier Domherren hielten die goldenen Stangen des goldenen Baldachins, unter welchem es getragen wurde. Ihm folgten die Sänger, welche die Litaneien sangen. Eine große Zahl brennender Kerzen umgab dasselbe, denn alle Kerzen des Doms, der Zünfte und der Herren waren zusammengenommen, um es durch ihren Glanz zu verherrlichen. Nunmehr kam Kaiser Siegismund unter einem goldenen Baldachin, mit der Krone auf dem Haupte, gehend wie ein Evangelier, wenn er vor dem Altar das Evangelium lesen soll, das heißt mit der Dalmatika bekleidet. Unter demselben Baldachin hinter ihm gingen wie Epistler der Herzog von Sachsen mit dem bloßen Reichsschwerte in der Hand, der Herzog von Bayern und Pfalzgraf bei Rhein mit dem Reichsszepter und Burggraf Friedrich von Nürnberg mit dem goldenen Reichsapfel. Daran schloß sich die Kaiserin Barbara, unter einem goldenen Baldachin gehend, die Königin von Bosnien, gefolgt von der Herzogin von Cleve und der Gräfin von Würtemberg, alle drei unter einem goldenen Baldachin. Nun kamen sämtliche weltliche Fürsten in angemessener Pracht unter Vortritt ihrer Kerzenträger. Ihnen folgten der Komthur des Ordens von Rhodus und der Komthur des deutschen Ordens in Preußen mit Gefolge. Ihnen schlossen sich an alle Herzöge, Herren, Grafen, Freiherren, Ritter, Knechte, Bürger und gemeines Volk, nebst einer unzäh-

ligen Menge von Frauen*). Kirchenfahnen, Heiligenbilder und Reliquien waren reichlich in der prachtvollen Prozession verteilt und die Zahl der Kerzen unermeßlich. Neun Posaunen bliesen unaufhörlich, alle Glocken der Stadt läuteten dazu. Man zog um die Stadt herum. — Weit und breit erzählte man von der nie gesehenen Pracht dieses Kreuzganges, der die höchste Macht der Erde, sich vor Gott demütigend, darstellte, und lange nachher noch rühmten die Zeitgenossen ihren Enkeln, was sie einst zu Constanz geschaut hatten.

Der ehemalige Papst, nun wieder Balthasar Cossa genannt, wurde von Radolfszell nach dem Schlosse Gottlieben gebracht, wohin man unterdessen auch Johann Huß geführt hatte. Jetzt befanden sich also beide heftigen Feinde in einem und demselben Gebäude als Gefangene, ohne von einander zu wissen. Am 4. Juni übersandte Papst Gregor XII. dem Konzil seine freiwillige Abdankung. Balthasar Cossa wurde am folgenden Tage nach Heidelberg geführt, wo er ein Jahr lang in anständigem Gewahrsam blieb. Dann brachte man ihn nach Mannheim, und zwei Jahre später wurde er vom Papste begnadigt und zum Kardinalbischof von Frascati ernannt. Er starb zu Ende des Jahres 1419.

Nun war nur noch der dritte Papst Benedikt XIII. übrig. Schon längst hatte man gewünscht, er möchte verzichten, aber Siegismund war auch überzeugt, daß er sich nicht leicht dazu bequemen würde. Das Ratsamste schien zu sein, daß Siegismund selber nach Spanien zu ihm reiste, um ihn entweder zur Entsagung zu überreden oder seine Anhänger dahin zu bringen, ihn zu verlassen. Schon seit längerer Zeit war darum von dieser Reise Siegismunds die Rede. Allein eine solche Reise war eine kostbare Sache und Siegismund hatte gewöhnlich kein Geld. Nicht einmal, was er bisher in Constanz verzehrt hatte, konnte er bezahlen, denn er liebte Pracht und Aufwand, mehr aber noch verschwendete die Kaiserin Barbara durch ihr üppiges Leben und ihre ungemessene Freigebigkeit. So war denn völliger Mangel an Geld in der kaiserlichen Kasse. Des Kaisers Geheimer Rat, Burggraf Friedrich von Nürnberg, der in so vielen schwierigen Fällen Rat gewußt hatte, mußte auch jetzt sich mühen, diesem Übelstande abzuhelfen. Friedrich und sein anwesender Bruder Johann waren sehr reich und standen mit den reichsten Nürnberger Kaufleuten, die auf dem Konzil waren, in Verbindung, die Möglichkeit zu helfen war da. Friedrich erbot sich daher, dem Kaiser die nötigen Summen zu schaffen, wenn er ihm, da er sowohl als sein Bruder Wenzel keine männlichen Erben hinterließen, die Kurmark Brandenburg mit der Kur und völliger Landeshoheit auf ewig abtreten wollte.

*) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Konzil S. 6 b beschreibt den ganzen Zug. Vergl. S. 21 f.

Siegismund war nicht abgeneigt, glaubte aber doch deswegen erst die andern Kurfürsten befragen zu müssen. Burggraf Friedrich wandte sich zuerst an den Kurfürsten von Mainz, Johann von Nassau, und wußte nachher auch die Kurfürsten Dietrich von Cöln, Werner von Trier, Ludwig von der Pfalz und Rudolf von Sachsen für seinen Plan zu gewinnen. Es gab nur noch wegen der Besetzung des Erzkämmerer-Amtes einige Verhandlungen. Friedrichs große Verdienste um den Kaiser, seine nahe Verwandtschaft mit ihm — denn sein Bruder hatte des Kaisers Schwester zur Gemahlin, — die Aufopferungen, welche Friedrich bereits für die Mark gemacht hatte, und 250 000 Goldgulden, welche Friedrich dem Kaiser aufs neue zahlte, bewogen Siegismund, seinem Wunsche zu willfahren, und das Konzil wußte Friedrich großen Dank, daß er dem Kaiser die Mittel gewährte, jene notwendige Reise zu machen.

Die feierliche Erklärung des Kaisers wurde in einer Versammlung der Kurfürsten in des Kaisers Wohnung ausgesprochen, zu welcher auch Friedrich und der oberste Kanzler des Kaisers zugezogen waren, und zwar am 30. April 1415. Siegismund stellte den Kurfürsten vor, daß er dem Reiche zu Ehren die Kurwürde von Brandenburg nebst dem Obrist-Kammermeister-Amte Burggraf Friedrich von Nürnberg, nunmehr Markgrafen und des heiligen römischen Reiches Obristen-Kammermeister, übergeben hätte, wie dies der vorhandene Brief mit mehrerem besage*). Aus diesem ergab sich, daß der Kaiser die Mark dem Burggrafen und dessen männlicher Nachkommenschaft mit aller Landeshoheit, kurfürstliche Ehren und Rechte mit eingeschlossen, überließ, jedoch sich und seinen etwaigen männlichen Nachkommen, in deren Ermangelung aber seinem Bruder Wenzel und dessen männlicher Descendenz das Recht des Wiederkaufs für 400 000 ungarische Goldgulden vorbehielt, in welcher Summe die früher auf die Mark verschriebene Geldschuld mit eingeschlossen war**). Zugleich übersandte der Kaiser Nachrichtsschreiben an die Stände nach der Mark.

So nahm denn nun Kurfürst Friedrich mit großer Feierlichkeit in dem Kurfürsten-Collegio und in der Reichsversammlung seinen Sitz ein, und eben darum trug er bei der erwähnten Prozession kraft seiner neuen Würde den Reichsapfel. Sein erstes Geschäft, noch bevor der Kaiser abreiste, war, die Herzöge von Pommern zu verklagen. Allein dies nötigt uns Constanz für jetzt zu verlassen und unsere Blicke nach der Mark hin zu wenden.

*) Diplom. Beiträge zur Geschichte Berlins Tl. II. S. 134.
**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 70 f.

Fünfzehntes Kapitel.

Wir haben Dietrich von Quitzow gleich nach dem verlornen Treffen in der Wedelschen Fehde im April dieses Jahres verlassen. Ehe noch der Friede, wie wir erzählt haben, zustande kam, beriefen ihn die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern nach Stettin, weil sie nunmehr fertig waren, in die Mark zu fallen. Nichts kam Dietrich erwünschter. Die Zeit schien sehr gelegen zu sein, denn Burggraf Friedrich war außer Landes und der jetzige Statthalter Hans von Bieberstein war nicht besonders zu fürchten. Noch im April fielen sie in die Mark ein und warfen sich zunächst auf das Ruppinsche, dessen Graf ebenfalls in Constanz war. Das Kriegsgeschrei durchtobte abermals die vaterländischen Gauen, und jeder erschrak, der da vernahm, daß Dietrich von Quitzow sich mit den Pommern verbunden hatte. Was konnte man sich von ihm anderes als böses versehen? Hans von Bieberstein zog selber dem Feinde entgegen, allein er hatte nicht Mannschaft genug, um etwas Ernstliches unternehmen zu können. Von dem Einfall der Feinde hatte er dem Burggrafen Friedrich auf der Stelle durch einen an ihn abgesandten Boten Nachricht gegeben.

Diese unangenehmen Briefe kamen in Constanz eben zu der Zeit an, wo Friedrich seinen Wunsch erreicht hatte und von dem Kaiser zum Kurfürsten ernannt worden war. Dennoch konnte er jetzt Constanz nicht verlassen und die Mark mußte zusehen, wie sie ohne ihn fertig wurde. Allein er verklagte die Herzöge von Pommern vor Kaiser und Reich, daß sie den Landfrieden gebrochen und sich mit dem geächteten Dietrich von Quitzow vereinigt hätten. Auf Ermessen der Kurfürsten, Fürsten und Stände sprach der Kaiser am 10. Mai die Reichsacht wider die Herzöge Otto und Kasimir von Pommern, wider die Städte Stettin und Garz, sowie wider die Mannen und Untersassen im Lande Pommern aus, so daß alle Männer, von vierzehn Jahren an, in diese Acht begriffen sein sollten, zu welchem Ende er die erforderlichen Exekutionsschreiben an alle Nachbarn der Mark sandte*).

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 72.

Nunmehr kamen die kaiserlichen Schreiben nach der Mark, durch welche den Ständen, Städten ꝛc. angezeigt wurde, was mit Friedrich geschehen. Sie wurden darin aller dem Kaiser als bisherigem Kurfürsten geleisteten Pflichten entlassen und angewiesen, dem neuen Landesherrn zu huldigen*). Die Kurfürsten übersandten Willebriefe, worin ihre Zustimmung enthalten war. Nur die böhmischen Stände hatten Einspruch gethan, weil die Mark unter Kaiser Karl IV. dem Königreich Böhmen so feierlich einverleibt worden sei, dem die jetzige Trennung völlig widerspreche. Doch wurde darauf nicht geachtet. Auch Herzog Ludwig der Bärtige von Ingolstadt widersprach, weil er ein Näherrecht zu haben behauptete, indem seine Vorfahren vor Karl IV. bereits die Mark besessen und auf eine nicht ganz unzweideutige Weise durch diesen verloren hätten. Allein auch dieser Einspruch war ohne Wirkung.

Dietrich von Quitzow hatte unterdessen eine Abteilung des pommerschen Heeres genommen und fiel aus der Uckermark in den Barnim ein, der kaum von den früheren Kriegsunruhen sich notdürftig erholt hatte. Dieser Landstrich war zu jener Zeit höchst unglücklich daran und litt bei jedem Einfall eines pommerschen Heeres. So gelangte Dietrich von Quitzow vor Straußberg, das er ehedem selber eine Reihe von Jahren besessen und das schon öfter jahrelang pommersche Besatzung gehabt hatte, so daß die Einwohner allenfalls zweifelhaft sein konnten, wem sie angehörten.

Er gab den Befehl, sich zum Sturm zu rüsten. Die arme Stadt sah ihr Schicksal voraus, sie kannte die Pommern und ihren gefürchteten, jetzt doppelt schrecklichen Führer. Darum erbot sie sich zu unterhandeln und gegen das Versprechen, daß Leben und Eigentum der Bewohner geschützt werden sollte, öffnete sie den Feinden die Thore und ließ sie ein. Dietrich besetzte die Stadt hinreichend, ernannte dann einen Pommern zum Hauptmann derselben und eilte mit dem Rest seines Haufens zurück, sich dem pommerschen Heere wieder anzuschließen**).

Gegen Ende des Maimonats kamen die Achterklärungen gegen die Pommern an, die großen Schrecken verbreiteten. Dennoch versuchten die Pommern noch eine Weile, sich in der Mark zu halten. Da indessen die umliegenden Fürsten Miene machten, gegen sie einzuschreiten und die Acht zu vollstrecken, gaben sie ihren Vorstellungen nach und zogen sich nach der Uckermark und Pommern zurück. Straußberg aber blieb von ihnen besetzt. Es geschah dies um Johannis.

*) Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. IV. S. 584. T. V. S. 313. Oelrichs, Beiträge zur brandenb. Gesch. S. 102. Garcaeus, edit. Krausii S. 167. Gundling a. a. O. S. 71. Buchholz, Geschichte der Mark Tl. V. S. 179. (Urkunden.) Diplom. Beiträge zur Geschichte Berlins Tl. II. S. 134.

**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 78.

Dietrich war mit dieser schnellen Endigung des Feldzuges sehr unzufrieden, noch mehr damit, daß die pommerschen Herzöge völlig den Mut verloren zu haben schienen, etwas zu unternehmen, wodurch der Sache vielleicht eine andere Wendung gegeben werden könnte. Die Herzöge Wratislaw von Wolgast und Hans von Stettin waren in Person auf dem Konzil in Constanz*). Es scheint, daß die Stettiner Herzöge durch diese bei dem Kaiser unterhandelt haben, sie von der Acht zu befreien, was jedoch schwerlich unter einer andern Bedingung, als der, die Mark in Ruhe zu lassen, bewilligt worden ist; auch ergeben Nachrichten, daß die Acht jetzt noch nicht zurückgenommen wurde.

Unterdessen entschlossen sich die Herzöge zu einem neuen Einfall, da es zuletzt auf eins herauskomme, ob sie den Krieg für jetzt fortsetzten, oder still säßen. Sie hätten gern selber den Zug angeführt, denn die Ursachen zum Krieg waren nicht gehoben, ihr Haß noch derselbe, aber dennoch schien die Sache zu gewagt und nur ungern versagten sie es sich. Da machten sie Dietrich von Quitzow den Vorschlag, ob er auf eigene Hand die Mark befehden wolle, wenn sie ihm Leute dazu gäben? Natürlich mußten diese für die seinigen gelten; dazu war Dietrich nicht abgeneigt. Die Sache wurde heimlich betrieben, ein Haufen zu dem Unternehmen williger Leute fand sich bald und in der ersten Hälfte des Anguſtmonats war die Schar zum Aufbruch fertig.

Dietrich setzte sich an die Spitze des Zuges und flog wie der Racheengel voran. Jetzt war er wieder er selbst: frei und unabhängig, keiner fremden Befehle gewärtig, durfte er nur seinem Schwerte vertrauen. Seit langer Zeit hob sich seine Brust wieder freier und fast war es, als ob jener finstere Menschenhaß, der sein Herz umstrickte, sich lösen und abfallen wollte, fast war es ihm wieder wie ehemals, wenn er ungebunden mit dem Schwert in der Faust die Marken durchflog. Rasch durchzog er die Uckermark, soweit sie den Pommern gehörte. Am dritten Tage hatte er Zehdenick erreicht, das damals noch von den Pommern besetzt war und stand nun an den Grenzen der Mark.

Er hielt sich hier einen Tag auf und suchte noch einige Nachrichten zu erhalten, die ihm dienlich sein konnten. Bis mitten in die Mark wollte er seinen kühnen Zug fortsetzen, um sich seinen ehemaligen Landsleuten auch jenseits der Havel von neuem in das Gedächtnis zu rufen.

Am andern Tage, Montag den 15. Auguſt, brach er auf und zog über Falkenthal und Nassenheide nach Neumühl das in seinem noch immer verfallenen Zustande ihm nicht gefährlich sein konnte. Ohnehin zog er daneben fort. Von hier aus erblickte er nicht fern das ihm so vielfach merkwürdige Bötzow, auf welchem jetzt Werner von Holzendorff

*) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Konzil S. 137. 141.

nicht mehr hauste. Er zog über die Wiesen nach Quaden-Germendorf, das er in der Nacht seiner Flucht passiert hatte und ging von da gegen Schwandte in den Oranienburger Forst, wo man sich lagerte, um die kurze Sommernacht so gut es ging zu verbringen. Bis dahin hatte er sich der Gewaltthätigkeiten enthalten, um keinen Lärm zu machen. Die nötigsten Bedürfnisse hatte er mitgenommen. Auch war in dem nahen Schwandte manches zu erhalten.

Dienstag der 16. August brach an, hell und heiter, ein reiner schöner Sommertag, wie man sich ihn für die Ernte nicht schöner wünschen konnte. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als Dietrich das Zeichen zum Aufbruch gab. Man verließ den Wald und ritt quer über die großenteils schon leeren Felder nach Groß-Ziethen und Börnicke. Der Reiterzug machte, wo man ihn erblickte, allerdings Aufsehen, aber da er keine Gewaltthätigkeiten verübte, zerbrach man sich nicht lange über ihn den Kopf. Bald hinter Börnicke erreichte er das Bruch, durch welches ein langer gekrümmter Damm zur Stadt Nauen führte. Da wo dieser anfing lag ein Jägerhaus. Dietrich stieg hier ab, um zu trinken, denn der Tag war heiß und die Sonne brannte heftig. Der Jäger erkannte Dietrich von Quitzow, sein heftiges Erschrecken verriet es und Dietrich sprach: Kennst du mich?

Jäger. Ja Herr, ich habe euch früher gekannt.

Dietrich. In wessen Diensten stehst du?

Jäger. In den Diensten der Stadt Nauen.

Dietrich. Wohl, so bist du mein Gefangner, denn der Stadt soll es gelten.

Jäger. O Herr, schont meiner, ich habe euch ja nie etwas zu Leide gethan. Schont auch der armen Stadt, die nichts verbrochen!

Dietrich. Was weißt du armseliger Wicht, ob sie etwas verbrochen hat, oder nicht. Es ist genug, daß sie eurem neugeschaffenen Markgrafen gehört. Aber man soll nicht sagen, daß Dietrich von Quitzow ungewarnt die Stadt überfallen habe. Wohlan! Lauf zur Stadt und verkündige, daß ich da sei, um mit ihr feindlich zu verfahren. Aber nur eine Stunde gebe ich ihr Zeit, sich zu rüsten. Eine Stunde nach deinem Abgange von hier breche ich auf.

Der Jäger lief, was seine Beine vermochten, und hatte den langen Damm, der sonst seine anderthalb Stunden fordert, in der Hälfte der Zeit zurückgelegt. Er kam atemlos in der Stadt an, aber gar wenig half sein Geschrei, denn fast alle Einwohner waren auf der andern Seite der Stadt vor den Thoren mit der Ernte beschäftigt und zum großen Teile ziemlich weit entfernt. Die Bestürzung derer, welche in der Stadt geblieben, war grenzenlos. Sollten sie Sachen retten, oder ihre Freunde vom Felde rufen? Das eine war so notwendig als das

andere. Endlich kamen die zunächst an der Stadt arbeitenden Männer in Hast nach der Stadt gelaufen, die Stunde war bereits verflossen, und Dietrich stand vor dem Thore.

Man hatte dasselbe in aller Eile geschlossen, aber die Zugbrücke über dem Graben nicht aufgezogen. Die geringe Zahl von Einwohnern, welche sich zusammen gefunden hatte, konnte nicht daran denken, einen ernstlichen Widerstand leisten zu wollen. Das Thor wurde gesprengt, und die Quitzowsche Schar jagte hinein. Dietrich ließ die wehrlose Stadt an vier Enden anzünden, die Knechte plünderten dazwischen die Häuser, und als die Flammen empor loderten, ließ Dietrich zum Rückzüge blasen und zog auf dem Wege zurück, den er gekommen war. Jetzt wurden die Dörfer, durch welche sein Zug führte, und die kaum begriffen, wo der Feind so plötzlich herkam, ebenfalls feindlich behandelt. Das Vieh wurde ihnen fortgetrieben, und mit ziemlich ansehnlicher Beute kam der Streifzug wieder an den pommerschen Grenzen an.

Dieser kecke Streich erregte allgemeinen Unwillen. Das unglückliche Nauen war gänzlich abgebrannt und hatte dabei ziemlich die ganze Ernte verloren. Bei der großen Hitze und anhaltenden Dürre waren die hölzernen mit Stroh gedeckten Häuser um so rascher niedergebrannt, als fast niemand zum Löschen da war, und der Verlust der Ernte war nicht leicht zu verschmerzen, da die Stadt, begünstigt durch einen sehr fruchtbaren Boden, einen sehr ansehnlichen Ackerbau trieb. Allgemein fühlte man mit ihr Mitleid, aber ebenso allgemein wandte sich der Unwille gegen den Urheber dieses Unglücks, und der gemeine Mann, der die Quitzows als Strafruten der Mark betrachtete, entbrannte in förmlicher Wut über diese That.

Fast aber war es, als hätte sie das Signal gegeben zu einer ganzen Reihe von Feuersbrünsten, mit welchen jetzt die Mark heimgesucht wurde, und das Volk glaubte, diese Feuersbrünste, besonders in der Nähe der Stadt Brandenburg, wo das Dorf Radewege mehrmals angezündet ward, würden zu Gunsten Dietrichs von Quitzow und aus Rache von seinen Freunden und Verwandten veranstaltet, und namentlich von Agnes von Quitzow und Goswin von Brederlow.

Wir haben schon erzählt, das Agnes von Quitzow still und eingezogen in Brandenburg lebte. Sie sah wenig Menschen, sie betrachtete sich als eine Witwe, und fast lebte sie nur in der Vergangenheit, denn die Gegenwart bot ihr nichts. Wohl dem, der an schönen Erinnerungen ein Kapital gesammelt hat, von welchem er in Zeiten der Drangsal und Not zehren kann, bei Agnes war das der Fall. Sie verkehrte nicht mit der Welt; dennoch war die Kunde von dem Überfalle Nauens durch Dietrich zu ihren Ohren gedrungen, auch hatte sie von den Feuersbrünsten gehört, doch hatte man ihr die ohnehin als leeres Geschwätz

betrachteten Vermutungen des Volks aus Schonung verschwiegen. Da stürzte eines Tages Goswin von Brederlow in heftigster Aufregung zu ihr ins Zimmer. Sie erschrak über sein ungestümes Wesen und fuhr empor aus ihren Träumereien. Um Gott, Frau Agnes, rief Brederlow, ihr müßt schleunigst die Stadt verlassen, eilt euch, ehe es zu spät ist.

Agnes. Was sagt ihr? Was ist vorgegangen?

Brederlow. Man hat vier Kerle eingefangen, welche Feuer angelegt haben, sie sind dessen eingeständig, man hat sie vor den Richter gebracht und sie verurteilt, gerädert zu werden. Nun behauptet das Volk, sie hätten ausgesagt, ihr und ich, wir hätten den Mordbrennern Geld gegeben, damit sie die Dörfer anzünden sollen, es tobt und wütet und nennt uns beide Mordbrenner.

Agnes. Heilige Jungfrau, ich eine Mordbrennerin!

Brederlow. Möglich, daß die schändlichen Kerle sich durch eine so abscheuliche Lüge haben rechtfertigen wollen, obwohl ich nicht einmal glaube, daß sie es gesagt haben. Aber wie dem auch sei, so ist doch gewiß, ihr könnt hier nicht bleiben, wenn ihr eures Lebens sicher sein wollt.

Agnes. O mein Gott, also auch das muß ich noch über mich ergehen lassen und schweigen und dulden! Hartes Los der Frau! Ich muß es in seiner ganzen Herbe kosten!

Nachdem Brederlow einen Freund um seinen Schutz für die zurückbleibenden Sachen gebeten hatte, verließ er mit Frau Agnes heimlich die Stadt und führte sie über Ziesar nach Magdeburg.

Aber auch hierhin drang das Gerücht und endlich glaubte die Obrigkeit, nicht mehr still bleiben zu dürfen. Die schwer geprüfte Frau wurde vorgefordert, um sich zu rechtfertigen.

Niemand als ihr Beichtvater war da, der sie dahin begleiten konnte. Sie wurde gefragt, in wiefern sie zu dem umlaufenden Gerüchte Veranlassung gegeben hätte. Mit mehr Mut, als man ihr zugetraut, verteidigte sie ihre Unschuld und leugnete standhaft, dazu irgend eine Veranlassung gegeben zu haben. Es fehlte beiden Teilen an Beweismitteln, und man gab ihr daher zu verstehen, daß man sie ungern in Magdeburg sähe und daß sie gut thun würde, den Ort zu verlassen. Da bat der Geistliche, sich darin nicht zu übereilen, sondern zuvor doch an den Rat in Brandenburg zu schreiben und sich zu erkundigen, ob sich dort Grund zu dem Gerede fände. Es geschah. Die Antwort aber entschied nichts. Das Gerücht, hieß es, sei auch dort vorhanden, aber ohne einen Beweis. Aus den Aussagen der Eingezogenen habe sich nichts ergeben. Die Flucht der Frau von Quitzow aber habe die Sache vielen wahrscheinlich gemacht, obwohl die Aufregung gegen sie bei dem gemeinen Manne sehr groß, und sie ihres Lebens kaum sicher gewesen sei.

Die Sache blieb sonach, wie sie war, und von neuem äußerte man, daß die Frau von Quitzow in Magdeburg ungern gesehen würde. Nun trat der Geistliche auf, und verbürgte sich für sie mit seinem Priesterworte, weil er sie für unschuldig halte, nicht allein nach ihren wiederholten Versicherungen, sondern auch nach seiner genauen Kenntnis ihres Innern, und das hatte wenigstens die Folge, daß Agnes von nun an in der Stadt geduldet wurde*). Auch Henning von Quitzow, der nach Magdeburg zurückgekehrt war, wandte seinen Einfluß zu ihrem Besten an, und sie blieb ferner unbelästigt.

*) Wusterwitz bei Haftitz § 16. Angelus, Ann. S. 194. Rathmann, Gesch. von Magdeburg. Tl. 3. S. 32. (Aus der Schöppenchronik.)

Sechzehntes Kapitel.

Nunmehr sind wir genötigt, uns wieder nach Constanz zu wenden, wo unterdessen das Konzil seinen Fortgang hatte, und Siegismund bemüht war, vor seiner Reise erst die Angelegenheit wegen der böhmischen Ketzerei zu beseitigen. Huß war nach der Flucht des Papstes dem Bischof von Constanz übergeben, und eben dieser hatte ihn nach dem Schlosse Gottleben bringen lassen. Einige Wochen nachher kam auch Hieronymus von Prag nach Constanz, hielt sich aber verborgen. Einer seiner Schüler begleitete ihn. Was er über Huß' gefahrvolle Lage erfuhr, erschreckte ihn so sehr, daß er schon am zweiten Tage Constanz verließ und sich in der benachbarten Reichsstadt Überlingen verbarg. Von hier aus verlangte er sicher Geleit, was Siegismund abschlug. Das Konzil bewilligte ihm Geleit zum Kommen, aber nicht zum Gehen. Nun ließ Hieronymus an die Kirchthüren in Constanz einen Anschlag anheften, in welchem er sich erbot, sich vor dem Konzil zu stellen, wenn man ihm das Versprechen geben wolle, ihn nicht eher zu verhaften, als bis man ihn einer Ketzerei überwiesen hätte. Darauf erließ das Konzil am 17. April eine Vorladung, binnen vierzehn Tagen in Constanz zu erscheinen. Man versprach ihm vollkommene Gerechtigkeit und so weit sicheres Geleit, als man es jener unbeschadet erteilen könne, und der orthodoxe Glaube es zulasse.

Hieronymus war unterdessen schon wieder auf der Rückreise nach Böhmen begriffen und erfuhr von dieser Vorladung nichts. Schon erhoben sich vor ihm die Gebirge des Böhmerwaldes, als er müde von der Reise nach Hirschau in der Oberpfalz kam und daselbst zu rasten beschloß. Hieronymus sprach gern und viel, am liebsten über seine Streitigkeiten; in seiner Herberge war dazu keine Gelegenheit, er ging daher zu dem Laienpriester des Orts und fand hier, was sein Herz wünschte, denn dieser hatte gerade alle Geistlichen der Umgegend zu einem Mahle geladen, mit dem sie bei seiner Ankunft beschäftigt waren. Er wurde genötigt teilzunehmen, und glaubte nichts zu wagen, wenn er sich zu erkennen gäbe. Da erzählte er denn redselig, daß er zu Con-

stanz gewesen wäre auf dem Konzil, welches man wohl richtiger eine Teufelsschule nennen könnte, eine wahre Synagoge verführter und Unrecht liebender Leute, wo es greulich zuginge. Aber er und Johann Huß hätten ihnen die Wahrheit gesagt; er führe Briefe bei sich mit siebenzig Insiegeln, daß sie beide wohl bestanden wären, und hätte sie kein gelehrter Mann noch Herr widerlegen oder überwinden können. Kurz, er schnitt gewaltig auf, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er von dem Konzil alles mögliche Böse. Die Priester erschraken über das, was sie hörten, nicht wenig. Einige von ihnen schlichen hinaus und besprachen sich über den wunderlichen Gast. Auch der Gastgeber kam dazu. Wir können unmöglich dulden, daß das Konzil so beschimpft wird, sprachen sie, laßt uns dem Schloßherrn, der in der Stube dabei sitzt, davon Nachricht geben. Man hatte nämlich lateinisch gesprochen, wovon jener nichts verstand. Unter einem Vorwande wurde er hinausgerufen, und draußen teilte man ihm mit, was der Fremde da drinnen gesagt habe, der unterdessen noch immerfort schwadronierte und mit der Wahrheit so frei umsprang, wie mit den Kirchensatzungen. — Heut ist nichts mehr zu machen, sprach der Herr, aber morgen! Laßt euch jedoch nichts merken. —

Am andern Tage, als Hieronymus früh aufbrach, um weiter zu reisen, lauerte ihm der Herr von gestern mit seinen Knechten vor dem Städtchen auf, ergriff ihn, sowie er das Thor verließ, und sprach: Meister Hieronymus, ihr habt von dem Konzil zu Constanz seltsam gesprochen. Ich muß wissen, ob das wahr ist. Denn ich und alle Herren, Grafen, Freiherren, Ritter und Knechte haben geschworen und sind schuldig, das Konzil zu beschirmen; ihr müßt mit mir wieder zu dem Konzil nach Constanz und umkehren. Hieronymus erwiderte: Ich habe ein frei und sicher Geleite, und was ich geredet habe, ist wahr. Da antwortete der Herr: Das mag sein oder nicht. Nach dem, was ihr von dem Konzil gesagt habt, müßt ihr wieder nach Constanz. Es half kein Widerstreben, er mußte mit und wurde drei Wochen nach Ostern in Ketten nach Constanz gebracht, wo man ihn ebenfalls nach dem Schlosse Gottlieben führte*).[4])

Huß' Sache gewann nicht durch die Genossenschaft dieses Mannes und durch die inzwischen eingegangenen Nachrichten von den reißenden Fortschritten der Ketzerei in Böhmen. Anfangs Juni wurde Huß nach einem Verhöre durch seine geschwornen Feinde de Causis und Palecz, von Gottlieben nach seinem vorigen Gefängnis zu den Franziskanern zurückgebracht. Am 5. Juni wurden auf dem Konzil alle wider ihn angebrachten Artikel und Zeugnisse vorgelesen. Fast hätte man ihn ver-

*) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Konzil S. 204 b f.

dammt, ohne ihn öffentlich zu hören, wenn die anwesenden böhmischen Großen sich über dies unerhörte Verfahren nicht beschwert hätten. Siegismund sandte hierauf den Pfalzgrafen Ludwig von Bayern und den Markgrafen Friedrich von Brandenburg an die versammelten Prälaten mit dem Befehle, Huß nicht eher zu verurteilen, bis er gehört worden sei, auch ihm, dem Kaiser, die Klagepunkte zu übersenden, um sie untersuchen zu lassen. Nur der ersten Hälfte des Befehls genügte man. Huß wurde vorgefordert. Seine ihm vorgelegten Bücher erkannte er an und erbot sich, wenn Irrtümer darin enthalten wären, sie zu widerrufen. Darauf wurden die Klageartikel vorgelesen. Aber kaum war der erste nebst den Zeugnissen beendigt, so erhob sich ein solcher Tumult in der Versammlung, daß nichts mehr zu verstehen war. Huß versuchte in einer Pause zu sprechen, man überschrie ihn mit Schimpf- und Spottreden und als er endlich schwieg, wurde dies für ein Eingeständnis genommen. Die Fortsetzung wurde auf einen andern Tag verschoben.

Am 7. Juni war eine sehr große, an vielen Orten Deutschlands erscheinende vollständige Sonnenfinsternis. An diesem Tage wurde das Verhör in Gegenwart des Kaisers und der böhmischen Herren, welche Huß nach Constanz gebracht hatten, fortgesetzt. Durch ihre Anwesenheit unterblieben die früheren Unordnungen und die Verhöre wurden regelmäßiger geführt. Den ersten Artikel, daß er behauptet habe, das Brot im Abendmahle bleibe auch nach der Konsekration Brot, leugnete Huß, ungeachtet man ihm viel darüber entgegnete. Daß er die Irrtümer Wiklefs behauptet und verbreitet habe, beschränkte er dahin, daß er nur nicht alle Lehren Wiklefs für Ketzereien erkannt habe. Schwerer wurde es ihm, sich wegen der Prager Universitätshändel, des Streites über die Wiklefschen Bücher und seiner Weigerung der päpstlichen Ladung Folge zu leisten, zu rechtfertigen. Als er sich, wie schon einmal auf Christum berief, brachen die Väter in lautes Lachen aus, desgleichen, als er die frühere Äußerung wiederholte, er hoffe, Wiklef sei nicht verdammt und wünsche, daß seine Seele dahin kommen möge, wo die Seele dieses Mannes sich befinde. Da man ihn hinwegführen wollte, warf es ihm der Kardinal von Cambrai als eine große Unverschämtheit vor, daß er behauptet habe, wenn er nicht freiwillig nach Constanz gekommen wäre, so würden ihn weder der König von Böhmen noch selbst der Kaiser dahin gebracht haben. Das war seinem Freunde, dem wackern Chlum, doch zu viel. Er entgegnete, da habe Huß nur die Wahrheit gesagt. Er selbst sei keiner der ersten Herren in Böhmen, aber doch getraue er sich, ihn auf seinen Schlössern länger als ein Jahr gegen den Kaiser und König zu beschützen, um wieviel also die andern weit mächtigeren Herren, die noch viel festere Schlösser besäßen. Nun ermahnte ihn der Kardinal, sich dem Willen des Konzils unbedingt zu unterwerfen. Siegismund

selber hielt zum Schluß eine lange Rede an ihn, in welcher er den Kardinälen Höflichkeiten sagte und damit schloß, daß er Huß' Irrtümer und Hartnäckigkeit nicht beschützen und eher das Feuer zu seinem Holzstoße mit eigenen Händen herbeitragen, als zugeben werde, daß er länger mit dieser Hartnäckigkeit spreche und handle. Huß antworte mit einem Danke für den Geleitsbrief. Der von Chlum unterbrach ihn jedoch mit der Erinnerung, das zu lassen und sich über den Vorwurf der Hartnäckigkeit zu verteidigen. Da sprach Huß er bezeuge, daß er nie den Gedanken gehabt habe, etwas mit Hartnäckigkeit durchzusetzen. Er sei aus freiem Willen zum Konzil gekommen, sich zu belehren und seine Meinung zu ändern, wenn man ihn eines Bessern belehren könne.

Am folgenden Tage wurde Huß zum dritten Male vorgeführt. Siegismund war wieder zugegen. Neun und dreißig aus Huß' Schriften gezogene Artikel wurden verlesen. Huß beantwortete die meisten genügend, einige Beschuldigungen widerlegte er ganz. Dessenungeachtet redete ihn am Schluß der Sitzung der Kardinal von Cambrai so an, als ob er der schwersten Verbrechen überwiesen sei, ungeachtet ihm nichts als einige Abweichungen von der herrschenden Kirchenlehre, einige schwärmerische Vorstellungen und ein zu lebhafter Eifer gegen die Mißbräuche und Gewaltthaten des Papsttums zur Last gelegt werden konnten. Gerade das aber war es, was sich von sehr vielen der Stimmführer des Konzils sagen ließ, ja zum Teil schilderten sie das tiefe Verderben der Kirche und des Papsttums in eben so grellen Farben wie Huß. — Der Kardinal eröffnete ihm, daß ihm zwei Wege offen ständen. Entweder sich dem Urteil des Konzils demütig und bittend zu unterwerfen, dann wolle man gnädig mit ihm verfahren. Oder wenn er einige der ausgehobenen Artikel zu verteidigen wünsche, sich noch weiter vernehmen zu lassen, wobei er jedoch sehr wahrscheinlich durch die anwesenden Gelehrten überwunden werden würde. Huß entgegnete, er sei nicht nach Constanz gekommen, etwas mit Hartnäckigkeit zu behaupten, sondern Belehrung anzunehmen. Er bitte darum, seine Meinung genauer erklären zu dürfen; wenn er sie nicht beweisen könne, wolle er der Unterweisung des Konzils nachgeben.

Nun erklärte der Kardinal, da er sich dem Konzil unterwürfe, so sei von etwa sechzig Doktoren beschlossen und von dem ganzen Konzil gebilligt worden, daß er erstlich gestehen solle, in den wider ihn angebrachten Artikeln geirrt zu haben, daß er zweitens eidlich angelobe, nichts davon zu meinen und zu lehren, und daß er drittens diese Artikel eidlich widerrufe.

Dies war arglistig. Man hatte ihm die Wahl gelassen, seine Meinungen zu verteidigen und doch mutete man ihm zu, sie ohne Verteidigung zu verwerfen. Huß bat darum dringend, ihm nicht zuzumuten,

Irrtümer abzuschwören, die er nie gehegt habe, wie solche die vorgelesenen Artikel enthielten. Inbetreff der andern sei er willig, sich dem Konzil zu unterwerfen, wenn man ihn eines Bessern belehrt habe. Darüber erhob sich viel Hin- und Herreden, nach welchem Huß ein hartnäckiger Ketzer genannt wurde. Man führte ihn nach seinem Kerker zurück; Siegismund nahm nun das Wort und ließ sich mit großer Heftigkeit über ihn aus. Er stellte ihn als einen überführten Ketzer der gefährlichsten Art dar, der den Tod vielfach verdient habe, und dessen Anhänger mit der Schärfe des geistlichen und weltlichen Schwertes vertilgt werden müßten.

Am folgenden Tage wurde Huß eine in sehr gemäßigten Ausdrücken abgefaßte Widerrufungsformel vorgelegt, die er jedoch zurückwies und sein Verfahren durch höchst achtbare Gründe erklärte. Man suchte ihn zu überreden, aber er blieb bei seiner Meinung und erwartete seine Verurteilung. Sein Mut, seine Standhaftigkeit, Selbstverleugnung und sein fester Glaube mußten selbst seinen Feinden Achtung einflößen, und es gab viele darunter, die ihn gern gerettet hätten und das auf dem Wege der Überredung zum Widerruf versuchten.

Dies war auch die Ursache, warum man ihn noch vier Wochen sitzen ließ, weil man hoffte, die Zeit werde seinen Vorsatz, sich zu opfern erschüttern und die Liebe zum Leben erwachen. Unterdessen nahm das Konzil die Sache wegen des Laienkelches in Böhmen vor, welche dort durch Jakob von Mieß eine große Verbreitung gewonnen hatte, und setzte am 15. Juni fest, daß die alte Gewohnheit, den Laien im Abendmahl nur das Brot zu reichen, für ein Gesetz zu halten sei, und daß jeder, der das Gegenteil behaupte, für einen Irrigen, und wenn er es mit Hartnäckigkeit thue, für einen Ketzer zu halten sei.

Wiederholt wurde Huß zur Abschwörung sämtlicher Artikel und zum Widerruf der von ihm anerkannten aufgefordert. Johann von Chlum begleitete die geistlichen Herren zu ihm und sprach: Lieber Meister Johannes, ich bin nur ein ungelehrter Mann und darum nicht im stande, einem so gelehrten Manne wie du Rat zu geben. Indessen, wenn du dich eines der Irrtümer schuldig fühlst, deren man dich angeklagt hat, so bitte ich, dich nicht zu schämen ihn zurück zu nehmen. Fühlst du dich jedoch unschuldig, so will ich dir auch nicht raten, etwas gegen dein Gewissen zu sagen, ich ermahne dich vielmehr, lieber jede Strafe zu erleiden, als irgend eine Wahrheit zu verleugnen. Huß erwiderte darauf mit Thränen, daß er Gott zum Zeugen nähme, wie er es stets gethan habe, und noch bereit sei, von ganzem Herzen zu widerrufen und abzuschwören von dem Augenblick an, wo man ihn aus Zeugnissen der heiligen Schrift eines Irrtums überführen würde. Einer der Geistlichen erwiderte, was ihn beträfe, so würde er nicht so anmaßlich sein, seine

besondere Meinung der des Konzils vorzuziehen. Ich bin weit davon entfernt, entgegnete Huß; wenn der Geringste des Konzils mich eines Irrtums überführen kann, bin ich geneigt, alles zu thun, was man befehlen wird.

Eine solche Belehrung war dem Geiste der Hierarchie zu sehr entgegen, der unbedingten Gehorsam verlangte, als daß man sich darauf eingelassen hätte. Noch war man immer der Meinung gewesen, Huß würde der Kirche den Triumph bereiten, zu widerrufen. Für diesen Fall war sogar der Urteilsspruch schon fertig. Huß sollte als ein verloren gewesener, reuig wiederkehrender Sohn der Kirche angenommen, aber als ein gefährlicher Mensch für immer in einem Kerker eingemauert werden. Huß' Standhaftigkeit ließ es dazu nicht kommen.

Am 6. Juli wurde er vor das Konzil gebracht, wo Siegismund in vollem Pomp, von den Reichsfürsten umgeben, anwesend war. Mitten in der Kirche stand ein erhöhter Tisch mit Priesterkleidern. Huß wurde vor demselben auf einen hohen Schemel gestellt, allen sichtbar. Der Bischof von Lodi hielt eine Predigt und bewies in derselben, daß der in ihren Händen befindliche Erzketzer zum Tode verdammt werden müsse. Dann wurde ein Dekret vorgelesen, durch welches allen bei harter Strafe die tiefste Stille während der gegenwärtigen Sitzung anbefohlen wurde. Man las nun seine Artikel vor, gegen welche er Einwendungen erhob, doch wurde ihm dies verboten. Er konnte es jedoch nicht lassen, hier und da dazwischen zu sprechen. Als die Anklage erwähnte, er habe den Bann des Papstes verachtet und damit behaftet Messe gelesen, erwiderte er, diesen Bann habe er für unrechtmäßig gehalten und deswegen an den Papst appelliert, auch Bevollmächtigte nach Rom geschickt, die aber gemißhandelt worden wären. Dennoch sei er frei und ungezwungen vor diesem Konzil erschienen, im Vertrauen auf das ihm gegebene Wort des hier anwesenden Kaisers, ihn vor jeder Gewaltthat zu schirmen, um seine Unschuld darzulegen und jedem Rechenschaft von seiner Lehre zu geben, der es begehre. Er sah während dieser Rede Siegismund fest an und dieser errötete über und über. Jetzt wurde ein Artikel verlesen, durch welchen Huß' Bücher zum Feuer verdammt wurden. Durch einen zweiten wurde Huß für einen hartnäckigen Ketzer erklärt, der den einem solchen gebührenden Strafen verfallen und zuerst der geistlichen Weihen und Würden zu entkleiden sei. Huß kniete nieder und betete mit lauter Stimme, daß Gott seinen Feinden das Verbrechen, das sie begehen wollten, vergeben möge, worüber der größte Teil der Versammlung lachte.

Nunmehr wurden ihm die geistlichen Gewänder angelegt. Sieben Bischöfe traten heran, gaben ihm einen Kelch in die Hand und fragten ihn nochmals, ob er widerrufen wolle. Als Huß mit Thränen in den

Augen verneinte, wurden ihm die Kleider unter Schimpf- und Schelt-worten ausgezogen, dann schnitten sie ihm die Tonsur ab und setzten ihm eine papierne Mütze auf, mit Teufeln bemalt und dem Worte: Haeresiarcha. Nun sprach Siegismund zu dem Pfalzgrafen Ludwig als einem Grieswärter des göttlichen Rechts: Weil wir das weltliche Schwert haben, zu gebrauchen, so nehmt ihn an von unsertwegen und thut ihm als einem Ketzer! Herzog Ludwig rief den Vogt von Constanz und der sprach: Durchlauchtiger, hochgeborner Fürst und Herr, was gebeut eure fürstliche Gnaden? Siegismund antwortete: Nehmet hin Meister Johann Huß von unser beider wegen, und nach unserm Urteil verbrennt ihn als einen Ketzer. Der Vogt gebot des Rats von Constanz Knechten und dem Nachrichter, daß sie Huß hinausführen und ver-brennen sollten mit allem, was er an sich trüge. So wurde er, zur Linken und Rechten geleitet von zwei Dienern des Herzogs Ludwig, vor ihm und hinter ihm zwei Ratsdiener, ungebunden, aber von mehr als tausend bewaffneten Männern begleitet und unter dem Zulauf einer großen Menge Volks, von welchem sich noch viele Fürsten und Herren bewaffnet dem Zuge anschlossen, zur Stadt hinausgeführt. Des Gedränges wegen mußte man einen Umweg nehmen und das Geltinger Thor wurde von Zeit zu Zeit geschlossen, damit die draußen vorhandene Brücke nicht zusammen-bräche. Huß sprach nichts als die Worte: Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich mein! Als er den Scheiterhaufen sah, fiel er dreimal auf die Knie und rief: Jesus Christus, Sohn des leben-digen Gottes, der du für uns gestorben bist, erbarme dich mein! Nun fragte man ihn, ob er beichten wolle. Er antwortete: Ich möchte es gern, aber es ist hier zu eng. Als er in den Ring kam, machte man Platz und wiederholte ihm die Frage mit dem Zusatze, daß ein gelehrter Priester dazu bereit sei. Huß sagte ja. Aber als der Priester kam, ver-langte dieser zuvor, daß Huß von seiner Ketzerei abstehen solle, weil man keinem Ketzer die göttlichen Geheimnisse geben noch mitteilen solle. Huß wandte sich ab und sprach: Es ist nicht von nöten, ich bin kein Todsünder. Er wollte nun das Volk anreden, allein der Pfalzgraf untersagte es. Huß verrichtete ein Gebet auf den Knieen, dankte seinen Wächtern für die menschenfreundliche Behandlung, stieg auf einen Schemel und wurde an den Pfahl gebunden. Da riefen einige: Ein so verruchter Ketzer müsse nicht mit dem Gesicht gegen Morgen gekehrt sterben. Er wurde darum los- und auf der andern Seite angebunden. Nun schlang man eine rostige Kette um sein Haupt, wobei er sprach: Mein Heiland ist mit einer viel drückenderen Kette um meinetwillen gebunden worden. Man umlegte ihn bis an den Hals mit Stroh. Jetzt ritt der Pfalzgraf mit dem Grafen von Oppenheim an ihn heran und fragte ihn nochmals, ob er zur Rettung seines Lebens seine Irr-

tümer abschwören wolle? Huß aber rief laut: Ich rufe Gott zum Zeugen, daß alle meine Lehren und Schriften die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in das Reich Gottes zu führen. Jetzt will ich die Wahrheit, die ich gepredigt, mit dem Tode versiegeln. Nun klatschte der Pfalzgraf in die Hände, der Scheiterhaufen wurde angezündet und bald nachher hatte der fromme Dulder ausgelitten. Seine Asche wurde in den Rhein geführt[5]). Damit war das jämmerliche Opfer, das sich eingebildete Weltweisheit, dünkelvoller Schulstolz und herrschsüchtiger Kastengeist gebracht hatte, vollendet.

Nunmehr dachte Siegismund ernstlich an seine Reise, während Herzog Friedrich von Österreich noch immer in Constanz in Kummer, Schande und Armut lebte und vergebens der Entscheidung seines Schicksals entgegen sah. Der Bischof von Trient, dem er Güter vorenthalten hatte, sprach über ihn einen schweren Bann aus, sein Bruder hatte sich Tirols bemächtigt. Er selber hieß jetzt und nachher noch lange Zeit nicht anders als Friedrich mit der leeren Tasche, für den Enkel zweier Könige ein trauriger Name.

Am 21. Juli machte sich Siegismund, von dem Konzil feierlich eingesegnet, auf die Reise nach Frankreich. Vier Prälaten, der Kurfürst Friedrich von Brandenburg, der Herzog Ludwig von Baiern, die Grafen Friedrich von Toggenburg, Hans von Lupfen und von Öttingen begleiteten ihn. Er nahm viertausend Pferde mit. Zuerst ging er nach Perpignan, wo er mit dem Könige Ferdinand von Arragonien alles anwandte, den Papst Benedikt XIII. zur Abdankung zu bewegen. Es gelang nicht und Benedikt machte Anstalten, selber ein Konzil auszuschreiben, indem er sich nach dem festen Schlosse Peniscola in Valencia flüchtete. Markgraf Friedrich von Brandenburg konnte jedoch nicht länger bei dem Kaiser bleiben und reiste im September mit dessen Erlaubnis zurück, um zuvörderst die Angelegenheiten seines neuen Landes in Person zu regeln.

Dietrich von Quitzow hatte am 17. August Nauen angezündet und war dann, wie erwähnt, nach Pommern zurückgeeilt. Hier hatten seine Feinde seine Abwesenheit benutzt, um den pommerschen Herzögen begreiflich zu machen, daß sie so lange auf keine Zurücknahme der Acht-erklärung zu rechnen haben würden, als sie dem Dietrich Schutz und Aufenthalt gewährten. Das war ihnen einleuchtend geworden und änderte ihre Ansicht über ihn. Als er zurückkam, fand er sie sehr kühl gegen sich gesinnt und sah mit Schrecken, daß ihre Gunst wankend geworden sei. Endlich ließ man es ihn sehr deutlich merken, man würde es gern sehen, wenn er Stettin und Pommern verließe, da er durch sein ferneres Verweilen in diesem Lande die Herzöge in unangenehme Verwicklungen brächte.

Während Dietrich noch sann, was er nun zu thun habe, erhielt er durch einen Boten einen Brief, der ihn mit neuer Hoffnung belebte. In Mecklenburg war ein heftiger Krieg ausgebrochen. Fürst, oder damals nur Herr genannt, Balthasar von Wenden war mit Eufemia von Mecklenburg vermählt gewesen und hatte seine Gemahlin nach kurzer kinderloser Ehe durch den Tod verloren. Ihr Bruder, Herzog Johann von Schwerin forderte jetzt von dem Witwer ihren Brautschatz zurück. Darüber war es zu vielen Streitigkeiten und endlich zum Kriege gekommen, den Balthasar gegen Johann mit Hülfe seines Vetters Christoph von Waren führte. Aber nicht lange nachher traten auch die Herzöge Johann und Ulrich von Mecklenburg-Stargard auf Herzog Johanns von Schwerin Seite, so daß die Fürsten von Wenden mit einem sehr überlegenen Feinde zu kämpfen hatten. Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard vergaß das Böse, das die Quitzows seinem Bruder Johann zugefügt hatten, und beachtete nur das kriegerische Talent Dietrichs. Er entschloß sich, um den Krieg kräftiger führen zu können, ihn zu sich zu berufen und ihn gegen die Fürsten von Wenden zu benutzen, die sich auf das erst kürzlich geschlossene Bündnis mit Brandenburg stützten, von welchem wir oben Nachricht gegeben haben.

Dieser Antrag kam Dietrich sehr gelegen. Da die Stettiner Herzöge mit Ulrich freundlich standen, so blieb er gewissermaßen derselben Sache getreu, und dies machte seinen Abschied von Stettin freundlicher, als er es sonst gewesen sein würde. Man hoffte sich künftig wieder zu sehen, und bald nachher kam er in Stargard bei Herzog Ulrich an.

Sein Erscheinen belebte das Kriegsvolk mit hohem Mute, und keiner zweifelte nunmehr, aus diesem Kriege siegreich wiederzukehren. Alle begegneten ihm mit großer Aufmerksamkeit und Achtung. Dennoch vermochten auch diese Beweise des Vertrauens das Eis nicht zu schmelzen, das sein Unglück um sein Herz gelegt hatte. Es kam dazu, daß er Ulrich von Stargard nicht liebte, und daß auch dieser ihn nicht aus Neigung, sondern aus einer Art von Notwendigkeit berufen hatte, was er recht gut wußte. Er fühlte, daß seines Bleibens auch hier nicht lange sein würde; aber schlimmer noch war es, daß sich ihm das Gefühl aufdrang, er passe nirgend mehr hin. Dies zog ihn immer mehr von den Menschen ab und ließ ihn gern die Einsamkeit suchen, was sonst seine Sache nie gewesen war.

Nahe an den märkischen Grenzen, zwei Meilen nördlich von Wittstock, lag das feste Schloß Wredenhagen in demjenigen Landstrich, der die Lieze genannt wurde, welches den Fürsten von Wenden gehörte. Auf dieses Schloß war es zunächst abgesehen, und das Heer, dessen einen Teil Dietrich von Quitzow befehligte, brach gegen dasselbe auf. Schon am andern Tage kam man vor dem Schlosse an.

Es war eines der festesten in dieser Gegend und lag am nördlichen Ufer des Kotzesees, der jetzt der Mönchsee genannt wird. Gerade gegenüber, am südlichen Ufer, sah man den Hof Kotze, ein Feldkloster der Cisterziensermönche von Kloster Kampen am Rhein, wo vier Mönche mit ihren Wirtschaftsleuten wohnten. Man umlegte das Schloß nach gewohnter Weise und setzte sich in dem, westlich in geringer Entfernung daneben gelegenen Dorfe Wredenhagen fest. Es fehlte noch an Belagerungszeug, welches Herzog Ulrich nachführte. Bis es ankam, konnte nicht viel mehr unternommen werden, als daß man dem Schlosse die Verbindung nach außen abschnitt.

Dietrich von Quitzow wurde die Zeit lang. Vor einer Veste zu liegen, ohne etwas thun zu können, ist eine langweilige Sache. Er hatte keine Neigung, Gesellschaft zu suchen, und ihn mied in seiner finstern Laune jedermann. So zog er sich denn, sobald seine Anwesenheit nicht nötig war, unter dem Vorgeben, die Jagd zu lieben, gern in einsame Gegenden zurück und überließ sich da langsam fortreitend seinen finstern Gedanken.

Eines Tages war er gegen Melz hin geritten. Auf der Hälfte des Weges begann ein Wald, der mit vielen Unterbrechungen bis zum Müritzsee anhielt. Ihn durchzog er gern kreuz und quer, und auch diesmal war er in dieser Absicht gekommen. Vier Knechte begleiteten ihn. Der Tag war schön, und der September begann bereits einzelne Blätter gelb und rot zu färben, so daß die Buchen wie mit bunten Blüten bedeckt erschienen. Der frische herbstliche Waldduft ergoß Wohlbehagen durch den ganzen Körper und das Blut pulsierte freier.

Der Wald lichtete sich und vor ihm breitete sich ein kleiner stiller See aus, der Himmel leuchtete aus ihm in voller Klarheit wieder, lustig sprang hier und da aus seinem Gewässer ein Fisch empor und hinterließ auf der Oberfläche weithin sich dehnende Kreise. Ein Teil des Ufers war mit Binsen besetzt.

Nicht gar weit entfernt erblickte Dietrich einen Cisterziensermönch, der auf einem Steine saß und in den See gesehen hatte. Er stand auf und begrüßte Dietrich. Es war ein alter Mann mit abgehärmten Zügen, der Blick seines Auges hatte etwas Schwärmerisches und sein Gesicht flößte Teilnahme ein. Nehmt's nicht für ungut, frommer Vater, daß ich eure Einsamkeit gestört habe, sprach Dietrich, ich wurde eurer hier zu spät inne, und aus der Ferne habe ich euch verkannt.

Mönch. Das ist einmal unser Los auf Erden und ich bin längst daran gewöhnt.

Dietrich. Ihr? — In den Zellen eurer Klöster müssen sich doch wohl die einzelnen Brüder bis auf des Herzens Grunde genau kennen lernen.

Mönch. O wie seid ihr im Irrtum! Läge im Menschenherzen der Grund so wenig tief, als hier im See, da möchte es gehen. Allein seine Tiefe ist selten zu ergründen. Du schwebst in deinem Nachen darüber und was du für den Grund hältst, ist nur der Wiederschein der Gegenstände in der Nähe. Ihn selber und was ihn bedeckt und sich über ihm bewegt, erblickst du nie. Reicht doch selbst das Senkblei der Beichte nicht hinunter.

Dietrich betrachtete den Mönch mit Erstaunen. Wenn ihr mir's erlaubt, frommer Vater, sprach er, so weile ich eine kurze Zeit bei euch, obwohl ich sonst nicht die Gesellschaft suche.

Mönch. In Gottes Namen.

Dietrich winkte seinen Knechten, sich entfernt zu halten. Dann setzte er sich und sagte: Ihr scheint des Lebens Stürme auch erfahren zu haben und das Menschenherz zu kennen. Warum sieht denn das Leben so herrlich aus, wenn man hineinsieht, und warum ist es so traurig, wenn man es zurückgelegt hat? Sagt mir das, guter Vater!

Der Mönch sann nach, dann sprach er: Ich stand einst in meiner Jugend auf einem hohen Berge. Vor mir senkte er sich hinab und ich blickte hin über eine weite Gegend, in welcher sich sanft geschwungen Hügel über Hügel erhob, durchzogen von dem silbernen Blinken des Gewässers, buntfarbig von dem Wechsel der Fruchtfelder und der Gebüsche, zwischen welchen Dörfer und Städte hervorsahen, so lieblich, als winkten sie mich traulich zu sich. In weiterer Ferne zeigten sich höhere Berge, mit duftigem Blau ihre Schatten überkleidend, die Städte wurden unscheinbare Punkte, die Wälder eine blaue Moosdecke. Aber hinter ihnen erschienen die Berge in lichteres Blau gekleidet und zuletzt unterschied man sie kaum wie einen durchsichtigen Flor von der hellen Himmelsdecke. Es war ein prachtvolles Bild, ganz geschaffen, Herz und Gemüt zu ergötzen. Blühender, lachender, mannigfaltiger und reizender erschien mir nie eine Gegend. Welch ein herrliches Land, rief ich in trunkener Begeisterung, schöner kann das Paradies nicht gelegen haben, und wenn es hier auf dem öden Gebirge schon so köstlich erscheint, welch ein Genuß muß es sein, es zu durchwandern! Ich konnte nicht eilfertig genug hinab kommen, um mir ihn zu verschaffen. Hurtig wanderte ich weiter. Noch waren die durchwanderten Dörfer schmutzig und ihre Hütten räucherig, die Fruchtfelder trugen viel Unkraut, die Städte sahen finster aus und es wandelten drin viel häßliche Menschen, die Wege waren steinig und holperig, — das war noch nicht das Land, das ich vom Berge gesehen hatte. Am Horizont erhoben sich blaue Hügel mit luftigen Bäumen, und darüber spielte ein sonniger Duft. Dort, jenseits derselben, mußte das schöne Land liegen, das ich erschaut hatte. Ich wanderte darauf hin und überstieg die Hügel. Wieder winkten andere

aus der Ferne und es war, als riefen sie mir zu: Komm hierher, hier findest du dein gelobtes Land! — Ich bin lange gewandert, aber ich habe es noch nicht gefunden! — Wie kam es, Herr, daß mir das Land so golden und herrlich erschien? Über alles, was der Mensch nur von Ferne sieht, breitet die Hoffnung ihre Flügel und umhaucht es mit zauberischem Dufte. Pflücket vom Baume der Erkenntnis und euer Paradies ist verloren.

Dietrich. So giebt es also nichts, was da gewönne, wenn man es näher kennen lernt? —

Mönch. Nicht das Leben, nicht die vergänglichen Güter, die dasselbe zu zieren scheinen. Nur die Welt, die du dir in deinem Busen erbaust, die Welt deines Geistes kann dich beglücken. In ihr lebt das Heiligste und Herrlichste, das Verehrungswürdigste und Liebenswerteste. Sonst nirgend. Wohl dem, der sie sich unter den Stürmen des Lebens rein und ungetrübt zu erhalten weiß! Alles andere ist eitler Schein. —

Dietrich. Wer muß das besser und leichter können als ihr in eurer Klosterzelle, abgeschlossen von der Welt?

Mönch. Ihr irrt. Ich will nicht geltend machen, daß ich zu einem Orden gehöre, der sich nicht abschließt, sondern rüstig eingreift. Aber auch in andern Orden hält es schwer. Wie vermag der arme Mönch sich alles Störende und Trübe abzuhalten? Wer das Schwert führt, dem wird es leichter. Er schafft sich fort, was ihm hinderliches in den Weg tritt.

Dietrich lächelte bitter. — Wie sehr seid ihr im Irrtum, guter Vater. — Ich sehe schon, es giebt hienieden kein dauerndes Glück, und was man Glück nennt, ist selber nichts anderes, als ein täuschender Traum. —

Während sie noch sprachen, kam ein gewappneter Reiter mit fünf Knechten des Weges daher. Sein Visier war offen und ein jugendliches, lebhaftes Jünglingsgesicht sah daraus hervor. Dietrich wandte sein Roß ihm entgegen und seine Knechte zogen sich näher heran.

Der fremde Reiter betrachtete Dietrich genau, hielt dann sein Roß an und sprach: Ich glaube nach der Beschreibung kaum zu irren, wenn ich euch für Dietrich von Quitzow halte.

Dietrich. Ich bin's.

Ritter. Vergönnt mir, Dietrich von Quitzow, einige Worte an euch zu richten. Ihr seid hier, um das Schloß Wredenhagen zu umlegen und gegen dessen Bewohner feindlich zu handeln.

Dietrich. So ist es und das erstere ist bereits geschehen. Aber laßt mich wissen, wer mit mir spricht.

Ritter. Mein Name thut nichts zur Sache, aber seid überzeugt,

daß ich mich seiner nicht zu schämen brauche und daß es ein euch Ebenbürtiger ist, der zu euch redet.

Dietrich. Gehört ihr zu den Mannen der Fürsten von Wenden?

Ritter. Nein, sondern zu denen des Bischofs von Havelberg. Aber dennoch frage ich euch: Warum kehrt ihr euer Schwert gegen Wredenhagen, womit haben euch seine Bewohner beleidigt?

Dietrich. Seltsame Frage! Was giebt euch ein Recht, danach zu fragen?

Ritter. Auch das sollt ihr wissen und zwei Worte werden hinreichen, euch das zu erklären. Die Tochter des Burgherrn ist mein Lieb. Ich habe ihr geschworen, es nicht ruhig mit anzusehen, wie man sie peinigt, und mit euch zu sprechen, um euch zum Abzuge und zum Rückzuge aus diesem verderblichen Bündnisse zu bewegen.

Dietrich. Thörichtes Beginnen! Und wodurch wollt ihr das?

Ritter. Der Ruf hat von eurer Tapferkeit und eurem Ruhm so viel erzählt, daß ich mir euch nie anders als hochherzig und edelgesinnt habe denken können. Darum klage ich bei euch gegen den Peiniger und Ängstiger meiner Trauten, bei euch klage ich gegen euch selbst und bitte, schützt mein treues Lieb gegen euch und macht, daß ihr von dannen zieht.

Dietrich. Euer Vertrauen ist wahrhaftig nicht geringer als eure Thorheit. Ich habe genug gehört und antworte auch darum auf euer Begehren: Nein! —

Ritter. So muß es geschehen. Wisset denn, ich habe meinem Lieb geschworen, euch durch Bitten oder Gewalt zu vermögen, von ihr und ihrem Schlosse zu lassen, und ich muß mein Wort lösen.

Dietrich schaute ihn scharf und fest an, sein Auge funkelte. Mit Gewalt? Ihr? sprach er verächtlich und setzte sein Pferd in Gang.

Halt! rief der Ritter, ihr kommt nicht von hinnen, ehe ihr meiner Klinge Rede gestanden und ehe ich nicht im Sande liege. Zieht, doch fordere ich nach Rittersitte, daß eure Knechte fern bleiben wie die meinigen. — Er schlug das Visier herunter.

Unsinniger, du willst es, so fühle die Folgen deiner Tollheit, schrie Dietrich, warf sein Pferd herum, riß das Schwert aus der Scheide und schlug das Visier herunter. Sie stürzten auf einander zu und die Schwerter schlugen ein. Der junge Ritter focht besser als es ihm Dietrich zugetraut hatte. Er schlug sich herzhaft und mit vieler Gewandtheit und Kraft. Da erhielt er eine Wunde und wankte. Dietrich rief ihm zu: ob er sich geben wolle? — Nichts, nichts, erwiderte jener, und drang von neuem ein. So fahre denn zur Hölle, unsinniger Narr, schrie Dietrich mit furchtbarer Stimme, und führte einen schrecklichen Hieb. Der junge Ritter ließ sein Schwert sinken, wankte und fiel vom Pferde.

Dietrich sprang herab. Das Visier des Gefallenen war beim Sturz in die Höhe geschlagen und er starrte seinen Gegner mit schmerzlich schwärmerischem Blicke an. Sein Blut strömte stark. Dietrich setzte ihm, heftig erhitzt vom Kampfe, sein Schwert auf die Gurgel, um seinem Leben ein Ende zu machen. Da fuhr ihm jener seltsame Blick ins Herz und seit langer Zeit fühlte er eine Regung des Erbarmens, daß er vor dem fremden Gefühle fast erschrak und ihm seltsam zu Mute wurde. Langsam zog er das Schwert zurück, steckte es in die Scheide, bestieg sein Pferd und ritt gedankenvoll hinweg. Still schlossen sich seine Knechte in einiger Entfernung an.

Sein Gemüt war ihm so beklommen, wie es seit langer Zeit nicht gewesen war. Als ob in einer wüsten Wohnung zum erstenmale nach langer Unterbrechung wieder das trauliche Feuer auf dem Herde brennt, so war es ihm in seinem Herzen. Er kam sich fast fremd vor; und doch war ihm milder zu Sinn, als seit lange. Er hielt sein Pferd unwillkürlich an, und starrte vor sich hin. Wie ist mir denn? rief er endlich und fuhr mit der Hand über das Gesicht, was wogen denn Gefühle und Bilder aus längst verklungenen Zeiten in mir auf und nieder und versinken, wenn ich sie festhalten will; was winken sie mir wie Schattenbilder vergangener Tage, wenn dennoch mich eine unendliche Kluft von ihnen trennt? Nichts! Es kann zu nichts führen, die Arme sehnend nach ihnen auszustrecken, denn nimmer kehren sie wieder. Bin ich nicht geächtet, verbannt von Weib und Kindern und Freunden, ein lebendiges Gespenst unter den fremden Menschen? Giebt es noch etwas, das mir Trost und Ruhe in die gequälte Seele hauchen könnte? —

Von jenseits des Sees zitterte milde und feierlich der Ton der Klosterglocke herüber und erklang in wunderbarem Echo in Dietrichs Brust wieder. Es wurde ihm so heimlich, so sonntäglich, daß plötzlich die lang zurückgehaltenen Thränen hervorbrachen und unaufhaltsam über die Wangen strömten.

Ein Knecht kam ihm entgegen gelaufen, dessen Angesicht vor Freude strahlte und der ihm schon von weitem laut entgegenrief: Allen Heiligen sei Dank, daß ich euch wiedersehe, mein teurer Herr! — Es war der alte Dietrich Schwalbe, der in seinem Freudenrausche nicht wußte, was er beginnen sollte. Auch Dietrich freute sich, den alten wackern Diener, ein Gesicht aus den Tagen seines Glückes, zu erblicken, und wurde selbst herzlich gegen ihn, was er lange nicht gewesen war.

Dietrich Schwalbe erzählte seinem Herrn sein Schicksal. Er war bekanntlich mit Johann von Quitzow gefangen worden, hatte aber eine günstige Gelegenheit gefunden, zu entlaufen. Er hatte sich nach Teupitz gewandt, mit Recht vermutend, daß Frau Elisabeth dort zu finden sein würde. Sie hatte ihn bei sich behalten und mit ihr war er später nach

Seida gegangen. Jetzt hatte sie erfahren, daß Dietrich in Mecklenburg sei und eilig den Schwalbe mit einem Briefe an ihn abgeschickt, wohl wissend, daß sie ihm keinen willkommneren Boten schicken könnte, als eben diesen. Dietrich beschloß ihn bei sich zu behalten. Die Nachrichten von Elisabeth waren nicht ganz tröstlich, sie kränkelte viel und konnte ihren Gram nicht bemeistern. Nur in ihren Kindern fand sie Trost.

Unterdessen war Herzog Ulrich mit dem Belagerungsgerät erschienen und am folgenden Tag rüstete man sich zum Sturm. Ehe es indessen dazu kam, wurde mit den Schloßbewohnern eine Unterhandlung angeknüpft, kraft welcher sie sich erboten, das Schloß gegen Bewilligung freien Abzugs zu übergeben, der ihnen zugestanden wurde. So zog man in das Schloß ein. Dietrich beschaute sich das hübsche Fräulein, für welches ihr Ritter so viel gewagt hatte, der übrigens, dem Vernehmen nach, nicht tot sein sollte.

Eine Waffenthat war geschehen. Es kam darauf an, nicht stehen zu bleiben, und Herzog Ulrich beschloß, vor das Schloß Plau, damals Lawe genannt und am Plauer See in Mecklenburg belegen, zu rücken. Dahin brach man auf, auch Dietrich von Quitzow zog mit seiner Heeresabteilung dahin. Name und Lage erinnerten ihn lebhaft an das ehemalige Schloß seines Bruders. Auch hier lag neben dem Schlosse ein Städtchen, wie dort, und ersteres schien nicht minder fest zu sein, als jenes. Man konnte sich auf eine lange Belagerung gefaßt machen.

Siebzehntes Kapitel.

Die Fürsten von Wenden hatten gleich beim Ausbruche des Krieges sich in ihrer Bedrängnis an Friedrich gewandt und kraft des bestehenden Bündnisses um Schutz und Hülfe gebeten. Ihre Schreiben trafen ihn unterwegs. Er versprach zu helfen, sowie er zurückgekommen sein würde und schlug ihnen vor, sich mit ihren Landen ganz zur Mark zu setzen und sie von ihm zum Lehen zu nehmen, weil er dann viel wirksamer für sie würde handeln können. In ihrer Not blieb den Wenden keine große Wahl. Sie erwarteten sehnsüchtig seine Rückkunft und reisten nach Berlin, um bei seiner Ankunft zugegen zu sein.

Friedrich, nunmehr Kurfürst des heiligen römischen Reiches und Markgraf von Brandenburg, kam am 18. Oktober 1415*) nach Berlin zurück in Begleitung der Bischöfe von Lebus und Brandenburg und ihres ansehnlichen Gefolges. Eine unzählige Menge von Menschen drängte sich, ihn zu sehen, denn es knüpfte sich jetzt an seine Person ein anderes und höheres Interesse. In den Straßen lärmte und tobte das Volk in freudigem Jubel. Selbst vor dem Teltower Thore in der Vorstadt war der Weg nach Teltow, — denn Friedrich hielt die damals gewöhnliche Straße über Saarmund, — dicht mit Menschen besetzt. In dieser Vorstadt war seit der Zeit, wo die Quitzows sie zum erstenmal passierten, nicht weit vom Thore eine neue Kapelle mit einem Spital entstanden. Ein frommer Bürger hatte dazu seinen hier belegenen Garten hergegeben, und eine alte Sage behauptete, es habe auf dieser Stelle zu den Zeiten der Wenden ein heidnischer Tempel gestanden.

Im Jahre 1404 ließ er die Kapelle und das Hospital anfangen zu bauen, und als beides im Jahre 1411 fertig war, den dazu gehörigen Kirchhof mit Linden bepflanzen und mit Sitzen versehen, denn des Sonntags mittags sollte der Gottesdienst im Freien gehalten werden. Am Trinitatis-Sonntage des gedachten Jahres wurde die Kirche und der

---

*) Viele Schriftsteller geben irrtümlich den 26. Dec. an, weil sie Lucia statt Lucae Evang. gelesen, und mit einander verwechselt haben.

Kirchhof feierlich und nach den Vorschriften der Kirche eingeweiht, in der Kirche aber eine Tafel mit folgender Inschrift aufgehängt: Nach Christi, unsers lieben Herrn, Geburt vierzehnhundert und im fünften Jahr ist diese Kapelle und Hospital zu bauen angefangen und hernach in der Ehre St. Matthäi, Bartholomäi, Elisabeth und Gertrudis, die dieses Hospitals eine Hauptjungfrau ist, in dem elften Jahre, am Tage Trinitatis, geweihet worden*). In dem Hospitale lebten zwölf adlige Jungfrauen. Es gab später Veranlassung, daß das Teltower Thor seinen Namen in den des Gertraudtenthores umwandelte. Der Kirchhof war heute sehr lebendig, denn er gewährte viele geschützte Plätze, wo man bequem über die Mauer sehen konnte. Viele ehrsame Bürger mit Frauen und Kindern standen daselbst aufgereiht und aßen und tranken zum Zeitvertreib, was sie mitgebracht hatten. Auch eine Menge Kindermägde mit ihren Pflegebefohlenen hatten sich diesen Raum als den geeignetsten erwählt[6]).

Der Zug nahte. Er war ansehnlich und die wehenden Helmbüsche und Paniere gaben ihm ein festliches Ansehen. Jetzt kam er näher. Die Mützen wurden herunter gerissen, und jetzt hatte der Zug die Mauer des Gertraudten-Kirchhofes erreicht. In schön polierter Rüstung mit prächtigem goldverzierten Helm, der von einem Busch schwarzer und weißer Federn umwallt wurde, ritt Markgraf Friedrich, zu seiner Rechten der Bischof von Lebus, zur Linken der von Brandenburg, beide mit der Inful auf dem Haupte. Unmittelbar darauf folgten Ritter Hans von Bieberstein, Landeshauptmann, und Hans von Torgau, welche beide mit vielen märkischen Edelleuten dem Kurfürsten entgegen geritten waren. Nun folgten die fränkischen und märkischen Ritter, wie die Edlen der Bischöfe mit den Wappenpanieren der Herren, zwischen denen die zu einem jeden gehörigen Knechte regelmäßig verteilt waren. Eine Anzahl Wagen machte den Beschluß.

Im hohen Hause in der Brüderstraße zu Berlin waren die Stände versammelt nebst den Fürsten von Wenden, um Friedrich feierlich zu empfangen. Zwei Chöre Pfeifer, Posauner und Pauker waren auf den Balkonen des Hauses aufgestellt, und als der Zug die Klosterstraße daherzog, fingen sie an zu schmettern. Der Propst von Berlin, Johann von Waldow, begrüßte als Landschreiber der Mark den Kurfürsten im Namen der Stände durch eine zierliche Rede, die Friedrich mit wenigen Worten erwiderte.

Herzlicher als durch diesen Empfang, fühlte er sich durch den seiner Gemahlin, der schönen Elisabeth und seiner Kinder angesprochen, die ihn lange mit ihren Armen umschlungen hielten. Die weite Reise,

*) Küster, Altes und neues Berlin Tl. II. S. 696.

damals mit weit mehr Unbequemlichkeiten verknüpft als jetzt, hatte den Kurfürsten etwas angegriffen. Er beschloß daher, am folgenden Tage den Sonnabend noch zu ruhen und sich erst wieder zu erholen.

Am Sonntag, den 20. Oktober, nach dem Gottesdienste, zogen die Prälaten, Herren, Edle, Ritter, Mannen und die Abgeordneten der Städte sämtlich festlich geschmückt nach dem hohen Hause, denn heute sollte die Huldigung geleistet werden. In gewohnter Ordung stellten sie sich nach Rang und Stand auf. Der Kurfürst erschien in kurfürstlicher Kleidung, in purpurrotem mit Hermelin verbrämten Sammtrocke, und mit dem Kurhute geschmückt, das Schwert in der Hand tragend. Der Propst Johann von Waldow eröffnete nach dem Gebete die Sitzung durch eine Anrede an die Stände, in welcher er sie auf ihre Pflichten aufmerksam machte. Er sprach im Namen des Kurfürsten und verlangte, daß sie demselben und seinen Erben die gebührende Huldigung leisteten*). Dann wurden des Kaisers und seines Bruders Wenzel offene Briefe öffentlich verlesen, in welchen sie alle Einwohner der Mark Brandenburg ihres Eides und der ihnen geleisteten Huldigung entbanden, und sie an Friedrich wiesen. Waldows Rede und diese Briefe hatten alle etwa zu erwartenden Einwürfe beseitigt, und sämtliche Stände erklärten, daß sie zur Huldigung bereit wären**). Die Prälaten führten im Namen der Stände das Wort, und versicherten dem Kurfürsten Treue und unterthänigen Gehorsam. Darauf erhoben sie sämtlich die Eidesfinger, und Propst Johann von Waldow sagte ihnen folgenden Eid vor, den alle nachsprachen: Wir huldigen und schwören Herrn Friedrichen und seinen Erben, Markgrafen zu Brandenburg, eine rechte Erbhuldigung, als unserm rechten Erbherrn, nach Ausweisung ihrer Briefe getreu, gewärtig und gehorsam zu sein, ihren Frommen zu werben und Schaden zu wenden, ohne Gefährde, als uns Gott helfe und die Heiligen***).

Die wichtige, das Schicksal von Jahrhunderten bedingende Förmlichkeit war beendigt, Friedrich versprach die Bestätigung der Vorrechte und Freiheiten in üblicher Form, erhob sich und entließ die Versammlung. Im frohen Gefühle, nach großer Mühe und Anstrengung ein großes und wichtiges Ziel erreicht zu haben, beschloß er den Tag in Gesellschaft der vornehmsten Herren der Versammlung im Kreise seiner Familie.

Der folgende Tag, Montag der 21. Oktober, war zur Belehnung der Herren von Wenden bestimmt. Die Sache war in Bezug auf die Stellung Mecklenburgs zur Mark von großer Wichtigkeit, und Friedrich wünschte, dies äußerlich in der Belehnungs-Ceremonie erblicken zu lassen,

*) Gundling, Friedrich I. S. 71. — **) Haftiz Tl. II. § 19.
***) Diplom. Beiträge zur Geschichte Berlins Tl. I. S. 252. — Angelus, Ann. march. S. 197.

Humboldt-Gymnasium Schüler-Bücherei Eberswalde

weshalb die anwesenden Stände eingeladen worden waren, Zeugen zu sein*). Auch diese Handlung fand in der kurfürstlichen Burg, dem hohen Hause, statt.

Schon in Zeiten hatten sich die zahlreichen Zuschauer eingefunden und warteten neugierig, was sich begeben würde. Im Saale war ein Thron errichtet, und mit den Zeichen der kurfürstlichen Würde geschmückt. Endlich öffnete sich eine bis dahin verschlossene Thür, und Friedrich trat im kurfürstlichen Kleide durch sie in den Saal. Ein Trompetentusch empfing ihn. Er bestieg den Thron und setzte sich nieder.

Jetzt wurden dem Throne gegenüber die Herren von Wenden, die Gebrüder Balthasar und Wilhem, nebst ihrem Vetter Christoph in den Saal geführt. Sie erschienen als Vasallen des Fürsten und waren darum, wie es der Gebrauch in einem solchen Falle verlangte, mit ihren Wappenröcken angethan. Während sie sich dem Throne näherten, fielen sie dreimal auf die Kniee, und als sie den Thron erreicht hatten, knieten sie nochmals nieder, aber blieben nun liegen. In dieser Stellung versicherten sie den Kurfürsten zuerst ihrer Unterthänigkeit und Treue, beschworen die Erbhuldigung und baten dann, ihnen die Lehen über das Land Wenden und die Herrschaft Werle zu erteilen. Der Marschall antwortete im Namen des Kurfürsten, worauf der kurfürstliche Kanzler ihnen den Erbhuldigungs- und Lehnseid vorsprach, den sie ableisteten. Nunmehr überreichte der Kurfürst ihnen die wendische Wappenfahne, die sie in Händen behielten, und dann sprachen sie ihren Dank für die erfolgte Belehnung aus. Darauf verfügten sie sich in die zunächst gelegenen Zimmer, und stellten dem kurfürstlichen Kanzler ihre offenen Briefe aus, in welchen sie sich als Lehnsleute der Kurmark Brandenburg zu den von ihnen beschworenen Pflichten bekennen**).

Als die Belehnungs-Zeremonie beendigt war, behielt der Markgraf die Fürsten bei sich zur Tafel, zu welcher wieder die Vornehmsten der märkischen Stände geladen waren.

Am andern Tage, Dienstag, stellte Friedrich den Herren von Wenden seinen Schutz- und Schirmbrief aus, in welchem er bekennt, daß er wohlbedacht und auf den Rat der Stände die Wohlgebornen, seine lieben Getreuen, Balthasar und Wilhelm, Gebrüder, und Christoph ihren Vetter, alle von Wenden und Herren zu Werle und ihre Erben, samt ihren Landen und Leuten, Mannen, Städten ꝛc., zu seinem Lande und der Mark Hilfe genommen und empfangen habe, und sie Kraft dieses Briefes nehme und empfange, so daß er, seine Erben und Nachkommen

*) Haftiz Tl. II. § 20.

**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 75 f. — v. Lancizolle, Bildungsgesch. Tl. I. S. 620.

sich bei ihren Landen und zu deren Hülfe vollkommen gesetzt haben, daß er ihnen in allen ihren Nöten und Geschäften getreu bleiben, und beistündig und behülflich sein will gegen jedermann, sie mit allen ihren Landen und Leuten jetzt und künftig zu verteidigen, beschützen und beschirmen, so oft es erforderlich sein sollte. Würden die von Wenden zu seinem und des Landes der Marken Dienst aufgeboten, so steht er ihnen so lange dies dauert, für Schaden und Kosten. Sollte aber Siegismund römischer und ungarischer König meinen, daß die Herrschaft und Lande der Wenden bei ihm und dem heiligen Reiche zu Lehen gingen, so will er (Friedrich) sie wegen des gethanen Schrittes gegen den König entheben (vertreten), so daß sie ohne Anfechtung blieben. Gegeben zu Berlin, am Dienstag nach der elftausend Mägde 1415*).

Zugleich aber wurden Schreiben ausgefertigt an die mecklenburgischen Herzöge, in welchen Friedrich ihnen von dem, was geschehen, Nachricht gab und sie aufforderte, den Krieg gegen die Herren von Wenden einzustellen, weil er ihnen sonst, als seinen Lehnsleuten, Hülfe und Beistand leisten würde**). An die Herzöge von Mecklenburg-Stargard erließ er zugleich die Aufforderung, den Dietrich von Quitzow als einen der Reichsacht verfallenen Mann sogleich ihres Dienstes zu entlassen, weil er sonst bei dem Kaiser gegen sie klagbar werden würde.

An demselben Dienstage, den 22., waren auch die Städte Berlin und Kölln nach dem hohen Hause berufen, um die Huldigung zu leisten. In ziemlich ähnlicher Weise, wie bei den Ständen geschehen, wurden auch sie angeredet und auf die Briefe Siegismunds und Wenzels verwiesen, worauf von ihnen der Huldigungseid verlangt wurde. Propst Johann von Waldow führte auch hier das Wort. Allein jetzt traten mehrere hervor und äußerten, sie hätten dem Könige von Ungarn Siegismund früher gehuldigt und es sei alter Gebrauch, daß sie nicht eher einem andern Landesherrn huldigten, als bis der bisherige sie mit Hand und Mund der ihm geschwornen Treue losgesagt und losgezählt hätte, was hier nicht geschehen wäre. Propst Johann zeigte indessen, daß Siegismund wegen seiner jetzigen weiten Reise unmöglich nach der Mark hätte kommen können und daß seine Briefe hinreichend seine Willensmeinung verkündigten, weshalb es natürlich sei, diesmal über diese Unterlassung hinweg zu gehen. Die Räte erklärten, daß sie für ihre Person darin keinen Grund fänden, die Huldigung zu verweigern. Auch die vier Gewerke fanden sich bereit dazu unter Vorbehalt, daß ihre Privilegien und Freiheiten bestätigt würden. Mit dieser Bedingung waren auch die

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 61.
**) Haftitz Tl. II. § 20.

übrigen zufrieden, und so leisteten beide Städte den Huldigungseid*). Dieselben Bedenklichkeiten äußerten sich in noch mehreren Städten, wurden aber durch die Räte beschwichtigt.

Friedrich ging drei Tage nachher nach Mittenwalde und nahm die Huldigung dieser Stadt am 26. Oktober an**). Am 28. reiste er nach Frankfurt und am folgenden Tage huldigten die Bürger. Die Auslösung ihres Landesherrn, das heißt, die Kosten seiner Zehrung in der Herberge beliefen sich auf achtundsiebzig Schock böhmischer Groschen***). Wahrscheinlich ging der Kurfürst auch nach Lebus und Sternberg. Am 2. November war er in Neustadt-Eberswalde und nahm die Huldigung an. Von da ging er nach Templin, wo sich auch Herzog Wratislaw von Pommern eingefunden hatte. Hier wurde am 5. November die Verlobung zwischen Friedrichs Tochter Margarete und Wratislaws ältestem Sohne, deren Ehepakten im Jahre 1413 abgeschlossen und von uns am gehörigen Orte mitgeteilt wurden, gefeiert, welche Ehe jedoch nicht zu Stande kam†). Darauf reiste er zum Fürstentage nach Prenzlau, wo sich die Stargarder Herzöge auch eingefunden hatten, und vermochte sie, die Belagerung von Plau aufzuheben††). Am 10. November war Friedrich wieder in Berlin†††). Unterwegs hatte er die Nachricht erhalten, daß die mecklenburger Herzöge die Belagerung des Schlosses Plau sogleich aufgehoben und Dietrich von Quitzow fortgeschickt hätten*†). Doch wußte man nicht, wohin er sich gewandt hatte.

Unterdessen waren die Angelegenheiten mit den Pommern wegen der Uckermark so weit gediehen, daß die Fürsten persönlich die Punkte, über welche man sich vorläufig geeinigt hatte, festsetzen wollten. Friedrich reiste daher gegen die Mitte des Dezembers nach Neustadt, wo sich die Fürsten einfinden wollten, und bestätigte hier der Stadt Oderberg am 13. Dezember das Niederlagrecht, wie sie es bereits früher besessen hatte, sowie das Recht, auf allen kleinen Wässern und Lachen, die zu dem Schlosse Oderberg gehören, zu fischen**†).

Mittlerweile waren die Herzöge Otto und Kasimir von Stettin, Wratislaw und Bogislaw von Wolgast und Ulrich von Mecklenburg-Stargard angelangt. Die beiden letzteren waren von den streitenden Parteien zu Schiedsrichtern gewählt worden und fingen die Verhand-

*) Haftiz Tl. II. § 19, verglichen mit Gundling, Leben Friedrichs I. S. 74. Berlin versprach, dahin zu wirken, daß auch die übrigen Städte der Mark Friedrich als ihrem Erbherrn huldigten. — **) v. Raumer, a. a. O. S. 76.

***) Wohlbrück, Geschichte von Lebus Tl. II. S. 189.

†) v. Raumer a. a. O. S. 54. Anmerk.

††) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 79.

†††) Riedel, diplom. Beiträge S. 168. — *†) Haftiz a. a. O.

**†) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T I. S. 84.

lungen mit Ernst und Nachdruck an. Den 16. Dezember hatten sie endlich folgendes Übereinkommen getroffen, das die Billigung aller Teile fand. Markgraf Friedrich soll den Herzögen Otto, Kasimir und Wratislaw diejenigen Summen schaffen, welche vor seiner Zeit von Mannen, Städten und Schlössern der Uckermark noch zu entrichten sind, und wie sie Markgraf Jobst dem Herzoge Swantibor befohlen hatte, von denjenigen einzuziehen, die das Geld noch nicht gegeben haben, sie betreffen einzelne Mannen und Städte und betragen in Summa viertausend zweihundert und achtundneunzig Schock böhmische Groschen. Ferner soll der Markgraf ihnen für die Herausgabe der Schlösser Boitzenburg und Zehdenick mit ihren Zubehörungen zweitausend Schock rheinische Gulden zahlen, und sobald das Geld überliefert ist, wollen sie die Schlösser übergeben, und mit dieser Festsetzung hat der Markgraf allen Rittern, Knechten, Städten und Leuten, die sich bisher an die Herren von Stettin und Wolgast gehalten haben, allen Zorn und Unmut zugegeben (d. h. eine allgemeine Amnestie bewilligt), ebenso sollen die pommerschen Herzöge gegen die Märker verfahren. Auch sollen die Herren von Stettin und Wolgast die vorbenannten Mannen und Städte des Uckerlandes um die gedachten Sachen nicht anfeinden oder beschädigen. Alle Gefangenen auf beiden Seiten sollen ledig und los gegeben werden. Wenn künftig Zwietracht zwischen den beiden Teilen entstehen würde, soll dieselbe gütlich auf einem Tage beigelegt werden und Herzog Bogislaw soll Schiedsrichter sein. Was aber künftig die pommerschen Herren an Kosten, Zehrung oder Schaden wegen der Mark und des Uckerlandes erleiden oder verursachen, das soll König Siegismund richten. Mit diesem Vertrage soll alles Recht und die Acht, welche angehoben und gegangen sind vor unserm gnädigen Herrn dem römischen Könige wegen der Stettiner Herren, ihrer Mannen und Städte, gänzlich tot sein, so viel der Markgraf darin gebieten kann, der sich bemühen will nach Kräften bei dem römischen Könige und dem Reiche, daß sie sie los werden. Was vor diesem Vertrage verhandelt ist, soll als beseitigt betrachtet werden, ausgenommen die Geschichte auf dem Damme vor Kremmen und was beide Teile vor kurzem wegen ihrer beider Herrschaft für Zwietracht gehabt haben, darüber soll Siegismund entscheiden und beide Parteien mit Freundschaft vorladen*).

Man sieht aus dieser merkwürdigen Verhandlung, wie bedeutend die Summen waren, welche Friedrich für das Uckerland an Pommern entrichten mußte, aber auch, wie viel den Stettiner Herzögen daran lag, aus der Reichsacht zu kommen. Wichtig war der Artikel wegen der

*) v. Raumer a. a. O. S. 61 f.

Losgebung aller Gefangenen, denn auf beiden Seiten hatte man deren noch viele, die nun in ihre Heimat zurückkehrten.

Eine zweite Verhandlung mit den Herzögen von Stettin betraf die Stadt Straußberg, in deren Besitz sie durch Dietrich von Quitzow gekommen waren und die sie noch besetzt hielten. Friedrich verschrieb den Pommern als Schadenersatz eine Summe Geldes, für welche sie die Stadt an die Mark zurückgeben wollten. Sie scheint sich auf viertausend vierhundert und siebenunddreißigeinhalb Schock Groschen belaufen zu haben*). Da die Stadt noch nicht gehuldigt hatte und schon so oft pommerisch gewesen war, so erbat sich Friedrich für sie vom Kaiser eine besondere Anweisung, dem Markgrafen zu huldigen**).

Unmittelbar nach dieser Verhandlung reiste Friedrich nach Böhmen, wohin ihn Wenzel berufen hatte. Auffallend ist es, daß er ihn in dem ihm übersandten Reisepaß nicht Markgraf von Brandenburg nennt, sondern wie ehemals: den hochgebornen Friedrich, Burggrafen zu Nürnberg, seinen lieben Schwager, Rat und Fürsten. Der Paß ist zu Prag am 8. Dezember 1415 ausgestellt***).

Friedrichs bewundernswürdige Thätigkeit ließ ihn nur kurze Zeit in Prag verweilen und gleich nach dem Dreikönigstage ging er wieder nach der Mark zurück. Er hatte diesmal das Weihnachtsfest nicht in seiner Familie verleben können. So suchte er denn nach seiner Rückkehr ein paar Tage zu gewinnen, um sich ihr zu überlassen und die Freuden des Familienvaters zu genießen.

Es war der 12. Januar 1416. Im hohen Hause zu Berlin saß Friedrich, umgeben von seinen Kindern in einem prächtigen Lehnstuhl. Noch war er etwas ermüdet von der Reise, denn erst in der vergangenen Nacht war er heimgekehrt; aber dennoch wünschte er, daß heute Abend der Weihnachtstisch ebenso aufgebaut würde, wie er es in der Weihnachtsnacht gewesen, während er abwesend war, denn er wünschte seine Weihnachtsgaben hinzuzufügen, und gern mochte er sich selber an dem Anblick des reichbegabten Tisches erlaben.

Die Kurfürstin trat in den Saal, gefolgt von zwei Kinderfrauen, deren eine den zweijährigen Prinzen Friedrich, die andere den einjährigen Prinzen Albrecht trug. Friedrich nahm einen nach dem andern auf den Arm, liebkoste ihn eine Zeit lang und gab ihn dann zurück. Der ältere von beiden sprach bereits recht deutlich.

Die Dämmerung brach herein und nun wurde der ovalrunde eichene Tisch, der fest und unbeweglich in der Mitte des Saales stand,

*) Buchholz, Brandenb. Gesch. Tl. II. S. 525.
**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 78.
***) Er steht in v. Ledeburs Archiv Tl. V. S. 57.

in Bereitschaft gesetzt, als Weihnachtstisch zu dienen. Zwei Kammerfrauen bedeckten ihn mit einem schneeweißen Tischlaken, zwei Knechte brachten den mächtigen, schön verzierten Weihnachtsbaum und setzten ihn mitten auf die Tafel.

Nunmehr mußte jedes der Kinder die bereits empfangenen Geschenke herbeibringen und auf dem bestimmten Orte in derselben Weise aufstellen, wie sie an der Weihnachtsvigilia gestanden hatten. Auch Leckerbissen, Kuchen und Früchte wurden gebracht, doch mußten hier bedeutende Defekte übersehen werden. Dorothea brachte still und mit betrübtem Gesicht einen einzigen Apfel, den letzten Rest der eßbaren Weihnachtsgaben, der durch sein schlechtes fleckiges Ansehen zugleich seine Rettung erklärte. Mit Hülfe der Kammerfrauen war der Tisch bald geordnet, zwei Edelknaben zündeten darauf die Kerzen des Weihnachtsbaumes[7]) an, sowie die Kerzen der Wandleuchter und Lichterständer, und fast glänzte der Tisch nicht weniger als am Heiligabend.

Nun geht sämtlich in das Nebenzimmer und wartet, bis ihr gerufen werdet, sprach Friedrich. Ihr beide, Klaus und Fritze (die Edelknaben) bleibt hier.

Mit einem Freudenrufe sprangen die fürstlichen Kinder hinaus. Elisabeth folgte ihnen mit den jüngsten. Friedrich hatte durch seinen Marschall eine Anzahl schöner Geschenke besorgen lassen und einige Knechte trugen sie jetzt in Körben in den Saal. Die Edelknaben packten sie aus, enthüllten sie einzeln und Friedrich bezeichnete den Ort, wo jedes auf der Tafel seine Stelle finden sollte. Er selber half dabei und ordnete die Geschenke, so daß sie geschmackvoll und glänzend ins Auge fielen. Auch für die Kurfürstin hatte er ein prächtiges wertvolles Geschenk besorgt und legte dasselbe neben den Weihnachtsbaum.

Friedrich überblickte noch einmal froh die glänzende Tafel. Dann klatschte er dreimal in die Hand, die Thüren öffnete ein Edelknabe und herein kam Klein und Groß mit lauten Rufen des Erstaunens und der Verwunderung. Friedrich und seine holde wunderschöne Elisabeth waren selig im Anschauen all der freudigen Gesichter, und jetzt erst gewahrte Elisabeth das schöne Geschenk, das ihr die Liebe ihres Gemahls zugedacht hatte. Freudig überrascht, dankte sie ihm auf die lieblichste Weise.

Schon wurde im Saal trompetet und getrommelt, der Kuckuck rief und die Cymbel tönte, der Lärm wurde immer größer. Friedrich ließ die erste Freude austoben, die nicht geneigt ist, das Schickliche zu bedenken. Endlich fiel es den Kindern ein, daß sie sich bedanken müßten. Die ältesten fingen an und so besannen sich auch die jüngern.

Elisabeth. Nun möcht' ich aber wohl wissen, wie viel ihr von der Erklärung der Christbescheerung behalten habt, die euch der ehrwürdige Bischof von Brandenburg gegeben hat?

Friedrich. War Johann von Waldow hier?

Elisabeth. In der Weihnachtsvigilie, und ich hatte ihn zur Christbescheerung einladen lassen. Er hat den Kindern eine gar erbauliche Erklärung gegeben.

Der Kurfürst befragte die Kinder mit Fleiß und freute sich herzlich darüber, daß sie Sinn und Bedeutung des Weihnachtsfestes aus der Belehrung des Bischofes wohl verstanden hatten. Anknüpfend an eine von den Kindern gegebene Antwort sagte endlich die Kurfürstin: Das Weihnachtsfest ist so recht ein Fest der Kinder. Kinder sind die Hoffnung einer jeden Zeit, durch nichts kann die Hoffnung schöner bezeichnet werden. Die Kleinen, die in Bethlehem für den Herrn litten, haben dadurch die Seligkeit erworben, sie bezeichnen eine selige Hoffnung, und so läßt die Kirche unmittelbar auf den Tag der Menschwerdung des Herrn die Erinnerung und Ermahnung zum standhaften Verharren im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung, den drei christlichen Haupttugenden, folgen.

Friedrich. Verleihe sie uns der Herr im reichsten Maße. Amen!

Amen! sprachen alle tief ergriffen. Meinem lieben Bischofe, fuhr Friedrich fort, werde ich noch besonders meine Zufriedenheit zu erkennen geben, denn auch mir ist Bedeutung und Zusammhang in die Einzelnheiten des schönen Festes gekommen, und deutlicher erkenne ich, wie Christus der alleinige Mittelpunkt desselben ist, um welchen sich alles ordnet.

Die Kinder gingen wieder zur Tafel zurück, denn selbst die kleinern hatten schweigend zugehört, wenn sie auch nicht viel verstanden. Bald riß sie die Freude fort, und es wurde wieder laut. Friedrich nahm mit seiner Gemahlin an einem Seitentische auf einem sogenannten Lotterbettlein Platz. Die beiden Edelknaben standen schweigend an der Thür.

Ich gestehe, sprach Friedrich nach einiger Zeit, ich bin lange nicht innerlich so vergnügt gewesen als heute Abend und habe selten eine so reine schöne Freude gehabt.

Elisabeth. Möchte sie doch meinem Herrn niemals getrübt werden!

Friedrich. Dafür ist ohne Zweifel schon wieder gesorgt, und früh genug werde ich es erfahren.

Elisabeth. Es giebt leider der Unglücklichen und Trauernden gar zu viele.

Friedrich. Gewiß; aber nicht immer ist es das. Die verdrießlichsten Dinge sind, wo man mit der Bosheit und dem Unverstande zu kämpfen hat.

Elisabeth. Und dennoch ist euer Stand und Beruf herrlich und erhaben. Wieviel Elend habt ihr nicht schon gemildert! Die Erinnerung daran muß einen heitern Gottesfrieden in euer edles Herz senken.

Friedrich. Es ist wenig geschehen im Verhältnis zu dem, was ich wollte.

Elisabeth. O nein, mein edler Herr, verkürzt euch euer Verdienst nicht, indem ihr ungerecht gegen euch seid. Viel habt ihr gethan, und großes gewirkt, so herrliches, daß selbst ein höheres Weib, als eure Elisabeth, stolz sein dürfte auf euern Besitz.

Friedrich. Schmeichlerin! Auch hier im trauten Kreise vernimmt man noch die Sprache des Hofes. Indessen, vieles kann noch geschehen, und wird geschehen.

Elisabeth. Wie manches Unglück kann mein hoher Herr wenden durch einen Wink seiner Hand.

Friedrich. Ich wüßte doch nicht.

Elisabeth. Würdet ihr mir zürnen, wenn ich es euch zeigte?

Friedrich. Wie sollt' ich das? Aber ich begreife nicht, daß ich es unterlassen, wenn — —

Elisabeth. Doch dürft ihr auch, mein Herr und Gemahl, das frohe Herz nicht verlieren, das euch heute so glücklich, und mich mit euch glücklich macht. Ich kenne ein Mittel, wodurch eure Freude noch reiner und schöner werden könnte.

Friedrich. Du machst mich neugierig. Was ist es? Sprich!

Elisabeth. Ich nenne euch einen Namen. Ach ich thue es nicht ohne Zagen, mein edler Herr. Aber keinen Zornblitz aus diesem schönen Auge, — bitte, bitte! Wichart von Rochow — —

Friedrichs Antlitz verdunkelte sich. — Fürwahr, ich hatte seinen Namen aus diesem Munde nicht erwartet, sprach er. Wie hat er's angefangen, dich zu seinem Anwalt zu bestellen? Er ist schlauer als ich dachte.

Elisabeth. Nicht er, nicht seine Freunde. Aber viele, die früher dem Manne nicht wohlwollten, fühlen Mitleid mit ihm und seinem Geschick. Allgemein hält man ihn für einen Verführten, und bei seiner Jugend, seiner Unerfahrenheit ist das wohl möglich. Er soll sonst treffliche Eigenschaften haben. Hat er — o bedenkt das — hat er nicht für seine Verirrung schon genug gebüßt?

Friedrich. Es ist wahr. Herren, Mannen und Städte der Mark haben für ihn vorgebeten und versichern, daß er jetzt sein Vergehen einsehe und bereue. Aber —

Elisabeth. Kein Aber, mein teurer Herr und Gemahl. Ein Wink eurer Hand, und seine Fesseln springen.

Friedrich. Gut. Ich will ihn morgen kommen lassen und forschen, wie er gegen mich gesonnen ist. Bereut er, und verspricht er mir aufrichtig Treue, so will ich ihn zu Gnaden annehmen.

Elisabeth. O wie danke ich euch, mein edler Herr, wie innig. Und Gans von Putlitz?

Friedrich. Ei, ihr habt eine ganze Liste.

Elisabeth. Von Unglücklichen, für die mein hoher Herr von je an ein offenes Auge und Ohr gehabt hat. Seid barmherzig gegen ihn. Er schmachtet schon lange im Kerker.

Friedrich. Mit Recht. Er hat es verdient. Nachsicht mit dem Verbrechen ist keine Gnade, ist Schwäche.

Elisabeth. O Herr, geht nicht so hart mit ihm ins Gericht, seid gnädig, wie es Gott im Himmel ist, der nicht den Tod des Sünders will, sondern, daß er sich bekehre. Gans von Putlitz soll, abgesehen von seinem strafbaren Vergehen gegen euch, ein wackrer frommer Mann sein.

Friedrich. Wohl möglich.

Elisabeth. Gewinnt ihn euch durch eure Gnade. Wie er mir geschildert ist, gewinnt ihr euch damit einen treuen Diener und ergebenen Mann.

Friedrich. Vielleicht auch einen gefährlichen Feind, wie er es war. Das sichere ist das bessere. Verschwendet für ihn keine Worte. Diese Bitte kann ich euch nicht gewähren.

Elisabeth. Bedenkt, hoher Herr, welch eine Gnade euch der gütige Gott hat zu Teil werden lassen in der Erwerbung dieses Landes, als dessen Fürst und Gebieter euch gehuldigt ist. Von jeher war es Sitte bei fürstlichen Herren, solche Gnadenbezeugungen des grundgütigen Gottes auch durch Gnadenbezeugungen gegen die Menschen zu feiern. Ahmt die schönen Beispiele nach, gebt den Gefangenen Tag, o gewiß, ihr werdet's, zeigt euch groß in der Überwindung eurer selbst, und wenn es euch auch schwer ankommt, — was wäre meinem Friedrich zu schwer — nehmt den von Putlitz wieder zu Gnaden an.

Friedrich. Elisabeth, du bist ein kluges Weib. Aber ich lobe dich darum. Du hast den rechten Ton nnd Grund getroffen. Wohlan, es sei. Auch über ihn will ich Nachrichten einziehen und mit ihm wie mit Wichart verfahren, wenn ich ihn nach meinem Sinne finde.

Elisabeth. Innigen herzlichen Dank! O nun werdet ihr heute doppelt fröhlich sein, und sanfte Ruhe wird eure Nacht beglücken, denn ihr macht Glückliche. — Ach, ich hätte wohl noch ein paar Unglückliche, doch zage ich, sie zu nennen.

Friedrich. Und das sind?

Elisabeth. Die Quitzows.

Friedrich. Von ihnen nichts! Kein Wort, ich bitte euch darum! Auf lange kein Wort!

Elisabeth. Ich gehorche eurem Befehle, hoher Herr, wenn auch seufzend, doch will ich nicht vergessen, wieviel ihr mir gewährtet, und mich dessen herzlich freuen.

Die Abendtafel wurde angesagt. Alle verließen den Saal, um sich zu Tische zu begeben. Aber erst spät verhallte der fröhliche Lärm der glücklichen Kinder, die ihre schönen Gaben auf alle Weise versuchten.

Achtzehntes Kapitel.

Am folgenden Tage, den 13., schickte Friedrich schon früh ein Schreiben nach Potsdam, und entbot Wichart von Rochow zu sich. Eilig machte sich dieser auf, kam noch an demselben Tage abends in Berlin an und besuchte Herrn Hans von Torgau, um sich bei ihm zu befragen, was der Kurfürst von ihm wolle. Dieser hatte bereits vom Kurfürsten selber erfahren, daß er geneigt sei ihn zu begnadigen, und teilte hocherfreut Wichart mit, was er wußte. Während beide noch miteinander sprachen, trat Henning von Stechow ein, der soeben in seinen Angelegenheiten nach Berlin gekommen war und Hans von Torgau seinen Besuch machen wollte. Da er Wichart kannte und schätzte, war er über dessen gute Aussichten nicht wenig erfreut. Mit frohen Hoffnungen trennten sie sich.

Am folgenden Morgen erschien Wichart beim Kurfürsten, nicht ohne einiges Herzklopfen. Friedrich war allein. Tretet näher, sprach er; ich habe euch kommen lassen, um zu hören, ob eure Gesinnungen gegen mich sich auch jetzt noch nicht geändert haben, nun ich durch Gottes Gnade und kaiserliche Machtvollkommenheit zum erblichen Herrn dieses Landes der Marken ernannt worden bin.

Wichart. Durchlauchtigster Kurfürst, eure Stellung zum Lande hat sich gegen früher so wesentlich geändert, daß jetzt nur ein Tollkopf euer gutes Recht bezweifeln, oder euch den Gehorsam verweigen könnte. Wärt ihr zu jener Zeit gewesen, was ihr jetzt seid, würde mir es auch niemals in den Sinn gekommen sein.

Friedrich. Es ist mir lieb, euch so sprechen zu hören, denn ich habe immer etwas auf euch gehalten und bin auch jetzt noch der Meinung, ihr seid verführt worden.

Wichart. Wer ist so stark, daß er nicht zuweilen der Verführung unterläge?

Friedrich. Nun ja, ich habe es mir gedacht. Diese Quitzows hatten große Gewalt über euch. Hättet ihr mir die Hälfte derselben zugestanden, würdet ihr anders gehandelt haben. Es waren gefährliche

Menschen und sie werden es an Verführungskünsten nicht haben fehlen lassen.

Wichart. Nein, Herr Markgraf, deutet meine Worte nicht so. Wenn ich gestand, der Verführung unterlegen zu sein, so wollte ich doch damit keinen andern beschuldigen. Ich meinte die Verführung meines eigenen Herzens, und will lieber dafür noch länger büßen, als meine eigene Schuld feigherzig einem andern zuschieben.

Friedrich. Ihr seid, wie ich mir euch dachte. Schade, daß ihr kein Herz für mich habt. Ich könnte euch gern haben.

Wichart. Gnädiger Herr, schreibt was geschehen keinem Hasse gegen eure Person zu. Ich habe in euch den Ausländer angefeindet, ohne euer gutes Recht auf das Land gehörig gekannt zu haben, und daß es geschehen, bedaure ich sehr und hat mir oft leid gethan. Nie würde es mir und ebensowenig meinen Freunden in den Sinn gekommen sein, den rechtmäßigen Herrn zu befehden.

Friedrich. Es würde schwer halten, jetzt noch alle eure damaligen Beweggründe scharf unterscheiden zu wollen und wir gehen besser darüber hinweg. Getraut ihr euch aber, mir künftig treu, gehorsam, unterthänig und gewärtig sein zu können?

Wichart. Ja, gnädiger Herr, in eurer jetzigen Stellung von Grund des Herzens.

Friedrich. So will ich euch denn beim Antritt meiner neuen Regierung ein Zeichen meiner Gnade geben, da Herren, Mannen und Städte der Mark, insonderheit aber Herr Hartwig, Abt zu Kloster Lehnin, und der ehrbare Rat der Neustadt-Brandenburg sich vielfach für euch verwenden und fürgebeten haben. Euer Vergehen soll euch verziehen sein. In das Schloß Golzow mit seiner ganzen Zubehör werde ich euch wieder einsetzen. Aber ihr seid uns für die aufgewendeten Kriegskosten eine Entschädigung schuldig. Darum werdet ihr das Schloß Potsdam ohne Wiedererstattung der darauf geliehenen vierhundert Schock frei mir übergeben, außerdem aber noch die Summe von sechshundertsechzig Schock zahlen*).

Wichart. Ich kann euch, mein Fürst, nur dankbar sein für eure Gnade, und hoffe durch künftige treue Dienste mich euch noch lange dankbar bezeugen zu können.

Friedrich. Die erwarte ich von euch. Laßt uns nun die Sache verbriefen und begleitet uns nach der Kanzlei.

Hier waren auf Friedrichs Einladung die anwesenden Freunde Wicharts erschienen, welche geneigt waren, sich für ihn zu verbürgen, nämlich Herr Hans von Torgau, Henning von Stechow, der junge Hans

*) Haftiz Tl. II. § 21.

von Uchtenhagen, Achim von Bredow und Albrecht von Quast, die kaum ihre stürmische Freude, ihn wiederzusehen, durch den Respekt vor der Anwesenheit des Fürsten zu mäßigen wußten. Der Brief wegen Golzow wurde ausgefertigt und die Genannten übernahmen gern die Bürgschaft. Er lautete folgendermaßen:

Wir Friedrich ꝛc. Wir haben Wichart von Rochow, unserm lieben Getreuen, von wegen des Schlosses Golzow mit Zubehör, dessen wir mit Recht und vollkommen wegen seiner Verschuldung mächtig gewesen sind, damit nach unserm Willen zu thun und zu lassen, auf fleißiges Bitten der Herren, Mannen und Städte der Mark zu Brandenburg, und um getreuer Dienste willen, die er und seine Erben uns, unseren Erben und Nachkommen, sowie der Mark jetzt und in künftigen Zeiten getreulich abdienen und thun sollen, nachstehende Gnaden angedeihen lassen.

Zum ersten sollen Wichart und seine Erben wider uns und unsere Erben nimmer etwas thun, es sei mit Worten noch mit Werken, weder heimlich noch öffentlich, sie, noch jemand von ihretwegen, in keiner Sache und auf keine Weise, sondern sie sollen unser Bestes fördern und unsern Schaden abwenden. Mit dem Schlosse Golzow und aller seiner Zubehörung und der Mannschaft sollen sie uns, unsern Erben und Nachkommen den Markgrafen und der Mark zu Brandenburg gewärtig, getreu und gänzlich unterthänig und gehorsam sein. Wichart und seine Erben sollen das Schloß Golzow mit der Mannschaft, aller Zubehör und allen Gütern von uns und unsern Nachkommen zu Lehn haben und empfangen, wie es seine Eltern und Vorfahren von der Markgrafschaft gehabt haben, das er auch jetzt von uns empfangen hat, indem wir es ihm überantwortet und aus besonderer Gnade verliehen haben. Das Schloß soll uns und unsern Nachkommen ein offen Schloß sein, in allen unsern Nöten, Kriegen und Geschäften, so oft es erforderlich ist, und Wichart und seine Erben sollen mit demselben unsern und unserer Nachkommen Frieden und Unfrieden erleiden und halten zu ewigen Zeiten gegen jedermann, auch darin unsere und der Mark Feinde oder Beschädiger nicht hausen noch hegen, ihnen keine Förderung, noch Hülfe oder Rat gewähren, und keine gefährlichen Verhandlungen mit ihnen haben zu unserm oder der Mark Schaden, weder heimlich noch öffentlich, in keiner Weise.

Geschähe es aber, daß ihm oder seinen Erben solche Vergehungen bewiesen werden könnten, was Gott nicht gebe, so sollen er und seine Erben des Schlosses Golzow mit Mannschaft, Zubehör und Gütern ohne Ausnahme gänzlich verlustig gehen und uns oder unsere Erben dasselbe als denen, welche daran ein vollkommenes Recht erlangt haben, abtreten und überantworten ohne alle Hülferede, Widerspruch oder Recht, sei es geistliches oder weltliches.

Endlich hat Wichart für sich und seine Erben uns gelobt und zu den Heiligen geschworen, alle obigen Stücke und Artikel vollkommen zu halten und auszuführen ohne alle Arglist und Gefährde. Und zu mehrerer Sicherheit hat er seine nachbenannten Freunde gebeten, nämlich Herrn Hans von Torgau, Herrn zu Zossen, Henning von Stechow, jungen Hans von Uchtenhagen, Achim von Bredow, Albrecht Quast, das für ihn und mit ihm zu geloben, und zum Bekenntnis ihr Insiegel mit dem seinigen an den Brief, den wir darüber gegeben haben, zu hängen. Gegeben zu Berlin 1416, am Dienstag von Fabian und Sebastian*).

Wichart beschwor nunmehr sein Versprechen, womit er zugleich die Huldigung abgeleistet hatte, dann kam die Verhandlung wegen Potsdam an die Reihe, und jetzt nahm er die Glückwünsche seiner Freunde an, die mit ihm nochmals dem Kurfürsten dankten und sich dann empfahlen. Wichart gab seinen Freunden ein fröhliches Mahl, und reiste am andern Tage in Begleitung Hennings von Stechow nach Golzow, um das Schloß wieder zu übernehmen.

Am Tage darauf, den 16. Januar, fand eine Ernennung für eine wichtige Stelle statt. Das Uckerland — zu jener Zeit so wenig als das Land Sternberg oder das Land über der Oder zur Mark gerechnet — war durch den Vertrag mit Pommern größtenteils wieder in den Händen Friedrichs, und es war notwendig, für dasselbe einen Hauptmann zu bestellen. Friedrich warf sein Auge auf Hasso von Bredow, dem er von jeher sehr wohl wollte, und übergab ihm das Schloß Boytzenburg mit allen Einkünften und Zubehör, desgleichen alle verfallene Lehne und Güter, die jetzt offen waren oder es künftig werden möchten in der Uckermark, von nächster Lichtmeß an auf ein ganzes Jahr. Er soll das Schloß innehaben und behaupten, Renten und alle verfallene Lehne getreulich einfordern, das Schloß mit dem Uckerlande verwesen und ihm vorstehen nach seinem besten Vermögen auf eigene Kosten und Zehrung, ohne Rechnung, Auflagen und ohne Arg. Damit er das Schloß und die Vogtei des Uckerlandes um so besser verwesen möge, werden ihm dreihundert Schock böhmische Groschen auf die Orbeden und Zisen des Uckerlandes angewiesen, und wenn die Einkünfte des Landes dazu nicht hinreichen sollten, wird die Summe anderweitig voll gemacht werden. Kosten in Angelegenheiten des Landes und auf bewilligten Reisen werden besonders erstattet, und ehe nicht alles bezahlt ist, soll er nach vorgedachter Jahresfrist nicht entsetzt werden**). — Diese Ernennung fand zu Spandau statt.

Unterdessen war auch Siegismunds Schreiben an die Stadt Strauß-

*) Büsching, Topographie d. Mark Brandenburg S. 45.
**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 77.

berg angekommen, in welchem er ihr befiehlt, keinen andern Herrn als den Markgrafen Friedrich anzuerkennen und ihm die Huldigung zu leisten, was nunmehr ohne Schwierigkeit geschah. Die Pommern übergaben die Stadt*).

Mit dem Anfang des Februar reiste Friedrich nach der Priegnitz und nahm die Huldigung der Städte Perleberg am 6. Februar, Pritzwalk am 8., Kyritz am 9. und Havelberg am 10. entgegen**). Von hier reiste er nach Burg im Magdeburgischen, wo mehrfache Verhandlungen seine Gegenwart forderten.

Zunächst schloß er ein Bündnis mit Bernhardt und Heinrich, Gebrüder, und Otto Wilhelm, Herzögen von Braunschweig***). Zwei Tage darauf, am 13., erneuerte er nochmals mit dem Erzbischof von Magdeburg die frühere Vereinigung†), welches bereits schon einmal am 23. August 1414 geschehen war††), nach welcher sich beide gegenseitig beizustehen gelobt hatten. Diese oftmalige Erneuerung des Versprechens wurde nötig, weil die Fristen, für welche dasselbe Gültigkeit hatte, nur einen kurzen Zeitraum umfaßten.

Am folgenden Tage reiste er nach Tagermünde und bestätigte hier die Privilegien der Stadt Osterburg noch am 14. Februar.

Während der Zeit hatte Friedrich den Bischof Johann instruiert, wie er mit Kaspar Gans von Putlitz verfahren sollte. Auch ihm sollte die Freiheit werden, wenn er dem Kurfürsten huldigen und aufrichtige Treue, wie Wichart von Rochow, geloben wollte, wenn er ferner das Schloß Lenzen ohne weitere Entschädigung an die Mark zurückgäbe und mit seinen Söhnen dem Bischof Urfehde schwören wollte, wobei es sich von selber verstand, daß er dem Bischof ein Lösegeld, eine sogenannte Schatzung zu zahlen habe, worüber sich dieser mit ihm einigen sollte. Gans von Putlitz war darüber sehr erfreut und fand sich dazu um so bereitwilliger, als während seiner Gefangenschaft schon zwischen ihm und dem Bischof eine Art von Annäherung stattgefunden hatte. Die Verhandlung mit Johann von Waldow war bald zu einem erwünschten Ende gediehen. Gans von Putlitz ließ seine mündigen Söhne Achim und Balthasar von Putlitz kommen und am 19. Februar beschwor er mit ihnen feierlich die dem Bischof und Stifte Brandenburg gelobte Urfehde. Die darüber ausgefertigte Urkunde ist folgenden Inhalts:

Ich Kaspar Gans Herr zu Putlitz, bekenne öffentlich gegen jedermann. Als ich gefangen worden, und zu des ehrwürdigen Gotteshauses zu Brandenburg Handen in Gefangenschaft geraten bin, daß mich der ehrwürdige Herr

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 78.
) v. Raumer, a. a. O. S. 76. — *) Ebendas. S. 146.
†) Ebendas. S. 69. Anm. — ††) Gercken, Cod. dipl. Brandenb. T. I. S. 98.

Johann von Waldow, aus päpstlicher Gewalt erwählter und vorsitzender Bischof desselben Gotteshauses aus besondern Gnaden, Verhandlungen und geziemender Schatzung darunter gerechnet und begriffen, gütlich hat von ihm kommen, und der Gefangenschaft ledig gelassen, daß ich darauf mit meinen nachbenannten mündigen Söhnen dem Herrn Johann, seinem Kapitel, ihren Nachkommen und dem Gotteshause zu Brandenburg für mich, meine mündigen und auch meine unmündigen Söhne und alle unsere Erben eine rechte Urfehde gethan, mit Handgeben Treue gelobt, und mit aufgehobenen Fingern und den Lippen zu den Heiligen geschworen habe und es noch hiermit thue, also: Ich Kaspar Gans, meine Söhne und unsere Erben wollen das Gefängnis, die Schatzung und Geschichte, wie und durch welche Sachen sich das gefügt hat, nimmermehr zu ewigen Zeiten an dem Herrn Johann, seinem Kapitel, allen ihren Nachkommen und dem Gotteshause, noch an ihren Landen rächen, sie darum anlangen noch verklagen, noch irgend eine Forderung, Zusprache, Ansprache, die wir zu haben vermeinten oder gewinnen möchten, gegen sie geltend machen, sondern das alles, wie es sich bis auf den heutigen Tag begeben, soll gründlich berichtigt und versöhnet sein, es mag Wort oder Werk betreffen. Auch wollen wir ihnen das nimmer im Argen gedenken, und niemandem gestatten, dawider zu thun. Namentlich so wollen wir, ich und meine Söhne und alle unsere Erben wider den hochgebornen Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, Markgraf zu Brandenburg ꝛc. unsern gnädigen Herrn alle ihre Erben und Nachkommen, so wenig als gegen den Herrn Johann ꝛc. so auch nicht gegen die Herren, Mannen und Städte der Mark zu Brandenburg nie etwas thun, wider sie nicht sein, noch ihre Feinde werden, um keiner Sache willen, noch sie beschädigen lassen. Wir wollen ihre und ihrer Lande Feinde oder Beschädiger weder heimlich noch öffentlich halten, hausen, hegen, speisen oder tränken, oder ihnen Rat und Hülfe schaffen, in keiner Weise. Sollten ich, meine Söhne und unsere Erben künftig Scheelung haben mit unserm Herrn Markgrafen Friedrich oder Herrn Johann und dem Kapitel zu Brandenburg und deren Erben, oder mit irgend einem andern Herrn, Mann oder Stadt der Mark Brandenburg, so sollen und wollen wir uns am Rechte genügen lassen, von Herren, Mannen und Städten der Mark, und das von einem jeglichen fordern und nehmen an solchen Stätten und vor den Gerichten, dahin er gehört, und wenn uns das Recht geschehen, so wollen wir darüber nicht klagen, noch zu Fehden heischen oder zum Beschädigen, noch gestatten, daß es geschähe. Wenn ich, meine Söhne oder unsere Erben diese Urfehde nicht hielten, und dawider thäten, was Gott nicht wolle, und wir dessen überführt und vor Herren, Mannen und Städte der Mark deshalb gefordert würden, so wollen wir binnen vier Wochen nach der Mahnung, die uns geschehen, mit Briefen oder

Boten kommen vor Herren, Mannen und Städte an solche Stätte der Mark, da wir hin gefordert werden, und sollen uns der Klage nach Erkenntnis der Herren, Mannen und Städte entledigen mit Freundschaft oder mit Recht, und wie es ausgesprochen wird, so wollen wir thun ohne Widerrede und Arg. Geschähe das nicht, so wollen ich, meine Söhne, und unsere Erben einreiten in Ziesar unverzüglich, und da ein rechtes Gefängnis halten dem Herrn Johann und seinem Kapitel und Gotteshause ohne Hülf- und Widerrede, und nicht von dannen scheiden, wir hätten uns denn unserer Schuld vollkommen entledigt. Zu Urkund habe ich Kaspar Gans mein Insiegel an diesen Brief gehangen, und ich Achim, und Balthasar, Söhne des ehegenannten Herrn Kaspars unsers Vaters bekennen, daß wir mit ihm alle obengeschriebenen Sachen gelobt und geschworen haben zu halten ohne Arg, und auch unser Insiegel an diesen Brief gehangen haben für uns und unsere unmündigen Söhne und Brüder. Zu Bürgen und Gesellen haben wir gesetzt die Edlen, strengen und tüchtigen unsere Freunde: Hartwich von Bülow, Byke von Bülow, sein Vetter, Pardym von Plotho, Wichart von Rochow, Achim und Matthias Gebrüder von Bredow, Bernd von der Schulenburg, Drewes Flothow, Hans Bosel, Bernd Rohr, Matthias von Jagow, alten Klaus und jungen Klaus Rohr und den jungen Otto von Blumenthal, die mit uns und für unsere unmündigen Söhne, Brüder und Erben gelobet haben ꝛc. ꝛc. Zu Urkund ist dieser Brief gegeben nach Christi Geburt 1416, am Mittwoch vor Sankt Peters Tag Kathedra*).

Dieses Aktenstück zeigt deutlich, wie sehr Friedrich daran lag, das Fehderecht des Adels zu beschränken und dessen Streitigkeiten in den ordentlichen Weg des Rechts zu bringen. Übrigens ist das obige nur ein abgekürzter Auszug der Urkunde, die ängstlich auf jeden möglichen Fall Bedacht nimmt und jede Ausrede abschneidet.

Gans von Putlitz war nun wieder frei, nachdem er zwei Jahre, zwei Monat und zwei Wochen im Gefängnis geschmachtet hatte. Er blieb noch zwei Tage in Ziesar und ritt dann mit seinen Söhnen in Begleitung seiner Bürgen nach Potsdam, wohin der Kurfürst kommen wollte, um aus Wichart von Rochows Händen das Schloß Potsdam zu übernehmen und sich von der Stadt huldigen zu lassen. Auch Gans von Putlitz sollte hier in Bezug auf seine märkischen Besitzungen huldigen.

Am 23. kam Friedrich an. Am 24. übergab Wichart das Schloß mit den üblichen Feierlichkeiten und Formalien, und nunmehr wurde in einem Saale desselben die Einrichtung getroffen, daß Putlitz mit seinen Söhnen die Huldigung ableisten konnte. Es geschah mit dem üblichen

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb, cont. T. I. S. 63 f.

Huldigungseide, worauf Friedrich ihn mit dem Schlosse Wittenberge und Zubehör von neuem belehnte und dann alle bei sich zur Tafel behielt. Lenzen sollte später übergeben werden.

Nicht Vorwürfe über das Vergangene will ich euch machen Herr Gans, sprach Friedrich, denn ihr habt dafür gebüßt, doch mögen wir uns heute noch daran erinnern, und da laßt es euch gestehen, daß es mir recht leid gethan hat, mit euch so hart verfahren zu müssen. Ihr wart zwar allerdings Gefangener des Bischofs, doch hat er nicht ohne meinen Rat gehandelt.

Gans von Putlitz. Es war ein Unglück und ich habe eingesehen, daß es mich nicht unverschuldet traf. Hinfort seht ihr in mir euren unterthänigen und treuen Diener, und ich bin nicht ohne Hoffnung, daß sich manches wieder gut machen läßt. Insonderheit soll mir daran gelegen sein, eure Gnade zu erwerben.

Während des Mahles stellte sich immer mehr ein gutes Vernehmen zwischen dem Kurfürsten, Gans von Putlitz und Wichart von Rochow her, das ihre Freunde mit großem Vergnügen bemerkten. Der Kurfürst verstand es, durch würdevolle Güte anzuziehen. Das Gespräch hatte sich auf die Kirchenversammlung zu Constanz gewendet, auf welcher Friedrich so bedeutend mitgewirkt hatte. Seine Mitteilungen wurden mit dem höchsten Interesse vernommen, und seine Urteile über die Einzelheiten bekundeten durchgängig einen scharfen überlegenen Verstand, ein festes und dennoch mildes Gemüt. Alle seine Gäste verließen ihn mit ungeteilter Bewunderung. Am andern Tage, den 25. Februar, nahm Friedrich die Huldigung der Stadt Potsdam an*). Kurze Zeit darauf, am 1. März, schrieb Balthasar von Wenden einen Brief an den Kurfürsten, in welchem er ihm meldet, daß sein Hauptmann ihm berichtet habe, wie die mecklenburgischen Herren nicht sehr einträchtig unter einander wären. Auch wollte Herzog Albrecht dem von Plessen keine Speise oder andere Sachen aus seinen Städten zu kaufen erlauben. Es schiene ihm daher ratsam, wenn Friedrich selber nach dem Städtchen käme. Er, Balthasar, wollte sich so lange davor legen, bis der Kurfürst nachkommen könnte, indem er zu Gott hoffe, daß es ihm nicht widerstehen sollte, und ohne Zweifel würden sie beide Städtchen und das Schloß wohl kriegen. Ferner habe der Hauptmann berichtet, daß Herzog Ulrich und die von Plessen auch nicht besonders einträchtig wären. Er hoffe, der Kurfürst und er würden alle ihre Angelegenheiten mit Gottes Hülfe zum guten Ende bringen, wenn Friedrich nur unverzüglich mit Macht folge, da im Schlosse nicht viel Lebensmittel vorhanden seien, wie ihm gesagt wäre. Er glaube noch, wenn

*) v. Raumer, a. a. O. S. 76.

der Kurfürst nicht wünschen sollte, daß er sich vor das Schloß lege, durch andere Wege und Schwänke dazu zu kommen, z. B. daß es zu Wittstock bekannt wäre, wie Friedrichs Diener gegen ihn (Ulrich) ritten, bis die andern entfernteren Städte gefordert würden, abzureiten, und daß Friedrich das alles mit dem Bischof bereden möchte, damit er davor fände, was nötig wäre. Er fordert den Kurfürsten dringend auf, darüber nachzudenken, was das nützlichste sein würde und ihm zu schreiben, was ihm gut dünke, auch ihm zu sagen, um wessentwillen er den mecklenburgischen Herrn entsagen solle, ob um des Kurfürsten, ob wegen des Genannten (Plessen?), oder ob um Balthasars willen. Er wolle alles gern thun. Der Brief war zu Ruppin geschrieben*).

Man sieht aus diesem Briefe, wie kläglich es mit diesen Kriegen stand, denen Friedrich allerdings keinen Geschmack abgewinnen konnte. Es bleibt ungewiß, ob Friedrich dem Balthasar Hülfe sandte. Nur so viel ist bekannt, daß er nicht dahin ging. Der Krieg aber brach aus. Es waren wieder die Herzöge von Mecklenburg-Stargard, Johann und Ulrich, welche denen von Wenden gegenüber standen. In ihren beiderseitigen Besitzungen thaten sie einander großen Schaden mit Raub und Brand und verwüsteten das Land so sehr sie es vermochten. In diesem Kriege wurde von Balthasar von Wenden einer der angesehensten Ritter der Gegenpartei, Herr Heinrich von Moltke, gefangen genommen. Es wurde ihm ein so hohes Lösegeld gesetzt, daß man es allgemein zu hoch fand. Um es zu erpressen, wurde Heinrich in den Stock gesetzt. Dagegen hatte Christoph von Waren, Balthasars Vetter, das Unglück, den Stargardern in die Hände zu fallen. Sie hielten ihn lange gefangen. Endlich wurde der Friede durch Markgraf Friedrichs Bemühungen wieder hergestellt und die Gefangenen wurden auf beiden Seiten freigegeben**).

Noch hatte Friedrich das den Quitzows abgenommene Schloß Beuthen nicht wieder vergeben. Er bestimmte darüber am 7. März dieses Jahres zu Berlin und verlieh dasselbe den Töchterkindern Peters von Bredow, Henning und Konrad von Schlabberndorf gegen zwölfhundert Schock böhmische Groschen als ein rechtes erbliches Lehen, wie es vormals Kuno von Ziesar innegehabt hatte, ausgenommen das Dorf Thyrow, damals Teuren genannt, um welches vor Zeiten Schelung gewesen und das künftig zum Schlosse Trebbin gehören soll. Auch erteilte Friedrich den Söhnen Peters von Bredow, Lippold und Peter genannt, das Angefälle des Schlosses Beuthen, so daß dasselbe, wenn Henning

*) Pauli, Preuß. Staatsgesch. Tl. II. S. 71 f. — Pauli bringt den Brief unrichtig mit einer andern Begebenheit in Verbindung.

**) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 486 f.

und Konrad mit Tode abgingen, an sie fallen sollte. Zeuge waren der Bischof von Brandenburg, Graf Günther von Schwarzburg, Herr zu Ranis, Wend von Ileburg und Hasso von Bredow*). Diese Verleihung war ein abermaliger Beweis seines Wohlwollens gegen die Familie von Bredow.

Der frühere Besitzer dieses Schlosses, Kuno von Ziesar, mußte zu Gelde gekommen sein, denn er kaufte um eben diese Zeit von dem in Sachsen lebenden Ritter Albrecht von Holzendorff die ansehnlichen Buckowschen Güter, nämlich das Städtchen Buckow und die Dörfer Obersdorf, das er zu seinem Wohnsitz wählte, Münchehofe, Dahmsdorf, Sieversdorf, den Hof Schlagenthin und den schon lange nicht mehr vorhandenen Hof an den Klobing-Seen bei Dahmsdorf. Friedrich belehnte ihn damit noch in diesem Jahre 1416**).

Endlich wurden nun auch Werner von Holzendorff und die übrigen mit den Quitzows ehemals verbundenen Adligen zu Gnaden angenommen, nachdem sie Reversalbriefe ausgestellt hatten, durch welche sie versprachen, sich künftig als getreue Mannen und Unterthanen auszuweisen***). Diese Nachsicht trug viel dazu bei, Friedrich die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen.

Zu denen, welche ihre ehemalige Verbindung mit den Quitzows schwer bereuten, gehörten auch die Gebrüder von Maltitz. Noch saßen sie im Gefängnisse, denn sie gehörten nicht zu denen, welche Friedrich begnadigt hatte. Jetzt gedachte er auch ihrer und ernannte einen Ausschuß, ihr Vergehen näher zu untersuchen, sie zu verhören und danach Vorschläge zum Vergleiche und zur Sühne zu thun. Nachdem es geschehen, verhandelte Friedrich selber mit denen von Maltitz und zuletzt kam man über folgende Punkte überein.

Die Gebrüder von Maltitz, als auch alle, die mit ihnen gefangen worden sind, geloben für sich und ihre Nachkommen dem Markgrafen Friedrich, allen seinen Erben und Nachkommen, so wie allen, die ihm gebührt, zu verteidigen, eine rechte Urfehde und schwören zu den Heiligen, sie stets und unverbrüchlich zu halten. — Sie geloben ferner eine besondere Urfehde dem Hans von Bieberstein und Hans von Torgau, und diese gleicherweise zu halten, worüber sie dem Kurfürsten wie über die übrigen Bedingungen eine Urkunde ausfertigen. Trebbin bleibt in den Händen des Kurfürsten, aber dieser zahlt ihnen eine Entschädigung von hundert Schock böhmischer Groschen auf bevorstehende Pfingsten. Außerdem verschreibt er ihnen die Einkünfte von zweihundert Schock, deren

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brand. cont. T. I. S. 78.
**) Wohlbrück, Gesch. von Lebus Tl. II. S. 222. Tl. III. S. 206.
***) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 80. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Reversalbriefe nicht gedruckt sind.

Kapital ihm und der Mark verbleibt und die er aus seiner Kämmerei in der Art zahlen will, daß die von Maltitz aus der Orbede von Berlin alljährlich zu Weihnachten zwanzig Schock böhmische Groschen erheben, so lange bis in der Mark für zweihundert Schock Lehngüter erledigt werden, mit denen er sie dann belehnen oder zweihundert Schock dafür geben will*). In dieser Weise kam der Vergleich zu stande und die Aussöhnung war bewirkt.

Kaiser Sigismund hatte ein besonderes Schreiben an den Grafen Ulrich von Lindow, Herrn zu Ruppin erlassen, in welchem er diesen mächtigsten Vasallen der Mark von der ihm geleisteten Huldigung entband und ihn an Markgraf Friedrich wies, ihm die Huldigung zu leisten**). Es geschah dies zu Frankfurt an der Oder am 23. April mit den angemessenen Feierlichkeiten***).

Bald darauf ging Friedrich nach der Priegnitz, wo er am 4. Mai zu Perleberg den Städten der Priegnitz wegen bezahlter Landbede quittierte†).

Friedrich reiste nun nach Lenzen, damit ihm Gans von Putlitz das Schloß und die Stadt in verabredeter und üblicher Weise am 14. Mai überlieferte. Er hatte es vom Markgrafen Jobst für die Summe von zweitausend Schock böhmischer Groschen erhalten, zu welcher ihm der Vater Wicharts von Rochow fünfhundert Schock geliehen hatte. Da er das Schloß jetzt ohne eine Entschädigung herausgeben mußte, so konnte er seinem Schwiegersohn auch die Schuld nicht abtragen, und bei seinem ohnehin harten Verluste war dazu wohl auf lange keine Aussicht. Friedrich bewies sich hier sehr großmütig, indem er nicht wollte, daß der Unschuldige wegen seiner Verwandtschaft mit dem Schuldigen leiden sollte. Er gab dem Wichart von Rochow die geliehenen fünfhundert Schock wieder und verpflichtete sich durch diese Handlung den Gans von Putlitz für immer††). Am andern Tage huldigte die Stadt Lenzen dem Markgrafen, und er bestätigte derselben zugleich ihre Privilegien†††). Die Urkunde ist vom 1. April datiert.

Unmittelbar von dort begab sich Friedrich nach Treuenbrietzen, wo die Sorge des Familienvaters ihn in Anspruch nahm. Wir haben gehörigen Ortes erzählt, daß Kaiser Siegismund in Ungarn Friedrichs ältesten Sohn, den Prinzen Johann, mit der Prinzessin Barbara, Tochter des Herzogs Rudolph von Sachsen, verlobt und beiden die Einkünfte der Städte Potsdam, Trebbin, Saarmund, Plaue, Mitten-

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 78.
**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 71.
***) v. Raumer a. a. O. S. 76. — †) Ebendas. S. 138.
††) Haftiz Tl. II. § 22.
†††) v. Raumer a. a. O. S. 76. Haftiz a. a. O. giebt den 14. Mai an.

walde, Brietzen und Belitz, zusammen mit 50 000 ungarischen Gulden verschrieben hatte. Jetzt war Johann sechzehn, Barbara zwölf Jahr alt und das schien hinreichend zu sein, nunmehr zur Ehe schreiten zu können. Sie sollte zu Brietzen gefeiert werden. Die Kurfürstin begab sich mit den Prinzen und Prinzessinnen dahin, die Herzöge von Sachsen mit der jungen Braut, und am 17. Mai langte Friedrich ebenfalls daselbst an, denn am folgenden Tage sollte das Beilager gefeiert werden. Zu Pferde und zu Wagen passierte die Thore alles, was in diesen Gegenden Anspruch auf Rang und Stand machen konnte und die neugierigen Bewohner des Städtchens hatten so viel zu sehen und zu hören, daß die gewöhnliche Ordnung der Dinge einstweilen ganz bei Seite gesetzt werden mußte.

Die Hochzeit wurde mit allem Glanz und Pomp, den die Umstände geboten, gefeiert. Friedrich liebte Pracht, wo sie der Anstand verlangte. Er stellte dem jungen Paare einen Revers aus, des Inhalts, daß, weil der König Siegismund in seiner freundlichen Gnade zwischen dem Herzoge Rudolph von Sachsen und ihm zu Gunsten ihrer Lande eine Ehe zwischen ihren beiderseitigen Kindern gestiftet, und dazu Ehegeld und Leibgedinge gnädig gegeben und verschrieben habe, wie seine Briefe näher ausweisen, sie nunmehr beiderseitig ihre Kinder zusammen gegeben und nach den heiligen Satzungen der Kirche und der Christenheit ehelich zugelegt haben. Friedrich verspricht nun, solche des gnädigen römischen Königs gnädige Gifft und Gabe zu bewilligen und zu vollborten und dies mit Kraft dieses Briefes zu thun in aller Maße, wie des gnädigen Königs Briefe dies bestimmt haben, und daran stets festzuhalten. Auch sollen alle Städte, Schlösser, Dörfer und ihre Einwohner und Zubehörungen des ehegenannten Leibgedinges von der Mark geschützt und geschirmt werden und dem Markgrafen und seinen Nachkommen in allen Nöten und Geschäften offen sein, die Einwohner aber bei allen Rechten, Gewohnheiten und Freiheiten, die sie von Alters her besessen haben, erhalten werden. Das Schreiben ist aus Brietzen, den 18. Mai, datiert*).

Nachdem die Hochzeitstage vorüber waren, mußte dem jungen Paare in Brietzen die Hofhaltung eingerichtet werden. Friedrich ging von hier nach Brandenburg, wo er am 24. Mai einige Streitigkeiten des Domkapitels mit der Neustadt wegen des Ausgrabens der Ziegelerde in Gegenwart des Bischofs und der beiden Äbte von Lehnin und Chorin beilegte**). Nach dieser Stadt kam er, wie schon erwähnt, nur selten. Die Prinzessin Barbara nahm am 27. Mai die Huldigung der Stadt

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 65.
**) Gercken, Stiftshistorie von Brandenburg S. 214.

Brietzen an, in welcher diese versprach, ihr nach Markgraf Johanns Tode ihre Lebtage lang unterthänig zu sein, nach Ausweis der Briefe Kaiser Siegismunds und Kurfürst Friedrichs. Unmittelbar darauf reiste die Prinzessin mit ihrem Gemahl nach Belitz, Mittenwalde, Trebbin und Potsdam und ließ sich auch von diesen Städten huldigen*). Plaue befand sich noch von den Magdeburgern, namentlich von Günzel von Bartensleben besetzt, und über dessen Abtretung wurden noch Unterhandlungen gepflogen. Warum Saarmund nicht gehuldigt hat, ergiebt sich nicht.

*) v. Raumer a. a. O. S. 66. Anm. 76.

Neunzehntes Kapitel.

Es waren indessen nicht bloß über Plaue Streitigkeiten mit Magdeburg entstanden, sondern auch wegen des Städtchens Görzke, das früher zur Mark Brandenburg und zwar zur Zauche und damit zum Bistum Brandenburg gehört hatte*). Magdeburg machte auf dieses Städtchen Ansprüche und verfeindete sich darüber mit dem Bischofe von Brandenburg nicht minder wie mit Friedrich. Erzbischof Günther wurde in seinen Verhandlungen immer empfindlicher und machte es dem Kurfürsten zum bittern Vorwurfe, daß er Wichart von Rochow und Gans von Putlitz die Freiheit gegeben habe, ohne seine Einwilligung einzuholen, da doch in dem Bündnisse festgesetzt worden sei, daß über die Gefangenen gemeinschaftlich verhandelt und das Lösegeld geteilt werden sollte. Vergebens machte Friedrich bemerklich, daß Gans von Putlitz nicht zu denen gehöre, die von ihnen gefangen worden seien, denn der Bischof von Brandenburg habe ihn fangen lassen ehe ihr Bündnis geschlossen worden, vergebens, daß Golzow garnicht von den Magdeburgern genommen sei und der Erzbischof darum auch an Wichart von Rochow keinen Teil habe. Magdeburg blieb bei dem Buchstaben der Urkunde stehen und es schien nicht, als wolle sich der Zwiespalt lösen und die Sache auf dem Wege gütlicher Unterhandlung sich ausgleichen lassen.

Wenn zwischen den Regierungen eines Landes eine Spannung eintritt, so ist dies nicht leicht ohne Einfluß auf die Unterthanen, die bald inne werden, daß die Eintracht im Begriff sei, zu fliehen. Einigen von den Mannen des Bischofs von Brandenburg kam das sehr erwünscht. Die lange Ruhe war ihnen zuwider, sie thaten sich zusammen und wagten anfangs Juli einen Streifzug in das Magdeburger Land**), den Johann von Waldow, wie es scheint, nicht ungern sah, denn er that, als wüßte er nichts davon. Dreister gemacht durch die Nachsicht,

*) Landbuch Karls IV. S. 33. Büschings Topographie S. 46.
**) Rathmann, Gesch. von Magdeburg Tl. III. S. 42, nach der Schöppenchronik.

schlossen sich mehrere an und von verschiedenen Punkten her fielen die Märker in das Magdeburgische ein, immer kühner und kecker wurden die Neckereien. Erzbischof Günther beschwerte sich gegen den Bischof von Brandenburg, aber ohne merkbaren Erfolg, weil Johann von Waldow vorgab, von diesen Dingen nichts zu wissen und erst Nachrichten darüber einziehen zu müssen.

Während der Erzbischof mit diesen Händeln zu thun hatte, erwuchsen ihm plötzlich zwei neue Feinde. In seinem Ärger über die Freilassung des Gans von Putlitz hatte er in großer Heftigkeit und Aufregung sich ehrenrührig über Gans ausgelassen und unkluger Weise gegen jemanden, der mit Gans von Putlitz verkehrte und befreundet war. Dieser erfuhr daher sehr bald, wie der Erzbischof über ihn dachte und sprach. Er war nie sein Freund gewesen und hatte ihm manches Frühere noch nicht vergessen. Was er vernommen, goß Öl ins Feuer, er glaubte es daher seiner Ehre schuldig zu sein, an den Erzbischof zu schreiben und um Auskunft zu bitten. Viel zu stolz zum Leugnen, zum Drehen oder Wenden, antwortete dieser empfindlich und nicht in einer Weise, die geeignet gewesen wäre, Gans von Putlitz zu beschwichtigen. Die unmittelbare Folge davon war eine Kriegserklärung des Putlitz an den Erzbischof, welche er um so eher wagen zu können glaubte, weil ihm die gespannten Verhältnisse zwischen der Mark und Mageburg nicht unbekannt waren und er darum darauf rechnete, daß der Markgraf nicht ernstlich dazwischen treten würde*).

Zu gleicher Zeit hatte sich auch Balthasar von Wenden mit dem Erzbischofe veruneinigt. Über den Grund ihres Zwistes ist nichts zu ermitteln und wir müssen die Untersuchung dahingestellt sein lassen. Allein er muß erheblich gewesen sein, denn Balthasar erklärte dem Erzbischofe ebenfalls den Krieg, und in natürlicher Folge that Balthasar dem Gans von Putlitz den Vorschlag, gemeinschaftlich gegen Magdeburg zu operieren. Die Nützlichkeit dieses Vorschlages leuchtete ein und darum wurde er mit Vergnügen angenommen.

Es war am 10. August 1416, wo Balthasar von Wenden mit seinem Kriegsvolke vor dem Schlosse Putlitz erschien, um sich mit dem Banner Kaspars zu vereinen. Er wurde von diesem gar freundlich aufgenommen und die Becher wurden auf treue Kriegsgenossenschaft und gutes Glück fleißig angestoßen. Kann ich doch kaum die Zeit erwarten, bis ich wieder aufs Streitroß komme, sprach Kaspar. Noch einen Becher, edler Herr, und dann, wenn es euch genehm ist, laßt uns aufbrechen. Schnell nahm er von Frau und Kindern Abschied, seine ältesten Söhne begleiteten ihn.

*) Rathmann, Gesch. von Magdeburg Tl. III. S. 42, nach der Schöppenchronik.

Unten auf dem Schloßhofe stand das Putlitzsche Banner des Befehls zum Aufbruch gewärtig. Als die beiden Heerführer zum Schlosse heraustraten, wurden sie mit einem Freudengeschrei empfangen. Rasch schwangen sie sich in den Sattel und unter den Glückwünschen der Zurückbleibenden zogen sie ab.

Die Sonne leuchtete heiß und kräftig vom reinen wolkenlosen Himmel. Das Getreide wogte reif zum Schnitte, sanft vom Winde geschaukelt, aus der Ferne tönte der Ruf der Wachtel heiter und fröhlich herüber, und aus dem Korne blitzte das kräftige Blau und Rot der Kornblumen und des wilden Mohns hervor. Herr Kaspar ritt mit Herrn Balthasar an der Spitze des Zuges mit völlig verklärtem Gesicht. Ihr glaubt nicht, Herr Balthasar, sprach er, wie herrlich wohl es thut, wieder so vor seinem Banner zu reiten, wenn man in so langer Zeit zwischen dicken Mauern gesessen hat. Dem Kinde an der Mutterbrust kann nicht so wohl sein, wie mir auf meinem Rosse. Es geht doch nichts über die Freiheit und eine freie Äußerung der Kraft. Und daß wir nun so zusammen ausreiten eine ehrliche Fehde auszufechten, macht mir doppelt Vergnügen. Hab ich es doch fast noch nie so lebhaft empfunden, als heute.

Balthasar. Kein Wunder. Ihr habt das Vergnügen lange entbehrt und Entbehrung würzt den Genuß, so hab ich immer gehört.

Gans von Putlitz. Habt ihr schon vernommen, daß Herzog Johann von Mecklenburg in den Bann gethan ist?

Balthasar. Ja wohl, ich weiß es.

Gans von Putlitz. Wie hängt die Sache zusammen?

Balthasar. Es ist damit oft ein seltsam Ding in der Welt. Herzog Johann von Mecklenburg hat, wie ihr wißt, vor einiger Zeit des Herzogs Erich von Lauenburg Schwester, Katharina, gefreit, mit der er im dritten Gliede verwandt ist. Darum ist er nun in den Bann gethan worden*). Könnt ihr darin ein Verbrechen finden? Ich vermags nicht.

Gans von Putlitz. Die Pfaffen haben ihre eigenen Ansichten. Man sieht's ja an der Art und Weise, wie sie die Welt, in der sie befehlen können, eingerichtet haben. Ginge es nach ihnen, würde die ganze Welt ein Kloster und alle Menschen verwandelten sich in Mönche und Nonnen. Und doch strafen sie jedes Vergehen gegen die Kirche und ihre Meinungen auf die härteste Weise.

Balthasar. Die von dem Sunde sind wegen ihrer Zwietracht mit Kurt von Bonow auch erst jetzt von dem Banne befreit worden und haben es sich schweres kosten lassen müssen.

*) Rufus a. a. O. S. 492.

Gans v. Putlitz. Ich habe lange nichts davon gehört. Also jetzt erst ist der Bann aufgehoben? Das hat ja sehr lang gedauert.

Balthasar. Zehn Jahre lang, und während der Zeit ist ihnen übel mitgespielt worden. Der Papst hat zuletzt einen Bevollmächtigten nach Stralsund gesendet, und da die Stadt es sich Geld kosten ließ, ward die Sünde vergeben. Doch sind ihnen vielerlei Bußen auferlegt, wie mir gesagt worden. Unter andern mußten sie im Dome zu Schwerin, am Sitze des Bischofs, ein Gewölbe bauen lassen und sich verpflichten, dasselbe auf ewige Zeiten in gutem Zustande zu erhalten. Aber die von dem Sunde mußten auch leiden, daß der Bischof mit großen langen Buchstaben über der großen Orgel an die Wand im Dome folgende Inschrift setzen ließ: Nach dem Jahre Christi 1416 ist dies Gewölbe vollendet mit den Pfennigen, welche die Sundeschen gegeben zu der Sühne der drei Priester, die sie unmenschlich und unschuldig haben verbrennen lassen auf ihrem Markte*).

Gans von Putlitz. Das ist hart. Und sie haben sich gefügt?

Balthasar. Was wollten sie machen? Die Stadt war durch Bann und Acht in großen Verfall geraten. Aller Handel lag darnieder, die Bürger durften nicht aus dem Thore ziehn, und wo man sie bekam, da erwürgte man sie wie die Hunde. So war des Mordens, Raubens und Bestreifens kein Ende. Allein bei jener Strafe hatte es noch nicht sein Bewenden. Der Bischof von Schwerin hat außerdem noch befohlen, daß von nun an bis in ewige Zeiten weder er noch irgend einer seiner Nachfolger in Stralsund Messe halten sollen, daß man auch künftig keinem Toten daselbst Vigilien singen, sondern dieselben nur heimlich in den Häusern hersagen darf, und wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird, so müssen Geistliche und Schüler zuerst das Absolve domine singen, ehe etwas anderes gesungen werden darf**). Aber mit dem Opfer ist es dennoch bei den kleinen Pfennigen geblieben***). Auf die Stelle, wo die drei Priester verbrannt worden sind, ist ein Kreuz gesetzt, und die Träger oder Packknechte mußten öffentliche Kirchenbuße thun und mit dem Kreuze um den Hof gehen. Dem Rat aber wurde aufgelegt, große Summen zu zahlen für Seelenmessen und Wallfahrten, den Seelen der Verbrannten zu Trost und Hülfe†).

Gans von Putlitz. Die Heiligen mögen jeden bewahren, in die strafende Gewalt der Kirche zu fallen.

Balthasar. Amen! Aber sagt, was ist das da für ein Schloß, das sich vor uns erhebt?

*) Chronik des Reimar Kock bei Grotuff Tl. II. S. 614.
**) Diese Anordnungen sind erst durch die Reformation aufgehoben worden.
***) Kantzows Pomerania von Kosegarten Tl. I. S. 444.
†) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 462. Anm.

Gans von Putlitz. Es ist mein Schloß Wolfshagen. Wir reiten ein, weil ich von dort noch Knechte mitnehmen will, die sich anschließen und unsern Zug verstärken sollen.

Nicht gar lange nachher war man vor dem Thore des Schlosses, hielt sich jedoch nicht länger auf, als nötig war, der drückendsten Tageshitze auszuweichen. Dann ging es weiter über Retzin, Klein-Gottschow, Krampfer und Viesecke nach Kleetzke, wo man die Nacht zuzubringen beschloß.

Kaum graute der Tag, so wurde zum Aufbruch geblasen, um die Morgenkühle zu benutzen. Bald darauf zog die Schar zum Dorfe hinaus auf einem Wege, der Gans von Putlitz durch seinen früheren Verkehr sehr genau bekannt war. Er gedachte dessen oft und verlor sich in Erinnerungen. Schade, rief er endlich, schade um meine wackeren Quitzows! Wären sie noch in ihrer früheren Lage, so machten sie diesen Zug mit, und es sollte uns wohl bekommen. Ich hatte sie gar gern und ihr Unglück geht mir noch immer tief zu Herzen.

Balthasar. Mir sind sie nicht genau bekannt geworden; nur hab' ich von vielen gehört, daß sie mit ihnen nicht zufrieden waren. Ich selber kann den Dietrich nicht rühmen. Er stand mir im vorigen Jahre gegenüber und hat mir vielen Schaden gethan, auch einen Mann des Bischofs von Havelberg zu Schanden gehauen. Ich halte sie für Raufbolde und Unruhstifter.

Gans von Putlitz. Da thut ihr ihnen unrecht, beides sind sie nicht. Aber sie fühlten ihre Kraft und ließen sich kein Unrecht gefallen, dazu kam, daß sie in der Regel klüger waren als die, mit denen sie zu thun hatten, bis sie endlich auf einen stießen, der klüger und mächtiger war als sie. Das war ihr Unglück und zugleich ihr Unrecht.

Balthasar. Ihr scheint viel auf sie zu halten und darum nicht zu sehen, daß ihnen wohl noch manches zur Last gelegt werden könnte. Wo mag denn Dietrich jetzt sein? Herzog Ulrich hatte ihn fortgeschickt.

Gans von Putlitz. Er ist zu Herzog Erich von der Leine nach Salzderhelden gezogen, wo er sich meines Wissens noch befindet*).

Balthasar. Wie ist er dahin geraten?

Gans von Putlitz. Sehr wahrscheinlich durch Herzog Erichs Tochter Elisabeth. Diese war an den Herzog Bogislaw von Stettin, Swantibors Bruder, verheiratet und lernte Dietrich durch den Feldzug, den er mit den Pommern und Ruppinern im Jahre 1401 nach dem Barnim machte, kennen. Sie fühlte für ihn viel Wohlwollen und hat ihm das-

*) Die Vermutung von Buchholz, daß er nach Lauenburg gegangen, ist eine durchaus unbegründete, obgleich sie vielfach nachgeschrieben worden. Haftiz und Angelus sagen ausdrücklich zu Erich von der Leine, und nur ihnen darf man hier folgen.

selbe bewahrt. Als Bogislaff im Jahre 1404 starb, wurde sie Witwe und bezog ihren Witwensitz; Kinder waren nicht vorhanden. Swantibor aber kaufte ihr das Leibgedinge ab, sie verließ Pommern, ging nach ihrem Geburtslande zurück und trat in das Jungfrauenkloster zu Gandersheim ein, wo sie noch jetzt lebt. Ihre ältere Schwester Agnes ist Äbtissin dieses Klosters*).

Balthasar. Und ihr meint, sie sei daran schuld gewesen, daß Dietrich nach Salzderhelden gegangen?

Gans von Putlitz. Ja. Herzog Erich ist der Sohn Herzog Albrechts II. von Braunschweig, Herr zu Grubenhagen, Salz und Eimbeck**). Früher wohnten die Herren auf dem uralten Schlosse Grubenhagen. Albrecht eroberte nach dem Absterben des letzten aus der edlen Familie der von Helden Schloß und Stadt Salz, gewöhnlich Salzderhelden genannt, und weil er sich meistens daselbst aufhielt, hieß er gewöhnlich der Herzog zum Salz. Er war ein unruhiger Mann und liebte es, Streifzüge in die Länder der Nachbarn zu unternehmen; berühmte, wackere uud tapfere Kriegshelden waren ihm darum sehr willkommen. Alle seine Schlösser hatte er mit solchen besetzt, die nach allen Seiten hin Streifzüge machten und nicht bloß das Land, sondern auch die Straßen plünderten***). Natürlich war er dadurch oft in Kriege mit den Nachbarn verwickelt, unter welchen besonders der Markgraf von Meißen ihm hart mitspielte. Sein Land befand sich dabei sehr übel, denn der Markgraf war mit der unerhört großen Zahl von achtzehn tausend Mann gekommen. Nach vielen Kriegen starb er im Jahre 1397 und ließ seinen einzigen Sohn Erich zurück. Sein Oheim, Herzog Friedrich von Osterode, führte als sein Vormund die Regierung, ungeachtet Erich schon in den dreißiger Jahren, ja selbst den Vierzigern nahe war. Weshalb dies geschehen, ist mir nicht bekannt, aber im Jahre 1401 übernahm er selber die Regierung. Er ist ein friedfertiger Herr, dennoch konnte er eine Fehde nicht vermeiden, deren Grund ich nicht angeben kann. Sie betraf vielleicht Grenzstreitigkeiten. Die drei Söhne Heinrichs mit der roten Platte, Grafen von Hohenstein und Lohra, nämlich Graf Heinrich der Stolze, Graf Ernst und Graf Günther, alle drei noch jung, kündigten dem Herzog Erich im vorigen Jahre Fehde an und rüsteten sich, ihm ins Land zu fallen. Herzog Erich lag nun daran, tüchtige Leute zu werben, die den Krieg führen könnten. Da hat ihn

*) Bunting, Braunschweig-Lüneburg. Chronik von Maybaum, S. 584. — Kantzows Pomerania v. Kosegarten Th. I. S. 431. — Chronic. picturat. in Leibnitz, Script. III. S. 392.

**) Erath, Hist. Nachricht von den Erbteilungen im Braunschw.-Lüneburgschen Hause S. 8.

***) Bunting a. a. O. S. 581.

seine Schwester in Gandersheim ohne Zweifel auf Dietrich von Quitzow aufmerksam gemacht, wenigstens ließ der Herzog Erich an ihn eine Einladung ergehen, während Dietrich im vorigen Herbst vor Schloß Laue lag, und sie kam wenige Stunden vor der Aufhebung der Belagerung an, also gar sehr gelegen. Dietrich beurlaubte sich bei Herzog Ulrich und zog ab. Dieser durfte ihn ohnehin nicht länger behalten.

Balthasar. Ich war froh, als er unsere Gegend verließ. Seine Nähe zog mir die Brust zusammen, denn ihr mögt ihn loben, so viel ihr wollt, ein gefährlicher Mann ist er immer, und umsonst ist er weder in die Reichsacht verfallen, noch um seine Schlösser gekommen.

Gans von Putlitz. Ihr kennt das einzelne nicht, und haltet euch nur an den äußern Schein. Wäre der Markgraf nicht ein so tüchtiger Mann, es wäre alles anders gekommen, und die Quitzows ständen hochgeehrt da. Doch hört weiter. — Nach wenigen Tagen kam Dietrich in Begleitung einiger Knechte in Salzderhelden, einem kleinen Orte mit einem festen Schlosse, an der Leine gelegen, an. Er fand hier bereits viele andere Kriegsleute, welche Herzog Erich verschrieben hatte, und wurde wohl aufgenommen. Wenige Tage nachher rückte er ins Feld, und der Krieg begann. Es läßt sich glauben, daß Dietrichs Rat dem Herzog sehr zu statten gekommen ist.

Balthasar. Das bezweifle ich nicht, denn den Krieg versteht er.

Gans von Putlitz. Die Grafen von Hohenstein hatten viele Thüringer herangezogen, und sich mit ihnen verstärkt. Beim Dorfe Osterhagen an der Ruchse kam es endlich zu einem Treffen, in welchem es hart herging. Es fand gegen Ende des vergangenen Jahres statt. Beide Teile verloren viele Menschen an Toten, Verwundeten und Gefangenen, aber Herzog Erich behielt das Feld, und Herzog Heinrich von Hohenstein selber wurde mit vielen guten Leuten aus Thüringen gefangen. Dagegen griffen Heinrichs Leute auch nicht wenige von Erichs Schar und führten sie hinweg nach Elrich auf dem Harze*). Ob die Sache schon zu Ende ist, weiß ich nicht, denn seit dem Februar habe ich von Quitzow keine Nachricht, und es ist mir nicht einmal bekannt, ob er sich noch in Salzderhelden befindet. Wie sehr ist er zu bedauern, daß er sich jetzt fern vom Vaterlande in der Welt umhertreiben und von der Fürsten Gnade leben muß, was ihm gewiß schwer ankommt, denn nichts war ihm von jeher mehr zuwider.

Während dieser Gespräche war man am Thore von Havelberg angelangt und hatte Einlaß, sowie die Erlaubnis, sich einige Stunden aufhalten zu dürfen begehrt. Sie wurde nach einiger Zeit erteilt. In

*) Bunting a. a. O. S. 584. — Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 486. — Spangenberg's Sächs. Chronik S. 516.

der Stadt wurde der Zug in verschiedene Herbergen verlegt. Man machte hier Mittag. Zwei Stunden später zog man zum entgegengesetzten Thore hinaus und betrat gleich darauf die Magdeburgische Grenze, war also nun in Feindesland. Ein Hospital bezeichnete sie. In geringer Entfernung vor ihnen lag die Stadt Sandau oder Sandow, zu welcher es gehörte. Sie war das Ziel unseres Kriegszuges, der ein ansehnliches Belagerungsgerät sowie einige Steinbüchsen auf Wagen mit sich führte. Eine Stunde später hatte man die Stadt erreicht, die, von der Annäherung der Feinde unterrichtet, Vorkehrungen getroffen und sich gut bewahrt hatte.

In gewohnter Weise wurde die Stadt umlegt, und das Lager aufgeschlagen. Drinnen in der Burg befehligte, wie man erfuhr, Heinrich von Isenburg. Warum Klaus von Quitzow nicht darin befehligte, ist bisher nicht ermittelt. Wahrscheinlich war die Stadt von ihm eingelöst worden, doch muß sie ihm nachher wieder verpfändet worden sein. Am nächsten Tage errichtete man eine Schanze für die Steinbüchsen und begrüßte mit ihnen die Stadt, die zur Verwunderung unserer Mecklenburger den Gruß in gleicher Weise erwiderte. Die Anwendung der Büchsen wurde jetzt schon allgemeiner, und ihre Einrichtung wie ihre Handhabung war vervollkommnet, aber sie erregten überall noch großen Schrecken und verursachten mehr Furcht als Schaden.

Die Beschießung dauerte auch am Mittwoch und Donnerstag den 13. und 14. August fort. Letzterer Tag war die Vigilia von Mariä Himmelfahrt, oder unser lieben Frauen Abend der Scheidung, wie er auch genannt wurde. Das Fest der Himmelfahrt der heiligen Jungfrau war eines der höchsten Kirchenfeste, und wurde zugleich als eines der heitersten und fröhlichsten angesehen. Es hatte gar viele Benennungen. Unserer Frauen Tag der Ehren, der große Frauentag, Maria in den Ögsten (August, auch Ernte), unserer Frauen Wurzweihe, unserer Frauen Krautweihung sind sämtlich Benennungen dieses hohen Festes. Es wurde mit allem Pomp der Kirche selbst in der bedrängten Stadt eingeläutet, und auch im Lager schickte man sich an, es festlich zu begehen, weshalb auch für morgen eine Waffenruhe anbefohlen wurde.

Am andern Tage früh erklang überall das festliche Geläute. Im Lager hatten sich einige fahrende Priester eingefunden, um die gottesdienstlichen Verrichtungen zu übernehmen. Ehe der Gottesdienst anfing brachten die Knechte Sträuße von Kräutern und Blumen, Früchte und Wurzelgemüse, und ließen sie von den Geistlichen weihen. Mehr noch als hier im Lager war das in Städten und Dörfern Sitte. Die Mädchen banden von Würzkräutern dicke Sträuße, sogenannte Wische, und ähnliche Sträuße von Blumen und Früchten an den Zweigen und Stielen, damit der Geistliche den Segen darüber spräche. Es gewährte

am Morgen dieses heitern Festes einen reizenden Anblick, die ganze Schar geputzter blühender Mädchen, beladen mit den schönsten Blumen und Früchten zur Kirche wallen zu sehen, wenn hoch vom Turme feierlich die Glocken riefen, oder den wandelnden Garten im Dome in der magischen Beleuchtung der bunten Kirchenfenster zu überblicken, wo sich zwischen den mächtigen Sträußen von Kräutern und Blüten die lieblichsten Mädchenköpfe hervordrängten, als wüchsen sie mit jenen auf gleichem Boden, und tauchten nur aus dem Meere von Blumen empor, sich des schönen Tages zu freuen, und durch ihren Anblick zu erheitern. Es hatte etwas Rührendes, wenn der Geistliche Blumen und Früchte segnete, und so selbst die unempfindliche, aber das Herz des Menschen belebende und stärkende Pflanzenwelt an dem Segen der Kirche teilnehmen ließ, deren schönste Produkte gewürdigt waren, Sinnbilder der hohen Himmelskönigin darzustellen. Von alten Zeiten her galten Rosen und Lilien als Blumen, welche die Tugenden der allerseligsten Jungfrau am würdigsten darstellten. Darum tönte heute von ihr im festlichen Chore: Circumdabant eam flores rosarum et Lilia convallium*). Früchte brachte man zur Kirche, weil ursprünglich die Kirche festgesetzt hatte, daß keine neue Frucht ungesegnet genossen werden dürfe, denn alles Irdische erhielt erst Wert durch eine geistige Weihe, als Träger des Geistigen, auf welches es stets zurückweisen sollte. Auch in seinem Genusse durfte das nicht vergessen werden. An diesem Feste konnten nun die Erstlinge der Ernte des Jahres dargebracht werden, und es geschah mit Freuden. Lange hoben sich die Mädchen jene Sträuße auf, die wohl in mancher Beziehung die Stelle unseres Vergißmeinnicht vertreten mochten, an welche sich vielleicht manche liebe Erinnerung knüpfte. Abergläubige Mädchen aber benutzten sie auch gegen Teufel, Hexen und Gewitter, die dem Mittelalter als entschiedene Gegensätze alles Geweihten erschienen.

Mit dem nächstfolgenden Tage fing das Schießen wieder an, konnte aber mit den wenigen Stücken nur unkräftig fortgesetzt werden, und wenn nichts weiter vorgenommen wurde, hätte man vielleicht lange vor der Stadt liegen können. Gans von Putlitz schlug daher vor, am nächsten Tage zum Sturme zu schreiten, und Balthasar pflichtete ihm bei. Letzterer war in Sandow genau bekannt, und vermöge dieser Bekanntschaft schien es ihm, als ob man durch Anwendung einer List sich der Stadt mit geringerer Mühe würde bemächtigen können. Er machte Gans mit seinem Plane bekannt, und auch diesem schien er ausführbar. Noch heute ritten beide nach der von Balthasar bezeichneten Stelle, um sich die Lokalitäten genau zu besehen.

*) Es umgaben sie die Blumen der Rose und die Lilien der Thäler (eigentlich Maiblumen).

Demgemäß ließen sie am folgenden Tage den 17. August alle Sturmgerätschaften heranbringen und gaben ihren Leuten den Befehl, sich zum Sturme fertig zu halten. Balthasar aber nahm einen Teil seiner Mecklenburger, entfernte sich von der Stadt so weit, daß er von ihr aus nicht gesehen werden konnte, und zog auf einem großen Umwege an die Elbe, an deren Ufer er sich der Stadt wieder näherte, so weit er es, gedeckt von dem Ufer und seinen Gebüschen, vermochte. Er kam auf diese Weise ziemlich nahe heran. Er führte einen Brückenwagen mit sich, sowie eine Sprengschraube. Hier nahe an der Stadt machte er Halt und wartete das weitere ab.

Der Mittag war herangekommen, als Gans von Putlitz den Befehl gab, die Stadt anzurennen. Er stand südöstlich von der Stadt, während sich Balthasar an der Nordwestecke befand. Heinrich von Isenburg hatte die Anstalten zum Sturme bemerkt und seine Leute wie die Bürger in Bereitschaft gesetzt, den Sturm abzuschlagen. Alle waren nach der südlichen Mauer beordert, wo die Sturmgerätschaften außen aufgehäuft waren. Die Büchsen hatten heute noch nicht gefeuert. Jetzt ließ Gans von Putlitz eine als Signal abschießen, und so wie ihr Donner verhallte, ging es vorwärts. Nun knallten auch die feindlichen Büchsen aller Art, denn man feuerte auch mit Handbüchsen, die Bolzen zischten durch die Luft, und mit allen Mitteln, die dem Feinde zu Gebote standen, suchte er den Übergang über den Graben zu verhindern. Allein Putlitz' Anstrengungen gelang es doch, ihn zuletzt zu erzwingen, und nunmehr wurden die Sturmleitern angesetzt.

Während dies geschah, war Balthasar mit seinen Leuten, sowie er den ersten Büchsenschuß vernahm, aus seinem Versteck hervorgebrochen, und hatte sich ebenfalls dem Graben genähert. Dieser Teil der Mauer war nicht besetzt, weil man hier keinen Feind, noch weniger einen feindlichen Angriff vermutete. Nur ein Mann stand in einer Blende Wacht und erhob Lärm. Sein Lärmgeschrei wirkte wenig, denn alle Mannschaft war nach der Seite hingelaufen, von welcher Gans von Putlitz die Stadt angriff. Balthasar schob seinen Brückenwagen vor, und ging damit ohne Hindernis über den Graben. Jenseit desselben befand sich in der Mauer eine sogenannte Wasserpforte, welche nach der Elbe hin führte, und zur Bequemlichkeit der in der Nachbarschaft wohnenden Bürger angelegt war, um nach dem Wasser gelangen zu können, ohne ein Thor zu passieren. Die Pforte war geschlossen, Balthasar ließ das Brechzeug ansetzen und sprengte die Thür damit ohne große Schwierigkeit. Dahinter standen zwar einige Bürger, welche sich zur Wehre setzen wollten, und mutig auf die zuerst Eindringenden losschlugen. Was aber vermochten so wenige gegen so viele? Sie waren rasch über-

wältigt, und durch die kleine Pforte ergoß sich der Strom der Feinde, die ohne Widerstand zu finden in die Stadt drangen.

Eben waren draußen die Sturmleitern angesetzt worden, und die Putlitzschen bemüht, sie zu besteigen, während Heinrich von Isenburg mit den Seinigen oben auf der Mauer ihnen dies mit Aufbietung aller Kräfte zu verwehren suchten, als Balthasar im Rücken der letzteren erschien, und diese sich nun von vorn und von hinten angegriffen fanden. Beiden Feinden konnten sie nicht die Spitze bieten, und in großer Verwirrung verließen sie die Mauer. Sie waren gefangen und die Stadt war genommen.

Zwanzigstes Kapitel.

Erzbischof Günther hatte sogleich, als er erfuhr, daß der Feind vor Sandow erschienen sei, an Markgraf Friedrich von Brandenburg geschrieben und ihn kraft des bestehenden Bündnisses aufgefordert, einzuschreiten, und seinen beiden Vasallen, dem Gans von Putlitz wie dem Herrn von Wenden zu befehlen, sich zurückzuziehen, und nötigenfalls ihm zu Hülfe zu kommen. Während er noch auf Antwort wartete, erhielt er am Abend des 17. August die Nachricht, daß Sandow am Mittag desselben Tages genommen sei.

Diese Nachricht überraschte ihn im hohen Maße. Er lag am Fieber krank danieder, aber er vergaß in seiner Aufregung Krankheit und alles andere und gab ergrimmt und zornig Befehl, seine Vasallen aufzubieten, weil er selber morgenden Tages aufbrechen und den Feinden Sandow wieder entreißen wolle. Keine Einwendungen seines Arztes oder seiner Untergebenen fruchteten. Es war ein neuer Geist in ihn gefahren, er fühlte keine Krankheit, und ordnete mit großer Thätigkeit alles zu dem bevorstehenden Aufbruche an. Die Stadt Magdeburg mußte eine ansehnliche Zahl Kriegsvolk zu diesem Zuge stellen, und was er an Bewaffneten in der Nähe hatte, sich anschließen. Darauf setzte er sich zu Schiffe und fuhr die Elbe hinunter, weil er sich zu entkräftet fühlte, um den Weg zu Pferde zu machen, sein reisiges Volk aber begab sich zu Lande nach Sandow.

Es war am 19. August, gegen Abend, als er die Türme der Stadt Sandow erblickte. Am andern Tage, den 20., hatte er dreihundert Gewappnete um sich versammelt, mit welchen er die Stadt umlegte. Man sah aus den Anstalten, mit welchem Ernste der Erzbischof die Sache behandelte. Eine Menge Sturmzeug und eine gute Anzahl Steinbüchsen kamen zu Schiffe nach und die Zahl der zu den Gewappneten gehörigen Knechte, welche zum Teil auch jetzt erst anlangten, war nicht unbedeutend. Die Beschießung der Stadt begann, aber Gans von Putlitz antwortete kräftig, denn sein Geschütz war um das in der Stadt vorgefundene vermehrt, auch hatte er hinreichenden Schießbedarf vorgefunden. Die Büchsen

donnerten mehrere Tage, ohne daß sich ermitteln ließ, wie viel den Feinden in der Stadt dadurch geschadet würde. Dagegen wurde aus der Stadt sehr gut geschossen und die Magdeburger verloren viel Leute. Dieser geringe Erfolg seiner Anstrengungen und der bedeutende Verlust steigerten die Wut Günthers immer mehr. Wäre es möglich gewesen, er hätte sich blind rasend auf die Stadt gestürzt und versucht, sie in tollem Anlaufe zu nehmen. Die ruhigeren unter seinen Heerführern aber rieten, den Feind erst noch mehr mürbe zu machen, ehe man einen Sturm unternähme.

So war eine Woche vergangen, Günthers Ungeduld kannte keine Grenzen und noch immer war man auf dem altem Flecke. Der 27. August war angebrochen. Man hatte die Stadt durch stetes Beschießen hart geängstigt, aber dabei viel Menschen verloren. Länger mochte Günther die Sache nicht mit ansehen. Mag die ganze Stadt darauf gehen, schrie er, und alles, was darin ist, braten oder verbrennen, wenn nur die Feinde sie nicht behalten. Schießt Feuer in die Stadt, und wenn sie brennt, so stürmt und nehmt sie. Ich will doch sehen, ob die Gewalt mit dem guten Rechte vereint nicht zuletzt siegen sollen.

Die Büchsen wurden mit Zündkugeln geladen, und brennend fielen diese auf die Strohdächer der Stadt, die nur zu willig das Feuer aufnahmen. Rasch folgte eine Kugel der andern, immer nach verschiedenen Punkten gerichtet. Wohl mühten sich die Bürger zu löschen, allein stets erneuerte sich der Zündstoff und ehe eine Viertelstunde verging, stand die ganze Stadt in Flammen. Jetzt wurde das Zeichen zum Sturm gegeben. Es kam denen in der Stadt nicht unvermutet, denn sie hatten die Absicht des Feindes erraten und sich in den Stand gesetzt, ihr zu begegnen. Daher waren die Mauern gut besetzt und alle Erfordernisse in Bereitschaft gehalten. Sowie die Magdeburger vorrückten, wurden sie von einem gut unterhaltenen und sehr wirksamen Feuer aus Handbüchsen empfangen, denen sich die Bolzen zugesellten, da man nicht jeden mit einer Büchse bewaffnen konnte. Gar mancher Magdeburger wurde in den Sand gestreckt, ehe er den Graben erreichte, noch mehrere, ehe er überschritten war. Drinnen brauste indessen die Feuerflamme wie ein wogendes Feuermeer über der ganzen Stadt, und eben erstarb der wimmernde Ton der Sturmglocke, die zusammenschmelzend ihr Sterbelied gesungen hatte.

Der Graben war überschritten, aber noch niemals hatte dies so viel Menschen gekostet. Jetzt setzte man die Sturmleitern an, aber keine brachte man zum Stehen; mit mächtigen Haken stieß man sie zur Seite, ja man versuchte selbst, sie herüberzuziehen. Mit großer Kraft mußten sie unten festgehalten werden, und nunmehr fingen die Magdeburger an, in die Höhe zu steigen. So sehr sie sich aber auch mühten, und mit

wie großer Todesverachtung sie wieder und wieder die Mauer zu ersteigen suchten, so gelang es ihnen bei der außerordentlich tapferen Gegenwehr doch nicht und endlich mußte sich der Erzbischof voll Schmerz gestehen, daß er eine vollständige Niederlage erlitten habe. Sein Heer war so sehr geschwächt, daß er die Belagerung notgedrungen aufheben mußte. Trostlos zog er mit den Seinigen nach Hause, und überließ dem Feinde die eingeäscherte Stadt. Er selber hatte einen bedeutenden Verlust. Der Stadt Magdeburg verursachte dieser Zug über zweitausend Gulden Kosten *).

Jetzt wandte sich des Erzbischofs Zorn ausschließlich gegen den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, der nichts gethan hatte, dies Unglück von ihm abzuwenden, und den er doch als die eigentliche Ursache desselben betrachten zu müssen glaubte, weil er dem Putlitz die Freiheit gegeben. Eine feindselige erbitterte Gesinnung gegen denselben griff bei ihm Platz, und nunmehr brauchte er seines Bedünkens um so weniger Rücksichten auf frühere Verträge zu nehmen, als ohnehin die Streitigkeiten wegen Görzke und Plaue schon Grund genug zu einem Bruche gaben. Wohlan, sprach er, ich will ihm wieder vergelten, diesem Markgrafen! Habe ich doch auch noch einen Gefangenen aus jener Zeit in meinen Händen. Ich werde ihn freigeben, ohne den Markgrafen zu fragen, wie er mich nicht gefragt hat, als er dem Putlitz die Freiheit gab, und dem Wichart von Rochow, aber unter der Bedingung soll Johann von Quitzow frei werden, wenn er sich verbindet, die Mark zu befehden, und dazu wird es nicht viel Zuredens bedürfen **). Aber nein! Hat der Markgraf nicht zwei Gefangene frei gegeben? Ich nur einen? — — Was hindert mich denn, Dietrich von Quitzow zu berufen, und ihn gegen die Mark in meinen Dienst zu nehmen? Er kommt gewiß, wenn es gilt, seinen alten Feind zu bekämpfen, er kommt, er soll kommen! —

Der Erzbischof rieb sich vergnügt die Hände, und ging in Gedanken verloren im Zimmer auf und ab. Dann klingelte er, ein Diener trat ein. Rufe mir den Schreiber, befahl er, und gleich darauf trat dieser, ein Geistlicher, ins Zimmer. Setze dich, sprach er, und fertige ein Schreiben an den Hauptmann des Schlosses Calbe aus. Er soll Johann von Quitzow unter guter Bedeckung, doch guter Behandlung, sogleich nach Magdeburg an mich hierher senden, aber schnell. Unterdessen gab der Bischof den Befehl, daß ein Knecht satteln und das Schreiben so-

*) Magdeburg. Chronik S. 37 f. — Chronicon Magdeburgicum. ap. Meibom S. 352. — Dresser, Sächs. Chronik S. 399. 400. — Walter, Singularia Magdeburg. Tl. II. S. 58. Rathmann, Gesch. der Stadt Magdeburg Tl. III. S. 42.

**) Neue Mitteil. des Thüringisch-Sächs. Vereins aus dem Gebiet hist. antiquar. Forschungen Bd. II. S. 363.

fort nach Calbe an der Saale bringen solle. Unmittelbar darauf ließ er ein Schreiben an Dietrich von Quitzow aufsetzen, in welchem er diesem meldet, daß er seinem Bruder die Freiheit gegeben habe, daß er in einen Krieg mit der Mark verwickelt sei und ihm nicht allein erlaube, in sein Land zu kommen, sondern auch, wenn er es wünsche, ihn in seinen Dienst nehmen, und gegen die Mark beschäftigen wolle. Er möge daher, wenn ihm dies anstehe, sich baldmöglichst aufmachen. Mit diesem Schreiben fertigte er einen reitenden Boten nach Salzderhelden ab, der zugleich dem Herzog Erich zum Salz ein Brieflein überbringen sollte, in welchem er diesen bat, den Boten Dietrichs gegenwärtigen Aufenthalt wissen zu lassen. Salzderhelden liegt von Magdeburg etwa achtzehn Meilen entfernt. — Dann gab er dem Geistlichen den Auftrag, sich nach Agnes von Quitzows Wohnung zu erkundigen, und ihm Bescheid zu bringen.

Am andern Tage hatte Erzbischof Günther sich eben aus seinem Sorgenstuhle erhoben und seinen Nachmittagsschlaf beendigt. Auf seinem Tische lag ein Schreiben seines Hauptmannes aus Jüterbog, das er vor wenigen Stunden empfangen, und in welchem dieser ihm meldete, daß es dort ziemlich kriegerisch aussähe, und die Niederlausitzer sich stark rüsteten. Schon im Mai hatte Günther der Niederlausitz mit einem Kriege gedroht*), und der Landvogt derselben, Hans von Polenz, war dadurch so sehr in Schrecken gesetzt, daß er sich unmittelbar an König Wenzel um Hülfe gewandt hatte. Dieser befahl zu Ende Juni der Oberlausitz, ihrer Schwesterprovinz in dem bevorstehenden Kriege mit Magdeburg beizustehen**). Allein bis jetzt hatte Günther seine Scharen noch zurückgehalten, weil ein Anschein zu gütlicher Ausgleichung der Sache vorhanden war. Der empfangene Brief schien diese Hoffnung zu zerstören. Kaum hatte sich der Erzbischof erhoben, so fiel sein Auge auf ihn, und verdüsterte sich sorgenvoll. Es ist eine verwünschte Zeit, sprach er, die Feinde schießen mir wie Pilze aus dem Boden auf. Mit dem Markgrafen von Meißen bin ich über den Fuß gespannt, und ohne einen Krieg mit ihm wird es schwerlich abgehen. Mit der Niederlausitz bin ich es wegen dieses Hans von Polenz, der mit dem Markgrafen von Meißen eine Verbindung unterhält, die mir nachteilig ist, und der nicht abgeneigt zu sein scheint, ihm beizustehen, wenn es erforderlich ist***). Mit dem Markgrafen von Brandenburg ist der Krieg da, nicht minder mit dem Bischof von Brandenburg, mit Gans von Putlitz, und Balthasar von Wenden und mit Hans von Torgau muß ich brechen. Leicht möglich, daß mir der Brandenburger Markgraf nach seiner Weise noch

*) Worbs, Invent. diplom. Lusat. infer. S. 225. — **) A. a. O.
***) Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte. Tl. II. S. 53.

einen andern Feind auf den Hals hetzt. Es ist nötig, den Kopf oben zu behalten, und sich mit Kraft zu wehren. Aber Anstalten müssen getroffen werden, und mit der Niederlausitz muß man sich nicht übereilen. Vielleicht läßt sich die Sache mit Hans von Polenz noch wenden. Er scheint mir gefügig zu sein, und noch will ich die Hoffnung nicht aufgeben, ihn für mich zu gewinnen.

Ein Geistlicher trat ins Zimmer und meldete, Johann von Quitzow sei soeben gebracht worden. Man soll ihn gleich hierher bringen, ich will ihn sprechen, befahl Günther, und der Geistliche entfernte sich. Bald darauf bewegten sich über den hallenden Flur rasselnde schwere Schritte, und Johann von Quitzow, gefesselt, trat von einigen Trabanten begleitet herein. Er verneigte sich schweigend.

Ich grüße euch, Johann von Quitzow, sprach der Erzbischof mit aller Würde seines Standes. Aber ihr seid gefesselt? Das ist gegen meinen Willen. Nehmt ihm sogleich die Fesseln ab!

Während es geschah, sprach Quitzow: Sie sind mir während der Reise angelegt worden.

Günther. Es ist vergessen worden, dem Bertram zu schreiben, daß er euch ungefesselt senden sollte. Aber mein Gott, wie blaß seht ihr aus, wie eingefallen!

Johann. Wenn man, wie ich, drittehalb Jahre im engen Kerker verwahrt sitzt, in welchem kaum der Tag von der Nacht zu unterscheiden ist, darf das wohl nicht verwundern. Selbst in den Fesseln war es mir ein wohlthätiges Gefühl, nach so langer Zeit auf meiner jetzigen Reise wieder frische Luft zu atmen.

Günther. Ja, ja, ihr habt es schlimm gehabt, und hätte ich manches, was ich jetzt weiß, früher gewußt, ich würde euch für weniger schuldig gehalten haben. Nehmt Platz, ihr scheint müde zu sein.

Johann. Wollt ihr mich nicht wissen lassen, was euer Begehr an mich ist?

Günther. Gut, ihr sollt es sogleich erfahren. Ihr seid frei.

Johann. Wie? — Was sagt ihr? — Ihr scherzt grausam! —

Günther. Nein, nein! Es ist Ernst, ich gebe euch Tag.

Johann. Dank sei Gott, wenn ihr wahr sprecht, aber noch vermag ich es kaum zu glauben.

Günther. Glaubt's dennoch! Auch euren Bruder Dietrich erwarte ich in wenig Tagen; ich habe ihm Dienste angetragen, und ich hoffe, er schlägt sie nicht aus.

Indem trat ein Edelknabe ein, und gab dem Erzbischof einen Wink. Dieser öffnete eine Thür und schob Johann in ein anderes Gemach, in welchem diesem zu seiner innigsten Freude sein teures Weib entgegenflog.

Günther wartete lange, daß die beiden das Zimmer wieder verlassen sollten. Da wurde es ihm doch zu lange, und er klopfte laut und stark an die Thür. Johann öffnete sogleich, und trat mit Agnes ein.

Verzeiht, ehrwürdiger Herr, fing er an, wenn euch die Zeit vielleicht lang geworden ist, allein wir waren eures Befehls gewärtig, und wußten nicht, ob wir ohne denselben — —

Günther (lachend). Da hat sonach einer auf den andern gewartet. Seid mir willkommen, Frau Agnes.

Agnes küßte Günthers Hand und sprach: Gott und die Heiligen werden euch dafür segnen, und euch Heil und Frieden geben, wie ihr es wünscht, ehrwürdiger Herr; ich möchte mich euch so gern dankbar bezeugen.

Günther. Überlaßt das nur eurem Eheherrn, der kann, wenn er will, euern Dank zugleich mit abtragen.

Johann. Zweifelt daran nicht, gnädiger Herr. Ich habe schon überlegt, wie ich das am besten vermöchte. Allein ich finde keine andere Gelegenheit, als wenn ihr es mit mir macht, wie ihr es mit meinem Bruder beabsichtigt, daß ihr mich in eure Dienste nehmt.

Günther. Topp, das nehm ich an, ein Wort ein Mann! Ich glaube, ich werde euch brauchen können, und ihr werdet mir hoffentlich keine Gelegenheit geben, zu bereuen, was ich gethan habe. Ihr steht von jetzt an in meinem Solde, die Bedingungen wollen wir noch besonders besprechen.

Sechs Tage vergingen, ohne daß der Erzbischof mit seinem Plane gegen Johann näher hervor getreten wäre, obgleich dieser ihn öfter sprach, und sogar einige Male von ihm zur Tafel genötigt war. Am siebenten Tage kam Dietrich von Quitzow mit Dietrich Schwalbe und einigen andern Knechten beim Bischof an. Dieser ließ ihn sogleich vor sich kommen.

Es ist mir lieb, daß ihr meiner Einladung Folge gegeben habt, redete ihn der Erzbischof nach der Begrüßung an. Ich kann eure Dienste gebrauchen, und in Gesellschaft eures Bruders, denk ich, sollt ihr ein gut Stück Arbeit liefern.

Dietrich. Ich hoff's, ehrwürdiger Herr, wenn wir uns über die Bedingungen einigen, woran ich nicht zweifle.

Günther. Ich will der Mark und dem Markgrafen den Krieg erklären, und da denk ich in euch den rechten Mann gefunden zu haben.

Dietrich. Meinen Bruder nicht zu vergessen. Seid ihr mit ihm schon einig?

Günther. Im allgemeinen, ja. Näheres habe ich bis auf eure Ankunft gespart.

Dietrich. Gut. Dann erlaubt mir zuvor, nachdem ich mit euch über die Hauptsache einig bin, meinen Bruder aufzusuchen.

Günther. Gern, und eure Ungeduld, ihn wieder zu sehen, ist wohl zu entschuldigen. Ihr braucht seinetwegen nicht weit zu gehen. Heinrich, rief er einem Knaben zu, — bringe Herrn Dietrich zu Johann von Quitzow. Gehabt euch indessen wohl.

Dietrich ging und hatte Johanns Wohnung bald erreicht. Wie angenehm wurde er überrascht, als er bei diesem auch seinen Bruder Henning und Frau Agnes fand, die er beide nicht in Magdeburg anwesend wußte. Die Freude der so schwer geprüften Familie, sich wiederzusehen, war unbeschreiblich groß. So viel sich auch verändert hatte, ihre brüderliche Liebe war dieselbe geblieben und hatte keinen Wechsel erfahren. Die innigste Teilnahme sprach aus allen Blicken. Man hatte einander gegenseitig viel mitzuteilen und wußte kaum, wer und womit man beginnen sollte. Laßt uns die lang entbehrte Freude des Beisammenseins recht genießen, sprach Dietrich und mit Bewußtsein auskosten. Wer weiß, wann es uns wieder so gut wird. Jammerschade, daß meine Elisabeth so fern von uns weilt und an unserer Freude nicht teilnehmen kann. Wie überglücklich würde ich mich fühlen, wenn sie hier wäre. Doch, — nicht an das, was da sein könnte, sondern an das, was da ist, wollen wir uns für jetzt halten, und so schlage ich vor, heute beisammen zu bleiben und uns gegen einander so recht auszusprechen.

Am nächsten Tage ging er mit Johann zu dem Erzbischof und nunmehr teilte dieser den beiden Brüdern seinen Plan mit. Er wollte die Mark Brandenburg befehden und sie sollten sein Kriegsheer befehligen. Beide waren damit einverstanden. Günther stellte ihnen Bedingungen, die vorteilhafter waren, als sie sich dieselben vorgestellt hatten. Sie traten in einen ansehnlichen Sold und erhielten an der zu hoffenden Beute bedeutende Anteile. Dies alles wurde gehörig verbrieft. Hierauf entwickelte der Erzbischof den Quitzows seinen Plan, wie sie verfahren sollten. Er wollte sogleich seine Vasallen aufbieten und noch Söldner anwerben, denn die verunglückte Unternehmung auf Sandow hatte sein Kriegsvolk sehr geschwächt. Dann sollte Dietrich sich mit einer Heeresabteilung nach Jüterbog wenden, hier das daselbst versammelte Kriegsvolk an sich ziehen und mit diesem verstärkt in den südlichen Teil der Mark einfallen. Hauptaugenmerk würde es sein müssen, nicht bloß den Markgrafen Friedrich, sondern auch den Bischof von Brandenburg und Hans von Torgau zu befehden und sie die Geißel des Krieges fühlen zu lassen. Doch müßte Dietrich auf seiner Hut sein und sich nicht zu tief in das Brandenburgische hineinwagen, weil es ungewiß sei, ob der Krieg mit der Niederlausitz und mit Meißen nicht ausbräche. In diesem Falle würde er auch nach jener Seite hin zu thun erhalten. Sodann sei es wahrscheinlich, daß Markgraf Friedrich, wenn er angegriffen würde, den mit ihm nahe verbundenen und verwandten Herzog Rudolph

von Sachsen anregen möchte, ihm zu Hülfe zu kommen und Magdeburg den Krieg zu erklären. Auch darauf müsse er sich gerüstet halten. Es ergäbe sich hieraus, daß seine Stellung und Lage eine sehr schwierige werden könne; darum verlasse er sich auf seine Einsicht, seinen Mut und seine Kriegserfahrung, sowie auf seine Feindschaft gegen den Markgrafen und dessen Helfer, daß er überall das Beste des Erzbischofs, seines Gotteshauses und dessen Länder nach bestem Vermögen festhalten und fördern werde, weshalb er ihm auch in seinen Maßregeln und Anordnungen freie Hand lasse, jedoch mit dem Vorbehalte, wo es erforderlich sein sollte, ihn zur Rechenschaft und Verantwortung ziehen zu können. — Johann von Quitzow sollte mit einer zweiten Heeresabteilung in das Havelland einfallen und nördlich von der Havel operieren, und sowohl das Land der Mark als die Besitzungen des Bistums Brandenburg bekriegen. Auch er sollte nicht zu weit hineingehen, weil es möglich sein könnte, daß seine Hülfe im Süden verlangt würde. Nach Beendigung dieses Zuges sollten beide weitere Befehle erwarten.

In den nächsten Tagen rüsteten sich Dietrich und Johann zu ihrem Zuge; die aufgebotenen Vasallen stellten sich ein, und als es bekannt wurde, daß die Quitzows die Unternehmung leiten und führen würden, meldeten sich so viele Söldner, daß man bald keine mehr annehmen konnte. Wenige Tage reichten hin, ein Heer zu sammeln, mit welchem man hoffen durfte, bedeutendes unternehmen zu können. Es wurde zweckmäßig bewaffnet und mit dem erforderlichen Heergeräte ausgerüstet und am fünften Tage, noch in der ersten Hälfte des September zogen die Quitzows mit demselben aus Magdeburg aus gegen die Mark*). Agnes blieb mit Henning in Magdeburg.

Das Gerücht, daß die Quitzows mit Magdeburgischer Hülfe die Mark bekriegen würden, verbreitete sich sehr schnell durch alle Gegenden und erfüllte alle Gemüter ihrer Bewohner mit Furcht und Schrecken. Jeder wußte, daß nach dem, was ihnen widerfahren, auf keine Schonung von ihrer Seite zu hoffen sei. Gleich Rachegeistern erschienen sie, und mit Angst und Zagen berechnete jeder die Verwüstungen und Verheerungen, welche sie auf ihrem Gange verbreiten würden. Alles sah erwartungsvoll auf Friedrich, der rasch seine Vasallen entbot, um dem Feinde die Spitze bieten zu können. Nur langsam und ziemlich unvollständig fanden sie sich ein.

*) Wusterwitz bei Haftiz Tl. II. § 23 deutet diesen Zug nur sehr kurz an.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mittlerweile zog Dietrich von Quitzow mit seinem Heere durch das Land des Herzogs Rudolph von Sachsen nach Jüterbog, Johann aber ging über Burg nach Genthin und damit nahe vor dem ihm so merkwürdigen Schlosse Plothe vorbei. Überall auf diesem Wege sah er bekannte Gegenstände und gar wehmütig wurde ihm zu Sinnen, als er hinter dem Walde von Bensdorf, nahe vor sich sein Schloß Plaue wieder erblickte und nach kurzem Ritt tief bewegt vor demselben hielt.

Der Thorwärter fragte nach seinem Begehren. Er habe ein Schreiben, war die Antwort, an den gestrengen Günzel von Bartensleben, nach welchem er auf Befehl des Erzbischofs von Magdeburg mit seiner Schar in das Schloß Plaue einreiten solle. Das Schreiben wurde dem Thorwärter hinauf gereicht, der es dem Hauptmann des Schlosses einhändigen ließ. Gleich nachher kam dieser selber und ließ das Thor öffnen. Johann ritt ein und begrüßte auf dem Hofe den Ritter Günzel.

Dieser stand erstaunt und blickte Johann an. Seh' ich recht, oder täuschen mich meine Augen? Ihr seid Johann von Quitzow?

Johann. Ihr habt Recht. Steht davon nichts in dem Briefe?

Günzel. Nein. Es ist nur von der Schar die Rede und ihr Befehlshaber nicht genannt. Erlaubt, ich muß noch einmal nachsehen.

Er untersuchte den Brief genau und murmelte dann: Der Brief hat seine Richtigkeit.

Johann. Ihr scheint zweifelhaft zu sein. Habt ihr noch nicht vernommen, daß ich jetzt Dienstmann des Erzbischofs bin und eine Abteilung seines Heeres befehlige?

Günzel. Nur dunkel und als Gerücht erfuhr ich, daß ihr in seinen Dienst getreten wäret, weiter nichts. Darf ich fragen, was ihr hier sollt?

Johann. Schloß Plaue ist mir als der Punkt angewiesen, von welchem aus ich mit meiner Schar in die Mark fallen soll.

Günzel. Ist mir davon doch keine Silbe anders, als durch das Gerücht kund geworden, dem ich keinen Glauben schenkte. Allein wenn

es so steht, darf ich euch nicht einlassen, denn das Schloß gehört bis auf weiteres der Mark wie Magdeburg, und ich bin vom Markgrafen Friedrich wie vom Erzbischof hierher gesetzt worden, kann also keinen von beiden von hieraus befehden lassen.

Johann. Eure Gewissenhaftigkeit kann ich nicht tadeln, allein ihr braucht mich auch nach diesen Eröffnungen nicht einzulassen, weil ich schon darin bin.

Günzel. Was, ihr wolltet — —?

Johann. Mich unter allen Umständen hier behaupten. Übrigens erwägt, daß ihr eigentlich nur auf ein Jahr hierher gesetzt wart, und daß dieses schon vor anderthalb Jahren verflossen ist, auch ist euch nirgend zur Pflicht gemacht, noch habt ihr versprochen, Kriegsvolk der einen oder der andern Partei abzuweisen. Im Gegenteil, wenn es nach den Rechten gehen soll muß Plaue dem Erzbischof wie dem Markgrafen ein offen Schloß sein. Doch werdet ihr gut thun, eure Partei zu nehmen und wenn ich euch raten soll, nehmt die des Erzbischofs, da er dem Markgrafen zuvorgekommen ist.

Günzel sah wohl ein, daß er gute Miene zum bösen Spiele machen mußte, so unlieb ihm auch der Vorfall war. Auch lag in dem, was sein Opponent sagte, viel Wahres. Johann ließ deswegen seine Schar absitzen und wies ihnen die benötigten Ställe und Wohnungen an, denn von hier aus sollten erst weitere Erkundigungen eingezogen werden und deshalb wollte man einige Tage in Plaue verweilen und zugleich noch einige Hülfstruppen, die von Magdeburg abgeschickt wurden, erwarten.

Da der Aufenthalt in Plaue jeden Augenblick schmerzliche Erinnerungen in Johann weckte, so war er froh, als die Tage vorüber waren, die er in ihm zubringen mußte, und mit leichtem Herzen schied er von ihm und von Günzel von Bartensleben.

Es war ein trüber Septembertag, an welchem Johann den märkischen Boden wieder betrat. Er hatte sich ganz einfach und schmucklos bewaffnet, nichts zeichnete ihn vor andern aus, als die Vorzüglichkeit seiner Rüstung. Nirgend war sein Wappen zu sehen, selbst seine Farben trug er nicht. Teils war dazu keine Zeit gewesen, sein Wappen anzubringen, teils vermied er als ein Geächteter absichtlich, sich kenntlich zu machen. Deshalb trug er die Magdeburgischen Farben. Natürlich fehlte auch sein Banner und äußerlich erkannte man in ihm nicht den gefürchteten Heerführer der feindlichen Schar.

Mit heiterem fröhlichem Gesicht ritt er an der Spitze des Zuges daher, umgeben von mehreren adligen Lehnsleuten des Erzbischofs, deren Fähnlein im Zuge folgten. Sie hatten die Richtung nach Norden eingeschlagen. Schon von weitem gewahrten sie, daß die Bewohner dieses Landstriches sich keines feindlichen Überfalles gewärtig waren und einen

Angriff noch fernhielten. Eine Ankündigung des Krieges war nicht erfolgt, denn Günther wollte das Wiedervergeltungsrecht üben, da sowohl die Einfälle aus der Mark in sein Land, als auch der des Gans von Putlitz mitten im Frieden und vor Ablauf der Frist, welche durch das Bündnis mit dem Markgrafen festgesetzt war, stattgefunden hatten. Das Gerücht vom Kriege war zwar verbreitet und hatte durch den Aufruf des Markgrafen an seine Vasallen Bestätigung erhalten. Aber gerade die Gegend von Plaue hatte am wenigsten darauf gerechnet, mit Krieg überzogen zu werden, weil man das Schloß als neutral betrachtete. Mit Erstaunen und Bestürzung gewahrte man die Feinde und nun erst verbreitete sich das Kriegsgeschrei nach allen Gegenden.

Johann zog mit den Magdeburgern rechts von Briest vorbei, nach dem damaligen Dorfe, jetzigem Vorwerke Tieckow, an der Havel belegen, welches dem Domkapitel zu Brandenburg gehörte. Hier ahnte man noch nichts von einem Überfall und das Vieh weidete ruhig auf den Feldern. Sowie man aus dem Walde hervortrat, hatte man es erreicht. Die Hunde schlugen an, aber es war zu spät. Die vorderen Züge sprengten augenblicklich links und rechts auseinander und umzingelten die Herde im weiten Kreise. Die Hirten flüchteten sich, und in der Regel suchte man das nicht zu verhindern, da für unsere Leute ein Ochse weit mehr Wert hatte als ein Hirt.

Im Dorfe bemerkte man bald, was geschehen. Die Sturmbretter wurden geschlagen, denn Glocken hatte das Dorf nicht, und die Einwohner kamen mit Sensen und Flegeln angerannt, kehrten aber ebenso rasch um, als sie gewahrten, wie stark und wohlbewaffnet der Reiterhaufen war, der außerdem in seiner Mitte auch eine nicht kleine Menge von Fußknechten mit sich führte, die jedoch bei jener Weise, den Krieg zu führen, einen viel geringeren Wert als die Reiterei hatten. Unter Bedeckung von acht reitenden Knechten wurde das Vieh nach Plaue zu getrieben.

Die Einwohner hatten meist schnell das Dorf verlassen und sich über die Havel geflüchtet, wo ihnen die Feinde nicht folgen konnten. In den Häusern fand man nichts als die gewöhnlichen Armseligkeiten, wie man es vermutet hatte. Nur die Scheunen waren gefüllt, und aus ihnen und den Heuböden versorgte man sich mit Pferdefutter. Wahrscheinlich hatte Nachlässigkeit es verschuldet, daß Feuer auskam, denn der Befehl, das Dorf anzuzünden, war nicht gegeben worden. Die Brunst griff so rasch um sich, daß die Magdeburger sich so schnell als möglich retten mußten, um nicht selber darin umzukommen.

Nur eine halbe Meile entfernt liegt das Dorf Föhrde, damals Vorde genannt, welches ebenfalls dem Domkapitel von Brandenburg gehörte. Eine halbe Viertelmeile von ihm breitet sich ein See aus, an

dessen anderm Ufer das Städtchen Pritzerbe sich erhebt. Gegen dieses Dorf wandte sich der Magdeburger Streifzug, denn es war ansehnlicher als das vorige, und man konnte eher auf Beute rechnen. Allein die Einwohner dieses Dorfes waren zeitig genug gewarnt worden, da das Wegtreiben des Viehes bei Tieckow von einer Warte beobachtet worden war. Sie hatten ihr Vieh zusammengetrieben und die Fähre von Pritzerbe war fleißig beschäftigt, es hinüber zu fahren. Ihre besten Habseligkeiten hatten sie zusammengesucht und fuhren sie mit Kähnen nach dem Städtchen, bis sie durch die Ankunft des Zuges darin unterbrochen wurden. Als dieser anlangte, war der See mit Kähnen bedeckt, aber das Dorf menschenleer. Die Knechte durchschwärmten dasselbe und verteilten sich in den Häusern. Es fand sich noch manches, was des Mitnehmens wert war. Über diesem Durchsuchen und Plündern senkte sich der Abend hernieder, und nunmehr beschloß Johann von Quitzow die Nacht hier zuzubringen, wobei allen anbefohlen wurde, mit Feuer und Licht sorgsam umzugehen.

Da man hiernach Zeit zum Suchen hatte, so fanden die Knechte noch gar manches, was in der Eile in der Nähe der Häuser vergraben war, indem sie Wasser über den Boden gossen und nach dem schnelleren oder langsameren Einziehen desselben in die Erde einen Schluß auf die größere oder geringere Auflockerung des Bodens machten.

Die Nacht verging ruhig und als der Morgen den jungen Tag herauf geführt hatte, wurde aufgebrochen und der Weg nach Ferchesar eingeschlagen. Auch dies Dorf lag nahe an dem vorerwähnten See und schon gestern Abend hatte man von weitem bemerkt, daß die Einwohner ihre Habseligkeiten über den See flüchteten. Wahrscheinlich war dies die Nacht hindurch fortgesetzt worden, denn noch jetzt am frühen Morgen zeigte sich, wie eilfertig die Kähne hin und her über das Wasser flogen und wie thätig gearbeitet wurde, den Magdeburgern die zu hoffende Beute möglichst zu verkleinern.

Der Weg nach Ferchesar zieht sich anfangs nach einer von Ferchesar ziemlich weit rechts abweichenden Richtung des Sumpfes wegen, und man ist darum genötigt, rechtwinklig von ihm abzubiegen, wenn man Ferchesar zur Linken liegen sieht, um das Dorf zu erreichen, das ebenfalls dem Domkapitel von Brandenburg gehörte. Es war leer und alle Häuser waren ziemlich sorgfältig ausgeräumt. Ungeachtet der genauesten Durchsuchung wurde nur sehr wenig gefunden, was des Mitnehmens wert war. Aus Rache steckten die Knechte das Dorf in Brand, und nun wurde zum Aufbruch geblasen, um sich nach Marzahne zu begeben, das nicht mehr am See lag, den die Knechte schon vielfach verwünscht hatten.

Sowie man aus dem brennenden Dorfe heraus trat, sah man von

links her in unbedeutender Entfernung einen Zug Bewaffneter mit zwei Rüstwagen sich nähern. Seine Fähnlein flatterten lustig im Winde und zeigten, daß man mit keinen Magdeburgern zu thun hatte. Er kam so eben aus dem Walde und es blieb ungewiß, ob nicht noch mehrere durch den Wald verdeckte Züge folgten. Johann ließ sogleich Halt machen. Aber auch die Feinde standen still, denn daß sie das waren, litt keinen Zweifel mehr. Unstreitig war es ein Zug Märker, welche dem Aufgebote des Markgrafen folgeleistend sich mit der vorgeschriebenen Anzahl von Streitern, Pferden und Wagen nach Brandenburg begeben wollten und von Rathenow kamen. Unentschlossen, was zu thun sei, hielten die beiden Haufen, nicht durch den Raum einer vollen Viertelmeile von einander getrennt. Es schien sehr gewagt, die Brandenburger anzugreifen, weil sich ihre Stärke nicht beurteilen ließ. Johann versammelte die Führer seiner Züge, um zu beraten, was man beginnen solle. Während man noch beratschlagte, machte der Feind eine rückgängige Bewegung und dies war für Johann entscheidend. Er kommandierte Vorwärts! und im Galopp warf man sich auf die Märker welche im Walde ereilt wurden. Sie flohen nach allen Seiten, ohne sich zur Wehre zu setzen und waren zwischen den Bäumen schwer zu verfolgen. Nur die beiden Rüstwagen konnten sich nicht so schnell retten und fielen in die Hände des Feindes, der sie sich als gute Beute aneignete. Man glaubte sie bei dem Zuge benutzen zu können, und ließ sie sich demselben anschließen.

Mit dieser Beute gelangte man nach dem uns schon anderweitig bekannten Dorfe Marzahne, welches ebenfalls dem Brandenburger Domkapitel gehörte. Auch hier hatten sich die Einwohner geflüchtet, allein sie hatten keine so gute Gelegenheit, ihre Sachen zu verbergen und in Sicherheit zu bringen, wie die vorigen Dörfer. Doch hatten sie ihr Vieh und was sonst beweglich war, nach dem nahegelegenen Walde gebracht. Die Plünderung des Dorfes begann und man hatte um so mehr Zeit, die Häuser zu durchsuchen, weil in diesem Dorfe übernachtet wurde.

Am andern Morgen brach man auf und zog gegen Norden. Der Weg führte durch den Wald, in welchen sich gestern die Märker geflüchtet hatten. Heute war von ihnen nichts mehr zu sehen und ohne Hindernis gelangte man nach dem mitten im Walde gelegenen damaligen Dorfe Selensdorf, in jener Zeit Selingestorp genannt, und wie die vorgenannten Dörfer auch dem Domkapitel angehörig. Auch dies Dorf war verlassen, doch fand sich noch genug zu plündern und während desselben geriet es in Brand. Von hier zog man nach dem kaum eine halbe Meile entfernten Dorfe Mützlitz.

Dieses sowie die folgenden Dörfer lagen am Rande des großen havelländischen Luches in einer fruchtbaren, angenehmen Gegend und

gehörten gleichfalls dem Brandenburger Domkapitel. Durch Ackerbau und Viehzucht war es sehr wohlhabend und ließ eine ansehnliche Beute hoffen, denn alles war gewiß nicht auf die Seite geschafft worden.

Als man den Wald von Gröningen verließ, lag das Dorf nahe vor ihnen und eben bemerkte man, daß auf dem Knüppeldamm, der durch das Bruch von Bamme und Gröningen nach Mützlitz führte, vier Frachtwagen in letzteres Dorf einpassierten. Dies war eine angenehme Entdeckung, denn sehr wahrscheinlich waren sie zu nehmen. Eilfertig trabten die Pferde dahin und mitten im Dorfe erreichte man die Wagen. Vier Bewaffnete dienten ihnen zum Geleite, nahmen aber, als sie die Reiterschar erblickten, Reißaus und überließen ihre Schützlinge hülflos ihrem Schicksal. Die Besitzer der Ladung, zwei Berliner Kaufleute sowie die Fuhrleute machte man zu Gefangenen. Die Wagen hatten Lüneburgisches Salz geladen und wurden ohne Umstände für gute Beute erklärt. Trostlos gebärdeten sich die armen Kaufleute, die plötzlich die ansehnliche Ladung verloren, aber sie mochten sich mit dem Schicksale der armen Bauern trösten, deren Häuser nunmehr an die Reihe kamen und rein ausgeplündert wurden. Die Beute war ansehnlich, obwohl in den Ställen kein Vieh gefunden wurde. Auch hatten sich die Einwohner fast sämtlich geflüchtet. Die Wagen wurden so stark bepackt wie möglich, nicht minder die Pferde, und als nichts weiter zu finden war, zog man mit allem Erbeuteten davon und steckte das Dorf in Brand.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Magdeburger zogen weiter nach Barnewitz, das auf einer Höhe gleichfalls am Rande des Luchs liegt. Die Höhe verdeckte einen Teil der dahinter gelegenen Gegend, man gewahrte deshalb auch nicht, daß ihnen ein Heer hinter Barnewitz entgegenzog, bis dasselbe aus dem Dorfe defilierte. Jetzt erst erblickten sich die beiden feindlichen Massen, nur durch den Raum einer guten Viertelmeile von einander getrennt. Beide machten Halt und das märkische Heer stellte sich südlich neben Barnewitz auf, seinen rechten Flügel an das Dorf lehnend. Zum Treffen mußte es kommen. Die märkische Stellung war gut, desto schlechter aber die magdeburgische. Johann zog mit den Seinigen auf einem Knüppeldamm dahin, links und rechts von Bruch umgeben, und erst nahe vor Barnewitz führte der Weg aus dem Bruche heraus. Die Magdeburger mußten auf dem Damm bleiben, bis sie diese Stelle erreicht hatten, und hier konnte der Feind ihre Entwicklung sehr kräftig hindern. Dies wäre mit zu großen Nachteilen verknüpft gewesen und ein Angriff auf die feindliche Stellung mußte mißlingen. Johann gab daher den Befehl, im Angesicht des Feindes umzukehren. Zwar war vorauszusehen, daß der Feind nachsetzen würde; allein seine Verfolgung konnte nur der Nachhut schaden, welche Johann selber durch sein Beispiel zu ermutigen glaubte; hatte man den Knüppeldamm hinter sich und stand bei Garlitz auf festem Boden, so befand sich der Feind, wenn er nachsetzte, in derselben unvorteilhaften Lage, welcher Johann eben zu entgehen suchte, und war dann in der nämlichen Falle gefangen, in der Johann jetzt steckte.

Kaum gewahrte der Feind Johanns rückgängige Bewegung, als er eine Abteilung Reiterei absandte, um auf dem Damm die Magdeburger zu verfolgen. Zugleich aber wandte er sich mit dem größten Teile seines Volkes südlich, offenbar in der Absicht, das sich nach dieser Richtung nicht weit hin erstreckende Bruch zu umgehen und den Magdeburgern in die Flanke zu fallen. Auf dem Damm gab es ein hartes Gefecht. Johann wehrte sich verzweifelt und es gelang ihm, den Feind hier aufzuhalten und ihn jeden Schritt Landes teuer erkaufen zu lassen. Der Damm

hatte nur die Länge einer Viertelmeile, bald hatten die Magdeburger daher den Rand des Bruches erreicht, und während ein Teil sich daran aufstellte, ging ein zweiter den das Bruch umgehenden Märkern entgegen und ein dritter schlug sich auf dem Damme. Bei diesem war Johann.

Mittlerweile hatten die Magdeburger südlich am Bruch die Märker erreicht und es entwickelte sich hier das Haupttreffen. Johann zog sich fechtend auf dem Damm zurück und wurde von der am Ende desselben postierten Reiterei aufgenommen. Er ließ so viel hier stehen, als notwendig war, den auf dem Damm befindlichen Feind aufzuhalten und eilte mit den übrigen den Seinigen zu Hülfe, die hart bedrängt von den Märkern, ihnen nicht die Spitze zu bieten vermochten.

So wurde nun an zwei Stellen gefochten, obgleich man einsah, daß die Entscheidung nicht am Damm, sondern auf dem Felde zu erwarten sei. Hier focht man auf blacher Heide in der Nähe eines Waldes zwischen einzelnen niedrigen Gebüschen. Johann stellte durch sein Erscheinen die Ordnung sogleich wieder her und durch die mitgebrachte Verstärkung kamen die Magdeburger wieder ins Gleichgewicht. Magdeburg oben! rief er mit kräftiger Stimme und stürzte sich an der Spitze eines starken Zuges mitten in den dichten Haufen der Feinde. Es entstand ein furchtbares Gemetzel, Johann bahnte sich eine Straße, die durch gefallene und getötete Feinde bezeichnet war. Plötzlich verwickelte er sich mit einem Geharnischten in ein Gefecht, der ihm die Spitze bot und mit großem Geschick und vieler Tapferkeit focht. Hitzig und kühn drang Johann auf ihn ein, besonnen und fest parierte sein Gegner die Hiebe und wußte seinen Vorteil gut zu ersehen. Es folgte Schlag auf Schlag, immer hitziger und heftiger entbrannte Johanns Zorn, immer rasender tobte sein Schwert. Darüber bemerkte er mit seinem einen Auge nicht, daß das Gefecht in seiner wogenden Bewegung sich von ihm fort gezogen und seine Magdeburger entfernt hatte. Er stand mit seinem Gegner abgesondert, die Magdeburger waren zurückgewichen, die Märker vorgegangen, noch immer hatte er seinem Feinde keine Wunde beigebracht. Gebt euch, rief dieser, ihr seid abgeschnitten! Aber heftiger entbrannte Johanns Zorn, wütend drang er auf ihn ein, fast besinnungslos schlug er zu. Da kamen mehrere märkische Reiter zu Hülfe. Schlagt den Tollkopf nieder, schrie Johanns Gegner. Von der Seite, wo Johann das Auge fehlte, kam ein Ritter, legte seine Lanze ein und fuhr so grimmig mit ihr gegen Johanns Harnisch, daß er ihn aus dem Sattel hob und sein Pferd zugleich, von einem andern verwundet, in die Knie sank. Johann stürzte seitwärts, seinem Gegner zu, herunter und dieser setzte ihm sogleich sein Schwert auf die Gurgel. Wollt ihr euch ergeben? fragte er, gegen ihn gebückt, aber ohne abzusteigen. Ich ergebe mich, war die

Antwort. So schlagt das Visir zurück und nennt euren Namen! Johann that es und der Reiter fuhr entsetzt zurück. Heiliger Gott, ihr seid Johann von Quitzow? schrie er. — Ich bin's, stöhnte Johann. Vielleicht thätet ihr besser, mir den Tod zu geben! Suchen mag ich ihn nicht, aber wenn ich ihn finde, ist er mir willkommen. —

Mein Gott, hätte ich das ahnen können! Ihr seid ohne Abzeichen, o warum habt ihr mir das gethan! so rief der Reiter klagend und bewegt umstanden ihn die andern Reiter. Steht auf, unglücklicher Mann und gebt mir euer Schwert, es ist ein böses Geschick, das mir euch in die Hände führt.

Johann erhob sich und überreichte ihm sein Schwert. Ich weiß, mein Los ist traurig, doch werd' ich es tragen als Mann. Laßt mich aber wissen, wem mich das Geschick und eure Tapferkeit überliefert hat. Der Reiter schlug mit einem Seufzer sein Visir in die Höhe. Es war Henning von Stechow. Johann entfärbte sich, Henning wandte sich betrübt von ihm.

Indem erhob sich in einiger Entfernung das Siegesgeschrei der Märker. Ihre ganze Reiterei ging gestreckten Laufes vorwärts, die Magdeburger flohen. Halt, halt! schrie Johann, sich selbst vergessend, steht fest, und wie in Verzweiflung griff er nach seinem Schwerte umher. Haltet euch ruhig, Herr, rief ihm ein Reiter zu, und bedenkt, ihr seid gefangen.

Die Magdeburger wurden nicht weit verfolgt, man hatte ihren Anführer und das war, wenn auch nicht genug, doch viel. Einige andere Gefangene, meist Verwundete, wurden noch gebracht, auch sämtliche Wagen, die den Magdeburgern in die Hände gefallen waren. Nach beendigtem Treffen fanden sich die Führer des märkischen Heeres zusammen, Neugierde und Teilnahme zog sie nach der Stelle, wo Henning von Stechow verweilte, auch viele Knechte kamen und blieben in einiger Entfernung stehen. Ein dichter Kreis geharnischter Männer scharte sich um den Wurzelstock, auf welchem Johann in finsteres Sinnen verloren saß, den Kopf auf die Hand, den Ellenbogen auf das Knie gestützt.

Bedauernswerter Mann, rief sein Schwager Achim von Bredow, wie hast du uns so unglücklich machen können, dich fangen zu lassen! Wir müssen unsere Pflicht thun, aber unser Herz blutet und du verblutest mit.

Johann warf ihm einen trüben Blick zu, dann erhob er sich und sprach: Scheltet mich nicht, daß mein böses Geschick mächtiger war als meine Kraft. Ich hoffe ihrer doch so viel zu besitzen, daß ich es tragen werde.

Johanns Hände wurden auf den Rücken gebunden. Henning von Stechow erhielt die Aufsicht über ihn, mit betrübten Mienen wandten

sich die übrigen von dem traurigen Schauspiele. Die Knechte hatten unterdessen das Schlachtfeld wie die Gefangenen geplündert. Die beiden Berliner Kaufleute waren den Märkern ebenfalls in die Hände gefallen. Ihre Fesseln wurden ihnen gelöst, sie wiesen sich als die Eigentümer der vier Wagen mit Salz aus, die jetzt ebenfalls erbeutet waren. Nach sorgfältiger Untersuchung erhielten sie die Wagen wieder und fuhren mit einem Geleite auf der Stelle nach Berlin, herzlich froh, daß ihr Unglück sich auf so unerwartete Weise gewendet hatte.

Nachdem auch die übrigen Gefangenen gebunden und die Verwundeten so gut als möglich verbunden waren, wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Es war schon ziemlich spät am Nachmittag geworden, weit konnte man nicht mehr kommen und man beschloß deshalb, nach Klein-Benz, jetzt Klein-Bähnitz genannt, zu gehen, einem Dorfe, welches an einem See lag und Wichart von Rochow gehörte*); daselbst wollte man übernachten. Am andern Tage sollte Johann mit den übrigen Gefangenen weiter nach Berlin geschafft werden.

Es war bereits dunkel, als man das Dorf erreichte. Die Knechte wurden in die Häuser desselben verteilt, die Gefangenen erhielten ein besonderes Haus, das hinreichend mit Wache versehen, an kein Entspringen denken ließ. Die Heerführer und adligen Mannen begaben sich in den Hof, den Wichart von Rochow hier besaß, weil es das beste Gebäude des Dorfes war. Auf besondere Verwendung seiner Freunde wurde Johann von Quitzow mit dahin genommen; sie wünschten so viel als möglich die wenigen Stunden, die ihr Beisammensein dauern konnte, in seiner Gesellschaft hinzubringen, ungeachtet sie sich nicht verbargen, welch ein schmerzliches Beisammensein es war, und sein Unglück ihnen das Herz zerschnitt. Da die meisten seine Freunde waren, so wurde ihrem Wunsche genügt.

Am andern Tage marschierten die Märker bis Groß-Bähnitz, wo das Nachtquartier gehalten werden sollte; sie stellten die nötige Anzahl von Wachtposten aus, um nicht unversehens überfallen zu werden, und schickten den nachrückenden Magdeburgern einen Rekognoszierungsposten entgegen. Die Anführer bezogen ein Haus, dessen Hinterthür, wenn man den Hof verließ, nach dem See führte. Hier wurden zwei Kähne in Bereitschaft gesetzt, um Johann von Quitzow, sowie etwa die Magdeburger kämen, mit seinen Wächtern schnell über den See nach Klein-Bähnitz zu bringen, und auf diese Weise seine Befreiung zu verhindern, welche die Magdeburger etwa beabsichtigen möchten. Johann blieb auch hier in der Gesellschaft seiner Freunde, und freundschaftliche Mitteilungen und Gespräche zwischen ihnen fanden kein Hindernis. Dennoch wurde

*) Landbuch Karls IV. S. 123.

er scharf bewacht, und diejenigen, welche ihm weniger wohl wollten, ließen ihn und seine Freunde nicht aus den Augen. Offenbar fürchteten sie, daß das Pflichtgefühl der Freunde Johanns leicht von ihrer Freundschaft für ihn überwältigt werden dürfte.

Das Magdeburgische Heer hatte durch die Verwirrung, welche die Gefangennehmung Johann von Quitzows herbeiführte, das Treffen von Barnewitz verloren, und sich, nicht weit verfolgt, in den Wald geflüchtet, in welchem sich jetzt das Vorwerk Kieck befindet, welches damals noch nicht vorhanden gewesen zu sein scheint. Hier sammelten sich die Magdeburger und gewannen Ruhe genug, zu überlegen, was zu thun sei. Johanns Gefangennehmung war ein Unglück, und als nächste Pflicht ergab sich, alles daran zu setzen, ihn wieder zu befreien, und zunächst seine Ablieferung nach Potsdam oder Berlin so lange als möglich zu verhindern. Daß man ihn nach einem von diesen beiden Orten bringen würde, war sehr wahrscheinlich, aber darum durfte man erwarten, daß die Märker sich nach jener Richtung zurückziehen würden. Hierüber mußte man erst gewiß sein, ehe weitere Beschlüsse gefaßt werden konnten. Zu dem Ende wurden verdeckte Posten aufgestellt, welche die Märker beobachten mußten, und durch welche endlich die Nachricht einging, daß jene sich auf dem Wege nach Klein-Bähnitz zurückzögen.

Dietrich Schwalbe war im Gefechte von seinem Herrn getrennt, und darum nicht mit ihm gefangen worden. Er kannte in dieser Gegend genau Weg und Steg, und die Anführer machten sich seine Lokalkenntnis zu Nutze. Der Tageszeit nach konnte man voraussetzen, daß die Märker nicht weiter als bis Klein-Bähnitz, höchstens bis Groß-Bähnitz gehen würden. Sie hier zu überfallen, war aus doppeltem Grunde nicht ratsam. Einmal war das Heer ermüdet und mutlos; schwerlich würde ein heute unternommener Überfall geglückt sein. Man mußte dem gemeinen Krieger Zeit lassen, erst wieder zu sich selbst zu kommen. Zweitens war vorauszusehen, daß der Feind Johann von Quitzow in dem einen wie in dem andern Dorfe über den See flüchten würde, wo sie nicht folgen konnten, und er ihnen entging. Zunächst mußte man daher darauf denken, dem Feinde den Weg zu verrennen, und ihm den Paß nach Potsdam und Berlin abzuschneiden, und das erklärte Dietrich Schwalbe für möglich, wenn man seiner Führung folgen wolle.

So wurde nun aufgebrochen, und ein in ziemlich genau östlicher Richtung durch den Wald laufender Weg gewählt, fast parallel mit der Bewegung der Feinde, nur südlicher gelegen. Als der Wald sich endigte, führte er am Fuße einer Hügelgruppe hin zur Klinkmühle*), welche an einem Bache, dem Klinkgraben, lag, der den See von Bähnitz mit

*) Landbuch Karls IV. S. 123.

dem Rievendtschen See verbindet, die aber jetzt nicht mehr vorhanden ist. Von hier gingen sie nach den nahe beisammen liegenden Dörfern Gohlitz und Niebehde, die sie in der Nacht erreichten. Die Bewohner, welche ungewarnt sich dessen nicht versahen, wurden feindlich überfallen, aus ihren Betten auf die Straße getrieben, unsere Magdeburger nahmen ihren Platz ein, und ließen sichs nach einem so strapazenvollen Tage in den Betten wohl sein. Zum Plündern waren sie heut zu müde, auch entliefen ihnen die Sachen ja nicht.

Allein am andern Morgen wurde schon sehr früh aufgebrochen. Das Heer zog nach der Richtung von Schwanebeck und Markau, und stellte sich auf dem Felde seitwärts des Weges auf, um die Märker zu erwarten. Ein paar Stunden später erfuhr man, daß diese wieder nach Groß-Bähnitz zurückgegangen seien. Dort wollte man sie aus dem schon angeführten Grunde nicht überfallen, deswegen rückte man nach Schwanebeck, und quartierte sich daselbst ein, so gut es möglich war. Hier konnte man die Sache abwarten, denn mochten die Märker sich nach Berlin, nach Potsdam oder Brandenburg wenden, überall konnte man ihnen den Paß verlegen und sie zwingen, sich zu schlagen.

Niemand war über die eingetretene Ruhe trostloser als Dietrich Schwalbe. Sein Herr mußte gerettet werden, das war gewiß. Auf dem Wege der Gewalt schien die Sache sehr langsam zu gehen; er strengte deshalb seinen alten Kopf an, eine List zu ersinnen, aber es wollte sich lange nichts finden. Endlich glaubte er einen Plan ersonnen zu haben, der vielleicht glückte. Mißlich war die Sache, doch für seinen Herrn durfte er schon das Leben wagen, und als er in seiner Weise das Schicksal befragte, erhielt er günstige Zeichen. Nun schwankte er nicht länger. Er ging zu dem einstweiligen Führer der Magdeburger und teilte ihm seinen Plan mit. Auch er fand die Sache gewagt, dennoch war die Befreiung Johanns auf diesem Wege möglich, und schaden konnte sie im Falle des Mißlingens niemand weiter, als dem Dietrich Schwalbe selber. Er gab ihm deswegen nicht allein die Erlaubnis zu dem Wagstück, sondern bemühte sich auch, ihm die zur Ausführung nötigen Mittel zu verschaffen, zugleich versprach er ihm, sowohl in dieser Nacht, als auch, wenn es nötig sein sollte, in den nächsten Nächten, einige Abteilungen Reiter, so nahe wie möglich gegen das Dorf zu schicken, welche ihn und Johann, wenn es zur Flucht kommen sollte, aufnehmen würden. Verließen die Märker Groß-Bähnitz, so würde er vor jedem andern Dorfe dasselbe thun. Hocherfreut rüstete sich Dietrich Schwalbe mit allem Erforderlichen aus, und schlich sich dann mit pochendem Herzen und ängstlich froher Erwartung in der Dämmerung fort.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wir versetzen uns jetzt nach Groß-Bähnitz, wo wir Johann in dem schon erwähnten Hause, von seinen Freunden umgeben, finden, denen sich jedoch auch diejenigen adligen Mannen zugesellt hatten, welche ihm nicht wohl wollten, und die ihn scharf beobachteten. Er saß an einem Tische, in dem von der Thüre entferntesten Winkel der Stube in der Ecke, und neben ihm zu beiden Seiten Achim und Matthias von Bredow, Henning von Stechow und Hans von Uchtenhagen. Die übrigen hatten an andern Tischen Platz genommen, doch waren diese so gestellt, daß Johann nicht anders zum Zimmer hinaus kommen konnte, als wenn er an allen vorbei passierte. Ab- und zugehende Knechte und Knappen verkehrten mit den Rittern, von welchen ein Teil würfelte, ein anderer Karten spielte, ein dritter sich in Gesprächen unterhielt. Bierkrüge waren auf den Tischen aufgepflanzt, und wurden von dem Bewohner des Hauses, seiner Frau und ihren Mägden voll erhalten. Die spärliche Beleuchtung war durch ein Kaminfeuer und einige blecherne Thranlampen bewirkt, wovon auf jedem Tische eine stand, die eben hell genug leuchtete, um sich erkennen zu lassen.

Es mochte sieben Uhr vorbei sein, da that Hans von Finzelberg seinen letzten Wurf. Klappernd entrollten die Würfel dem Becher, er hatte verloren, und schob das Geld seinem Gegner hin. Hol der Teufel das ganze Spiel, rief er, wenn man so drei, vier Stunden gespielt hat, kriegt man es satt und sehnt sich nach anderer Unterhaltung. Es ist eine langweilige Geschichte, ich wollte, es passierte etwas, oder es gäbe eine hübsche Dirne in diesem Neste, da hätte man doch einige Kurzweil, und wüßte sich zu unterhalten. He da! Ist keiner da, der lustige Märchen und Schwänke erzählen kann? Knecht oder Ritter. Es ist mir alles gleich, wenn es nur unterhält.

Allein es meldete sich niemand, und Hans hatte eben die sich sträubende Magd auf sein Knie gesetzt, und kniff ihr die roten Backen, als ein Knappe hereintrat und meldete, draußen sei ein armer alter Pilger,

der aus dem heiligen Lande heimkehre und um Erlaubnis bitte, bei den Herren ein Almosen fordern zu dürfen.

Was meint ihr, schrie Hans von Finzelberg, ich denke, wir lassen ihn hereintreten. Das alte Menschengesicht ist weit gereist, und wenn er sonst zu erzählen versteht, muß er viel mitteilen können. Ich höre gern vom heiligen Lande, und so haben wir alle Unterhaltung, denn wir können ihn heute, wenn er uns gefällt, hier behalten.

Ja, ja, schrieen mehrere, er soll hereinkommen, wer nicht Lust hat zuzuhören, kann's lassen.

Der Knappe führte einen Mann im Pilgergewande in die Stube, von ansehnlicher Figur, aber etwas fremdartigem Ansehen. Sein sehr markiertes Gesicht war sonnverbrannt, starke Braunen, zum Teil schon grau geworden, beschatteten seine Augen, auch der Scheitel zeigte bereits die Spuren des vorgerückten Alters. Die aus den weiten Ärmeln des braunen Kleides hervorsehenden Hände waren groß und knochig, und hielten einen seltsam geformten Pilgerstab. Eine Tasche von ungewöhnlicher Form hing an einem Lederriemen über seinen Schultern. Mit durchdringendem Blick warf er seine Augen in der Versammlung umher, die ihn aufmerksam beschaute, und sprach dann: Gelobt sei Jesus Christ! Ehrenwerte Herren, Ritter und Knappen, laßt eure christliche Milde bewegen, einem armen Pilger, der zum Grabe Christi des Heilandes gewallfahrtet, und sonst noch sehr weit in der Welt gewesen ist, ein Almosen zu spenden, das euch Gott und seine gebenedeite Mutter tausendfältig gesegnen mögen!

Jeder suchte einige Münzen zusammen, der Pilger wanderte mit seiner Kappe von einem zum andern, und sammelte seine Gaben unter vielen Danksagungen ein. Höre mal, du Alter, rief Hans von Finzelberg, du sagst, du bist weit in der Welt herum gewesen. Da hast du dir wohl vieles versucht und kannst manches erzählen?

Pilger. O Herr! Sollt ich euch all meine Abenteuer und Fahrten erzählen, ich würde kaum in Jahren fertig, und manches ist so unerhört, daß ihr es nicht einmal glauben würdet.

Finzelberg. Das ist mir gerade recht, je toller je lieber, ich höre wunderbare Abenteuer gar gern. Was meint ihr, gute Gesellen? Wollen wir den Alten heut Abend hier behalten, mit Bier und Abendbrot versorgen, und uns von ihm seine Abenteuer erzählen lassen?

Die Andern. Ja, ja wir tragen bei, und ein gutes Almosen wird für ihn wohl noch übrig bleiben.

Finzelberg. Na, willst du das, Alter? Sag' Ja!

Pilger. Mit Freuden, liebe Herren. Wer weit gewesen ist, erzählt gern davon, und ich kann von vielem Bericht geben.

Finzelberg. Gut. So setze dich hier mitten im Zimmer auf

diesen Schemel, daß alle dich hören und sehen können. Setzt euch, Gesellen. Wirt, halte die Kannen in Bereitschaft, und versorge den Krug des Pilgers gehörig, er mag wohl lange kein märkisches Bier getrunken haben!

Pilger. Achtundzwanzig Jahre sind's, ihr Herren, daß ich es habe entbehren müssen. So lange bin ich auf Reisen gewesen.

Finzelberg. Eine schöne Zeit, man kann alt darin werden. Erzähle denn. Aber höre, keine Lügen, das bitt' ich mir aus, denn wenn einer weit herkommt, — —

Pilger. Seid nicht bange, Herr, meine Begebenheiten sind schon an sich wunderbar genug, und durch Lügen würden sie nicht wunderbarer werden. Wer bis an den Enden der Erde gewesen ist, der hat mehr gesehen und erlebt, als er ersinnen kann. Aber wo soll ich anfangen, wo enden? Will ich euch meine Reisen während der achtundzwanzig Jahre erzählen, so werd' ich in vielen Abenden nicht fertig.

Hans von Uchtenhagen. Nein, nein, sag uns, wo du her bist, wohin du gegangen, und was dir in jedem Lande am merkwürdigsten gewesen.

Finzelberg. Recht. Nur das Merkwürdigste, die Mirabilia mundi, das ist meine Liebhaberei.

Pilger. Ich bin in Meyenburg geboren, und als ich heranwuchs, wurde ich Knecht bei dem edlen Hans Rohr, in dessen Diensten auch mein älterer Bruder stand. Das Unglück wollte, daß ich in einer Fehde, wo ich als Wacht ausgestellt war, im Finstern meinen Bruder tötete. Er kam zu mir geschlichen, ich hielt ihn für einen Feind, und das Unglück war geschehen. Mein Gewissen ließ mir keine Ruhe; ich beschloß zur Sühne meiner Sünde eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu thun, erhielt die Erlaubnis und reiste vor achtzehn Jahren ab.

Finzelberg. Achtundzwanzig Jahren, willst du sagen.

Pilger. Richtig, so lange ist's her. Ich ging nach Prag, wo der durchlauchtige Fürst, König Wenzel mich sehr gut aufnahm, und von da nach der großen Stadt Wien in Österreich, da kannt' ich einen Bäckergesellen, der hatte bei uns gedient, und auch in Schloß Plaue.

Johann von Quitzow wurde aufmerksam.

Finzelberg. Aber ist denn das eine Merkwürdigkeit? Solche Sachen laß fort.

Pilger. Für einen ist dies, für andere jenes merkwürdig. Aber gut! Nun ging ich nach der edlen Stadt Venetia, die hat gar schöne Häuser und Kirchen, und dann nach der weltberühmten Stadt Rom, eine Stadt, fast älter als die Welt, wo ich auch den heiligen Vater Papst gesehen habe. Ach ist das ein frommer Mann! Ich hätt's nimmermehr vorher geglaubt, daß ein Mensch so ausbündig fromm sein

könnte. Tag und Nacht betet er, und selbst wenn er schläft, oder an ganz andere Dinge denkt.

Finzelberg. Nun, wenn einer weiter nichts zu thun hat, ist das nicht zu verwundern.

Pilger. In Rom bin ich sechs Wochen lang geblieben, und fürchtete schon, ich würde noch länger bleiben müssen. Ich wollte nämlich zu Schiffe nach dem heiligen Lande fahren, aber es war gerade sehr trockene Witterung, und das Wasser so klein, daß kein Schiff fahren konnte. Glücklicher Weise kamen ein paar Regentage, die reichlich Wasser lieferten, und nun ging's fort aus Rom. Drei Monate bin ich unterwegs gewesen nach der großen Insel Rhodis, von da ging es weiter nach dem Königreich Cappadocia und endlich gelangte ich unter großer Mühsal nach Jerusalem. Das ist eine große prächtige Stadt, und voll heiliger Örter. Da hab ich denn das heilige Grab gesehen, und den Kalvarienberg, und überall meine Andacht als frommer Pilger verrichtet. Ach was ist das alles schön! Kein König hat so was Schönes und Herrliches. Ich bin in dem Ort gewesen, wo der Heiland geboren ist, und die heiligen drei Könige zu ihm kamen, wo über dem Hause ein schöner heller Stern zu sehen ist, — —

Finzelberg. Ist denn der noch immer da?

Pilger. Ja! — Ja er ist noch zu sehen. Dann bin ich nach dem roten Meere gewesen, und auf den Berg Sinai, und habe den Tempel Salomonis angeschaut, das schönste Bauwerk, das man sich nur denken kann. Ich sage euch, alle Kirchen in Rom sind zusammen genommen nichts dagegen. Auf jeder Ecke steht ein spitzer Turm aus Stein, der fast bis an den Himmel reicht, man sieht deshalb auch nicht, wo sie aufhören, denn ihre Spitzen sind so weit von einem fort, daß sie unsichtbar sind. Auch das Dach der Kirche ist so hoch, daß man es nicht mehr absehen kann. Wie groß die Fenster sind, könnt ihr denken, und was für ein Hochaltar! Himmelhoch, ganz von Gold und Silber, man weiß nicht, wo man die Augen hinwenden soll. Es ist ein Wunderwerk! — Auf meinen Pilgerfahrten hin und her wurde ich von den Ungläubigen gefangen, und hart gemißhandelt. Sie schleppten mich fort, und als ich einige hundert Meilen mit ihnen gewandert war, verkauften sie mich an den Großchan. Der kehrte sich nicht daran, daß ich ein Pilger war, sondern ich mußte unter seine Krieger eintreten. Seine Unterthanen sind ein häßliches Volk von gelber Farbe, und weil ich, ohne Ruhm zu melden, viel hübscher war als sie, und auch viel klüger, so sah das der Großchan bald ein, und ernannte mich zu einem Edlen, schlug mich auch zum Ritter, und ich mußte seine Trabanten befehligen.

Finzelberg. Der Tausend! Wenn's wahr ist, hast du viel Glück gehabt.

Achim von Bredow. Hat dir das auch nicht bloß geträumt?

Uchtenhagen. Bei solchem Volke mag sein Abenteuer nicht unmöglich sein. Sie haben ja in ihrem Lande nichts, wie unvernünftige Heiden.

Pilger. Sonst sind sie gar nicht dumm, und der Großchan ist ein unerhört mächtiger Kaiser, der unzählbar viele Länder beherrscht. In einem dieser großen Länder giebt's eine seltsame Art von Menschen. Sie haben so große Ohrlappen, daß sie ihnen bis auf die Füße herabhangen, und daß sie sich ganz darin einwickeln können*). Der König des Landes hatte eine Tochter, deren Pate der Großchan war, und auf welche er sehr viel hielt.

Finzelberg. Ich denke, der Großchan ist ein Heide?

Pilger. Freilich, versteht wohl, er war ihr heidnischer Pate. Weil ich nun der schönste Mann im Lande war, so gab er mich ihr zum Manne, und nach dem Tode des Königs sollte ich König werden.

Finzelberg. Und deine Frau hatte auch so große Ohrlappen?

Pilger. Ja wohl. Man konnte die Ohrlappen beschneiden, denn sie haben kein Gefühl darin, und die Lappen wachsen wieder wie die Haare. —

Finzelberg. Ei, das ist artig. Kann man sie sonst noch gebrauchen?

Pilger. O ja, wie feines Leder, es ist gar ein gutes Zeug.

Uchtenhagen. Kann aber nicht haltbar sein.

Pilger. Sagt das nicht. Ich habe mir aus den Ohrlappen meiner Frau ein Paar Beinkleider machen lassen, die ich drei Jahre lang getragen habe. Darüber waren nun einige Jahre vergangen, da kam eines Tages der Großchan und sagte: Dietrich, du mußt ins Feld rücken, — ich heiße nämlich Dietrich. — Hundert tausend Feinde stehn an der Grenze, und wollen in's Land fallen. Gehe hin, und schlage sie zurück, dann kannst du dir die schönste Prinzessin aussuchen, und sie soll deine zweite Frau werden. Gesagt, gethan! Er entbot seine Mannen, und ich rückte mit ihnen aus, viele hundert Meilen weit, durch große Wüsteneien. Wir fanden die Feinde, ich lieferte ihnen eine große Schlacht, schlug sie, aber ich wurde gefangen.

Finzelberg. Ha ha, dacht' ichs doch, aber das kann dem Bravsten begegnen.

---

*) Der Glaube an diese und die folgenden Menschenarten war im Mittelalter allgemein und gründete sich teils auf Angaben des Plinius, teils des heiligen Augustinus und Isidorus. Michael Wohlgemuth hat sie in sauberen Holzschnitten dargestellt in einem seltenen Werke: Register des Buchs der Chroniken und Geschichten mit figuren vnd pildnussen von anbegin der welt bis auf diese vnsere Zeit. Nürnberg 1493.

Pilger. Die Feinde schleppten mich fort; ich hatte einen Knecht, der sprach zu mir in einer Sprache, die die anderen nicht verstanden: (Mit Bedeutung) Herr Johann, euer Knecht Dietrich wird euch Gelegenheit schaffen zu entspringen, nehmt sie wohl wahr, und laßt sie euch nicht entgehen.

Finzelberg. Halt! Ich denke, du heißt Dietrich?

Pilger. Ja freilich.

Finzelberg. Der Knecht nannte dich ja Johann?

Pilger. Sagt ich so? Da hab' ichs bloß verwechselt. Dietrich bin ich, Johann ist der andere. Er verschaffte mir richtig die Gelegenheit, und ich entsprang mit ihm. Durch weite Wüsten, ohne Weg und Steg wanderten wir, ohne zu wissen wohin, und lebten von Wurzeln, bis wir in das Reich des Priesters Johannes kamen*). Das ist ein wunderschönes Land, und wird von guten Christen bewohnt. Deswegen pilgerte ich wieder, wiewohl mir das nach aller königlichen Herrlichkeit nicht recht schmecken wollte.

Finzelberg. Glaub's wohl.

Pilger. O welche Abenteuer habe ich da erlebt! Ich kam nach seiner Hauptstadt, wo der Regent, der Priester Johannes, einen kostbaren Palast besitzt, von dessen Merkwürdigkeiten ich euch Tagelang erzählen könnte. Ich wollte hier versuchen, wieder zurückzukehren nach meinem Vaterland, allein ich wollte zu Schiffe fahren und dies Land liegt nicht am Meere. So mußte ich weiter und kam nach dem Paradiese.

Finzelberg. Ei, dort bist du gewesen? Sieh doch!

Pilger. Seid ihr dort bekannt?

Finzelberg. Bewahre. Aber erzähle, wie es dort aussieht.

Pilger. Das ist ein schönes herrliches Land, wo vier Ströme sich nach den vier Seiten der Welt ergießen. Aber es wohnen keine Menschen darin, denn niemand darf darin bleiben und ich habe auch nur hineingeguckt. Es war mir sehr fatal, daß es mir im Wege lag, denn nun mußte ich einen großen Umweg machen und erst nach langer Zeit kam ich nach dem großen Lande India, das aus vielen Königreichen besteht. Hier fließt der große Strom Ganges, welcher der größte in der Welt ist. An ihm liegt ein Königreich, das wird von einer besonderen Menschenart bewohnt. Sie haben keinen Mund, sondern statt dessen nur eine ganz kleine Öffnung. Wenn sie trinken wollen, stecken sie einen Strohhalm hinein und halten das andere Ende ins Wasser und so saugen sie das Wasser ein.

Finzelberg. Alle Wetter. Da lobe ich mir doch meinen Krug Bier (er trinkt).

*) Ein fabelhafter Regent, von dessen unbekanntem Lande das Mittelalter wunderbare Dinge erzählt. Sprengel, Gesch. d. geographischen Entdeckungen S. 388.

Pilger. Essen thun sie gar nicht, sondern sie leben bloß von dem Geruch der Früchte und Blumen, aber jeder üble Geruch tötet sie*). Reden können sie auch nicht, sondern sie pfeifen nur, wie die Vögel.

Uchtenhagen. Konntest du sie denn verstehen?

Pilger. Anfangs nicht. Ach, ich habe da viele Abenteuer erlebt. Gleich, so wie ich kam, führten sie mich ins Wasser, und alle Tage mußte ich mich baden, wegen des Geruchs, denn sie sind gar sehr reinlich. Dabei ist es ein schönes Volk, und die Weibsbilder sehen alle aus, als wollten sie einem einen Kuß geben. Ich habe viel ausgestanden, ehe sie mich nach ihrer Weise abgerichtet hatten und ich mich darin schicken lernte. Der König nahm mich an seinen Hof, weil ich so ein großes Maul hatte und eine so starke Stimme und gebrauchte mich als Kriegstrompete, denn wenn ich schrie, zitterte das ganze Heer.

Finzelberg. Das ist lustig.

Pilger. Sein Fräulein Tochter stellte mir sehr nach, denn die Weiber lieben die Fremden, auch klang meine Stimme viel männlicher, als die aller andern Ritter am Hofe. Der König aber merkte die Neigung seiner Tochter und verbot mir bei Lebensstrafe, mit ihr freundlich zu sein. Herr meines Lebens! Wie hab' ich sie angeschrieen, wenn sie kam und mir etwas vorpfiff! Da warf sie endlich einen Haß auf mich und verschwärzte mich bei dem König, daß ich ihr nachstellte. Der glaubte die Sache, ließ mich gefangen nehmen und nachdem viel gepfiffen worden war, verurteilte er mich zum Tode. Nur durch eiligste Flucht entging ich diesem schrecklichen Schicksal. Ich mußte mich immer in Wildnissen halten und habe große Gefahren ausstehen müssen. Vier Drachen habe ich erlegt, denn an Drachen sind diese Wildnisse gar reich und von dem einen bin ich beinahe gefressen worden. Hätt' ich nicht einen guten Zauber bei mir gehabt, ich säße sicherlich nicht hier. Auch mit dem Vogel Greif habe ich gekämpft und einen guten Schatz erbeutet. Der Vogel sucht Gold und trägt es in sein Nest. Daraus ist es aber sehr schwer zu holen, denn der Vogel denkt, man will ihm seine Jungen stehlen, obgleich man nur das Gold sucht. Er ist so mächtig, daß er einen ganzen geharnischten Ritter mit seinem Pferde auffressen kann**).

Finzelberg. Verdammtes Beest!

Pilger. Auch mit den Löwen habe ich mich herumschlagen müssen, von denen die Wüsteneien wimmeln. Es ist noch ein Glück, daß man sie wegen ihrer schönen roten Farbe schon von weitem ankommen sehen kann.

Finzelberg. Ich denke, die Löwen haben gelbe Haare?

---

*) Siehe die obige Chronik von 1493.

**) Münsters Cosmographie Buch V. S. 1343.

Pilger. Gelbe? — Hm, wie ist mir denn? Ich bin doch erst heute vor der Herberge zum roten Löwen vorbeigekommen?

Finzelberg. Hast du denn nicht gesehen, daß die lebendigen Löwen gelbe Haare haben?

Pilger. Ganz recht. Es sind gelbe Haare, aber sie sehen rot aus. Genug, die verwünschten Löwen haben mir zu schaffen gemacht und mich nicht wenig in Verlegenheit gesetzt. Ich kann von Glück sagen, daß ich so davon gekommen bin.

Finzelberg. Nun, wohin gingst du denn nachher?

Pilger. Nachdem ich lange durch Wüsten gewandert war, in denen es aber nicht an Obst fehlte, weil die Einwohner es nicht aßen, sondern nur daran rochen und ich darum wegen Lebensmittel nicht in Verlegenheit war, kam ich nach dem Lande Gog und Magog. Das ist das letzte auf der Welt und wo es aufhört, kann man nicht weiter, denn da liegt der Himmel auf der Erde und dreht sich daran umher.

Finzelberg. Bist du bis ganz zu Ende gewesen?

Pilger. Ja wohl, bis ich den Himmel mit diesen meinen Händen befühlen konnte.

Achim von Bredow. Ich denke, der Himmel liegt nirgends auf der Erde?

Pilger. Ei, das seht ihr ja, wenn ihr euch umseht, daß er aufliegt, oder daß der Himmel da anfängt, wo die Erde aufhört. Aber man muß sehr weit laufen, ehe man hinkömmt. Viele tausend Meilen.

Finzelberg. Ich denke aber, die Erde ist ringsum mit hohen Gebirgen eingefaßt?

Pilger. Nicht überall, und wo ich den Himmel befühlt habe, war der Rand ganz eben.

Finzelberg. Beschreibe uns doch genauer, wie es da aussieht.

Pilger. Einen Fuß weit steht der Himmel von der Erde ab, damit die Sterne nicht anschurren. Das sind Nägel mit goldenen Köpfen, und diese Köpfe sind es, welche so schön blitzen. Sie sind nicht ganz hineingeschlagen, damit die Spitzen nicht anf der andern Seite durchkommen und die Seligen sich die Füße daran verletzen. Darum sitzen manche auch nicht recht fest und fallen ab, wenn der Himmel sich dreht, was man wohl eine Sternschnuppe nennt. Dort am Rande liegen viele Hunderte solcher Sterne, und ich habe selber ein Paar wieder eingeschlagen.

Finzelberg. Das möcht' ich schon sehen. Und auf der andern Seite sind die Seligen?

Pilger. Freilich, wo sonst? Auf der Erde ist für sie kein Platz. Als ich den einen Stern einschlug, klopfte ich etwas stark. Da rief auf der andern Seite eine Stimme: Wer klopft da? Wahrscheinlich ist es

der heilige Petrus gewesen. Ich war muckstille, denn ich hatte noch nicht Lust, in den Himmel zu kommen. Meine Gedanken standen nach der Meienburg. Aber ich war sehr erschrocken.

Finzelberg. Das muß lustig sein, wenn so ein Stern nach dem andern in die Höhe kommt. Aber daß man sie anfassen kann, habe ich nicht geglaubt. Brennen sie denn nicht?

Pilger. Bewahre. Es ist kaltes Gold.

Finzelberg. Nun, hör' einmal, daß du sie angefaßt hast, will mir noch nicht in den Kopf. Das ist wohl geflunkert.

Pilger. Sicherlich nicht. Ich kann euch sogar noch mehr sagen. Als ich den einen Stern, das heißt, den goldenen Nagel, wieder eingeschlagen hatte, hing ich meine Mütze daran und bedachte nicht, daß der Himmel sich aufwärts dreht. Da ich nun nach einiger Zeit wieder hinsah, ach Herr, wo war da meine Mütze! Sie hing noch immer an dem Stern, aber so hoch, daß wohl zehntausend Leitern nicht zugereicht haben würden, um hinauf zu klettern. Ich mußte sie gehen lassen, sie hat den ganzen Tag am Himmel gehangen und hätte von der ganzen Welt gesehen werden können, wenn sie nicht so weit weg gewesen wäre. Ich mußte warten, bis der Himmel sich ganz umgedreht hatte. Am andern Abend stand ich auf der Lauer, und als mein Stern in die Höhe kam, griff ich zu und fing meine Mütze wieder.

Finzelberg. Sapperment, das läßt sich hören! Aber — was Teufel, was ist das? — Es — —

Die Thür wurde aufgerissen und ein Knappe schrie: Rettet euch, das Haus steht in Flammen! Alle sprangen voll Schreck auf und drängten sich durcheinander. Tische und Schemel stürzten über hin; in wilder Hast flog jeder der Thür zu, die nicht weit genug war, alle schnell hindurch zu lassen. Draußen stand der Hausflur voll Menschen, aber sie konnten nicht hinaus, denn sowohl die Vorder- als die Hinterthür waren auf eine unerklärliche Weise fest verschlossen. Viele schrieen nach einer Axt, die Thüren einzuschlagen; sie ließ sich in der Verwirrung nicht finden. Man versuchte die Thüren einzurennen, allein sie waren stark und ihre festen Bänder boten allen Anstrengungen Trotz.

Gleich nach dem ersten Schrecken hatte der Pilger sich an Johann von Quitzow gedrängt und ihn mit starkem Arm erfaßt. Mit mir, flüsterte er ihm zu, mit mir, ich rette euch! Er drängte ihn zurück ins Zimmer, öffnete in demselben ein Fenster nach dem Hofe und schwang sich hinaus. Johann folgte ihm rasch; ein Regen glühender Kohlen und brennenden Strohes prasselte von dem Dache, Dietrich faßte Johanns Arm und zog ihn schnell hindurch. Er eilte mit Johann nach dem See, sprang in einen bereit stehenden Kahn und ruderte grade fort bis zur Mitte. Dann drehte er den Kahn links und fuhr ihn die Länge hin-

unter nach Süden. Er ruderte so eilfertig als möglich und Johann unterstützte ihn. Die Feuersbrunst, welche von wandernden Juden zur Vergeltung für erlittene Mißhandlungen entzündet worden war, leuchtete weit über den See hin und färbte die Gegenstände am Ufer in schauerlicher Röte, daß man sie deutlich erkannte. Sie lief von Haus zu Haus und wurde immer größer. Mit Entsetzen bemerkten sie, daß am Ufer noch ein paar Kähne losgemacht und mit Menschen bemannt wurden. Es ließ sich nicht bezweifeln, daß Johanns Flucht bemerkt worden sei und man Anstalten mache, nachzusetzen. Johann und Schwalbe verwünschten die Helle der Feuersbrunst, welche ihren Kahn unstreitig vom Ufer aus sichtbar machte, denn die beiden Kähne schlugen nach ihm hin die Richtung ein. Strengt euch an, um Gotteswillen, lieber Herr, rief Schwalbe, wir haben noch einen guten Vorsprung, damit wir ihn behalten. Der Kahn tanzte rauschend über die aufspritzenden Wellen dahin, aber trotz aller Anstrengung kamen die beiden verfolgenden Kähne allmählich näher und der Vorsprung verminderte sich immer mehr. Ermatte nicht, flüsterte Johann, strenge deine Kräfte an, denn es gilt! Jetzt oder niemals. Lebendig verlasse ich den Kahn nicht, wenn ich in Feindes Gewalt falle. Vorwärts, vorwärts! So, jetzt läuft das Fahrzeug gut, ich werde fleißig helfen. Noch geb' ich die Hoffnung nicht verloren, ihnen zu entgehen.

Schaut euch um, Herr, stöhnte Dietrich atemlos, ob ihr vielleicht am Ufer Reiter halten seht. Meine Augen erblicken noch nichts. Johann sah aufmerksam umher, aber auch er gewahrte keine.

Am östlichen Ufer des Sees, südlich von dem benannten Dorfe, erhebt sich ein breiter Hügel, dessen Fuß das Ufer bildet. Er endigt dem Dorfe Klein-Bähnitz grade gegenüber, da wo der See am schmalsten ist. Dietrich lenkte den Kahn hierher, denn das Ufer zog sich da in den Schatten des Hügels zurück und wurde nicht mehr durch die Feuersbrunst beleuchtet. Als sie beinahe das Land erreicht hatten, nahten sich Pferde, Dietrich horchte gespannt; gleich darauf erscholl vom Ufer her ein Wer da!

Dietrich hielt vorsichtig den Kahn an, denn es konnten Märker sein. Dann rief er: Magdeburg und Quitzow! Er und Johann bückten sich nieder, vielleicht folgte als Antwort ein Schuß.

Ha, also Freunde, rief eine Stimme am Ufer, schnell heran, denn sie sitzen euch auf den Hacken!

Es war wirklich so; das Aufhalten des Kahns und das wenn auch nur kurze Verweilen während der beiden Antworten, hatte den Zwischenraum bis zu den verfolgenden Kähnen gar sehr vermindert, und ehe jetzt Quitzows Kahn wieder in Gang kam, gewannen die Feinde noch mehr Vorteil. Endlich erreichten sie das Land, hurtig sprang er mit seinem

Gefährten hinaus und lief zu den Reitern, wo sie sich auf zwei bereit gehaltene Pferde schwangen. Ihre Verfolger, kaum zehn Schritt noch vom Ufer entfernt, erhoben ein Geschrei, die Magdeburger beantworteten es. Grüßt meine Freunde! rief Johann ihnen zu, und im gestreckten Laufe kam er in Schwanebeck bei den Magdeburgern an.

Die Freude der Magdeburger war groß, als sie ihren Führer wiedersahen, aber auch nicht geringer Johanns Freude, ganz besonders selig aber war Dietrich Schwalbe. Johann äußerte ihm seinen lebhaften Dank und versprach, ihn nach seiner Zurückkunft nach besten Kräften zu belohnen. Auch im Heere erntete er großes Lob und alle bewunderten seinen Mut und seine Verschlagenheit.

Johann brach am andern Tage mit seinen Magdeburgern von Schwanebeck auf und ging nach Tremmen. Das Dorf war bischöflich und wurde geplündert. Da er jedoch erfuhr, daß die Märker heranrückten, so ließ er zum Aufbruch blasen und eilte nach Päwesin und Bagow, ohne sich jedoch in diesen Dörfern zu verweilen, denn die Märker folgten ihm auf dem Fuße und er hielt es nicht für geraten, mit seiner Schar ihnen ein zweites Gefecht anzubieten, da sie durch neu angekommene Verstärkungen an Zahl überlegen waren. Er ging über Görtz nach Ferchesar und kam abends in Schloß Plaue an. Die Beute, welche die Schar mitbrachte, war nicht bedeutend. Der Schade aber, welcher der Mark geschehen, insonderheit dem Bistum Brandenburg, war groß. In Plaue wollte er weitere Befehle des Erzbischofs und Verstärkungen abwarten.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Dietrich von Quitzow war, wie wir erzählt haben, in der ersten Hälfte des September mit seiner Schar nach Jüterbog gegangen und fand hier eine nicht unbedeutende Streitmacht vor, welche die Städte Jüterbog und Dahme nebst den Vasallen der Umgegend gestellt hatten. Es gab viel zu thun, denn nach allen Seiten hin sah es kriegerisch aus. Namentlich war die Beibehaltung des Friedens mit der Lausitz sehr zweifelhaft.

Sowie Dietrich nach Jüterbog gekommen war, hatte er sogleich einen Knecht mit einem Briefe nach dem nur zwei Meilen entfernten Städtchen und Schlosse Seyda, damals Sidow genannt, geschickt, wo seine Elisabeth sich aufhielt. Allein der Bote traf sie bereits auf der Hinreise. Zwei Stunden später war sie mit den Kindern und ihrem Bruder Albrecht bei ihm.

Wir beschreiben nicht die Freude der beiden Ehegatten, sich nach so langer Trennung und unter anscheinend günstigen Umständen wiederzusehen. Elisabeths Wangen röteten sich, aber dennoch konnte niemand zweifeln, daß ihre Gesundheit zerrüttet war. Kummer und Gram hatten zu mächtig daran gearbeitet, sie nagten heimlich und verborgen an ihrem Leben. Desto kräftiger und gesunder waren die Söhne. Der älteste, Dietrich, hatte jetzt das Alter von zwanzig Jahren erreicht, der andere, Kuno, war achtzehn Jahre alt, der im Jahre 1410 geborene Johann war gestorben. Die Erziehung der Söhne war durch die unglückliche Katastrophe der Eltern unterbrochen worden. Jetzt hatte sich der Großvater ihrer angenommen, der von Siegismund zu seinem Geheimen Rate ernannt war. Die Familie verlebte einige schöne Tage traulichen Beisammenseins in Jüterbog, ungeachtet Dietrich sich tüchtig tummeln mußte.

Hans von Polenz, der Landvogt der Niederlausitz hatte soeben die Stände zusammen berufen, um mit ihnen wegen des Zuges gegen Magdeburg zu beraten. Auch der Marschall des Königs Wenzel war dabei gegenwärtig*), und insonderheit kam es zur Frage, ob es ratsam

*) Neumann, Geschichte der niederlaus. Landvögte Tl. II. S. 56.

ei, mit Meißen ein Bündnis zu schließen. Es lag Dietrich daran, das Resultat der Beratung schnell und sicher kennen zu lernen. Er hatte zu dem Ende frühere Bekanntschaften mit einigen lausitzischen Schloßgesessenen wieder angeknüpft und erneuert, und wurde durch deren Mitteilungen in den Stand gesetzt, seinen Plan zu machen. Kaum waren die Beratungen beendigt, so begab er sich selber nach Lübben zu Hans von Polenz. Noch war sein Wesen gewinnend genug, noch hatte er die Macht der Überredung hinreichend in seiner Gewalt, um auf Hans von Polenz mit günstigem Erfolge einwirken zu können. Er sparte weder bestechende Schmeicheleien, noch leise hingeworfene Drohungen, die wie lauernde Schlangen unter den Blumen hervorsahen, und wirklich gelang es ihm, Hans von Polenz ganz für sich einzunehmen und ihn persönlich günstig für Magdeburg zu stimmen. In der Provinz war die Stimmung jedoch gegen Magdeburg, und öffentlich konnte sich der Landvogt nicht für den Erzbischof erklären. Dietrich wußte ihn jedoch dahin zu bestimmen, daß er sich heimlich mit Magdeburg verbriefte, mit Meißen keinen Frieden zu halten*). Viel mochten die Unruhen in der Lausitz gethan haben, den Landvogt nachgiebiger zu stimmen. Die Gebrüder Philipp, Jakob und Niklas von Kamenz, nebst ihrem Vetter Günther von Kamenz, befehdeten die Lausitz, insbesondere die Stadt Luckau, stark, und gaben dem Landvogte viel zu thun. Die Stadt hatte Günther von Kamenz zum Gefangenen gemacht und in der damaligen Weise rascher Volksjustiz, wie sie sich nicht selten äußerte, hingerichtet. Natürlich wandten seine Vettern alles mögliche an, um der Stadt zu schaden, und der Krieg wurde heftiger denn je geführt. Erst im folgenden Jahre wurde diese Fehde beigelegt**).

Nachdem Dietrich von dieser Seite sicher war, brach er mit dem größten Teile der vorhandenen Mannschaft in der zweiten Hälfte des September auf, um die Mark und besonders die Besitzungen Hans von Torgaus, sowie die des Bistums Brandenburg zu bekriegen. Seine Söhne hatten den dringenden Wunsch geäußert, ihn begleiten und an dem Kriege teilnehmen zu dürfen. Er wollte sie jedoch nicht in sein Schicksal verwickeln, und lehnte es auf das bestimmteste ab. Sie blieben während der Zeit in Jüterbog.

Es war nur auf einen Streifzug abgesehen in gleicher Weise, wie Johann ihn nördlich von der Havel auszuführen hatte. Die Belagerung von Schlössern war dabei Nebensache, denn sie kostete Zeit und war jetzt nicht mehr füglich ohne Büchsen durchzuführen. Markgraf Friedrich von Brandenburg hatte alle seine Schlösser mit solchen versehen

*) Neumann a. a. O.
**) Worbs Inventar. diplom. Lusat. inf. S. 226.

lassen, und fortwährend wurden dergleichen gegossen. Um sich nicht durch den Mangel an Metall beschränken zu lassen, nahm er die überflüssigen Glocken aus den Türmen, jedoch mit dem Versprechen, sie wieder zu ersetzen, so in Berlin, namentlich aus der Marien- oder Liebfrauenkirche*). Schon entbehrte kein Schloß dieser gefürchteten Kriegsmaschinen. Aber eben darum konnte eine Belagerung nicht wohl ohne sie unternommen werden und in Jüterbog waren keine vorhanden.

Dietrich zog zunächst nach dem noch im Magdeburger Anteil dieses Landes belegenen Dorfe Stülpe, das uns aus früheren Vorgängen bereits bekannt ist, am nördlichen Fuße des Golms gelegen und Hans von Torgau gehörig.

Das Dorf wurde angegriffen, das Vieh von der Weide genommen und was sich sonst in Eile fortbringen ließ. Dann wurden die Häuser angezündet und ohne sich lange zu verweilen, ging man weiter, über Holbeck nach Gottow, wo man übernachtete.

Des andern Tages zog die Schar in das Gebiet der Herrschaft Zossen, welche Hans von Torgau gehörte, und zwar zunächst nach Fern-Neuendorf, das geplündert und niedergebrannt wurde. Dann ging es durch dichten Wald nach Fern- und Nächst-Wünsdorf. Beide Dörfer liegen dicht neben einander zwischen zwei Seen, die nach ihnen den Namen erhalten. Auch diese Dörfer wurden hart mitgenommen. Doch brannte man sie nicht nieder, denn man war mit der Beute zufrieden. Von hier zog Dietrich gegen Norden nach Zossen, dem Hauptorte der Herrschaft, und schlug vor dem Mittenwalder Thor in angemessener Entfernung von der Stadt ein Lager auf den Weinbergen auf.

Die Stadt liegt in einer Niederung, die sich gegen Süden, Westen und Norden ziemlich weit erstreckt, und in jener Zeit überaus bruchig war. Eine nicht kleine Zahl größerer und geringerer Seen verwandelten durch ihren Wasserüberfluß das Bruch in einen wirklichen Sumpf, der sich im Frühjahr, und bei hohem Wasser auch im Herbst, zu einem einzigen großen See gestaltete, an dessen Ufer die Stadt lag. Nur vor dem Mittenwalder Thor, im Osten derselben, stieg das Land zu einer flachen sandigen Anhöhe an. Vor diesem Thore lag eine Anzahl Häuser, die sich später zu der jetzigen Mittenwalder Vorstadt ausbildeten, und hier eben hatte sich Dietrich gelagert. Bloß von dieser Seite war die Stadt zugänglich, von Süd und Nord her gar nicht, nach Westen führte ein nicht gar langer Damm von der Stadt über das Bruch. Der kleine Nottefluß ging daran vorbei.

Die Einwohner der Stadt lebten von ländlichen Gewerben, be-

*) Oelrichs, Beiträge zur brandenb. Gesch. S. 128.

sonders aber von der Fischerei, die der vielen zur Herrschaft und zum Orte gehörigen Seen wegen sehr einträglich war. Die Stadt bot keinen besonders freundlichen oder anziehenden Anblick dar; ihre niedrigen, mit Rohr, Stroh oder Schindeln bedeckten Gebäude wurden nur von der Katharinenkirche und dem Rathause überragt. Dennoch hatte man sie mit Gräben, Wällen und statt der Mauer mit Pallisaden umgeben.

An der nordwestlichen Ecke der Stadt erhob sich auf einer Anhöhe das feste Schloß des Herrn Hans von Torgau. Es war ein altes Gebäude mit dicken Mauern und gewaltigen Kellerräumen, die tief hinuntersetzten und deren dicke Gewölbe eine felsenfeste Grundlage für das Schloß abgaben. Ein vortreflicher Wall, in welchem starke Gewölbe Kasematten bildeten, umgab dasselbe, umflossen von einem breiten Graben von ansehnlicher Tiefe. Das Ganze stellte eine stattliche Burg dar, welche in jener Zeit und noch lange nachher für unüberwindlich galt. Auch ist nicht bekannt, daß sie jemals eingenommen worden wäre, denn selbst im dreißigjährigen Kriege wurde das Schloß durch Kapitulation übergeben[8]).

Bei dieser Lage der Dinge konnte es Dietrich nicht einfallen, gegen das Schloß selber etwas zu unternehmen. Er zeigte sich vor der Stadt, um unzweifelhaft darzulegen, daß sein Zug Hans von Torgau gelte und außerdem, wenn es anging, dem Orte Schaden zu thun.

Er gab die Befehle zum Aufsitzen, und wandte sich rasch mit seiner Schar gegen die Stadt. Allein sowie er sich näherte, begrüßten ihn die Steinbüchsen des Schlosses mit wohlgezielten Schüssen. Die Kugeln sausten an seinen Ohren vorbei, und mancher Reiter sank vom Pferde. Um so schneller warf sich die ganze Schar auf die Häuser vor dem Müncheberger Thore, deren Einwohner sich rasch in die Stadt zogen, als sie den Plan des Feindes merkten. Die Häuser wurden geplündert und dann benutzt, um von hier aus Feuerpfeile in die Stadt zu schießen. Innerhalb der Stadt bemühten sich die Bürger, sie zu löschen, allein nicht überall war dies möglich. Ungeachtet aller Anstrengungen stand die Stadt nach einer halben Stunde in Brand. Als Dietrich sich überzeugt hatte, daß jetzt kein Löschen mehr helfen könne, steckte er die Häuser, in welchen er sich festgesetzt hatte, ebenfalls an und zog sich dann, von den Kugeln des Schlosses begleitet, in sein Lager zurück. Mehrere Wagen, welche von Mittenwalde nach Zossen wollten, fielen ebenfalls in seine Hände. Überhaupt war die Beute nicht unansehnlich.

Der breiten Sümpfe wegen, welche sich im Norden von Zossen von Westen nach Osten ausdehnen, konnte Dietrich füglich nicht anders, als umkehren. Zwar war ihm der Weg nach Mittenwalde offen; indessen war diese Stadt sehr fest und wurde außerdem durch ein festes Schloß

verteidigt. Es war daher nicht ratsam, sich dahin zu wenden. Am andern Tage wurde der Rückweg über Nächst- und Fern-Wünsdorf angetreten. Nun aber wandte sich Dietrich nach Westen und zwar nach Clausdorf an dem See gleiches Namens und nach Rehhagen. Ersteres Dorf wurde verwüstet, in letzterem übernachtete man, was für die Bewohner ungefähr auf dasselbe herauskam. Der Zug wurde nach Mellen am Clausdorfer See, nach Saalow und Schünow fortgesetzt. Am andern Morgen wollte Dietrich weiter nach Norden. Allein er erfuhr, daß Hans von Torgau mit einer Kriegsschar in Trebbin angekommen sei, und von diesem Schlosse aus über Christinendorf heranrücke. Dietrich erkannte, daß Hans von Torga beabsichtige, ihn von Jüterbog abzuschneiden, und daß er ihm deshalb zuvorkommen müsse. Eiligst gab er Befehl zum Rückzug.

Auf der Hälfte des Weges von Schünow nach Gatzdorf ist man genötigt, einen Teil des Luchs zu passieren. Jenseits desselben steigt der Weg ziemlich steil in die Höhe und setzt sich dann auf erhöhter Fläche fort. Weiter östlich zieht sich eine Thalschlucht vom Bruche aus bis nach Gatzdorf. Als Dietrich das Luch passierte, bemerkte er bereits, daß der Feind die Höhen, auf welche der Weg hinaufführte, von Christinendorf her besetzt hatte; seine Lage wurde hierdurch eine schwierige. Die Höhe mußte genommen werden, man mußte sich durchschlagen.

Dietrich ließ seine Reiterscharen dicht schließen und teilte sie in zwei Haufen. Der vorderste sollte die Höhe stürmen. Während dies geschah, sollte der zweite sich am Fuße der Höhen links wenden, und bis zur Thalschlucht reiten. Es kam darauf an, zu sehen, ob der Feind dieselbe besetzt hatte. War dies der Fall, so mochte sie umkehren und Dietrich unterstützen. War sie unbesetzt, so sollte die Schar in die Thalschlucht hineinreiten und sich dann seitwärts nach Westen auf die Höhe ziehen, wo sie dem Feinde in den Rücken kommen mußte. In dieser Weise begann nun das Gefecht.

Mit Angst und Zagen hatten die Märker die Magdeburger kommen sehen. Die Gewißheit, mit dem gefürchteten Dietrich von Quitzow zu thun zu haben, lähmte ihren Mut wie ihre Arme. Hans von Torgau machte sie auf ihre vorteilhafte Stellung aufmerksam, und wirklich war diese von der Art, daß sie ihnen eine gewisse Zuversicht einflößen mußte. Allein die große Kühnheit des Angriffs vernichtete diese sehr bald. — Dietrichs Schar entwickelte sich, sowie sie das Luch zurückgelegt und den Fuß der Anhöhe erreicht hatte. Hier im Angesicht des oben stehenden Feindes ordnete er sie und ließ dann zum Angriff blasen. Die Hälfte stürzte sich den Abhang hinauf, während die andere Hälfte im Tumult von dem Feinde unbemerkt seitwärts abzog, als die erste Abteilung oben war. Dietrich wußte, wie viel darauf ankam, die Höhe zu ge-

winnen, denn gelang es nicht, so stürzte sich der Feind mit dem vollen Gewicht seiner Schwere ihm nach und drängte die Seinigen in das Luch, wo der größte Teil stecken geblieben sein würde. Es war ein Wagstück, aber es gelang. Die Märker hatten nichts sicherer erwartet, als daß sich Dietrich zurückziehen würde. Mit Erstaunen sahen sie die Reiterei die Anhöhe hinanrennen, und ehe sie sich noch besonnen hatten, hämmerten die Schwerter, Morgensterne und Streitärte der Magdeburger auf sie ein. Dietrich brach sich gewaltsam eine Gasse nach dem brandenburgischen Banner. Wie ein Keil schoben sich die Seinigen nach, und Hans von Torgau rettete sich nur, indem er eine schnelle rückgängige Bewegung machte. Dadurch hatten die Magdeburger Boden gewonnen, und es kam jetzt nur darauf an, ihn zu behaupten. Gewichen waren die Märker, aber nicht geflohen. Noch hielten sie stand; sie schienen zur Besinnung gekommen zu sein, und aus ihrer kräftigen Verteidigung sprach der Entschluß, dem Feinde weiter nichts einzuräumen. Eine Weile stand das Gefecht unentschieden; unterdessen war die zweite Abteilung der Magdeburger aus der Thalschlucht in die Höhe gestiegen und griff die Märker im Rücken an. Einem solchen Angriffe konnten diese nicht standhalten. In wilder Verwirrung flüchteten sie nach Christinendorf und weiter nach Schloß Trebbin und überließen die Ehre des Tages und das Schlachtfeld den Magdeburgern und ihrem Feldherrn.

Von neuem hatte sich der Sieg an Quitzows Namen geknüpft, von neuem trug der Ruhm ihn weit durch die Gauen der Mark. Die Begeisterung seiner Schar für ihn war gesteigert, und mehr als je zitterten die benachbarten Gegenden vor seinem Besuche. Dietrich beschloß, vorläufig zurückzugehen und sich dann nach einer andern Seite zu wenden. Zunächst wandte er sich nach Cummersdorf, das schnell geplündert und angezündet wurde. Dann zog er durch den Cummersdorfer Forst nach Scharfenbrück, mit welchem Orte er die Grenzen des Landes Jüterbog wieder erreicht hatte. Von hier ging er über Luckenwalde und Kloster Zinna nach Jüterbog.

Elisabeth war ihm mit den Söhnen entgegengezogen, und begrüßte ihren Gatten mit inniger Freude. Jubelnd erblickte das Heer die Stadt, in welcher einige Tage gerastet werden sollte. Auf den Weinbergen im Norden hielt Dietrich, und ließ seine Scharen an sich vorüberziehen. Wenige gleich große Städte gewähren einen so imposanten Anblick, als die alte Stadt Jüterbog von diesen Bergen. Breit und lang dehnt sie sich aus, daß man glauben sollte, man habe eine wenigstens doppelt so große Stadt vor sich. Indessen war sie in jener Zeit auch wirklich bedeutender als jetzt, und man wird ihre damalige Einwohnerzahl mit sechstausend schwerlich zu hoch schätzen. Sie war sehr fest und hatte

doppelte Wälle, Gräben und Mauern mit vielen Türmen, zu welchen sich dann noch die Türme der fünf vorhandenen Kirchen und manche ansehnlichen hervorragenden Gebäude, wie das Franziskanerkloster, der Propsthof, das Rathaus gesellten. Die gewappnete Schar, an deren Spitze sich Dietrich wieder gesetzt hatte, und welche jetzt durch das feste Thor mit starken Seitenmauern in die Stadt einzog, brachte Leben und Bewegung in den Ort.

Drei Tage rastete Dietrich, während welcher Zeit er noch eine Verhandlung mit Hans von Polenz hatte, dann brach er wieder auf und zog über Luckenwalde, Frankenfelde, Gottesdorf und Nettgendorf zur märkischen Grenze, denn bis dahin gehörte das Land zu Jüterbog, und somit zu Magdeburg.

Was er bisher gethan hatte, galt Hans von Torgau, und insofern nur mittelbar dem Markgrafen Friedrich. Allein er war nicht gewillt, es dabei bewenden zu lassen. Auftrag und eigene Neigung bestimmten ihn, gegen den Markgrafen unmittelbar zu ziehen und seiner Rache, soweit es möglich war, zu genügen. Er glaubte dies nicht kräftiger thun zu können, als wenn er die Besitzungen des jungen Fürstenpaares, das zu Brietzen wohnte, angriff, nämlich des Prinzen Johann, Friedrichs Sohn, und der sächsischen Prinzessin Barbara. Mit einem Hochgefühle, wie es sich wohl des trotzigen Herzens bemächtigt, wenn der Augenblick einer ersehnten Rache naht, überschritt er die märkische Grenze und ging sogleich auf das Dorf Wittbrietzen los, das südlich von der Stadt Belitz drei Viertelmeilen entfernt liegt. Mit schonungsloser Grausamkeit wurde das Dorf geplündert und verbrannt, und ein gleiches Schicksal war dem Dorfe Schönfeld vorbehalten. Dies lag nur eine Viertelmeile von Belitz; Schrecken ergriff die Bevölkerung der Stadt, denn gar leicht konnte mit ihr verfahren werden, wie mit Zossen. Die Stadt war nur klein, aber durch Mauern, Gräben und Wälle wohl befestigt. Außer der Stadtkirche waren keine geistlichen Gebäude vorhanden, auch ein Schloß fehlte, und es wäre daher sehr wohl möglich gewesen, die Stadt zwar nicht zu nehmen, wohl aber von außen in Brand zu stecken. Diesmal hatten sich die Einwohner jedoch vergebens gefürchtet.

Dietrich hatte allerdings die Absicht, von Schönfeld nach Belitz aufzubrechen, allein noch ehe dies geschah, verbreitete ein unvermutetes Ereignis Schrecken und Bestürzung in seinem Heer. Schon seit einigen Tagen hatte eine Anzahl seiner Leute sich unwohl gefühlt, war aber dennoch mitgezogen. Sie waren kränker geworden, und während der Plünderung starb einer von ihnen. Man hatte ihn ausgezogen, und dabei an seinem Körper Beulen entdeckt, die für nichts anderes als Pestbeulen erkannt wurden. Die Bestürzung war ungemein groß. Jetzt mußten sich auch die übrigen Kranken untersuchen lassen. Leider ergab

sich, daß auch sie die Pest hatten, und so sah man in ihnen unzweifelhafte Kinder des Todes. Es waren lauter junge und kräftige Leute. Ein allgemeines Wehklagen und Jammern erhob sich; die armen Kranken sahen ihr schreckliches Schicksal vorher, die Gesunden fürchteten, demselben unterliegen zu müssen. Ohne erst den Befehl zum Aufbruch abzuwarten, schwangen sich alle auf die Pferde, und entflohen der Stätte des Schreckens, wo Krankheit und Tod ihrer sicher wartete. Die armen Kranken ließ man mit einigen Lebensmitteln und einem Zelte auf freiem Felde zurück. Niemand wagte, sie anzurühren, und selbst diejenigen, welche sie untersucht hatten, mußten sich hüten, anderen nahe zu kommen. Hastig, mutlos und in wilder Unordnung jagten alle wehklagend nach Süden, und getrauten sich kaum zurückzusehen nach der Stelle, wo ihre Unglücksgefährten hülflos zurückgelassen, mit kläglichem Geschrei die Hände nach ihnen ausstreckten. An Hülfe war nicht zu denken; Ärzte waren selten, Mittel gegen die schreckliche Krankheit nicht bekannt. Die Geistlichkeit stellte die Pest stets nur als eine Strafrute Gottes vor, und viele Priester erklärten es für eine Sünde, für ein Widerstreben gegen den Willen Gottes, Mittel dagegen anzuwenden. So blieb denn freilich nichts übrig, als den Pestkranken zu fliehen, und ihn seinem Elende zu überlassen. Man hatte aber wohl Ursache, diese Seuche zu fürchten, denn sie hielt nicht selten Jahrelang an, und mehrmals hatte sie schon die Hälfte der Bevölkerung hingerafft, ja manche Ortschaften gänzlich verödet.

So in wilder Auflösung begriffen, stürzte Quitzows Schar fort bis zum Dorfe Elsholz, wo der Anblick der Gebäude und Menschen sie einigermaßen zur Besinnung brachte, denn es war ein feindliches Dorf, und man konnte es plündern. Dietrich benutzte den Moment, sie zum Stehen zu bringen. Auch fing man wirklich an zu plündern. Aber kaum waren fünf Minuten vergangen, so erhob sich ein neues Geschrei. Die Einwohner waren im Dorfe beschäftigt, in einem Hause Thüren und Fenster zuzunageln, in welchem ein Pestkranker lag, ein damals häufig angewandtes Mittel, sich gegen Ansteckung zu sichern. Öfters wurden alle, die mit dem Kranken in Berührung gekommen waren, mit eingesperrt und vernagelt oder auch wohl eingemauert. Sie wurden dem Hungertode preisgegeben, wenn nicht die Pest schon früher ihrem Leben ein Ende machte. Nach Jahren wurde ein solches Haus erst wieder eröffnet, und gab dann öfter zu einem neuen Ausbruche der Krankheit Veranlassung*).

Sowie die Magdeburger diese Entdeckung gemacht hatten, warfen sie sämtliche Sachen, die sie sich bereits angeeignet hatten, von sich,

*) Möhsen, Gesch. der Wissenschaften in der Mark S. 261 f.

weil es ungewiß war, ob diese nicht schon mit Pestkranken in Berührung gewesen waren. Schnell warfen sie sich wieder auf ihre Pferde, und jagten, von Furcht getrieben, wild fluchend auf der Straße nach Treuenbrietzen zum Dorfe hinaus.

Dietrich hatte bisher der Flucht folgen müssen, weil er sah, daß die Masse alle Besinnung verloren hatte. Draußen auf dem Wege eilte er ihnen vor, warf sein Pferd herum, erhob die Hand, und schrie ihnen mit donnernder Stimme ein Halt! zu. Mechanisch, fast unwillkürlich wurden die Pferde angehalten. Nur einige wenige kehrten sich nicht daran, und einer derselben sprengte dicht an Dietrich vorüber. Dieser ergriff ihn mit eiserner Faust, riß ihn vom Pferde, zog seinen Dolch und stieß ihm den in den Nacken. Fahre hin, ungehorsamer Hund, schrie er mit schrecklicher Stimme, hinweg mit jedem Kriegsknecht, der den Gehorsam verweigert! Glaubt ihr, die Bande des Gehorsams sind gelöst? Tod und Hölle jedem, der es wagt, sich ohne den Willen des Feldherrn zu rühren! — Die wenigen neben ihm vorbei Gesprengten, hatten sich, als sie sahen, was geschah, auf Umwegen zurück geschlichen. Dietrich that, als sähe er sie nicht.

Was soll diese unsinnige Flucht? wandte sich Dietrich an die übrigen. Wovor flieht ihr? Vor der Pest? Kann Flucht davor schützen? Wißt ihr, ob sie dort, wohin ihr fliehen wollt, nicht schlimmer wütet, als hier, ob sie euch dort nicht noch eher ereilt? Habt ihr aufgehört, Magdeburgische Männer zu sein? Sollen euch eure Weiber zu Hause Memmen schelten, die wie Knaben vor einem Popanz davon laufen, ja vielleicht ihm eben in den Rachen rennen?

In tiefer Beschämung stand die ganze Schar vor dem gewaltigen Manne, dem es durch die Macht seiner Persönlichkeit gelang, die gelockerten Bande der Ordnung und des Gehorsams wieder fest zu knüpfen.

Er hätte jetzt umkehren und wieder nach Belitz gehen können, wenn er gewollt hätte. Aber er überlegte, daß er die Furcht seiner Leute doch auf eine zu harte Probe setzten würde, wenn er sie nach der Gegend zurückführte, in welcher ihre zurückgelassenen Gefährten an der Pest litten. Darum ging er mit ihnen in der eingeschlagenen Richtung weiter und erreichte so das ansehnliche Dorf Buchholz.

Der Geistliche hatte ein eigenes Mittel ergriffen, die Wut seiner Feinde zu bezähmen. Er kam ihnen in einer Prozession unter Vorantragung der Kirchenfahnen und des Allerheiligsten an der Spitze seiner Gemeinde entgegen. Als er Dietrich sah, streckte er die Monstranz als schützendes Palladium mit beiden Händen zu ihm hin, fiel auf die Knie und seine Gemeinde mit ihm. Dietrich befahl abzusitzen und dem Allerheiligsten seine Ehrfurcht zu bezeugen. Er kniete mit seiner ganzen Schar nieder und alle bekreuzten sich andächtig. O Herr,

rief der Geistliche, laß dein Herz rühren durch die Bitten meiner armen Gemeinde und ziehe an uns vorüber, ohne uns zu schaden! Demütig flehe ich dich an als ein geweihter Priester des Herrn und ein Diener der heiligen Mutter Kirche, deren Segen dir folgen wird, wie mein und meiner Gemeinde Gebet, wenn du meiner Bitte Gewährung schenkst!

Aufgesessen! befahl Dietrich seinen Leuten, die bis dahin gekniet hatten. Auch er schwang sich wieder aufs Pferd. Es thut mir leid, sprach er, euch eure Bitte abschlagen zu müssen. Im Kriege darf man nicht schonen, wenn man auch manchmal gern möchte. Euer Dorf liegt auf unserm Wege und muß nach Kriegsgebrauch behandelt werden. Ich selbst aber verzichte auf meinen Anteil an der Beute. Das ist ein Recht, das jedem zusteht. Aber ich kann nicht über den Beuteanteil meiner Leute verfügen. Auch soll euch nicht gewehrt werden, das Feuer zu löschen, wenn ihr es vermögt.

Ein Gemurmel durchlief die Reihen der gewappneten Scharen. Die Knechte besprachen sich lebhaft mit einander. Zuletzt ritt ein Wachtmeister vor, machte vor Dietrich die übliche Ehrenbezeugung und sprach: Mit Gunst, ich bitte um das Wort.

Dietrich gewährte und jener fuhr fort: Wir sind überein gekommkommen, eurem Beispiele zu folgen und wollen auch auf unsern Beuteanteil verzichten. Da jedoch das Dorf geplündert werden muß, so soll ich euch fragen: ob ihr erlaubt, daß es nur ein klein wenig geplündert wird?

Dietrich. Das soll euch gestattet sein. Aber geplündert wird das Dorf und angezündet.

Mit sehr bedenklichen Gesichtern standen die Bauern und ihre Weiber da und wußten nicht, was sie thun sollten. Da sprach Dietrich zu dem Geistlichen: Zieht nur mit dem Heiligtume und eurer Gemeinde voraus, wir werden schon nachkommen.

Der Geistliche wandte sich mit der Monstranz und den Kirchenfahnen und gebot der Gemeinde, sich anzuschließen. Er stimmte die Litanei an und alle sangen mit. Hinter den Bauern folgte Dietrich mit seinen Magdeburgern. Vielleicht hatte noch nie eine Gemeinde ihre Plünderer mit friedlichem Gesange in Prozession eingeholt. So wunderlich verschoben sich die Verhältnisse in Pestzeiten.

Als der Zug im Dorfe vor der Kirche angekommen war, verteilten sich die Magdeburger und drangen in die Häuser. Die daheim Zurückgebliebenen, welche von dem Vorgegangenen nichts wußten, erhoben ein Zetergeschrei, als die Knechte eindrangen. Diese hatten unter einander einen Hundsfott drauf gesetzt, wer mehr nähme, als ein wenig, und wirklich begnügten sie sich, entweder nur ein Stück Brot, oder Speck oder andere unbedeutende Dinge wegzunehmen. Manchem zuckte es wohl in

den Fingern und er hätte gern noch eins oder das andere sich angeeignet; aber der Hundsfott hielt seine Hand gebunden. Wachtmeister, schrie ein Knecht zum Fenster hinaus, darf man einen Kuß rauben, oder ist das zu viel? — Er gilt so viel, als du Wert darauf setzest, sprach der Wachtmeister. Aber der Knecht mußte sein Bedenken wohl schon beseitigt haben, denn er hatte die Antwort nicht abgewartet. Die Knechte fanden sich rasch wieder zusammen, jeder mit einer Kleinigkeit beladen. Nun steckt das Dorf an, befahl Dietrich. Die Bauern hatten sich bereits mit Handspritzen und Wassereimern verstohlen eingefunden und deuteten auf einen ziemlich vereinzelten leer stehenden Schweinestall. Die Knechte steckten ihn an und blieben so lange stehen, bis er brannte. Das Dorf brennt! schrieen sie.

Aufgesessen! rief Dietrich. Vorwärts!

Der Geistliche begleitete den Zug bis zum Dorfe hinaus unter lauten Segenswünschen und schlug viele Kreuze. Ehe man von ihm schied, wandte sich der Wachtmeister an ihn und sprach: Frommer Vater, könnt ihr uns nicht sagen, was wir thun sollen, um die Pest nicht zu bekommen und an welchen Heiligen wir uns am sichersten wenden?

Priester. Thut nichts dagegen, lieben Söhne in Christo, es giebt kein Mittel. Aber betet fleißig zum heiligen Rochus, das ist in Pestzeiten ein gar großer Nothelfer, der keinen verläßt, der auf ihn baut. Könnt ihr es, so thut ihm ein Gelübde, das wird euch Segen bringen, zeitlich und ewiglich. Noch lange, nachdem man das Dorf verlassen hatte, sah man ihn am Ausgange stehen, und dem Zuge seine Kreuze nachsenden.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Man zog gegen Brietzen hin, dessen Turm und Kirche sich in der Ferne vor ihnen erhoben. Da kam ein Reiter eilig des Weges ihnen entgegen gesprengt, grüßte und überreichte Dietrich ein Schreiben. Der Hauptmann von Jüterbog meldete darin, daß Herzog Rudolph von Sachsen Magdeburg den Frieden abgesagt habe*), so daß die Feindseligkeiten wahrscheinlich schon morgen beginnen würden, wonach er also seinen Plan machen möge. Dietrich teilte die Nachricht sogleich den Seinigen mit.

So haben wir also einen Feind mehr zu bekämpfen, sprach er, und zwar einen, den ich recht gern bekriege. Nicht zum erstenmale stehe ich diesem Herzoge gegenüber. Ich kenne ihn und seine Weise. Unstreitig hat ihn Markgraf Friedrich dazu vermocht, den Krieg zu erklären, und das wird ihm um so leichter geworden sein, als wir das Besitztum der Herzogstochter Barbara angegriffen haben. Wir mögen uns das wohl zur Ehre rechnen, denn wir kriegen jetzt mit einem Markgrafen, einem Herzoge, einem Bischofe und einem Herrn zu thun. Ihnen allen zugleich soll der Quitzow seinen Mann stehen, und ich denke, er wird es. Zwei Kurhüte beben auf den Köpfen ihrer Träger, da wir doch kaum begonnen haben. Habt ihr vernommen, daß die Sachsen uns ihr Land geöffnet haben, Beute darin zu machen? Wer hat Lust mit mir dahin zu ziehen.

Wir alle, wir alle! schrie der ganze Haufen und neuer Lebensmut schien in die Schar gefahren zu sein.

Laßt uns sogleich rechts abbiegen. Brietzen ist zu fest, um etwas dagegen unternehmen zu können, wiewohl ich dem fürstlichen Paare wohl gern meinen Besuch gemacht hätte, denn das Schicksal hat mich nun einmal dazu ersehen, Fürsten mit dem Schwerte in der Hand gegenüberzutreten. Laßt uns nach Richel ziehen. Dort wollen wir die Nacht zubringen, dann sind wir morgen früh an der sächsischen

*) Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte Bl. II. S. 56.

Grenze, können gleich ins Land hineinziehen und bei der Gelegenheit auch den Besitzungen des Brandenburger Bischofes einen Besuch machen.

So geschah es. Nicht lange nachher war das Dorf Nichel erreicht und rasch verteilte sich die Mannschaft in die Häuser. Am andern Morgen wurde das Dorf, das noch zur Mark und zwar zu Markgraf Johanns Besitztum gehörte, geplündert und abgebrannt. Dann zog das Heer fort, überschritt die sächsische Grenze und behandelte das unfern derselben gelegene Dorf Nieder-Werbig, das erste der sächsischen Dörfer, das es erreichte, in gleicher Weise. Dasselbe geschah mit den Dörfern Grabow und Mörtz. In letzterem Orte hatte man übernachtet. Unfern desselben lag die Ruine der alten Mörtzburg*).

Jenseits der Mittelwische lag das Dorf Dahnsdorf und links nicht weit davon erhob sich über Gebüsch das Dach einer Wassermühle, welche noch jetzt die Komthurmühle heißt. Die Gegend sah freundlich und gut angebaut aus und Dietrich gab den Befehl, sich dort hinzuwenden. Eine kleine Anzahl von Reitern kam aus der Ferne dahergezogen. Sie war zu gering, um ihretwegen Besorgnisse hegen zu dürfen, und doch schien es seltsam, daß sie ohne sich stören zu lassen ihren Weg fortsetzte. Noch mehr aber wurde Dietrich überrascht, als er bei größerer Annäherung bemerkte, daß der vorderste Reiter das ihm so wohlbekannte Kleid der deutschen Ordensritter, den weißen Mantel mit dem schwarzen Kreuze trug, mit denen er in der Neumark so manchen Strauß gehabt hatte. An der Dorfgrenze hielten die Reiter still und ließen die Magdeburger herankommen. Es waren ihrer sechs, darunter zwei im Ordenskleide.

Als Dietrich nahe genug gekommen war, rief der eine Deutschritter: Wenn ich recht vermute, so ist euch, Dietrich von Quitzow, unbekannt, daß Dahnsdorf und diese Feldmark nebst der Mühle eine Kommende des erhabenen deutschen Ordens ist**)?

Dietrich. Ihr habt recht, ich habe das nicht gewußt, und da es so ist, habt ihr für euer Dorf nichts zu fürchten, weil ich mit dem Orden keinen Krieg führe. Aber, wie ist mir denn, sehe ich recht? Seid ihr nicht Ludwig von Brederlow?

Ritter. Ich bin's. Der Orden hat mich kurz vor eurem Abgange aus der Neumark hierher gesandt und ich bin gern gegangen, aufrichtig gesagt, um aus eurer Nähe zu kommen und euch ferner nicht zu begegnen. Wie hätte mir es einfallen sollen, daß es dennoch geschehen würde!

Dietrich (lachend). Ihr seid in der That aufrichtig, aber ihr seht,

*) Chronic. Belticense S. 3. — **) Eilers, Chronic. Belticense S. 266.

das Schaf, das bestimmt ist vom Wolfe gefressen zu werden, entgeht ihm nicht, selbst wenn es in eine Wolfshaut kriecht. Indessen, diesmal schützt sie euch doch. Ich ziehe an euch vorüber, ohne euch zu schaden. Um Umwege zu sparen, werde ich jedoch durch euer Dorf ziehen.

Brederlow. Das mag euch erlaubt sein.

Dietrich. Ihr würdet es auch nicht hindern können. Allein es wird gut sein, wenn einer von euch mich bis zur Grenze eurer Besitzungen begleitet, damit ich weiß, wo sie aufhören. Euch selbst mag ich die Begleitung nicht anmuten; ich würde sagen können: Um euch nicht zu belästigen, aber ich will eben so aufrichtig sein, wie ihr, und darum sage ich, ich mag eure Begleitung nicht.

Brederlow befahl einem seiner Knappen, Dietrich zu begleiten, und ließ den Magdeburger Zug an sich vorüberziehen. Dann sah er ihm noch lange nach und erst als er im Dorfe verschwand, ritt er zurück. Dietrich zog durch Lühnsdorf und Buchholz, mit welchen beiden Örtern wie mit den frühern verfahren wurde, und kam abends in Rädigke an, wo er übernachtete.

Erst am andern Morgen konnte Dietrich seine Stellung genau betrachten, denn gestern war es bereits finster gewesen. Das Dorf liegt an der Plane, die hier nur einen kleinen Bach bildet. Vor sich nach Westen erblickte er ein tiefes breites Thal, das der Bach durchströmt, in dessen Mitte der damalige Flecken Raben sich ausbreitete, der jetzt zu einem Dorfe herabgesunken ist. Links von dem Orte erhob sich der steile und hohe Hagen, dessen Spitze das sehr feste Schloß Rabenstein krönte. Ein starker runder Turm überragte das übrige Gemäuer. Schon in einem früheren Kriege mit Magdeburg war es eingenommen und zur Ruine gemacht worden. Die große Festigkeit seines Mauerwerks hatte letzteres jedoch nur unvollständig gelingen lassen, und es war inzwischen zwar nicht vollständig aber doch bewohnbar und verteidigungsfähig wiederhergestellt, wovon jedoch Dietrich nichts wußte. Noch in jetziger Zeit ist die alte Ruine dieser mächtigen Burg bewohnt. Die Abhänge des hohen Hagen waren teils mit Ackerfeld, teils mit Gebüsch bedeckt. Ihm gegenüber erhoben sich flachere Berge und zogen sich zu beiden Seiten fort, bis sie das sich nach Norden wendende Thal im Hintergrunde schlossen. Die Höhen zogen bis nach Rädigke, von mehreren Schluchten unterbrochen, heran, und links von dem Dorfe begann jene merkwürdige Hochebene, welche den Namen des Hohen Flämings führt zur Erinnerung daran, daß Albrecht der Bär sie mit flämischen Kolonisten bevölkert hatte. Es ist dies eine der interessantesten Gegenden dieses Landes.

Dietrich überzeugte sich am Morgen, daß er schwerlich in das vor ihm liegende Thal würde eindringen können, denn dessen Höhen waren mit

Mannschaft besetzt. Links auf dem Abhange des Hagen stand die Besatzung des Schlosses Rabenstein und des dazu gehörigen Fleckens. Ihm gegenüber stand auf der Höhe die Mannschaft des Schlosses und der Stadt Belzig, beide in einer sehr drohenden, das ganze Thal beherrschenden Position. Es hätte nicht bloß Kühnheit, es hätte Unbesonnenheit dazu gehört, sich unter diesen Umständen in das Thal hinein zu wagen. Dietrich ließ daher Rädigke anzünden und zog nach Buchholz zurück. Wahrscheinlich hatte der Feind diese Bewegung mißverstanden und geglaubt, Dietrich würde noch weiter zurückgehen, vielleicht auch nahm er sie für eine Scheinbewegung, wodurch er ihn aus seiner festen Stellung locken wolle, genug, er verfolgte Dietrich nicht, sondern behielt seine Stellung. Dietrich erfuhr, daß der Feind durch Hans von Oppen den Tüchtigen befehligt wurde, der auf Fredersdorf wohnte, welches dem Domkapitel von Brandenburg gehörte, obgleich es im Herzogtume Sachsen, nahe am freien Havelbruche, lag*). Die Ruhe des Feindes kam Dietrich sehr gelegen. Er wandte sich plötzlich links nach Westen, sowie er Buchholz erreicht hatte, und gelangte so, ungesehen von dem Feinde, auf die Hochfläche, an deren Rand dieser sich aufgestellt hatte. Erst nachdem es zu spät war, gewahrte dieser die Schlinge in welcher er steckte. Dietrich warf sich mit aller Macht auf ihn, es erhob sich ein wütendes Gefecht am Rande der Ebene. Zwar waren die Feinde den Magdeburgern, als sie sie erblickten, entgegen gegangen, denn Hans von Oppen hatte rasch seine Stellung übersehen, welche jetzt ebenso gefährlich, als vorher günstig war. Allein gar bald wurden sie, die zum Teil zu Fuß fochten, von den schweren Reiterscharen Dietrichs zurückgedrängt und den Abhang hinuntergestürzt. In größter Unordnung und mit bedeutendem Verlust kamen sie in Raben an und retteten sich von hier auf den Rabenstein, während Dietrich mit den Gefangenen nach Bergholz zog und in der Plünderung und der Verbrennung dieses Dorfes sein Rachegefühl austobte.

Es hatte den Anschein, als würde er nach Norden ziehen. Unvermutet aber wandte er sich gegen Westen, denn von dort her zeigte sich aus der Ferne ein stattliches Schloß, über eine Masse von Häusern empor ragend. Es war das feste und schöne Schloß Wiesenburg, welches den daneben belegenen Flecken gleichen Namens beschützte, der jetzt zu einem Dorfe herabgesunken ist, damals aber nicht unbedeutend war. Die Ringmauer des Schlosses war in der Tiefe von einem Bogen zum andern gewölbt**) und von ungewöhnlicher Festigkeit. Es gehörten zu demselben eine Menge Dörfer, Vorwerke, Ländereien und wüste Dorfstellen, denn schon damals gab es deren hier viele, indem diese Gegend

*) Eilers, Chronic. Belticense S. 251. — **) Ebendas. S. 243.

von je an durch Kriege gar sehr gelitten hat. Kaum die Hälfte der ehemals vorhandenen Dörfer ist jetzt noch zu finden.[9])

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als Dietrich mit seinen Scharen vor dem unbefestigten Burgflecken ankam. Ohne sich aufzuhalten, ritt er hinein und setzte die verschüchterten Einwohner in große Bestürzung. Daran war Dietrich gewöhnt, mehr aber war er verwundert, als er sich der Kirche näherte, von wo er zugleich eine Aussicht nach dem Schlosse hatte. Eine Anzahl glänzend geputzter Männer und Frauen, sämtlich bekränzt, flüchteten aus der Kirche ins Schloß, und hinter dem letzten Manne wurde die Zugbrücke aufgezogen. Dietrich fragte den Sacristan, der zitternd in der Kirchthüre stand und sich nicht heraus getraute, was es gäbe; er erfuhr, daß der Schloßherr heut die Hochzeit seiner Schwester ausrichte, und das Brautpaar soeben in der Kirche gewesen sei, um sich trauen zu lassen. Das Geschrei von Dietrichs Ankunft habe die heilige Handlung unterbrochen, und Brautpaar, Verwandte, Gäste und Zuschauer hätten schleunigst die Kirche verlassen, um sich zu retten. Niemand habe vermutet, daß er hierher kommen würde.

Indem kam ein Mann mit den Zeichen eines Herolds angethan von der Burg daher geschritten und ging auf Dietrich zu. Als er nahe genug war, sprach er: Thiele Brand von Lindau, mein gestrenger Herr, läßt euch fragen, ob ihr es gestatten wollt, daß er euch einen seiner Freunde heraus sende, um mit euch zu reden, und ob ihr euer Wort gebt, daß derselbe frei und ledig wieder in das Schloß zurückkehren darf?

Dietrich. Unter der Voraussetzung, daß er mich und die Meinigen nicht beleidigt, gebe ich mein Wort.

Herold. Dann läßt euch mein Herr ersuchen, nicht eher etwas Feindliches zu beginnen, als bis er jene Unterredung gehalten.

Dietrich. Auch das mag zugestanden sein. Doch rechne ich darauf, daß der gute Mann bald erscheint.

Herold. Sowie ich zurückgekehrt sein werde.

Der Herold entfernte sich. Den Inhalt dieser Unterredung kenne ich im voraus, aber auch ihr Ergebnis, sprach Dietrich zu einem von den Magdeburger Mannen. Haben wir noch Proviant?

Eine unbedeutende Kleinigkeit, aber weder für die Menschen noch die Pferde ausreichend, war die Antwort.

Dietrich. So ist's denn recht gut, daß wir hier sind. Man hat uns nicht vermutet, darum wird es an guter Beute und Proviant nicht fehlen.

Magdeburger. Nur dieser Aufenthalt wird uns schaden. Seht nur, wie in allen Häusern gearbeitet wird, um Sachen zu verstecken und auf die Seite zu bringen. Dauert es noch lange, so finden wir die Häuser leer.

Von Schlosse her in Begleitung des Herolds kam ein Mann von stattlicher Figur, köstlich angethan mit festlichem Putze. Er gehörte offenbar zu den Gästen, aber den Hochzeitskranz hatte er abgelegt und ein Barett aufgesetzt, dessen Federn prächtig wallten. Im Schlosse waren alle Fenster geöffnet und neugierig schauten die Gäste aus den oberen Stockwerken heraus, um den Erfolg der Unterhandlung schon aus der Ferne deuten zu können. Ebenso neugierig schauten Dietrichs hinter ihm haltende Reiterscharen auf den Ankömmling, dessen hoher Wuchs, schöne Haltung, edler Gang und kostbare Kleidung imponierten. Er hielt ein Tuch vor den Mund und sein Gesicht war nicht eher zu erkennen, als bis er es wegzog und Dietrich mit edlem Anstande begrüßte.

Wichart von Rochow, schrie dieser erfreut, du bist es, den ich hier wiedersehe? Willkommen, trauter Freund, nach so langer Trennung! — Mit Herzlichkeit reichte er ihm die Hand zur Begrüßung und schwang sich dann vom Pferde.

Den Knechten kam dieser Auftritt sehr unerwartet. Sie sahen sich unter einander mit kläglichen Mienen an, denn sie bemerkten nicht ohne Grund, daß die Aussichten zum Plündern sich merklich trübten.

Noch einmal umarmte Dietrich seinen Freund und entfernte sich dann mit ihm etwas von den Reitern. Aber sage mir, sprach er, wie komme ich dazu, dich hier zu finden? Nichts habe ich weniger erwartet als das.

Wichart. Ich will es dir sagen. Golzow liegt nur drei Meilen von hier entfernt und ich bin schon seit längerer Zeit mit den Bränden von Lindau befreundet. Heute verheiratet Herr Thiele Brand seine Schwester, ich bin mit vielen andern zur Hochzeit geladen und so siehst du mich hier. Auf deine Ankunft hatte niemand gerechnet, aber ich freue mich gar herzlich, dich wieder zu sehen, du wackerer Gesell.

Dietrich. Gewiß nicht mehr als ich. Wird mir doch bei deinem Anblick wieder ganz wohl und ich denke an die alten schönen Zeiten. Ist deine Hausfrau auch mit hier?

Wichart. Ja wohl, sie ist auf dem Schlosse, du kannst sie von hier nicht erkennen. Sieh dort! Sie winkt mit dem Tuche. Das ist sie! Es sind noch manche deiner früheren Freunde daselbst, auch einige Bredows und die Maltitze, daß wir fast eine Gesellschaft aus der alten Zeit bilden könnten.

Dietrich. O schön! Wie sehne ich mich, sie wieder zu sehen, die wackeren Herzen. Das ist ein glückliches Zusammentreffen, das wird ein heiterer Abend — — Aber bei allen Heiligen, ich vergesse über der Freude ganz, weshalb ich hierher gekommen bin! Mein Gott, ich stehe euch ja feindlich gegenüber!

Wichart. Herr Gott! Ich bin ja auch dein Feind! Ich befehlige das brandenburgische Heer, das bei Görzke steht, um die märkische Grenze zu decken, und habe dasselbe nur heute wegen der Hochzeit verlassen. Sobald du die Grenze überschreitest, muß ich dich angreifen.

Dietrich. Wie? Bei Görzke stehen die Brandenburger?

Wichart. Nur eine Meile von hier. Rechne mir es nicht zu, wackerer Degen, ich kann nicht anders, ich habe es dem Markgrafen, zwar mit gebrochenem Herzen, versprochen, aber ich muß mein Wort halten!

Dietrich. Ich habe niemandem versprochen, gegen dich zu fechten und werde es um keinen Preis thun. Ich ziehe gegen dich mein Schwert niemals, und um dich nicht dazu zu zwingen, will ich die brandenburgische Grenze nicht überschreiten, obwohl ich es mir vorgenommen hatte.

Wichart. Dank dir, herzlichen, freudigen Dank. Du erlöst mich da aus einer großen Unruhe meines Gemüts, denn ich habe vor dem Moment gezittert, wo ich mit dir feindlich zusammentreffen würde. Weiß Gott, Mangel an Mut war nicht daran schuld. Übrigens scheinst du nicht zu wissen, daß Schloß und Flecken Wiesenburg mit allem Zubehör ein Eigentum der Herren von Querfurth ist*), welche, wie dir bekannt sein muß, Magdeburgische Lehnsleute sind. Thiele Brand von Lindau ist nur Lehnsmann der edlen Herren von Querfurth.

Dietrich. Das war mir unbekannt. Allein Wiesenburg gehört doch zu Sachsen und hat darum zu diesem Kriege seine Lehnpferde gestellt?

Wichart. Allerdings. Nichtsdestoweniger würdest du Magdeburgische Vasallen bekriegen, wenn du den Ort angriffest.

Diterich. Wohlan. Weil der Ort zu Sachsen gehört, mag er meine Leute die Nacht frei beherbergen und beköstigen, und weil er Eigentum Magdeburgischer Vasallen ist, sollen sich meine Leute aller Gewaltthätigkeiten hier und in allen zugehörigen Orten enthalten, von denen du mir ein Verzeichnis geben wirst. Kehre jetzt zurück nach dem Schlosse und überbringe meine Antwort, damit sich niemand an der Hochzeit stören läßt.

Wichart entfernte sich und Dietrich erteilte die nötigen Befehle. Mit betrübten Gesichtern vernahmen sie die Knechte, mit frohen die Bürger. Als die Scharen abreiten wollten, um sich in die Häuser des Ortes zu begeben, erschien Wichart wieder und brachte eine Einladung Thiele Brands an Dietrich und alle Magdeburgischen Edelleute des Zuges, daß sie es sich auf dem Schlosse als Hochzeitsgäste gefallen lassen möchten. Die Einladung wurde mit Vergnügen angenommen und sie begaben sich auf der Stelle dahin.

*) Eilers, Chronicon Belticense S. 242.

Es war unterdessen finster geworden, die Zimmer des Schlosses waren hell erleuchtet. Dietrich wurde sehr zuvorkommend empfangen und freute sich gar sehr, mit alten Freunden und Bekannten zusammen zu treffen. Ungeachtet die Magdeburger nicht hochzeitlich gekleidet waren, so wurden sie doch bekränzt, und man traf Anstalten, nach der Kirche zu ziehen, denn da die Trauung unterbrochen worden war, so mußte das Versäumte nachgeholt werden.

Die Musikanten ordneten sich, die Fackeln wurden angezündet und zum zweiten Male wandelte der festliche Zug, jetzt verstärkt durch die gewappneten Ritter, nach der Kirche. Diese war hell erleuchtet und vorzugsweise von den Magdeburgischen Knechten eingenommen, denn die Bürger fanden noch manches für ihre Einquartierung einzurichten. Viele Einwohner aus der Stadt hatten sich dennoch eingefunden, so daß sie vollständig gefüllt war. Jetzt ging die Trauung ohne Unterbrechung ihren geregelten Gang und mit demselben Pomp begab sich der Zug nach dem Schlosse zurück.

Auf dem Schlosse lebte man herrlich und in Freuden. Es herrschte allgemeine Fröhlichkeit, Dietrich gab sich ihr völlig hin und war in langer Zeit nicht so heiter gewesen.

Am andern Morgen nahm Dietrich Abschied von seinen Freunden, um weiter zu ziehen. Mit schwerem Herzen trennte er sich von ihnen, besonders von Wichart von Rochow, der ihm sehr lieb war und den er nun vielleicht in langer Zeit nicht wieder zu sehen hoffen durfte. Überall waren sie eines Sinnes, nur nicht über den Markgrafen Friedrich. Wichart hatte versucht, Dietrichs Ansicht über ihn zu berichtigen, der ihn für einen Despoten hielt, aber es war ihm nicht gelungen, wie er es doch so gern gewünscht hätte. Er lebte noch immer der Hoffnung, daß einst eine Ausgleichung zwischen dem Markgrafen und den Quitzows durch deren Freunde herbeigeführt werden und ersterer sie zu Gnaden annehmen würde; dazu war aber freilich nötig, daß die Quitzows sich nicht feindlich ihm gegenüber stellten, wie es bis jetzt geschehen, und darum hatte er sich bemüht, Dietrich zu bewegen, seine jetzige Stellung zu verlassen, wozu dieser jedoch nicht zu überreden war, weil er die Ansicht festhielt, daß Friedrich ihm nie vergeben würde, anderenteils auch ihn und den ganzen Adel zu tief gekränkt habe, als daß er sich mit ihm auf freundlichen Fuß stellen dürfe. Dies benahm Wichart alle Aussicht, eine Aussöhnung herbeizuführen und Dietrich wieder für die Mark zu gewinnen. Um so sicherer war die Überzeugung, man scheide auf lange von einander und habe keine Hoffnung, sich sobald wieder zu sehen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Gäste blieben auf dem Schlosse zurück, die Hochzeit war noch nicht zu Ende. Dietrich hatte versprochen, keinen der Orte, welche zu dem Schlosse Wiesenburg gehörten, zu befehden. So zog er denn durch das damalige seitdem verschwundene Dorf Alte Hölle nach dem Dorfe Elsholz, welches in einem Walde ganz nahe an der brandenburgischen Grenze bei Görzke lag. Elsholz gehörte nicht den edlen Herren von Querfurth, wohl aber Görzke, eben deshalb beschloß Dietrich, das erstere zu plündern. Es reizte ihn, dem märkischen Heere so nahe wie möglich zu kommen und ihm wenigstens die Besorgnis einzuflößen, er könne vielleicht die Grenze überschreiten. Wichart war noch in Wiesenburg geblieben. Um so eher glaubte er die Brandenburger in Unruhe setzen zu können, doch hatte er nicht die Absicht, die Grenze zu berühren und sein gegebenes Wort zu brechen.

Kaum eine Viertelstunde, nachdem das erste Haus des unglücklichen Dorfes aufgeflammt war, jagten die märkischen Scharen in das brennende Elsholz und griffen die Magdeburger an. Sie hatten in der Verbrennung des nahen Grenzdorfes nichts anderes, als eine Herausforderung gesehen und wollten die Zeit nicht abwarten, wo Dietrich die Grenze überschritten haben würde. Ihm zuvorzukommen schien rühmlicher, und die Führer des Heeres glaubten ganz im Sinne des abwesenden Wichart zu handeln, wenn sie den Befehl zum Aufbruch geben. So stießen sie nun im Dorfe auf Dietrichs Scharen, die eines solchen Anfalles nicht gewärtig, bestürzt und überrascht das Dorf räumten.

Draußen auf dem Felde gelang es ihm, sie zu sammeln und zum Stehen zu bringen, da der Brand den Feinden einige Hindernisse in den Weg stellte, rasch zu folgen. Bald jedoch waren die Märker da und griffen an. Sie fochten tapfer, aber es mangelte ihren Bewegungen Einheit, denn es befehligten mehrere, weil der Heerführer fehlte. Dietrich erkannte diese schwache Seite und benutzte sie. Bald mußten die Märker weichen, und ehe eine Stunde verging, zogen sie sich fechtend

und verfolgt neben dem brennenden Elsholz zurück. Dietrich setzte ihnen hart zu, mehrmals versuchten sie, sich zu setzen, aber immer von neuem wurde umgekehrt, und ohne es zu bemerken, die märkische Grenze überschritten. So ging es über die mit Holz bewachsenen Theerberge fort bis zum Dorfe Dangelsdorf, wo die Märker wieder Halt machten. Auch hier hatte ihr Widerstand keinen Erfolg. Nach vergebener Anstrengung wurden sie durch das Dorf gejagt, welches dabei in Brand geriet. Dietrich ließ jetzt zum Rückzuge blasen. Er wurde mit Bestürzung inne, daß er sein Wort gebrochen und die Grenze überschritten hatte, obwohl er sich sagte, daß es nicht seine Schuld gewesen sei. Er kehrte zurück nach Elsholz. Beide Dörfer brannten völlig nieder und wurden nicht wieder aufgebaut. Die Ruine der Kirche des ehemaligen Dorfes Dangelsdorf gab lange Zeit auf der wüsten Feldmark Kunde von dem früheren Vorhandensein eines bewohnten Ortes, und ist erst vor nicht gar langer Zeit verschwunden; die Ruine der Kirche des Dorfes Elsholz liegt noch jetzt als ein beredter Zeuge der Vergangenheit mitten im Walde, südlich von Görzke unfern der ehemaligen Grenze.

Dietrich wollte sich soeben mit seiner Schar von Elsholz nach Osten wenden, als zwei deutsche Ordensritter eiligen Trabes daher geritten kamen. Dietrich erkannte die beiden bald als diejenigen, welche ihn bereits in Dahnsdorf begrüßt hatten. Der eine war Ludwig von Brederlow. Ihr habt euer Wort nicht gehalten, Dietrich von Quitzow, sprach dieser, des Ordens Güter zu schonen, denn ich sehe mit großer Betrübnis, daß ihr Elsholz niedergebrannt habt.

Dietrich. Ist Elsholz ein Ordensgut?

Ludwig. Allerdings ist es das.

Dietrich entschuldigte sich mit seiner Unkenntnis dieses Umstandes, doch war er unzufrieden mit sich wegen des doppelt gebrochenen Wortes. Seine Entschuldigungen waren ihm selber nicht genügend, er machte sich Vorwürfe darüber.

In tiefem Sinnen zog er seine Straße, bis sich vor ihm die Häuser des damaligen Dorfes Geßdorf erhoben. Hier wurde das Nachtlager aufgeschlagen. Die unglücklichen Bewohner hatten sich nach dem nahe gelegenen Steindorf geflüchtet, welches zu Wiesenburg gehörte, denn schnell war es bekannt geworden, daß die Besitzungen der Herren von Querfurth geschont werden würden. Morgens plünderte man das Dorf aus und brannte es ab. Es ist nicht wieder aufgebaut worden. Die Kirche von Geßdorf hat noch lange nachher das Andenken des Dorfes erhalten, und ist erst vor nicht gar langer Zeit völlig niedergebrochen. Auch Steindorf ist später verwüstet und besteht gegenwärtig nur als Vorwerk.

Dietrich zog auf einem Waldwege nach Bosdorf, welchem Orte

dasselbe Schicksal bereitet ward. Von hier ging er nach Fredersdorf, am Belziger Bach und am Rande des freien Havelbruchs gelegen. Über demselben am Horizont erhob sich das ihm wohlbekannte Schloß Golzow, Wichart von Rochows Besitzung, hinter dessen Mauern es ihm oft so wohl gewesen war. Etwas links am Wege nach Lütte stand der Burgstall des kurfürstlichen Grenzschlosses Belzig, von welchem ein Damm in das freie Havelbruch führte*). Fredersdorf besaß Hans von Oppen der Tüchtige, der bei Raben die Belziger befehligte und von Dietrich geschlagen wurde. Er hatte dasselbe von dem Bistum Brandenburg zu Lehn**), obgleich das Dorf zu Sachsen gehörte. Dreifache Aufforderung für Dietrich, es auszupochen, denn er schadete damit allen drei Feinden.

Es geschah in gewohnter Weise, und bald flammten alle Häuser des ungücklichen Dorfes. Während dies geschah, erfuhr Dietrich, daß Hans von Oppen heranrücke, um ihn anzugreifen. Er kommt zu spät, rief Dietrich, aber dennoch soll er uns gerüstet finden, ihn wohl zu empfangen. — Auf, wir wollen ihm eutgegen gehen, um freies Feld zu gewinnen.

Letzteres war nötig, denn Fredersdorf war ganz mit Wald umgeben und bot für freie Bewegung keinen Raum. Er wandte sich nach Süden, ging durch das Dorf Schwanebeck, und traf gleich hinter demselben auf den Feind.

Rasch ordneten beide Teile ihre Scharen. Der Feind lehnte seinen linken Flügel an einen Wald, Dietrich den seinigen an Schwanebeck. Ehe eine Viertelstunde verging, war man handgemein. Die Sachsen fochten mit heftiger Erbitterung. Schon hatte das Gefecht eine ziemliche Zeit gedauert, und noch war nichts entschieden. Die Sachsen schienen ihre früheren Fehler wieder gut machen zu wollen. Aber jemehr Dietrich gewahrte, welche Anstrengungen sie machten, um sich den Sieg zu sichern, um so mehr war er bemüht, sie zu vereiteln, doch wurde ihm das nicht leicht, denn Hans der Tüchtige führte nicht umsonst diesen Namen. Endlich gelang es, die Sachsen zurück zu drängen. Sie flohen nach Lüsse, und überließen jenen das Feld und die Ehre des Sieges.

Schon fing es an, dunkel zu werden, als Dietrich das Schlachtfeld durchritt, um nachsehen zu lassen, welchen Verwundeten noch Hülfe zu bringen sein möchte, zugleich aber auch den Knechten Zeit zu lassen, verloren gegangene Waffen und andere Beutestücke aufzulesen. Als er die äußerste Grenze im Süden erreicht hatte, war es ihm, als ob er in einiger Entfernung vor sich ächzen hörte, doch sah er nichts. Er ritt vorwärts und gelangte an den Rand eines tiefen runden Thalkessels

*) Eilers, Chronicon Belticense S. 3. — **) Ebendas. S. 260.

von eigentümlichem Ansehen und keiner großen Ausdehnung. In seiner Mitte lag ein kleiner See, wie ein Wasserrest auf dem Boden eines Gefäßes, ohne mehr als einen geringen Teil des Grundes zu bedecken. Hierher hatten sich mehrere verwundete Sachsen geflüchtet, und sich an den Abhängen gelagert, einige derselben waren dem Tode nahe und lagen im Sterben, ein alter Priester war beschäftigt, sie mit den Sterbesakramenten zu versehen. In der Entfernung einer halben Meile erhoben sich die Mauern und Türme der Stadt Belzig, damals Beltitz genannt, alle überragt von dem festen kurfürstlichen Grenzschlosse, das sieben Rondelen hatte, und in dessen Mitte sich ein starker runder Turm erhob, der der Sage zufolge von den Wenden erbaut war*). Rechts öffnete sich das Kesselthal in einen Wiesengrund, den das Belziger Wasser durchströmte, nach welchem hin der See einen kleinen Bach entsandte, der sich mit jenem verband [10]).

Der Anblick überraschte Dietrich. Er hatte von den verwundeten Kriegern nicht eher etwas bemerkt, als bis er dicht vor ihnen stand. Der alte Priester erhob sich und begrüßte ihn stumm. Laßt euch nicht stören in eurem Geschäfte, frommer Vater, sprach Dietrich, und fahrt fort. Ich begehre hier niemanden zu stören.

Priester. O hättet ihr doch nach diesem Grundsatze schon früher gehandelt, dann ständen alle diese nicht an der Pforte des Todes! Wüßtet ihr, welch Elend ihr verbreitet, ihr würdet wahrlich umkehren auf eurem Wege.

Dietrich. Spart eure Ermahnungen bei mir, und entzieht sie nicht denen, die ihrer mehr bedürfen.

Priester. Nein Herr, gönnt mir euer Ohr. Ich danke Gott für die Gnade, die er mir erzeigt, daß er euch mir zusendet, ich erkenne seinen Wink. Seit Tagen habe ich ihn darum gebeten, mir diese Gnade zu gönnen, weil ich überzeugt war, meine Worte würden bei euch eine Umkehr bewirken. Entzieht mir daher noch nicht eure Gegenwart, ich bitte euch darum. Die Stunde ist ernst und von schwerer Bedeutung. Ihr habt eben eine große Blutarbeit beendigt, und viele Seelen sind jetzt auf dem Wege zur Ewigkeit, um vor dem Throne des ewigen Richters Klage über euch zu führen, über euch, der sie hinwegriß aus dem Lande der Lebendigen! Ist es mir doch von dem bloßen Anschauen, als hätte sich meine Seele bereits von meinem Körper zur Hälfte gelöst, als ragte mein Kopf bis über die Wolken, und schaute in eine andere Welt, als flöge ich, während meine Füße festgehalten werden. So war mir einst, als der Geist der Weissagung über mich kam, und prophetische Worte meinem Munde entflossen. Schaue hin, Dietrich von

*) Eilers, Chronicon Belticense S. 4.

Quitzow, und siehe, was es mit des Menschen Macht ist! Vor einigen Stunden gebärdeten sich diese nicht minder trotzig, denn du, jetzt sind sie stille Leute, und schon rüstet sich die Verwesung, ihren Körper in Staub zu verwandeln. Aber noch ehe er zerfallen wird, hat sich der, der sie dem Tode geweiht, ihnen beigesellt, und der auf den Sonnenhöhen seines Glückes eine Welt bewegen zu können glaubte, sinkt spurlos in des Lebens Schatten zurück, um endlich der Erde eine Handvoll Moder und Staub zu liefern. Länger als sein nutzloses Leben dauert das Entsetzen seines Namens, an den der Raub sich gekettet.

Halt ein, du schwarzer Leichenvogel mit deinem Gekrächz, schrie Dietrich schaudernd bei den Worten des Priesters, die einen mächtigen Eindruck auf ihn machten. Er kehrte in tiefen Gedanken zurück und suchte sein Lager auf, aber er konnte nicht schlafen. Er sah im Geiste den See mit seinen Irrlichtern, es war ihm, als wenn sie ihm winkten, zu kommen, weil auch er den Geistern der Tiefe verwandt sei. Er kämpfte mit sich und seinen Empfindungen, endlich gewann er wieder einige Herrschaft über sich und schlief gegen Morgen ein.

Als Dietrich aufbrechen wollte, erhielt er einen Boten von dem Magdeburgischen Hauptmann in Jüterbog, der ihn bat, schleunigst zurückzukehren, weil die Sachsen in das Land Jüterbog eingefallen seien und schrecklich darin hausten. Er sei ihnen schon mit seiner Mannschaft entgegen gezogen, aber zu schwach, um mit Erfolg etwas unternehmen zu können. Es sei aber keine Zeit zu verlieren, weil die Sachsen mit jedem Tage festeren Fuß faßten.

Diese Nachricht bestimmte ihn, schnell zurückzueilen. Er ging über Niemeck nach Jüterbog, das er am andern Tage erreichte, und freute sich des Zusammenseins mit seiner Elisabeth und seinen Söhnen einen Tag lang. Dann zog er aus gegen die Sachsen, welche in der Gegend von Dahme übel wirtschafteten. Er verjagte sie von dort, sie flüchteten in die Niederlausitz, wohin er ihnen folgte und wobei die Niederlausitz gar viel litt*).

*) Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte Tl. II. S. 56.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir kehren in der Zeit bis in den Sommer zurück, um zu sehen, was Friedrich unterdessen gethan hat. Am 1. August 1416 übertrug er dem jungen Berndt von der Schulenburg die Vogtei Salzwedel mit der Verpflichtung, daß dieser täglich drei Glevener bereit halte, um damit Mannen, Städte und Einwohner der gedachten Vogtei zu beschützen, daß er die Einwohner nicht mit höheren Abgaben oder Diensten belaste, als sie bisher zu leisten schuldig waren, die Verwaltung auf eigene Kosten übernähme ohne irgend eine Rechnung, außer, wenn er in landesherrlichem Dienste wäre, und mit seinen Freunden und Gesellen im Kriege gegen Landbeschädiger Schaden nähme, und daß er endlich einen der markgräflichen geschworenen Schreiber in seinen Dienst auf seine Kosten nähme, um durch diesen die Gefälle einziehen und Gericht halten zu lassen*). Letzteres war eine neue, damals ungewohnte Bedingung, die aber ein Zeugnis liefert, wie sehr dem Kurfürsten daran lag, die Verwaltung des Rechts von Willkürlichkeiten frei zu machen.

Der Krieg, den Magdeburg ihm erklärte, war ihm zwar nicht gelegen; von der andern Seite aber hatte er sich überzeugt, daß bei Günthers kriegerischen Gesinnungen kein anderes Ausgleichungsmittel des Streites übrig blieb. Schlaffes Nachgeben war Friedrichs Sache nicht, auch würde dies die Ansprüche Magdeburgs nur gesteigert, nicht befriedigt haben. Der Krieg Balthasars von Wenden und des Gans von Putlitz kam ihm darum nicht ungelegen. Allein heftig erzürnte er sich, als er erfuhr, daß Magdeburg die Quitzows gegen ihn benutzte. Es war nicht möglich, sogleich gegen sie vorzugehen. Sowohl das Heer im Havellande, welches gegen Johann ausgesendet wurde, als das zweite auf dem Teltow unter Hans von Torgau, und das in der Zauche unter Wichart von Rochow, waren nicht stark genug, um Bedeutsames von ihnen erwarten zu können. Das erstere fiel, nachdem Johann von Quitzow nach Plaue zurückgetrieben war, in das Magdeburgische ein,

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brand. cont. T. I. S. 131.

und verheerte die Gegend von Jerichow. Friedrich wandte sich nun an den Herzog Rudolph und forderte ihn auf, gegen Magdeburg einzuschreiten, was dieser auch, wie wir gesehen haben, that.

So verging der Oktober, ohne daß etwas Entscheidendes geschehen wäre. Sachsen vermochte den Krieg nicht kräftig genug zu führen. Friedrich entschloß sich darum um die Mitte des November selber nach Wittenberg zu gehen, und den Herzog Rudolph mit gutem Rate zu unterstützen, wegen der ferneren Führung des Krieges mit ihm Rücksprache zu nehmen, und insonderheit wegen seiner bevorstehenden Abwesenheit vom Lande Vorkehrungen zu treffen, und sich während derselben Sachsens Hülfe und Unterstützung zu sichern, denn die Zeit rückte heran, wo Friedrich sich wieder nach Constanz begeben mußte.

In Wittenberg stellten sich seine Angelegenheiten nach Wunsch, obgleich der Krieg im Lande Jüterbog, in Sachsen und in der Lausitz forttobte. Von hier aus erließ Friedrich am 20. November eine Verfügung, durch welche er die Stadt Straußberg, die durch die letzte pommersche Besitzergreifung viel gelitten hatte, auf zehn Jahre vor der Entrichtung der Orbede befreite*). Die gleiche Begünstigung verlieh er an demselben Tage der Stadt Rauen wegen des durch Dietrich von Quitzow erlittenen Brandschadens und zur Besserung ihrer Mauern**). Er empfahl der Stadt, massiv zu bauen, damit sie nicht so oft durch Feuer verwüstet würde, und schenkte ihr zu dem Ende die Ziegelerde bei Benz am nördlichen Ende des Sees, um daraus Ziegel streichen und brennen zu lassen***).

Diese Verfügung verwickelte den Markgrafen mit Wichart von Rochow in Streitigkeiten, die das gute Vernehmen zu zerstören drohten, das seit Wicharts Freilassung zwischen beiden bestand. Wir haben schon oben erwähnt, daß die beiden Dörfer Groß- und Klein-Bähnitz Wichart von Rochow gehörten†); auf seinem Gebiete lag die den Rauenern verliehene Lehmgrube, und nicht mit Unrecht betrachtete er diese Schenkung als einen Eingriff in seine Rechte und sein Eigentum. Es bleibt unentschieden, wodurch Friedrich veranlaßt worden war, so zu verfügen; gewiß hatte er nicht die Absicht, Wichart in seinem Besitztum zu kränken, und dieser würde am besten gethan haben, sich mit einer Beschwerde an Friedrich zu wenden. Statt dessen aber jagte er die Rauener gewaltsam fort, als diese anfangen wollten, Ziegelerde zu graben. Das vernahm Friedrich höchst mißfällig, und er erzürnte sich heftig über den Rochow, so daß dieser zum zweiten Male in Ungnade fiel. Es hat je-

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 146.
) Ebendas. — *) Angelus, Annales march. S. 196.
†) Landbuch Karls IV. S. 123.

doch keine lange Zeit gedauert, ehe das gute Vernehmen wieder hergestellt war. Wichart verstand sich dazu, nachzugeben. Wahrscheinlich wollte Friedrich sein Wort nicht zurücknehmen und hatte jenem Vergütigungen angeboten, die er zuletzt annahm, um Friedrichs Gunst nicht völlig zu verlieren. Die Verhandlungen selber sind nicht weiter bekannt*).

Hans von Torgau war über die Verwüstung seines Landes sehr betrübt und überzeugte sich bald, daß er Magdeburgs Feindschaft nicht auf dem Wege der Gewalt, sondern nur auf dem der Unterhandlung brechen könne. Um weiteren Schaden zu verhüten, knüpfte er diese mit dem Erzbischof von Magdeburg an, und zu Wittenberg kam man endlich überein, daß alle thätlichen Folgen ihrer Zwietracht für jetzt ausgesetzt bleiben, und ihr Streit durch Schiedsrichter entschieden werden sollte, sobald die Mark mit Magdeburg den Frieden unterhandeln würde**). Diese Einigung fällt wahrscheinlich in die Zeit, wo Friedrich sich in Wittenberg befand, den Hans von Torgau wohl begleitet haben mochte.

Unterdessen wütete die Pest furchtbar im Lande und befiel vorzüglich junge Leute***). Sie zeigte sich sehr bösartig und raffte viele Menschen in der Blüte ihres Lebens dahin. Nur der Eintritt der Kälte, die in diesem Winter sehr heftig wurde, mäßigte ihre Verheerungen etwas, vermochte ihr aber doch nicht Grenzen zu setzen.

Friedrich wollte mit dem neuen Jahre nach Constanz reisen. Seine Gegenwart wurde bei Siegismunds Rückkehr dringend nötig, auch mußte er als Kurfürst des heiligen Reiches und Markgraf von Brandenburg noch die feierliche Investitur erhalten. An Pommern hatte er die versprochenen Zahlungen wegen Herausgabe der Uckermark noch nicht leisten können. Es war nötig, sie sicherzustellen, damit jeder Veranlassung zur Unzufriedenheit oder zu einem Kriege vorgebeugt würde. Der uns schon von Stralsund her bekannte Kurt von Bonow, der jetzt Vorsteher und Administrator des Bistums Camin und Archidiakonus zu Trebus, aber zugleich am Hofe der pommerschen Fürsten von Wolgast in hoher Gunst war, kam zu dem Ende mit einer ansehnlichen Begleitung nach Berlin, feierte das Weihnachtsfest am kurfürstlichen Hofe und zeigte in seinem ganzen Benehmen weit mehr den Ritter als den Geistlichen. Am 27. Dezember stellte Friedrich einen Schuldbrief aus, in welchem er bekennt, der hochgeborenen Fürstin von Wolgast, Frau Agnes, Herzog Wratislaws Witwe, ihren Kindern und den erlauchten Fürsten Herren Wratislaw und Barnim Gebrüdern zu Stettin und ihren Erben schuldig zu sein zweitausend fünfhundert siebenunddreißig ein halb Schock böh-

*) Angelus, Ann. march. S. 179.
**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 68.
***) Angelus, Ann. march. S. 198.

mischer Groschen wegen des Uckerlandes. Er will die Summe in zwei Terminen zahlen, zu künftigem Martini und zu darauf folgenden Ostern, entweder zu Pasewalk, oder in der Stadt Alten-Torgelow. Das geloben er und seine Mitgelober die ehrwürdigen Väter und Herren Johann zu Lebus, Johann zu Brandenburg, Bischöfe, der wohlgeborne Herr Johann von Torgau und die Bürgermeister und Ratmanne der Städte Frankfurt, Berlin und Köln, den obgedachten Fürsten, und zu getreuer Hand, den ehrwürdigen Herren und wohlgebornen Mannen Herren Conrad von Bonow, Vorsteher des Caminschen Stuhls und Archidiakon zu Trebus, Tiedeken von dem Borne, Degener Buggenhagen, Marschal (später Bonows Todfeind) Paven Barnekow und den ehrbaren Bürgermeistern und Ratmannen der Städte Stralsund, Greifswalde, Anklam und Demmin. Die Briefe wurden gehörig besiegelt, denn die Städte hatten eine besondere Urkunde in Bezug auf ihre Bürgschaft ausgestellt, und dann übergeben und verwahrt*).

Den Herzögen Otto und Casimir von Stettin wurden in gleicher Weise eintausend neunhundert Schock verschrieben. Die Städte hatten diese Bürgschaft jedoch nicht übernommen, ohne sich sicher zu stellen. Deswegen mußten ihnen die märkischen Stände in derselben Verhandlung zugleich einen Revers wegen Schadloshaltung ausstellen, der von gleichem Datum und folgenden Inhalts ist. Henning Krummensee, Wilke von Arnim, der junge Hans von Uchtenhagen, Hans Barfuß, Kurt von Schlieben, Achim Hacke, Hermann Bardeleben, Benediktus Diricke, Bertram von Bredow, Henning Stechow, Albrecht Quast und Gerke von Arnim, sämtlich auf dem Barnim, Teltow und im Havellande angesessen, und die Ratmannen der Städte Brandenburg, Spandau, Bernau, Mittenwalde bekennen: Da der hochgeborne Fürst Herr Friedrich ꝛc. die ehrsamen Räte der Städte Berlin und Kölln den hochgebornen Fürsten Otto und Casimir versetzt hat für eintausend neunhundert Schock böhmischer Groschen, halb zu bezahlen auf nächsten Martinstag, halb auf demnächste Ostern, und ferner der hochgebornen Fürstin Agnes und Herrn Wratislaw und Barnim von Wolgast für eintausend fünfhundert siebenunddreißig ein halb Schock, von wegen des Uckerlandes, so geloben sie mit gesamter Hand dem Rate der Städte Berlin und Kölln, daß wenn sie Schaden dabei leiden sollten, sie demselben abhelfen wollen, in Bezug auf die eintausend neunhundert Schock als Sachgewaltiger und in der anderen Summe als Mitgelober, wie die Briefe das ausweisen**). — Daß Berlin und Kölln als unmittelbare

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 56. 57.

**) v. d. Hagen, Beschreib. des Geschlechts derer von Uchtenhagen S. 47. — Diplomat. Beiträge zur Gesch. Berlins, Tl. III.

Bürgen erschienen, war wohl nur eine bequemere Form, damit die Gläubiger mit weniger Bürgen zu thun haben möchten.

Friedrich reiste gleich darauf nach Tangermünde, wo seine Gemahlin mit den Prinzen und Prinzessinen bereits angekommen war. Elisabeth befand sich wieder schwanger; da Friedrich sogleich nach Constanz abgehen wollte, mochte er sie der gefährlichen herrschenden Seuche wegen nicht im Lande lassen und beschloß, sie nach Nürnberg zu bringen. Seine Prinzen Friedrich und Albrecht aber blieben in Tangermünde und wurden den Ärzten Friedrichs, Dietrich Ramm und Johann Müttün von Giech, dringend anempfohlen, damit sie ein Auge auf sie haben und sie mit Schutzmitteln wider die giftige Pest wohl versehen sollten*). Das fürstliche Paar verließ darauf das Land.

Die Kälte dieses Winters war unerhört heftig und anhaltend. Die Wassermühlen waren in einen Winterschlaf versetzt, alle Räder waren fest vereist, das Mehl ging aus und man war genötigt, sich von gekochtem Getreide zu nähren, das man statt des Brotes genoß**). Damals reiste man noch mit sehr geringen Bequemlichkeiten und war den Einwirkungen der Witterung weit mehr ausgesetzt, als jetzt. Auch Friedrich und Elisabeth hatten von der Kälte auf ihrer Reise nach Nürnberg viel zu leiden. Die Kurfürstin blieb in der Burg zu Nürnberg, Friedrich aber setzte seine Reise nach Constanz fort und langte um die Mitte des Januar 1417 dort an. In seinem Gefolge befanden sich auch Wichart von Rochow und Henning von Stechow.

In Constanz bestand das Konzil noch vollständig. Kaiser Siegismund war unterdessen auf seiner Reise von Lyon nach Paris gegangen und hatte sich von da nach England begeben, um den Frieden zwischen Frankreich und England zu vermitteln, was ihm jedoch nicht gelang; ja er wurde sogar genötigt, ein Bündnis mit England gegen Frankreich zu schließen. Im Anfange des Oktober 1416 kam er wieder in Frankreich an, konnte aber nicht weiter, weil der Herzog von Burgund den flanderischen Städten verboten hatte, dem Kaiser Geleit zu geben. Nach vielen Unannehmlichkeiten gelang es ihm, seine Reise fortzusetzen und über Nimwegen, Aachen, Lüttich, Luxemburg und Straßburg nach Constanz zu gelangen, wo er den 27. Januar 1417 ankam, nachdem Friedrich schon früher eingetroffen war.

Während seiner Abwesenheit hatten sich die Angelegenheiten in Böhmen bedeutend verändert. Gleich nach Siegismunds Abreise schrieb das Konzil nach Prag und meldete der gesamten Geistlichkeit die an Johann Huß vollzogene Todesstrafe mit der Aufforderung, alles anzu-

*) Angelus, Ann. march. S. 198. — Möhsen, Geschichte der Wissenschaften S. 353. 355. — **) Eilers, Chronic. Belticense S. 219.

wenden, um die von ihm verbreitete Ketzerei zu ersticken, auch zu gleichem Eifer den König Wenzel anzuregen. Diese Nachricht erweckte den heftigsten Unwillen der Böhmen und entflammte ihren Haß gegen die Geistlichkeit. Die böhmischen Großen fühlten sich durch den ihnen gemachten Vorwurf der Ketzerei persönlich verletzt und baten Wenzel, einen Landtag auszuschreiben, um durch die Stimme des ganzen Landes diese Beschuldigung abzulehnen. Wenzel fand dies bedenklich, erlaubte aber den Großen, sich zu versammeln und Beschlüsse zu fassen. So schrieben sie einen Landtag ohne den König aus und versammelten sich in Prag in Huß' Kirche, der Bethlehemskapelle. Sie beratschlagten über die Antwort, welche dem Konzil gegeben werden sollte und kamen endlich mit einer sehr derben zu stande, in welcher sie dem Konzile sagen, daß Johann Huß unschuldig zu einem schmählichen Tode verurteilt worden, und daß er stets ein wahrhaft guter, frommer und katholischer Mann gewesen sei, der in dem Rufe eines untadelhaften Lebens gestanden und das göttliche Wort rein und lauter gelehrt habe. Sie hätten nie von ihm Ketzereien vernommen. Aber mit seinem Tode noch nicht zufrieden, hätte das Konzil auch den Meister Hieronymus eingekerkert, ja vielleicht gar schon erwürgt. Nur Verleumder und niederträchtige Ohrenbläser hätten sagen können, daß auf dem Boden Böhmens und Mährens Ketzereien wucherten. Sie müßten jeden, wes Standes und Würden er auch sei, der das behaupte, für einen offenbaren Lügner, Verräter, schändlichen Ketzer, ehrlosen Buben und boshaften Verleumder erklären. Für jetzt wollen sie das verübte Unrecht dem anheim stellen, der jeden Frevel bestraft; bei dem künftigen Papst aber, dem sie in allem, was ehrbar und der Vernunft und dem göttlichen Gesetze gemäß ist, gehorchen wollen, behalten sie sich vor, Gerechtigkeit zu fordern. Übrigens seien sie bereit, die frommen, sanftmütigen und standhaften Lehrer Jesu wider alle Unterdrückung, durch menschliche Verordnungen unerschrocken und mit dem letzten Blutstropfen, zu verteidigen. — In dieser Form wurde das Schreiben abgeschickt.

Aber zugleich setzte die Versammlung fest, daß jeder böhmische Herr auf seinen Gütern das Wort Gottes nach dem wahren Sinne der heiligen Schrift predigen lassen solle und Priester, welche Irrtümer predigten, nicht geduldet werden sollten. Von den Bischöfen wollte man an die theologische Fakultät appellieren, Excommunicationen auswärtiger Bischöfe sollten gar nicht, einheimischer aber erst nach sorgfältiger Prüfung angenommen werden. Künftig wolle man bei einem rechtmäßigen Papste Klage führen. Dieser Bund aber solle auf sechs Jahre geschlossen sein.

Von diesem Vertrage wurden im ganzen Lande Abschriften umher geschickt, die auch von denen unterschrieben wurden, welche nicht in Prag

gewesen waren. Dadurch wurde die Wut gegen Geistliche und Mönche furchtbar angefacht. Man mißhandelte in Prag die Domherren, man schrie, wo man einen Mönch erblickte: in den Sack mit ihm und plünderte an vielen Orten die Klöster. Die katholische Partei rief ihre Anhänger zu den Waffen, der Kelch wurde das Parteizeichen. Man nannte Huß' Anhänger Kelchner und Utraquisten, diese aber bezeichneten die Anhänger des Konzils mit dem Namen Muhamedaner.

Jetzt, im Februar 1416, forderte das Konzil alle diejenigen, welche die an dasselbe gelangte Erklärung unterzeichnet hatten, vor seinen Richterstuhl, und der Erzbischof von Prag sprach über die Stadt den Bann aus, so daß nur auf dem Wissehrad und in den benachbarten Dörfern Gottesdienst gehalten werden sollte. Die Hussiten kehrten sich nicht an diesen Bann und fanden Priester genug, die ihnen Gottesdienst hielten und das Abendmahl unter beiden Gestalten austeilten. Auf Wenzels Befehl wurden sogar die Schlösser mehrerer Anhänger des Konzils und des Erzbischofs erobert und ihre Besitzer mit Gefängnis, ja selbst mit dem Tode bestraft.

In Constanz entzündeten diese Schritte nur um so heftiger den Eifer der Väter gegen die hussitische Ketzerei. Nichts würde imstande gewesen sein, sie besser zu dämpfen, als wenn man den gefangenen Hieronymus zu einem Widerrufe seiner Meinungen hätte bewegen können. Durch allerlei, zum Teil selbst grausame Mittel hatte man im September 1415 wirklich einen beschränkten Widerruf von ihm zu erhalten gewußt, allein er genügte der Beschränkungen wegen nicht, man verlangte ihn unbedingt und feierlich. Auch dazu verstand sich Hieronymus und leistete allen Forderungen Genüge. Nun aber schien es seinen Anklägern doch bedenklich und gefährlich, ihn frei zu lassen und neue, erst von Prag eingezogene Klagepunkte mußten den Vorwand hergeben, ihn noch ferner im Gefängnisse zu halten und von neuem zu inquirieren. Im April 1416 fand man als Resultat, daß er die in Böhmen verübten Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten nicht zu entschuldigen wisse, daß sein Widerruf nicht aufrichtig sei und er noch immer daran denke, seine Irrtümer zu verbreiten. Hieronymus bestand auf einer öffentlichen Verteidigung vor dem Konzil, die ihm nach vieler Mühe im Mai gewährt wurde. In einem glänzend begonnenen Vortrage bekannte er sich als eine der Haupttriebfedern bei der Vertreibung der Deutschen aus Prag und hielt dann seinem Freunde Huß eine begeisterte Lobrede, die das Staunen und Murren der Versammlung erregte. Alle Einwürfe schlug er mit einer glänzenden Beredsamkeit und mit unabweisbaren Gründen nieder. Immer weiter riß ihn das Feuer seines Geistes, der gewaltige Strom der Rede fort. Ja, rief er, ich bin hierher gekommen, meinem Freunde Huß das Wort zu halten, das ich ihm gegeben! Ich sah ihn

in einem harten Gefängnisse und ließ mich durch den Rat einiger Großen verleiten, mich zu entfernen. Ich schrieb aus einem nahe belegenen Städtchen an den Kaiser, beklagte mich über Huß' ungerechte Behandlung und bat das Konzil, mir einen Geleitsbrief zu erteilen. Er wurde mir nicht in angemessener Form gegeben, darum wollte ich nach Böhmen zurückkehren, wurde unterwegs ergriffen und gebunden hier in einen abscheulichen Kerker abgeliefert. Ich will mich nicht schämen, meine Schwäche zu gestehen und bekenne es, nur die Furcht vor dem Feuertode hat meinem Munde Widerruf und Abschwörung entlockt. Alles dies geschah gegen meine Überzeugung und mein Gewissen, ich widerrufe es förmlich und feierlich und erkläre, daß ich von der Lehre Huß' und Wiklefs, mit Ausnahme ihrer Lehre vom Sakramente des Herrn, niemals lassen, daß ich darauf leben und sterben will und daß ich glaube, was sie glauben und verwerfe, was sie verwerfen! —

Seine Rede hatte alle erschüttert, niemand hatte sie vermutet, betroffen und verwirrt über den unerwarteten Ausgang wurde beschlossen, sein Schicksal an einem andern Tage zu entscheiden und die diesmalige Sitzung aufzuheben. Zwei Tage nachher, am 30. Mai 1416, versammelte sich das Konzil zu einer Gesamtsitzung und verdammte ihn als einen Erzketzer zum Feuertode. Man führte ihn sogleich hinaus auf dieselbe Stelle, wo Huß verbrannt worden war. Mit Standhaftigkeit und Seelengröße verkündigte er noch seinen Glauben, als er schon fast nackt an dem Pfahl angekettet stand und noch aus den Flammen hörte man seine Gebete und Lobgesänge, bis die Stimme des armen Dulders erstickte[11]). Wie man auch über ihn denken mag, jedenfalls war er ein außerordentlicher Mann, der in sich eine Fülle vorzüglicher Gaben vereinigte. Durch seinen Märtyrertod aber wurde der Haß der Böhmen bis zur hellsten Flamme gegen das Konzil und alle seine Anhänger angefacht. Man bezog seinen und Huß' Tod besonders auf die Lehre vom Laienkelche, ungeachtet Huß sich nur beistimmend und Hieronymus gar nicht darüber erklärt hatte. Dem gemeinen Manne war diese Lehre am einleuchtendsten und die offene Verdammung derselben reizte alle Gemüter auf. Adel und Bürgerschaft von Prag fragten bei dem Rektor der Universität, Johann Kardinalis von Reinstein, nochmals deswegen an und er erklärte in seinem und der Universität Namen, die Väter zu Constanz hätten es selbst eingesehen und anerkannt, daß das Sakrament des Altars unter beiden Gestalten von Christo eingesetzt und von den ersten Christen genossen worden sei. Man müsse daher diese Art als die rechte anerkennen, denen aber, die bei der bisherigen bleiben wollten, dies als Schwäche zu Gute halten, indem weder eine lange Gewohnheit der Kirche, noch menschliche Satzungen das aufheben könnten, was der

Urheber der Religion vorgeschrieben habe. — Nach dieser Erklärung traten der Kelchlehre noch mehrere Große bei und bedrohten die Pfarrer, welche sich der Austeilung des Kelches widersetzten. Auch angesehene Geistliche traten zu dieser Lehre über und der 6. Juli wurde als Huß' Todestag zu einem Gedächtnisfeste für beide hingerichteten Märtyrer erhoben.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

An Hieronymus' Todestage verließ Herzog Friedrich von Österreich verkleidet Constanz und entfloh nach Tirol, das sein Bruder Ernst in Besitz genommen hatte. In seiner Verkleidung erforschte er die Gesinnungen des Volkes und gab sich dann zu erkennen. Nun erhoben sich die Tiroler zu seinen Gunsten, und Ernst mußte abtreten. Friedrich nahm Tirol wieder in Besitz, allein er unterließ die Wiederherstellung des Bischofs von Trident, ohne auf die Gebote und Vorladungen des Konzils zu achten, das endlich gegen ihn, als einen Kirchenräuber und Meineidigen den Bann aussprach und Siegismund aufforderte, ihn in die Reichsacht zu erklären und sie an ihm vollstrecken zu lassen.

Am Mittwoch vor Lichtmeß, den 26. Januar 1417 morgens früh kam Botschaft nach Constanz, daß Kaiser Siegismund von seiner Reise zurückgekehrt, daselbst wieder eintreffen würde. Dies brachte eine große Bewegung hervor. Alle geistlichen und weltlichen Fürsten begaben sich nach dem Münster, alle Glocken läuteten, alle Geistlichen in ihrem Habite und mit allen Heiligtümern begaben sich nach dem Münster und sangen die Messe, und was nur irgend konnte, machte sich auf, um den kaiserlichen Einzug mit anzusehen. Man wartete bis um 10 Uhr, aber der Kaiser kam nicht. Seine Ankunft schien sich noch zu verziehen, und da nunmehr die Zeit des damaligen Mittagessens herbeigekommen war, so wurde den in dem Münster versammelten Personen angekündigt, daß sie alle heimgehen möchten bis nach der Mahlzeit.

Um zwölf Uhr wurde wieder mit allen Glocken geläutet und zum zweitenmale versammelten sich alle festlich angethan im Münster und zogen mit Fahnen, Kreuzen und Kerzen hinaus nach Petershausen. Es war ein großes Gewimmel, in welchem sich der prachtvolle Zug aller Pfaffen und Orden in ihren geistlichen Gewändern, aller gelehrten Leute, weltlicher Fürsten, Ritter und Knechte, der Bürger, teils zu Roß, teils zu Fuß und der Zünfte dahin bewegte. Die Glocken tönten von allen Türmen und die großen Büchsen donnerten dazwischen. Auf der großen Brücke machte der Kaiser Halt, denn hier empfing ihn der Rat von

Constanz, welcher einen großen goldenen Baldachin mitgebracht hatte, den von hier an vier Ratsherren über den Kaiser hielten. Vor ihm gingen unter demselben Baldachin Herzog Ludwig, Pfalzgraf beim Rhein, und Markgraf Friedrich von Brandenburg, zu den beiden Seiten des Kaisers der Kardinal Johann von Brogni, Bischof von Ostia, gewöhnlich nach seinem früheren Bistum der Kardinal de Viviers genannt, und der Patriarch von Antiochien. Die ganze Klerisei umdrängte den Baldachin auf seinem Wege nach dem Münster. Als Siegismund an die Thür desselben gekommen war, warf er sich auf die Kniee, betete und dankte Gott für den Schutz, den er ihm auf seiner allerdings gefährlichen Reise gnädig geschenkt hatte. Dann trat er ein und mit ihm alle, so viel ihrer in dem großen mächtigen Gebäude Raum finden konnten. Der englische Bischof von Salisbury hielt die Predigt über die Worte: Erit magnus coram Domino und mit feierlicher Begleitung der Orgel wurde das Te deum laudamus gesungen. Dann zog der Kaiser nach seiner Herberge in des Freiburgers Hof, nachher aber zu den Augustinern*).

Am nächsten Sonntag lud der englische Bischof von Lund den Kaiser, den Herzog Ludwig und Markgrafen Friedrich, sieben Bischöfe und Auditoren des römischen Stuhls und viele Grafen zu einem köstlichen Mahle, bei welchem er sich in seiner ganzen Pracht zeigte und das Erlesenste was jene Zeit kannte, seinen vornehmen Gästen vorführte. Bloß an der Herren Tische saßen hundertzweiundfünfzig Mann. In den Zwischenpausen während des Essens gab der Bischof den Eingeladenen ein bis dahin noch nicht gesehenes Schimpfspiel, das aufs herrlichste und mit köstlicher Zierde ausgestattet war. Es erschien der Stall zu Bethlehem und unsere liebe Frau, wie sie den Heiland gebar. Auch der heilige Joseph war dabei, und die Engelscharen verkündigten den Hirten auf dem Felde mit himmlischen Lobgesängen die Geburt des Herrn. Darauf erschienen die heiligen drei Könige, welche ihr Opfer brachten; vor ihnen ging ein goldener Stern her, der an einem Seile hing und dadurch bewegt wurde. Dann folgte, wie Herodes den Königen nachsandte, und wie in Bethlehem die Kindlein unschuldig getötet wurden, nachdem die heilige Familie die Stadt verlassen hatte. Wahrscheinlich wurde dabei auch gesprochen, doch scheint das Ganze mehr in der Form der lebenden oder beweglichen Bilder gehalten gewesen zu sein. Auch wird die Pracht der Gewänder und sonstigen Zierden sehr gerühmt**).

---

*) Ulrich v. Reichenthal, Costn. Konzil S. 28. Lenfant, Histoire du Concile de Constance S. 440.

**) Ulrich v. Reichenthal S. 28 b. V. d. Hard. T. IV. S. 1089. 1091.

Schon am Thomastage hatte der Bischof dieses Schimpfspiel einmal aufführen lassen, als er den Rat von Constanz zu einem großen Bankette in sein Haus geladen hatte. Er gab damals drei Gerichte, jedes besonders, in acht Trachten, halb vergoldet, halb versilbert und dazwischen wurden die Szenen dargestellt*). Aber wie dieses Essen nur als ein Probeessen von ihm betrachtet war, so hatte er auch diese Aufführung nur als eine Probe der jetzigen angesehen, die an Glanz jene weit übertraf und alle Zuschauer höchlich vergnügte und befriedigte. Es ist dies eine der frühesten Nachrichten über die Darstellung solcher Szenen in Deutschland, welche die an dem Dreikönigsfeste gewöhnlichen Aufführungen weit übertraf.

Noch war immer ein reges bewegtes Leben in Constanz und täglich gab es neues zu sehen und zu hören, denn alles Merkwürdige, Sehenswerte und Beachtungswürdige sammelte sich daselbst, wie in einem Brennpunkte des geistigen Lebens und Verkehrs. Bald setzten eingegangene Nachrichten das Konzil und die Stadt in Bewegung, bald ein kirchliches Fest, bald ein wichtiger für ganz Europa bindender Beschluß oder eine Festlichkeit weltlicher Art, ein prachtvolles Bankett, ein glänzendes Stechen, bald wurden für Ankommende Empfangsfeierlichkeiten vorbereitet, bald für Abgehende Abschiedsfeste. Heute hatte ein ausbündiger Zauberer alle Zuschauer zum Staunen, gestern ein Lustigmacher seltener Art alle Hörer zum Lachen gebracht. Kleinere Kreise wurden auch wohl durch Ereignisse und Erscheinungen anderer Art bewegt. Ein wunderschönes reizendes Weib verdrehte hier einer Anzahl Männer die Köpfe, dort waren es Szenen und Ausbrüche der Eifersucht, die mitunter blutig endigten. Sei es uns vergönnt, dies allgemeine Bild wenigstens innerhalb eines kleinen Zeitraums durch Einzelnheiten zu vervollständigen. Wir fangen nach dem letzterwähnten Feste beim Bischofe von Lund an.

Gleich nach demselben, am 2. Februar, fiel das hohe Fest der Lichtmeß ein, zu welchem sich jeder feierlich beschickte, um die Lichterprozession mit Andacht und Glanz zu begehen, und in der That waren alle Elemente hier vereinigt, dies auf eine seltene Weise zu thun. Am folgenden Tage gab es eine große Einholung. Der Erzbischof von Gran, Primas von Ungarn und Kanzler des Königreichs, wurde heute erwartet und sollte mit ganz besonderen Ehrenbezeugungen empfangen werden. Der Kaiser ritt ihm mit allen weltlichen Fürsten und sehr vielen Bischöfen entgegen durch das Ringburger Thor bis Petershausen, auch zwei Kardinäle waren mitgeritten. Markgraf Friedrich befand sich mit seinem Gefolge ebenfalls beim Kaiser. Der Erzbischof kam mit

*) Ulrich v. Reichenthal S. 28.

einer ansehnlichen Begleitung und mit acht verdeckten Wagen. So geleitete man ihn zur Stadt, indem die beiden Kardinäle ihm zur Seite ritten. Nur den Erzbischof von Mainz hatte man in gleich feierlicher Weise empfangen*). Der folgende 4. Februar war der Tag der heiligen Veronica. Am 5. hielt der berühmte Kanzler der Universität Paris, Johann Gerson, einen Vortrag über die Befugnis des Konzils und die Macht der Kirche. Der nächste Tag war der Sonntag Septuagesima und gab als solcher hinreichende Gelegenheit zur Unterhaltung.

Am Montag setzte ein neu angekommener Gast die halbe Stadt abermals in Bewegung. Der König von Polen hatte ihn an Kaiser Siegismund als einen Beweis seiner Aufmerksamkeit und als eine Seltenheit gesandt und machte ihm mit demselben ein Geschenk. Zugleich hatte er noch drei Fässer Wildbret mitgebracht. Alles lief hin, dem seltenen Gaste seine Aufwartung zu machen und ihn sich dabei anzusehen. Seiner Wildheit wegen hatte man ihn in einen Stall gesperrt. Man fand, daß er ziemlich wie ein schwarzbrauner Ochs aussah, aber einen größeren Kopf, einen kurzen dicken Hals, eine sehr breite Brust, einen nicht langen spitzigen Schwanz und schönere Hörner hatte, als ein gewöhnlicher Ochs. Er war größer als ein Streitroß und in Litthauen gefangen worden. Man erfuhr zugleich, daß das Tier in Polen ein Chur genannt wurde, und daß der Transport von Polen bis Constanz über vierhundert Gulden gekostet habe**). Alle Welt wollte den Churochsen sehen, und das arme Tier mußte viel über sich witzeln lassen, ungeachtet es daran unschuldig war, daß man aus Urochs, — unserm jetzigen Auerochs, — Churochs gemacht hatte. Damals gab es noch keine Menagerieen und fremde Tiere galten als große Seltenheiten, die mit lebhafter Neugierde angestaunt wurden. Auch Henning Stechow und Wichart von Rochow statteten dem fremden Gast ihren Besuch ab[12]).

Den nächsten Tag war das Fest der heiligen Scholastica und am Sonntag darauf der Valentinstag, am Donnerstag aber der wenige Rinneabend, wo es viele Stechen gab.

Auf den 20. Februar fiel eine große Sitzung des Konzils, die erste, bei welcher Siegismund seit seiner Rückkehr zugegen war. In dieser war es, wo man beschloß, den Herzog Friedrich noch einmal vorzuladen. Auch wegen der Streitigkeiten des Herzogs Ludwig von Bayern-Ingolstadt mit den Cisterciensern wurde ein Ausschuß, aus fünf Personen bestehend, niedergesetzt, bei welchem sich auch der Bischof von Lebus befand***). Es war heut der feiste Sonnabend, und darum viel Jubel.

*) Ulrich von Reichenthal S. 28 b. Lenfant S. 441.
) Ulrich von Reichenthal S. 28 b. — *) Lenfant S. 442.

Der nächste Tag war der Sonntag Quinquagesima oder Esto mihi, der Fastensonntag, die Herren- oder Pfaffenfastnacht. Wir haben schon früher erzählt, wie dieser feiste Sonntag oder große Fastelabend auf alle Weise lustig und fröhlich begangen wurde, und in Constanz, wo Rittertum und Kirche sich freundlich die Hand reichten, wurde der Tag mit großem Glanz gefeiert. Es gab prächtige Buhurte und Stechen, große Schlittenfahrten und Mummereien, Fastnachtsspiele aller Art in den Häusern und auf den Gassen. Wunderbar schön erglänzten die unzähligen Fastnachtsfeuer von den Geländen des Thurgaus über den See her, als wäre die ganze weite Landschaft illuminiert, und mit dem hin- und herwandelnden Scheine einer unermeßlichen Menge von Fackeln erwiderte darauf die glänzende Stadt, in welcher üppige Lebensfülle im verfeinertsten Geschmack ihre Feste feierte und der erlesenste Sinnengenuß in allen Formen und Farben funkelte und flimmerte. Kaum bedurfte es hier der Mummereien. Das ganze Leben in der Stadt hatte beinahe das Aussehen einer großen Maskerade. War man doch aus allen Ländern in allen Trachten mit möglichstem Glanze gekommen, um wenige Worte mit einander zu wechseln, flüchtige Bekanntschaften zu machen und den Pomp der Versammlungen und Aufzüge vermehren zu helfen, daneben aber von des Lebens Lust und Freude so viel zu haschen, als man mit gutem Anstande vermochte, welcher letztere zu einer Art von Meßfreiheit ausgedehnt, eben keine beengenden Fesseln schmiedete, denn in der Freude und der Lust war in jener Zeit gar viel erlaubt. Hatte Siegismund in Straßburg doch selber in roten Schuhen mit Frauen auf den Straßen getanzt, ohne daß das besonders aufgefallen war.

Bis tief in die Nacht hinein dauerte der Jubel. Wichart und Henning hatten beim Rennen und Stechen sich wohl gehalten und auf den Abend an den Maskenaufzügen teilgenommen, in welchen sich besonders die Italiener auszeichneten. Auch die nächsten Tage waren noch der Freude und dem lustigen Mutwillen gewidmet. Heute aber, am Montag, dem kleinen Fastelabend, dem Fraßmontag oder der Narren Kirchweih, erteilte Siegismund dem Erzbischof von Mainz, Johann von Nassau, die Investitur als Kurfürst. Wegen seines kirchlichen Charakters erhielt er sie in dem Palaste des Kaisers und nicht öffentlich, wie die weltlichen Fürsten. Die Kurfürsten von der Pfalz, von Sachsen und von Brandenburg assistierten bei der Ceremonie. Aber aus demselben Grunde warf sich auch der Erzbischof vor dem Kaiser nicht auf die Kniee, wie bei gleichen Gelegenheiten die weltlichen Fürsten, sondern empfing bloß in gebeugter Stellung die Zeichen seiner Würde*).

Der nächste Tag war der große Fastelabend, der Faschingtag oder

*) Lenfant S. 442.

die rechte, auch die junge Fastnacht genannt. Heute waren ernsthafte Geschäfte nicht vorzunehmen, denn alle Welt gebärdete sich in diesen Dorletagen — wie man sie auch hieß — thöricht, und wer ein ernsthaftes Gesicht gemacht hätte, würde für einen Griesgram verschrieen worden sein.

Der nächste Tag war der Aschermittwoch. Mit ihm hatte plötzlich alle Lust und Freude ein Ende und all die lustigen Thoren hatten sich in grämlich aussehende Büßende verwandelt. Die Fastenzeit war angebrochen, aller Flitterglanz wurde auf die Seite gelegt, man präparierte die Fastenspeisen, und ein großer Teil der in Constanz eingewanderten Bäcker wandelte sich in Fastenbäcker um, welche den Weißbäckern entgegengesetzt wurden, weil sie Schwarzbrot backten, denn eifrige Christen aßen während der Fasten kein Weißbrot, wenn es nicht etwa die Form einer Fastenprezel hatte. Die Erwachsenen hatten sich durch die Vergnügungen des Karnevals für die darauf folgende Entbehrung des Fleisches während der Fastenzeit hinreichend entschädigt. Nicht so die Kinder, und die Billigkeit hatte auch für sie an eine Entschädigung gedacht. Schon seit alten Zeiten erhielten sie am Aschermittwoch kleine Geschenke, welche Pretiola genannt wurden. Nichts eignete sich dazu besser als ein Gebäck, das der Fastenzeit wegen jedoch ohne Schmalz und Butter oder sonstige verbotene Zuthaten bereitet werden mußte und sehr wohlfeil war. Man gab einem solchen Pretiolo eine eigentümliche Gestalt, und um an die heilige Zeit zu erinnern, verschränkte man die Enden so, daß sie ein Paar zum Gebet gekreuzte Arme vorstellten, — der ältesten Form, in der gebetet wurde — die sich innerhalb eines Ringes befanden, der allenfalls die Ewigkeit vorstellen konnte. Solch ein Pretiolum wurde abgekürzt eine Prezel genannt, wie sie das Volk noch jetzt nennt, das von den unrichtigen Ableitungen und Schreibarten unserer Gelehrten: Brätzel, Bretzel ꝛc. keine Notiz genommen und in seiner Aussprache die Abstammung des Wortes richtiger bewahrt hat, als sie jene nachgewiesen haben, wodurch denn auch unsere Schreibweise desselben gerechtfertigt ist*).

Der nächste Sonntag, Invocavit, war Allermannen Fastnacht, und es ging noch lustig genug zu, die Fastnachtsfreude flackerte noch einmal auf, um dann gänzlich zu erlöschen. An diesem Tage wurde in einer der Kirchen von Constanz eine Predigt über den Text: Sehet da den Tag des Heils ꝛc. gehalten, welche Aufsehen machte. Offenbar hatte der Geistliche, der sie hielt, die Absicht, die so lange schon versprochene Reformation der Kirche zu beschleunigen. Sein Name ist unbekannt geblieben, aber man erstaunt über seine Freimütigkeit. Seiner Schil-

*) Augusti, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. Tl. X. S. 321.

derung zufolge war das Konzil aus lauter leichtsinnigen Heuchlern zusammengesetzt. Man füllt das Papier, ruft er aus, mit Reformationsprojekten, aber man erfährt von keinem, daß es ausgeführt wurde, und man hat noch von niemand gehört, daß er sich auf diesem Konzil gebessert habe. Aber Pharisäer findet man genug darin, die den Menschen schwere Lasten auflegen, welche sie selbst nicht einmal mit einer Fingerspitze berühren mögen. Es finden sich wohl mitunter Leute aus dem gemeinen Volke, welche sich zu frommen Wiedererstattungen verstehen, oder welche den Armen wiedergeben, was sie ihnen vorher gestohlen haben, was aber die Priesterschaft betrifft, die giebt nie etwas wieder zurück. Die Sünde der Habsucht und der Simonie ist so allgemein, daß sie alle Glieder der Kirche vom Haupte bis zu den Füßen beherrscht, mit Ausnahme eines kleinen Teils, welche das Zeichen des Tieres noch nicht empfangen haben. — Die Predigt schloß mit einer langen, im höchsten Grade übertriebenen und ausschweifenden Lobrede auf den Kaiser.*)

Einige Tage später machte ein Kunstwerk Aufsehen, das ein Meister von Nürnberg nach Constanz gebracht hatte, um es dem Kaiser zum Kauf anzubieten. Es war ein großer Leuchter oder Kerzstall (Kerzengestell) aus Messing von vortrefflicher Arbeit. Der Meister forderte dafür die große Summe von zweitausend Goldgulden. Siegismund kaufte ihn für elfhundert Gulden und machte dem Könige von England damit ein Geschenk**).

Am 3. März war wieder eine große Sitzung des Kozils, in welcher über den Herzog Friedrich von Österreich der Bann ausgesprochen wurde. Außerdem erhoben sich Streitigkeiten zwischen den Franzosen und Engländern, die wir jedoch nicht näher erörtern wollen.

Am 5. März war Friedrichs Namenstag. Friedrich gab an diesem Tage seinem Gefolge ein festliches Mahl, zu welchem auch viele Fremde eingeladen waren. In der Regel wurde der Namenstag festlicher begangen, als der Geburtstag.

Das Konzil hatte an den Papst Benedikt zwei Benediktiner nach Peniscola abgesandt, welche ihm seine Vorladung überbringen mußten. Sie schickten ein Schreiben ein, das am 7. März auf dem Konzile vorgelesen wurde. Benedikt wollte von dem Constanzer Konzil nichts wissen, denn er hatte sie alle exkommuniziert. Um die Einheit in der Kirche herzustellen, müsse, wie er behauptete, ein neues Konzil berufen werden in einem Orte seiner Herrschaft, und die Erwählung eines neuen Papstes von ihm abhangen. Denn, — hatte er hinzugefügt, — nicht zu Constanz, zu Peniscola befindet sich die Kirche. Sie sagen,

*) Lenfant S. 446. — **) Ulrich v. Reichenthal S. 28 b.

ich sei ein Schismatiker, und ich verhindere die Einigkeit, weil ich ihnen die Kirche nicht in ihre Hände liefern will. Aber ich werde mich wohl hüten, es zu thun. Ohne diese Leute zu Constanz wäre die Kirche schon einig, und weil sie die Einigkeit verhindern, so sind sie selber Schismatiker und Ketzer, nicht aber ich. — Nach einigen Tagen hatte er ihnen eine lange Akte zustellen lassen, die im wesentlichen dasselbe sagte, und diese sollte am folgenden Tage, den 8. März, beraten werden.

Früh morgens läutete wieder die große Glocke, welche zur Sitzung rief. Auf heute war Benedikt vorgeladen. Es wurde von den Promotoren berichtet, was in Bezug auf ihn geschehen sei, und da die Zeit verflossen war und er nicht erschienen sei, so trugen sie darauf an, ihn in Kontumaz zu verdammen. Der Regel gemäß deputierte das Konzil zwei Cardinäle, zwei Bischöfe, zwei Protonotarien, viele Notarien und Schreiber, um Benedikt XIII. oder jemand von seiner Seite in gewohnter Form dreimal an den Thüren der großen Kirche vorzuladen oder zu heischen, und als dies geschehen, wurde das Ganze ausgezeichnet, so daß die Formalitäten den noch übrigen Teil der Sitzung ausfüllten.

Den 10. März war wieder eine große Sitzung. Die beiden Benediktiner waren von Peniscola zurückgekehrt und legten Rechenschaft von ihrer Sendung ab. Benedikts Bannbullen wurden für Null und nichtig erklärt.

Es folgten nun rasch die Heiligenfeste St. Gregor, St. Christoph, St. Gertraud und St. Joseph auf einander. Am letzteren Tage, den 19. März, versammelten sich die Benediktiner oder schwarzen Mönche zu einem Kapitel in Petershausen. Das Konzil, eine Reformation der Kirche beabsichtigend, glaubte dabei die Mönchsorden nicht vernachlässigen zu dürfen, die zum Teil in großer Unordnung lebten, und hatte darum den Benediktinern aufgegeben, sich in einem Provinzialkapitel über ihre eigene Verbesserung zu beraten. Sie versammelten sich in Petershausen, nahe vor der Brücke von Constanz; 36 Äbte, 22 Prioren und 373 Mönche zogen in einer Prozession andächtig bis zu den Augustinern, und ebenso wieder zurück. Dann begann die Beratung, die vorzugsweise mönchische Gebräuche betraf. Wir beschränken uns, nur einer Festsetzung zu erwähnen, kraft welcher künftig jedes Kloster und jede Abtei dieses Ordens von Äbten visitiert werden soll, welche dem nächsten Provinzialkapitel darüber Bericht zu erstatten haben, aber keiner dieser Äbte soll mehr als zwölf Pferde mit sich führen dürfen. Man sieht hieraus, daß es eben nicht darauf abgesehen war, den Pomp der Prälaten zu beschränken, ungeachtet dies am nötigsten gewesen wäre. Statt dessen stritt man sich

über kleinliche Gebräuche und deren Wiederherstellung, die für das Ganze von keiner Bedeutung waren*).

Am 21. war der Sonntag Lätare und zugleich das Fest des heil. Benedikt, das die Benediktiner sehr festlich begingen. Vier Tage später fiel das Fest Mariä Verkündigung, das mit großem Pompe gefeiert wurde, und am 28. März war schwarzer Sonntag.

Den Tag darauf gab es wieder etwas Neues zu schauen. Die Gesandten des Königs von Castilien langten an, zwei Bischöfe, zwei Edelleute, vier Doktoren mit etwa fünfhundert Pferden. Vor ihnen her gingen achtundzwanzig Maultiere mit Wattsäcken, die die Stelle der Betten vertraten. Bei ihrem Einzuge läuteten alle Glocken**).

Am letzten März und am 1. April wurden wieder Sitzungen gehalten und in letzterer wurde Benedikt XIII. nochmals in gleicher Weise, wie am 8. März, an den Kirchthüren vorgeladen, mit den Worten: Peter de Luna, in seiner Obedienz Benedikt XIII. genannt, ist er hier, oder jemand von seiner Seite, um vor dem Konzile sich wegen des angeschuldigten Schisma und der Ketzerei zu verantworten? — Als die damit Beauftragten angezeigt hatten, daß niemand da sei, wurden siebzehn Bevollmächtigte ernannt, mit voller Macht den Prozeß gegen ihn zu führen. Am 3. April war eine allgemeine Kongregation in der Kathedralkirche, in welcher die kastilischen Gesandten Audienz erhielten.

Der folgende Tag war der Palmsonntag. Die Geistlichkeit beging ihn mit großen Prozessionen und andern frommen Gebräuchen. Es war ein so ungeheurer Zulauf von Menschen, daß es nicht mehr möglich war, Ordnung zu halten. Man sah sich deshalb genötigt, die Nationen in die verschiedenen Kirchen zu verteilen. Italiener und Spanier erhielten das Münster, die Franzosen das Dominikanerkloster, die Deutschen und Engländer die Kirche St. Stephan. Heute hatte das Konzilium Briefe an die Kirchthüren schlagen lassen, durch welche Peter de Luna als abgesetzt erklärt und über alle der Bann verhängt wurde, die ihm ferner anhingen. Auch Siegismund hatte Briefe anschlagen lassen, in welchen Herzog Friedrichs Verurteilung erzählt und allen denen, welche Lehen oder Pfandschaft von Österreich besaßen, geboten wurde, daß sie dem Kaiser bis nächsten Walpurgis huldigten und ihre Lehne ꝛc. von ihm nähmen***). Der Kaiser war gestern Abend nach Radolfszell gegangen, um dort die große Woche zu verleben. Am Montag wurde mit den Kastiliern verhandelt.

Die heilige Woche verging vorzugsweise in der Beschäftigung mit

*) Ulrich v. Reichenthal S. 28 b. Lenfant S. 444.
**) Ulrich v. Reichenthal S. 29.
***) Windeck, Gesch. Siegismunds in Mencken, Script. rer. german. T. I. S. 1105.

kirchlichen Feierlichkeiten. Am dritten Osterfeiertage, den 13. April, kam Siegismund wieder nach Constanz. Heute war wieder eine Einholung. Drei Herzöge von Bayern, Heinrich, Wilhelm und Ernst zogen in Constanz ein und viele Herren waren ihnen entgegen geritten. Prächtiger aber war am 15. der Einzug des Markgrafen Friedrichs von Meißen und Landgrafen von Thüringen, wegen seiner Tapferkeit der Streitbare genannt. Der Kaiser wünschte ihn auszuzeichnen und ritt ihm mit den Kurfürsten von Sachsen und der Pfalz, mit Markgraf Friedrich von Brandenburg, den Herzögen von Bayern, Herzog Ludwig von Brieg und einer großen Zahl vornehmer Herren entgegen. Markgraf Friedrich von Meißen kam im Gefolge von dreizehn Grafen seiner Länder mit mehr als fünfhundert Pferden. Vor ihnen gingen einundzwanzig Wagen mit Zeug und Reisebedürfnissen und achtundzwanzig Pferde mit Wollsäcken. Alle Rosse seines Zuges waren mit ganzem Zeuge versehen. Dieser Einzug galt als der schönste während des ganzen Konzils und gewährte der Schaulust eine große Augenweide. Übrigens zog der Markgraf nach Kreuzlingen ins Kloster*).

Daß unseren märkischen Landsleuten bei so vieler zum Teil nie gesehenen Abwechselung die Zeit nicht lang geworden sein wird, läßt sich vermuten; allein der Moment rückte heran, wo sie insbesondere noch eine Rolle zu spielen hatten. Markgraf Friedrich von Brandenburg sollte investiert werden.

*) Ulrich v. Reichenthal S. 29.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Früh am Morgen des 18. April, dem Sonntag nach Ostern oder Quasimodogeniti ritten die Posaunen- und Zinkenbläser durch die ganze Stadt, gefolgt von dem märkischen und fränkischen Adel des Kurfürsten, denen die deutschen Fürsten ihre Lehnsleute hinzugefügt hatten, so daß der Zug gar mächtig und bedeutend aussah. Es galt, die Stadt auf etwas Großes vorzubereiten und sie in eine festliche Stimmung zu versetzen. Jeder aus dem Adel hatte eine Fahne in der Hand, bestehend aus einem drei Fuß langen runden Stabe, der wie eine Lanze endigte und an welchem ein in eine lange Spitze ausgehendes Stück roten Tuchs flatterte. Diese Farbe galt als etwas Köstliches und Festliches*). Die Flaggen hatten nur die Größe, wie an den Lanzen unserer Ulanen. Alle diese Reiter waren unbewaffnet und in festlichen Kleidern ohne Harnisch und Helm, übrigens sehr verschieden gekleidet, teils im Wamms, teils im Mantel, die Mützen und Barette mit Federn geschmückt, die Pferde stattlich aufgezäumt. Ihnen folgten in herrlicher und prächtiger Rüstung Wichart von Rochow, der die Fahne der Kurmark Brandenburg trug und ein fränkischer Ritter mit einer Fahne, auf welcher das Wappen der Hohenzollern zu sehen war, dessen sich Friedrich als Burggraf von Nürnberg bediente**). Henning von Stechow ritt im Zuge bei den Brandenburgern.

Nachdem der Zug die Stadt durchritten hatte, versammelten sich die sämtlichen Fürsten, um den Markgrafen abzuholen, vor seiner Wohnung auf dem Fischmarkt in dem Hause des Heinrich von Tettikon[18]). Hierher wurden auch eine Menge kleiner Fahnen mit den kurfürstlichen Insignien und Länderwappen gebracht. Friedrich war prächtig gekleidet, in der Form eines Letzgners, im kurfürstlichen Gewande. Er begab sich hinab zur harrenden Menge, die ihn mit einem Freudengeschrei em-

*) Ulrich v. Reichenthal hat S. 11 b u. f. einen Teil des Zuges und des Ceremoniels abgebildet.

**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 82.

pfing. Nun bestieg er sein prächtig gesatteltes Pferd, zu beiden Seiten ritten Wichart von Rochow und der fränkische Ritter mit der brandenburgischen und hohenzollernschen Fahne. Eine unermeßliche Menge von Menschen hatte sich versammelt und alle Straßen, durch welche der Zug sich hinbewegen sollte, gedrängt angefüllt, alle Fenster waren besetzt, selbst die Dächer hatte man abgedeckt, um Platz zu finden und bis oben hinauf schaute Kopf an Kopf hinab in das Gewühl der Gassen. So dicht war das Gedränge, so groß das Gefolge des reitenden Adels, daß es nicht möglich war, sich zu ordnen. Alle Plätze waren zu klein, alle Straßen zu eng. Über hunderttausend Menschen waren zugegen, um zuzusehen. Es ging durch das kleine Gäßchen, durch die Mörderstraße und die neue Gasse nach der St. Pauls-Gasse und so auf den obern Markt.

Hier war an dem hohen Hause, genannt zum Hafen, eine große Bühne aufgerichtet, auf welcher vierzig Menschen bequem stehen konnten. Eine lange breite Treppe bildete den Zugang. Sie war mit Teppichen belegt und die Mauern und Wände schmückten goldene Teppiche. In der Mitte der Bühne erhoben sich einige Stufen und auf diesen stand der kaiserliche Thron. Es war ein hoher Armsessel, dessen Seitenteile aus zwei vergoldeten Greifen bestanden, die mit Fuß und Kopf sich auf den Boden stemmten, deren Kämme die vorderen Kanten und deren Flügel die Arme des Sessels bildeten*). Er wurde mit einem goldenen Kissen belegt, von welchem eine goldene Decke vorn und hinten herab hing, seine Lehne war mit hochblauem Sammet überzogen und mit einer Goldborte umgeben, an welcher goldene Franzen hingen. Über ihm erhob sich ein Baldachin, der aus goldenen Stücken zusammengesetzt war. In den Ecken der Bühne standen burggräfliche Trompeter, unfern des Throns kaiserliche Trompeter, die Trompeten mit den zugehörigen Wappentüchern behangen. Neben dem Throne standen zwei niedrigere Stühle zu beiden Seiten, auf deren jedem vier Personen sitzen konnten.

Sobald der Zug unter dem Schalle der Posaunen und Zinken angekommen war, machte er Halt. Der Obermarkt war kaum für die Stände des Reichs geräumig genug, deshalb mußte der übrige Adel in den benachbarten Gassen halten bleiben, wo er von der eigentlichen Belehnungsceremonie wenig oder auch nichts sehen konnte. Als der Zug Halt gemacht hatte, fingen die Trompeter auf der Bühne an, eine Bewillkommnungs-Fanfare zu blasen. Jetzt trat der Kaiser durch einen gemachten Gang aus dem Hause auf die Bühne und ließ sich auf den kaiserlichen Thron nieder. Er war wie ein Evangelier gekleidet, das heißt, mit der roten Dalmatika angethan, einem Kleidungsstück, das den

*) Ulrich v. Reichenthals Abbildung S. 31 b.

Diakonen der römischen Kirche eigentümlich ist und das Kaiser und Könige bei feierlichen Gelegenheiten und großen Ceremonien zu tragen pflegten. Die kaiserliche Krone schmückte sein Haupt und das Zepter hielt er in der Hand. Der Kaiser ließ auf den Sesseln neben sich zwei Kardinäle sitzen und neben diesen Bischöfe. Ihnen folgte der kaiserliche oberste Kanzler, der den kaiserlichen Bestätigungsbrief vorlesen sollte, den er in Händen trug und von welchem zwei Siegel herabhingen. Er stellte sich hinter den einen Sessel.

Nunmehr rückte der Zug der Bühne etwas näher und alle Ritter neigten ihre Banner vor dem Kaiser. Sowie er hielt, stieg Friedrich mit den bei der Feierlichkeit nötigen Personen vom Pferde und begleitet von Wichart von Rochow und dem fränkischen Ritter, welche die Banner trugen, ging er die Treppe hinauf. Die überaus prächtige Rüstung dieser Ritter und ihre schönen Gestalten erregten allgemeine Bewunderung. Sie wurden begleitet von Ludwig, Kurfürsten von der Pfalz, der als höchster Pfalzgraf des Reichs mit dem Kurrock bekleidet war und den goldenen Reichsapfel in Händen trug, und Kurfürst Rudolph von Sachsen, der als höchster Pfalzgraf in Sachsen und Erzmarschall gleichfalls im kurfürstlichen Kleide erschien und das prächtige Reichsschwert trug. Er stellte sich hinter den Kardinal zur rechten Seite, zwischen den Kaiser und den obersten Kanzler, Kurfürst Ludwig aber trat auf die linke Seite hinter den andern Sessel und stellte sich so, daß man den Reichsapfel deutlich sehen konnte. Mit Friedrich zugleich stiegen noch eine Anzahl Fürsten, Grafen und hohe Geistliche auf die Bühne und ordneten sich zu beiden Seiten des Throns mit den dort schon vorhandenen Großen, wie ihre nachbenannten Namen angeben. Friedrich war unterdessen, bis diese Anordnungen getroffen waren, zwischen seinen beiden Begleitern und den Bannern am Eingang zur Bühne stehen geblieben. Jetzt fiel er mit ihnen auf die Kniee, worauf der Kaiser sich gegen sie verneigte, dann erhoben sie sich, traten einige Schritte vor und wiederholten die Kniebeugung wie der Kaiser seinen Dank. Nun näherten sie sich dem Throne, und als sie davor standen, ließen sie sich zum dritten Male auf die Kniee nieder, doch so, daß die beiden Ritter mit ihren Fahnen hinter Friedrich knieten. In dieser Stellung redete Friedrich den Kaiser in einer wohlgesetzten Rede an, dankte für die ihm erteilte Kur der Mark Brandenburg und die Erzkämmererwürde und bat ihn zugleich um gnädige Belehnung. Als Friedrich geendigt hatte, antwortete der Kaiser sehr verbindlich und bezeugte ihm sein gnädiges Wohlgefallen. Als dies der oberste Kanzler vernommen, entfaltete er die Urkunde und las sie laut und deutlich vor, folgenden Inhalts:

Wir Siegismund von Gottes Gnaden, römischer König, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, und zu Ungarn, Dalmatien und Kroatien ꝛc.

König, bekennen und thun kund mit diesem Briefe allen und jeden, die ihn sehen oder lesen hören. Da wir seit der Zeit, wo wir zum römischen König erwählt wurden, allezeit erwogen haben, daß es uns und dem heiligen römischen Reiche unbequem sein würde, wenn die Zahl der sieben Kurfürsten, welche des Reiches vornehmste Glieder und dessen feste Stützen sind, unvollständig bleiben sollte, und weil wir den hochgebornen Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, des heiligen römischen Reichs Erzkämmerer und Burggrafen zu Nürnberg, unsern lieben Oheim und Kurfürsten in allen Sachen so redlich, fest, bieder, vernünftig und getreu allezeit erkannt und befunden, auch solche gute ganze und unzweifelhafte Zuversicht zu ihm haben, daß wir zu Gott hoffen und vertrauen, er sei des betreffenden Kurfürstentums der Mark zu Brandenburg, seiner Kur und Zubehör wohl würdig, und möge sie auch redlich, vernünftig und rechtlich ausrichten, verwesen, und um uns und das Reich verdienen.

Darum, und um die vorige Zahl der Kurfürsten wieder zu erfüllen, und angesehen des heiligen römischen Reichs (dessen gewöhnlichen Hof wir jetzt in der Stadt zu Constanz bei dem heiligen Konzil halten, das daselbst in Einigkeit des heiligen Geistes versammelt ist) Ehre, Nutzen und Bestes, und auch des jetzt gemeldeten Friedrichs Redlichkeit, Festigkeit, Biederkeit und Vernunft, besonders aber seine willigen, unverdrossenen, nützlichen und getreuen Dienste, die er uns und dem Reiche lange Zeit gethan hat, täglich thut und künftig thun soll und mag, haben wir, als wir in unserer königlichen Majestät zu Constanz saßen, mit wohlbedachtem Mute, gutem und einhelligem Rate der nachbenannten, unser und des Reiches Kurfürsten, geistlicher und weltlicher Fürsten, Grafen, Edeln und Getreuen den vorgedachten Friedrich zu dem erwähnten Kurfürstentum auserkoren, ihn auch dazu gefordert und berufen, und also ihm das Kurfürstentum, die Mark zu Brandenburg mit der dazu gehörenden Kur, und sonst mit allen und jeden Herrlichkeiten, Würden, Ehren ꝛc. ꝛc., wie sie auch heißen mögen, nichts ausgenommen, wie denn das von uns dem Reiche zu Lehn rühret, heute gnädiglich verliehen im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und in bester Form, wie sich das gebühret, was wir ihm daran von Gnaden und Rechtswegen verleihen sollen, daß künftig er und seine Erben dieselbe zu Lehn haben, halten und besitzen sollen, von männiglich ungehindert, wie es der Kurfürsten und der vorgedachten Mark Lehn, Rechte und Herkommen erfordern. Auch hat uns der vorgedachte Friedrich die gewöhnlichen Gelübde und Eide darauf gethan, uns und dem Reiche getreu, gehorsam und gewärtig zu sein, und uns zu thun und zu dienen, wie ein getreuer Kurfürst des Reichs seinem rechten Herrn dem römischen Könige und künftigen Kaiser pflichtig zu thun ist, ohne alle Gefährde. Dieser vorgeschriebenen Sachen sind Zeugen, und haben uns auch, es zu thun

geraten, die Ehrwürdigen: Johannes, Erzbischof zu Riga, Georg zu Passau, Rabanus zu Speier, Albrecht zu Regensburg, Nikolaus zu Merseburg und Johann zu Lebus, Bischöfe, Johann, erwählter zu Brandenburg, und die Hochgebornen: Rudolph, Herzog zu Sachsen und Lüneburg, Ernst und Wilhelm, Gebrüder, und Heinrich, alle drei Pfalzgrafen bei Rhein und Herzöge in Bayern, und Friedrich, Markgraf von Meißen und Landgraf in Thüringen, unsere lieben Oheime und Fürsten, die Edlen Ludwig, Graf zu Oettingen, Graf Günther von Schwarzburg, Herr zu Ranis, Eberhard, Graf zu Nellenburg, Graf Conrad von Freiburg, Herr zu Wiltheim und Neuenburg, Graf Hans von Lupffen, Landgraf zu Stühlingen ꝛc., Albrecht von Hohenlohe, Albrecht, Schenk von Landsberg, Herr zu Sydow, Haupt von Pappenheim, unser und des Reiches Erbmarschall, und viele Andere, unsere und des Reiches Edele und Getreue, mit Urkund dieses Briefes, versiegelt mit unserer Königlichen Majestät Insiegel. Gegeben zu Constanz nach Christi Geburt 1417 am 18. Tage des Monats April, unserer Reiche, des Ungarischen im 31., des Römischen im 7. Jahre*).

Die wichtige und bedeutungsvolle Urkunde war verlesen, ein tiefes Schweigen folgte, als ob jeder im Stillen ahnte, welch einen mächtigen und großen Einfluß sie auf das künftige Geschick Deutschlands und Europas haben würde. Es war die Geburtsstunde des preußischen Staates und ein leuchtender Schimmer von der kommenden hohen Glorie desselben fiel inhaltsschwer und bedeutsam in die Seele aller, welche der erhabenen Feierlichkeit beiwohnten. Nun war nicht mehr die Rede von einem Zurückkaufe der Mark; stillschweigend war diese Bedingung weggelassen, ganz und unbedingt wurde das Land dem neuen Kurfürsten übergeben, ungehemmt durch Rücksichten auf einen ungewissen Besitz konnte er sich dem Wohle des Landes widmen. Die Größe des Augenblicks hatte auch Siegismund ergriffen. Mit bewegter Stimme sprach er: Herr Kurfürst des heiligen Reichs, wollt ihr das Vorgelesene beschwören? — Friedrich antwortete laut und fest: Mächtiger König, gern! —

Jetzt las der oberste Kanzler den Lehnseid vor, welchen Friedrich nachsprach, wobei er die Hand auf das Evangelium legte, das der Kaiser vor sich zu liegen hatte. Als es geschehen, winkte der Kaiser Wichart von Rochow zu sich, nahm ihm das Banner Brandenburgs mit dem roten Adler aus der Hand und übergab es dem Kurfürsten, der es eine kurze Zeit in der Hand behielt und es dann Wichart von Rochow wieder übergab. Dann überreichte der Pfalzgraf dem Kaiser den gol-

*) Die Urkunde deutsch in Oelrichs' Beiträgen S. 104, lateinisch in Buchholz, brandenb. Gesch. Tl. V. 182.

denen Reichsapfel; Siegismund übergab ihn dem Kurfürsten, der ihn eine Zeitlang hielt und zurückgab. Darauf winkte der Kaiser den fränkischen Ritter zu sich, nahm ihm das Banner, dessen Fahne in vier Felder, weiß und schwarz wechselnd, geteilt war*) und überreichte es Friedrich, der damit, wie mit dem ersten verfuhr. Zuletzt reichte ihm der Kurfürst von Sachsen das Kurschwert, welches der Kaiser, beim Griffe gefaßt, aufrecht vor sich hielt und dessen Klinge Friedrich mit der Hand umfaßte**), wonach es der Kurfürst von Sachsen zurück erhielt. —

Die symbolischen Handlungen der Investitur waren beendigt. Jede einzelne derselben war durch Trompeten-Geschmetter dem Volke angezeigt, das dadurch zur Aufmerksamkeit aufgefordert wurde, jede war von ihm begleitet. Jetzt trat wieder tiefe Stille ein und Kurfürst Friedrich schickte sich an, zu sprechen. Ringsum lauschte jedes Ohr, so weit man nur hoffen durfte, etwas von seiner Stimme zu vernehmen.

In einer wohlgesetzten Rede schilderte er die großen Verdienste des Kaisers um die Christenheit und das Reich und hob diese sehr glänzend hervor. Es war ein reichhaltiges Thema, denn Siegismund hatte in der That für beide viel gethan und zugleich gab es Gelegenheit, des noch bestehenden Konzils und dessen Bemühungen für die Einheit der Kirche zu gedenken. Daran schloß er seinen Dank, für die so eben stattgefundene Belehnung. Seine Rede war mit großem Beifall angehört worden.

Als sie beendigt war, erhob sich der Kaiser von seinem Throne. Sofort traten die beiden Kurfürsten und höchsten Pfalzgrafen des Reichs ihm vor, nahmen Friedrich in die Mitte und geleiteten den Kaiser in seine Pfalz. Sowie sich der Kaiser erhoben hatte, ließen sich sämtliche Posauner, Trompeter und Zinkenbläser tapfer hören „und war bei fünfzehn Widerstreits" versichert Ulrich von Reichenthal***), was wohl nichts anders heißen soll, als: es wurde fünfzehnstimmig geblasen. Auf dem Markte und in St. Paulsgassen hatten an die zweitausend Pferde gehalten. Jetzt verfügte sich der Adel nach Hause, die von Friedrich zu einem von ihm veranstalteten Mahle Eingeladenen ritten aber nach den Ratstuben auf das Rathaus.†) Der Kaiser und alle anwesenden Kurfürsten erschienen dabei, sowie alle in dem kaiserlichen Lehnbriefe genannten Personen, desgleichen Friedrichs märkische und fränkische Begleitung, soweit sie edlen Geschlechtern angehörte. Die Kardinäle waren nicht gekommen, weil sie nicht unter den Kurfürsten rangieren mochten,

*) Ulrich v. Reichenthal hat sie S. 32 abgebildet, das Schwarz ist jedoch nicht durch Kreuzstriche bezeichnet, die man damals nicht in Holzschnitten machen konnte. — **) A. a. O. — ***) A. a. O. S. 29 b. — †) A. a. O.

und diese sie nicht über sich sitzen lassen wollten. Es waren 23 Fürsten, viele Erzbischöfe und Bischöfe und 36 Grafen bei Tafel anwesend. Daß es hierbei hoch und glänzend herging, bedarf nicht erst der Versicherung.*)

Friedrich hatte dem Kaiser gleich nach seiner Ankunft in Constanz Nachricht von seinem Kriege mit Magdeburg gegeben und darüber Beschwerde geführt, daß der Erzbischof Günther seine Lande verheeren lasse und sich dazu der geächteten Quitzows bediene. Er war heftig erzürnt über den Erzbischof und Siegismund konnte voraussehen, daß der Krieg noch lange dauern würde, wenn nicht irgend eine Mittelsperson zwischen die erhitzten Gemüter träte. Um eine solche Vermittlung einzuleiten, schrieb er an den Erzbischof Günther und lud ihn ein, nach Constanz zu kommen. Dieser antwortete schriftlich und bat, ihn zu entschuldigen, wenn er nicht persönlich käme. Er könne bei den bestehenden Kriegsunruhen sein Land nicht verlassen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, noch mehr an Land und Leuten zu verlieren, als er schon verloren habe. Doch würde er vier Gesandte nach Constanz senden, um in seinem Namen dort zu handeln.**)

Diese kamen gleich nach Friedrichs Belehnung in Constanz an; es waren der Domdechant Johann Redeckin, der Magister Johann Kieritz, Ludolph von Warberge und der uns schon von früher her bekannte Heise von Steinfurth***). Sie führten bei dem Kaiser bittere Klage über die Mark, besonders über die Wegnahme von Sandau, welches Gans von Putlitz noch immer inne hatte. Die Gesandtschaft war dazu nicht übel gewählt, denn Heise von Steinfurth, der die Märker von je an nicht leiden konnte und Markgraf Friedrich persönlich haßte, betrieb die Sache wie eine eigene Herzensangelegenheit. Nach vielen Verhandlungen wurde endlich bestimmt, daß Gans von Putlitz Sandau wieder dem Erzbischofe übergeben sollte, und Herzog Albrecht von Sachsen, der von Constanz in sein Land zurückkehren wollte, wurde beauftragt, des Kaisers und des Markgrafen Willen dem Putlitz wie dem Erzbischof kund zu thun und die Sache auszugleichen. Es geschah dies auch ohne weitere Schwierigkeit und Ruprecht von Schierstädt wurde von Günther zum Hauptmann von Sandau berufen†).

Schwieriger waren die anderen Beschwerden zu beseitigen und nachdem viel hin und her geredet war, ergab sich für den unbefangenen Beobachter, daß kaum ein anderer Weg zur Sühne und Ausgleichung

*) Ulrich v. Reichenthal S. 29 f. und die Abbild. — Gundling, Leben Friedrichs I. S. 81—91. — Wadzeck und Wippel, Gesch. der Erbhuldigungen S. 13 f. — **) Rathmann, Gesch. von Magdeburg, Tl. III. S. 43.

***) Magdeburger Chronik S. 39. — †) Ebendas.

führen dürfte, als eine Entscheidung durch Schiedsrichter. Dies wurde endlich von beiden Parteien anerkannt und am 29. Mai wurde folgende Teidigung (Festsetzung) zu Papiere gebracht.

Zwischen dem Ehrwürdigsten in Gott Vater, Herrn Günther, Erzbischof zu Magdeburg auf einer und dem hochgebornen Fürsten Herrn Friedrich, Markgrafen zu Brandenburg auf der andern Seite, ist wegen aller Schelung, Zuspruch und Zwietracht, die sich zwischen ihnen in der Zeit erhoben, als sie mit einander in Einigungen und Bündnissen gewesen sind, folgendes beredet und beteidingt worden. Der hochgeborne Fürst, Herr Rudolph zu Sachsen, Herzog ꝛc. und der wohlgeborne Graf Henning zu Schwarzburg, Herr zu Arnstädt und Sondershausen, des obengenannten Erzbischofs Bruder, sollen, sobald der Markgraf Friedrich in die Mark zurückgekehrt sein wird, in den nächsten zwei Monden darauf, die obgedachten Herren ihrer Zwietracht und Schelung wegen auf einen Tag nach Zerbst bescheiden und von letzteren volle Macht haben, zu versuchen, ob sie dieselben Herren in Freundschaft vergleichen können. Sollte ihnen das nicht gelingen, so sollen sie bevollmächtigt sein, über alle streitigen Punkte, nachdem sie beide Parteien gehört haben, Recht zu sprechen, Hand und Hals ausgenommen, so daß der Schade mit dem Eide oder durch Ersatz gekehrt werde. Würden aber die obgedachten zwei Schiedsmänner und Aussprecher selber in ihren Ansichten zwieträchtig, so hat der ꝛc. Herr Siegismund, römischer König, den Edlen Schenk Albrecht von Sydow, seinen Rat (Dietrichs Schwiegervater) als einen Obermann dazu ernannt, und was derselbe Schenk Albrecht dann scheiden und sprechen wird mit dem Rechte, das soll von beiden Parteien vollführt und gehalten werden, und was die Schiedsrichter und der Obermann zwischen dem Erzbischof und dem Markgrafen sprechen werden, das sollen sie volle Macht haben zu versichern, daß das von beiden Herren und den Ihrigen gehalten werde, auch wenn es Land und Leute betrifft. Auch sollen die obgenannten Herren, der Erzbischof und der Markgraf, diejenige Einigung und Verschreibung, welche sie zu Wittenberg 1412, am Tage Kreuzerhöhung, abgeschlossen haben, und die von Zeit zu Zeit verlängert ist, so lange aufrecht erhalten, bis die vorgedachten Sachen in angegebener Weise entschieden sind. Diese Aufrechterhaltung und die Mahnung der Bürgen soll anheben drei Wochen nach dem heiligen Pfingsttage, bis zu welcher Zeit dieselben Herren den Ihrigen das verkündigen sollen, um sich danach zu richten (daß wieder Friede eingetreten), nämlich: Es soll weder der obgedachte Herr Erzbischof von Magdeburg, noch die Seinen, irgend jemanden in seinen Landen hausen, hegen, halten, ihm Zulegung, Hülfe oder Rat geben, der gegen den obgenannten Herrn Markgrafen zu Brandenburg oder wider

seine Lande und Leute sein wollte. Dasselbe soll auch der Herr Markgraf von Brandenburg in Bezug auf Magdeburg thun. — Es soll ferner die Zwietracht zwischen dem Herrn Günther, Erzbischof von Magdeburg und dem von Torgau ruhen bleiben, wie das zu Wittenberg neulichst festgesetzt ist und wenn sie über die Bürgschaft, die einer dem andern leisten soll, nicht eins werden könnten, so soll es dem Herrn Rudolphen, Herzog zu Sachsen und Grafen Henning von Schwarzburg vorbehalten bleiben, wie sie die beiden darüber einigen, wenn aber die Schiedsmänner selber uneins wären, so sollen sie einen dritten erwählen, um zu entscheiden. Daß alle vorbeschriebenen Sachen von den zween Herren ganz und gar gehalten und vollführt werden sollen, so hat der Graf Henning von Schwarzburg für den Herrn Erzbischof, seinen Bruder, mit dem Edeln Ludolph, Herrn von Werberg und dem Ehrwürdigen und Ehrsamen Herrn Johann von Rodekin, Dechanten und Herrn Johann Kieritz, Schulmeister und Domherrn des Stifts zu Magdeburg, Heisen von Steinfurth und Albrecht Harras alle vorgeschriebenen Sachen zu halten gelobet und der Herr Markgraf Friedrich hat den wohlgebornen Grafen Günther von Schwarzburg, Herrn zu Ranis, den Edeln Albrecht Schenken von Sydow und die strengen und vesten Herren Johann von Waldow, Ritter, Hans Falken, Heinrich Löser und Dunzolt von Kauffungen zu rechten Bürgen gesetzt und solche Bürgen haben auch unverzüglich gelobt bis auf die Zeit, wo die obgenannten Schiedsmänner den beiden Herren Tage bescheiden und Recht gesprochen haben werden und zwar in der Weise, daß wenn einer von den zwei Herren, dem Erzbischof und dem Markgrafen, solche vorgeschriebene Punkte und Artikel nicht hielte, alsdann der andere des ersteren Bürgen mahnen möchte und daß diese dann dem Herrn, gegen den gefehlt worden wäre, einreiten sollten, jeglicher Herr mit sechs Pferden oder zween ehrbare Manne mit sechs Pferden an seiner Statt und der anderen Bürgen jeder mit drei Pferden zu Zerbst in eine offene Herberge und darin Einlager halten, als Einlagers Recht und Gewohnheit ist, bis daß alle vorgeschriebenen Sachen gänzlich vollendet und vollführet worden sind. Gegeben zu Constanz am Samstage des heiligen Pfingstabends 1417. — Die Bürgen bekennen am Schlusse, daß sie mit allen diesen Festsetzungen einverstanden sind*). — Die nötigen Schreiben gingen sogleich nach Magdeburg und nach der Mark ab.

Friedrich war froh, seinem Lande fürs erste die Ruhe wieder hergestellt zu haben, wenngleich das Ganze mehr ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit als ein Friede war; aber ersterer mußte jedenfalls nach

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 67–69.

drei Wochen beginnen und seine Dauer konnte er selber ziemlich so weit verlängern, als es ihm nützlich schien. Ungestörter und mit größerer Seelenruhe konnte er sich nun den Geschäften des Konzils hingeben. Wir aber lassen ihn jetzt dort und kehren nach der Mark zurück, um den Faden unserer Geschichte da wieder aufzunehmen, wo wir ihn fallen ließen. —

Dreißigstes Kapitel.

Mit dem Ende des vorigen Jahres waren sowohl Dietrich als Johann von Quitzow nach Magdeburg zurückgekehrt. Die Kälte dieses Winters war heftig; obschon dadurch die Verheerungen der Pest etwas gemäßigt wurden, hatte sie dennoch viel Elend gebracht, viele Dörfer waren zur Hälfte ausgestorben, das Kriegführen wurde äußerst beschwerlich, denn man fand nicht soviel Lebensmittel, als man bedurfte, das Kriegsvolk litt Mangel und wurde um so eher von der verderblichen Seuche ergriffen. Darum schien es am besten zu sein, während des Winters ruhig zu sitzen und die Ankunft des Frühlings zu erwarten. Dietrich hatte seine Elisabeth mit den beiden Söhnen nach Magdeburg mitgenommen, und führte hier ein ihm höchst widerwärtiges, ruhiges und stilles Leben. Seine Abhängigkeit von dem Erzbischof Günther, den er nie hatte leiden können, die untergeordnete Rolle, zu der er sich verdammt sah, das Leben in der Stadt, das ihm von je an als etwas gar Klägliches erschienen war, der tief verhaltene Gram über seinen Verlust und sein Unglück, der trübe Blick in die ungesicherte Zukunft seiner Kinder, — das alles zusammen genommen verdüsterte ihm das Leben und ließ ihn selten froh werden. Dazu kam noch die anhaltende und zunehmende Kränklichkeit seiner Frau, die mit Mühe soviel Kraft errang, zuweilen heiterer und stärker zu scheinen, als sie war; so wird man es erklärlich finden, wenn er des Lebens Bürde zwar wie ein Mann, aber nichts destoweniger recht schwer trug. Das Unglück seines Bruders, das er sich tief zu Herzen nahm, war nicht geeignet, ihn heiterer in das Leben blicken zu lassen, obgleich er es sich zum Troste anrechnete, mit ihm zusammenleben zu können. Hennings Lebensweise und Sinnesart war ihm weit weniger zusagend.

Es verging der Winter still und trübe. Im März fielen die Brandenburger in das Magdeburgische Land, brannten und plünderten, ohne Widerstand zu finden, und streiften selbst bis in die Nähe der Stadt Magdeburg. Günther rüstete sich, um die Feindseligkeiten erwidern zu lassen. An der Spitze eines streitbaren Heeres zog Johann

von Quitzow aus, und sogleich gingen die Brandenburger zurück, oder vielmehr, sie bogen nur seitwärts aus, um sich nach einer andern Gegend zu wenden. Johann aber zog in die Gegend von Ziesar, und ließ die Zauche die Geißel des Krieges fühlen, bis das Geschrei der unglücklichen Bewohner die Märker zurückrief und sie zwang, dem Johann von Quitzow die Spitze zu bieten.

Mittlerweile waren die Uneinigkeiten Magdeburgs mit dem Markgrafentum Meißen immer verwickelter geworden, eine gütliche Lösung schien nicht mehr möglich, und zu Anfang des April erklärte Meißen an Magdeburg den Krieg. Er setzte den Erzbischof Günther, der mit der Mark noch hinlänglich zu thun hatte, in einige Verlegenheit. Es war vorauszusehen, daß die Meißner vorzugsweise das Land Jüterbog angreifen würden, und daß dabei die Niederlausitz nicht unbeteiligt bleiben konnte, weil die Meißner nur durch dies Land nach Jüterbog, wie umgekehrt die Magdeburger von da nach Meißen gelangen konnten. Günther schickte daher Dietrich von Quitzow nach Jüterbog, um hier alles in Stand zu setzen, den Meißnern die Spitze zu bieten, und den schon früher durch Dietrich für Magdeburg günstig gestimmten Vogt der Niederlausitz, Hans von Polenz dahin zu bringen, daß er in diesem Kriege nicht gegen Magdeburg sei.

Dietrich unterzog sich diesem Auftrage um so lieber, als er Beschäftigung sehnlichst wünschte. Dazu aber kam noch, daß er erfuhr, Ritter Otto von Pflug, derselbe, welcher für Sold in Friedrichs Dienst geholfen hatte, sein Schloß Friesack zu nehmen, werde die Meißner Kriegsvölker befehligen. Rachlust und der Wunsch, seine Kräfte mit denen dieses berühmten Ritters zu messen, machten ihm diesen Krieg zu einer Herzensangelegenheit. Aber freilich erwuchs aus diesem Umstande auch eine eigene Schwierigkeit. Hans von Polenz war bisher mit Otto von Pflug stets in gutem Vernehmen gewesen, ja es bestanden freundschaftliche Verhältnisse zwischen beiden. Berücksichtigte man nun, daß ersterer nicht bloß Vogt der Lausitz, sondern wegen seiner Besitzungen auch meißnischer Vasall war*), so schien es sehr wahrscheinlich, daß er mit Otto Pflug gemeinschaftliche Sache gegen Magdeburg machen würde, und dann geriet dieses in eine mißliche Lage. Es war um diese Zeit, wo Günther Siegismunds Einladung erhielt, nach dem Konzil zu kommen.

Dietrich ging nach Jüterbog, und nachdem er hier das Notwendigste angeordnet hatte, nach Lübben zu Hans von Polenz. Er fand diesen sehr unentschlossen wegen seines Thuns und Lassens. Mit dem mächtigen Markgrafen von Meißen zu brechen, und gegen Otto Pflug zu fechten, schien ihm sehr gewagt zu sein; von der andern

*) Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte Tl. II. S. 56. 58.

Seite mochte er die Vorteile, welche ihm seine heimlich betriebenen Unterhandlungen mit Magdeburg brachten, nicht gern aufgeben, denn er war sehr verschuldet*) und brauchte Geld. Dietrich wandte mit großem Geschick alle möglichen Überredungs- und Bewegungsgründe an, um ihn zu vermögen, öffentlich und gemeinschaftlich mit Magdeburg gegen Meißen zu handeln. Vielleicht aber wäre alle seine Mühe vergebens gewesen, wenn nicht während dieser Verhandlungen die Nachricht gekommen wäre, die Meißner seien unter Otto Pflugs Anführung in die Niederlausitz eingefallen, und fegten, — wie der Kunstausdruck lautete, — darin feindlich. Dies entschied. Hans von Polenz erboste sich über das Verfahren des Otto Pflug, und es wurde Dietrich nun nicht schwer, ihn zu vermögen, dem Ritter Otto von Pflug abzusagen, nicht aber dem Markgrafen von Meißen. Dietrich bestand nicht auf dem letzteren, denn der Sache nach war es dasselbe, weil Hans von Polenz nun mit den Niederlausitzern doch gegen die Meißnischen Kriegsvölker ziehen mußte.

Beruhigter ging Dietrich nach Jüterbog zurück, und gab dem Erzbischof sogleich von seinen über Erwarten gelungenen Unterhandlungen Nachricht, der darüber nicht wenig erfreut war. Dann rüstete er sich, wie Hans von Polenz; denn gemeinschaftlich wollte man gegen Otto Pflug vorgehen, der einstweilen seine Völker wieder nach dem Markgrafentum Meißen zurückgezogen hatte, wie es in jener Zeit Sitte war. Der Absagebrief des Hans von Polenz an Otto Pflug ging zu Ende des April ab.

Gegen die Mitte des Mai fielen die Meißner abermals in die Niederlausitz ein, und wüteten ärger denn zuvor. Jetzt zogen ihnen Dietrich und Hans von Polenz an der Spitze ihrer Scharen entgegen. Man mußte auf seiner Hut sein, denn man hatte mit einem geübten und gefürchteten Krieger zu thun. Nach verschiedenen Hin- und Hermärschen und einer versuchten, aber nicht geglückten Überrumpelung kam es zwischen beiden Heeren zum Treffen. Dietrich entwickelte dabei seine alte Kraft, aber auch Hans von Polenz focht mit großer Tapferkeit und befehligte mit Umsicht. Das Treffen endigte für die Meißner unglücklich, indem Hans von Polenz ihren Anführer, seinen früheren Freund Otto Pflug zum Gefangenen machte. Aber mit ihm waren viele andere Meißnische Edle gefangen genommen worden. Die übrigen verließen flüchtend die Niederlausitz**).

Trunken von seinem Glücke brachte Hans von Polenz die Gefangenen nach seinem Schlosse Senftenberg.[14]) Auch Dietrich betrachtete es als ein neues Lächeln seines Glücks, daß es ihm seinen Feind gefangen in die Hände lieferte. Es erhöhte seinen Kriegsruhm und sättigte

*) A. a. O. S. 59. — **) Neumann a. a. O. Tl. II. S. 57.

seine Rache. Allein Hans von Polenz geriet bald in Besorgnisse. Otto Pflug hatte viele Freunde und Anhänger; Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen war zwar in Constanz, und ihn brauchte man nicht zu fürchten; von jenen aber durfte man erwarten, daß sie Rache nehmen würden, und für diesen Fall mußte man sich vorsehen.

Hans von Polenz schrieb deshalb eilig an König Wenzel und meldete ihm, was geschehen, bat aber auch zugleich, der König möge der Oberlausitz befehlen, daß sie ihm zu Hülfe käme, wenn der Markgraf von Meißen, oder die Meißner überhaupt, ihn wegen dieser That angreifen sollten. In der Oberlausitz war zu dieser Zeit der uns schon bekannte Hinko Slavatz Birken von der Duba Landvogt, ein genauer Freund des Hans von Polenz.

König Wenzel ging auf das Gesuch ein, und erließ am 5. Juni den Befehl an den oberlausitzischen Landvogt, die Sechslande und Sechsstädte, daß, wenn der Markgraf von Meißen oder sonst jemand den strengen Hansen von Polenz angreifen würde, wegen der Gefangenen und Mannen, die er, als sie in seinen Landen fegten, und wobei namentlich Otto Pflug gewesen, ihnen abgefangen habe, so sollten sie ihm um des Königs willen beistündig und behülflich sein*).

Allein die Oberlausitzer fürchteten sich ebenfalls vor der Rache der Meißner und insbesondere vor der späteren Otto Pflugs und des Markgrafen von Meißen. Sie kamen deshalb nicht und schützten als Grund vor, daß es kein Landeskrieg sondern nur eine Fehde des Hans von Polenz sei, der nicht ihr Landvogt wäre und ihnen ebenfalls nicht geholfen habe, als der von Kottbus von der Niederlausitz aus ihnen so vielfache Beschädigungen zugefügt hätte. Ja Hans von Polenz beschuldigte sie sogar, sie hätten an den Markgrafen geschrieben, sie würden ihn nicht hindern, wenn er seine Feinde suchen wolle**), was sie jedoch beharrlich ableugneten.

Während sich nun die Meißner rüsteten, um von neuem in die Niederlausitz einzubrechen, erhielt Dietrich von Quitzow plötzlich von Magdeburg aus den Befehl, seine Funktionen dem Hauptmann von Jüterbog zu übergeben und schleunigst nach Magdeburg zu kommen.

So unerwartet ihm dies kam, so leistete er doch sogleich Folge, weil er vermutete, daß der Erzbischof ihn wieder gegen die Mark gebrauchen wolle, was ihm lieber war, denn seit Otto Pflug gefangen worden, hatte der Meißnische Krieg für ihn weniger Interesse als jener. Gleich darauf begab er sich auf die Reise nach Magdeburg.

Hier hatte sich die Lage der Dinge während Dietrichs Abwesenheit

*) Neumann a. a. O. Worbs, Inventar. diplom. Lusatiae inferior. S. 227.
**) Neumann a. a. O.

merklich verändert. Herzog Albrecht von Sachsen war von Constanz angekommen, hatte die Übereinkunft des Kurfürsten Friedrich mit dem Erzbischof von daher mitgebracht und Gans von Putlitz bewogen, Sandau dem Erzbischof wieder zu übergeben. Gleich nach ihm war die Friedensurkunde eingetroffen, kraft welcher am 19. Juni die Waffenruhe eintreten sollte. Günther gebot daher Johann von Quitzow wie allen seinen Mannen, bis zu diesem Tage den Krieg fortdauern zu lassen, mit ihm aber die Feindseligkeiten einzustellen und nach Magdeburg zurückzukehren. Bisher hatte Johann öftere Streifzüge nach der Zauche unternommen und war mehrermale dazwischen in Magdeburg gewesen. Auf den Krieg mit Meißen hatten jene Festsetzungen keinen Einfluß.

Dietrich kam am 19. Juni in Magdeburg an und begab sich sogleich, ehe er noch einmal nach seiner Wohnung ging, zum Erzbischof. Unterwegs hatte er einige Worte von dem Frieden mit der Mark vernommen, die ihm schwer aufs Herz fielen; doch war er nicht in der Stimmung gewesen, noch hatte ihm der Mann wichtig genug geschienen, weitere Nachrichten von ihm einzuziehen. Vor allen Dingen wollte er erst darüber und über sein künftiges Schicksal Gewißheit haben, ehe er einen von seinen Verwandten und Freunden sehen mochte.

Er kam in der erzbischöflichen Pfalz an und Günther ließ ihn vor sich kommen. Die Unterredung zwischen beiden endete mit einer, wenn auch in die höflichste Form gekleideten Dienstentlassung Dietrichs und des inzwischen gleichfalls eingetroffenen Johanns.

In bitterer Gemütsstimmung schritten die Brüder durch die Straßen und Gassen, bis sie das Haus erreicht hatten, in welchem Elisabeth wohnte. Im Vorzimmer kam ihnen eine Aufwärterin mit rot geweinten Augen entgegen und fragte nach ihrem Begehr.

Ich bin Dietrich Quitzow und dies mein Bruder, antwortete Dietrich verwundert über das fremdartige Wesen.

O Herr, antwortete die Wärterin, ihr seid zur bösen Stunde gekommen und daß ich es euch sagen soll, betrübt mich sehr. Frau Elisabeth liegt — im Sterben.

Herr des Himmels und der Erde! schrie Dietrich und sprang entsetzt einen Schritt zurück. Auch Johann war heftig erschrocken. Da vernahmen sie, zwar nur schwach, Elisabeths Ruf: Dietrich, Dietrich!

Dietrich und Johann traten ein. Da lag Elisabeth vor ihnen im Bette, in der Hand ein Kruzifix. Ein Mönch saß zu ihren Füßen und betete, ihre Söhne standen zu ihren Häupten, einige Frauen zur Bedienung standen entfernter. Agnes von Quitzow saß in einem Winkel und weinte. Unverkennbar hatte des Todes Hauch das Angesicht der kranken Dulderin schon angeweht. Noch einmal flammte das Auge auf,

als Dietrich ins Zimmer trat. Leise flüsterte sie: Bist du da, mein Dietrich?

Ich bin's, antwortete er mit von Thränen erstickter Stimme.

Elisabeth. Gott sei Dank! Zu guterletzt noch eine Freude! — Hab' Dank, mein Dietrich, für alle deine Liebe. — Sie hat mein Leben verschönert und veredelt. — Ach, was war ich für eine glückliche Braut! — Ha, siehst du da das Himmelszelt? — Siehst du, wie unzählig viele glänzende Sterne daraus hervorleuchten, — immer mehr und immer neue — sie entstehen, aber sie vergehen nicht und keiner wird verdunkelt. — Keiner! — Sieh, da drängen sich prächtige Rosen dazwischen hervor, wie wundervoll ist ihre Farbe und unvergänglich. — Ja, das ist der Himmel, von dem ich geträumt, — zu ihm hebt mich die Sehnsucht. — Dort blühen meine Rosen, — dort leuchten meine Sterne! Heilige Jungfrau, geleite mich! —

Ein leises Zucken flog über ihr Gesicht und sie hörte auf zu atmen.

Dietrich stand starr, einer Bildsäule gleich, vor dem Bett der entschlafenen Dulderin. Ein ungeheurer Schmerz nagte an seiner Seele. Der Mönch bekreuzte den Leichnam, er sah mit offenen Augen nichts davon. Seine Söhne nahten sich und warfen sich schluchzend an seine Brust. Er wehrte sie mit den Händen ab und hielt sein Auge starr auf Elisabeths bleiches Gesicht geheftet. Der Mund war ihm krampfhaft geschlossen. Endlich wand sich mühsam ein schwerer Seufzer aus seiner Brust, er legte die Hände vor das Gesicht und verließ leise weinend langsam das Zimmer.

Johann und die Söhne gingen ihm nach. Dietrich wankte mit Schmerzensgebärden im Zimmer umher. Nach einem langen Schweigen fing er endlich an: Nun erst ist meines Lebens Stern erloschen, nun erst ist es mit allem Glück der Erde vorbei! — Nichts habe ich jetzt noch zu hoffen, nichts kann mir ferner frommen. Lege dich hin, Dietrich, zu ihr, die nun den schweren Kampf des Lebens ausgekämpft hat und hauche deine Seele aus, denn fürder hat dein Leben keinen Zweck, keine Bedeutung, keinen Wert! — Du bist verstoßen und das Herz, das nimmer dich verstoßen haben würde, hat aufgehört zu schlagen. —

Johann und seine Söhne drängten sich um ihn und suchten ihn zu trösten und zu beruhigen. Allein es gelang ihnen nicht, ihre Worte verhallten ungehört. Laßt mich, sprach er, ihr wißt nicht, was ich verloren habe, aber ich fühle meinen ganzen Verlust. Er drückt mich zu Boden, er vernichtet meine Kraft. Behaltet eure gut gemeinten Trostgründe, aber plagt mich nicht damit. Es wird mir mehr Trost gewähren, wenn ich sehe, daß ihr die Verblichene beweint.

Man mußte ihn seinem Schmerze überlassen, der ihn zu allem unfähig machte. Die Besorgungen der Leichenbestattung übernahm Johann,

der übrigens vom Erzbischof die Erlaubnis erwirkt hatte, daß die Quitzows bis nach dem Begräbnisse in Magdeburg bleiben durften. Es waren Tage schmerzlicher Trauer für die ganze Familie. Wir wollen sie nicht weiter schildern, denn wer hätte sie in seinem Leben nicht schon in aller ihrer Unheimlichkeit empfunden? Sie gingen vorüber, bis endlich die ernsten Glockentöne mahnten, der geliebten Toten den letzten Liebesdienst zu leisten und es geschah mit allen üblichen und von der Kirche vorgeschriebenen Zeremonien. Viele aufrichtig geweinte Thränen flossen an Elisabeths Grabe.

Als der traurige Tag vorüber war, sprach Dietrich: Mir ist, als wäre mein Haus abgebrannt, ich bin in den zerstörten Überresten zwischen den Ruinen festgebannt und vermag nicht, sie zu verlassen. Und dennoch muß ich fort, fort in die weite Welt, Gott mag wissen, wohin, denn ich weiß in der That die Stätte nicht, wo ich mein Haupt hinlegen kann.

Johann. Gehe mit mir nach Mecklenburg. Es wird sich schon für dich dort Beschäftigung finden.

Agnes. Nein, sondern thut mir die Liebe und geht zu eurer Schwester nach Harbke. Dort ist wenigstens ein Wesen, das sich eurer annehmen wird.

Dietrich. Ihr vergeßt, daß Harbke im Magdeburgischen liegt und daß ich das Land meiden muß.

Agnes. Nicht das Land, nur die Stadt und den Erzbischof. Hat er euch doch selber gesagt, daß er dann nicht fragen will, wo ihr geblieben seid.

Johann. Auch mir scheint meiner Hausfrau Rat der beste. Gehe dort hin. Gefällt es dir da nicht, so kannst du ja immer noch gehen, wohin du wünschest.

Dietrich. Ihr habt recht, euer Rat dürfte wohl der beste sein. Und du, Johann, was wird aus dir?

Johann. Ich gehe nach Mecklenburg-Stargard und hoffe dort zu thun zu bekommen. Du weißt, unser ehemaliger Feind, Herzog Johann von Stargard, ist im vorigen Jahre gestorben*). Aber es wird dir noch unbekannt sein, daß auch sein Bruder, Herzog Ulrich, vor etwa acht Tagen gestorben ist**). Auf einer Reise nach Böhmen begriffen, ist er unterwegs vergiftet worden, wie man behauptet, von seiner Umgebung.

Dietrich. Gott sei seiner Seele gnädig! Er war ein streitbarer, tapferer Held, der nur den Frieden etwas zu sehr liebte und darum Feind der Freiheit wurde. Und solch ein elendes Ende mußte er nehmen!

*) v. Lützow, mecklenburgische Gesch. Tl. II. S. 246.
**) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 493.

Johann. Der Sohn des verstorbenen Herzogs Johann ist, wie du weißt, noch sehr jung, aber kriegliebend und wird nicht lange ruhig sitzen. Ich will meine Dienste dem jungen Johann anbieten und hoffe, er werde sie nicht zurückweisen und mir bald zu thun geben.

Dietrich. Und deine Hausfrau?

Johann. Sie bleibt in Magdeburg nach wie vor, wo sich Henning ihrer annehmen kann.

Dietrich. Habe ich doch noch kaum Zeit gehabt, an meine Söhne zu denken und weiß nicht, was ich mit ihnen beginnen soll. Es scheint am besten, wenn sie wieder nach Seida zurückgehen und bei dem Großvater und den Schwägern bleiben.

Beide Söhne. Vater, nun die Mutter tot ist, möchten wir nicht gern dahin. Es giebt dort gar zu wenig zu thun.

Dietrich. Wo wollt ihr aber bleiben?

Johann. Laß sie hier in Magdeburg; hier haben sie Gelegenheit, manches zu sehen und zu lernen. Sie können bei meiner Hausfrau wohnen und ich werde die Sorge für ihre Erhaltung übernehmen, die ohnehin durch ihr mütterliches Erbteil gesichert ist.

Dietrich. Wohl, so sei es und ich danke dir für dieses Auskunftsmittel.

Nachdem die mit diesen Anordnungen in Verbindung stehenden Einrichtungen getroffen waren, nahmen beide Brüder von ihren Verwandten den herzlichsten Abschied, bestiegen ihre Rosse und verließen in Begleitung eines Knechtes, — Johann namentlich in der des Dietrich Schwalbe, — die Stadt. Beide ritten zu verschiedenen Thoren hinaus.

Der Abschied hatte beide sehr tief bewegt und besonders war Dietrich von ihm sehr ergriffen. Das Einzige, was ihm noch auf Erden teuer war, hatte er in der Stadt zurück lassen müssen, für sein Herz bot ihm die weite Welt nichts mehr, nicht einmal Hoffnungen. Obgleich erst 51 Jahr alt, hatten doch die bitteren Lebenserfahrungen, die vielen Anstrengungen, der häufige Wechsel von Leid und Freude, die vielen getäuschten Hoffnungen und der lang dauernde tiefe Gram am Marke seines Lebens gezehrt und er schien älter und hinfälliger, als er es war. Am heftigsten hatte die letzte Woche auf ihn gewirkt; der Glanz seines Auges war erloschen und er blickte matt und düster in die Zukunft und das Leben.

Einunddreißigstes Kapitel.

Dietrich war zum Schrotdorfer Thore Magdeburgs, das späterhin in der Befestigung verschwunden ist, hinausgezogen. Schweigend und in sich gekehrt ritt er des Weges über Olvenstedt und Irxleben und kümmerte sich nicht um das, was auf der Landstraße sich neben ihm vorbeibewegte. Nur nach Magdeburg sah er sich zuweilen um, das mit seinen vielen einfachen und Doppeltürmen immer weiter in die Ferne wich und in blauen Duft gekleidet nach und nach versank. Es war ein heißer, schwüler Tag und am Horizont schienen sich Gewitterwolken zu sammeln. Als er das Dorf Eichenbarleben verlassen, fand er auf der Straße einen Aufenthalt. Ein ansehnlicher Trupp fahrender Schüler, welcher von Magdeburg abgezogen war, hatte hinter dem Dorfe eine Gänseheerde überfallen und mit Steinen darunter geworfen. Die Hüterin war nach dem Dorfe geflüchtet und hatte die Bauern zu Hülfe geholt, die mit Flegeln und Knüppeln bewaffnet den Schülern nachsetzten. Dietrich folgte ihnen in einiger Entfernung. Nach einer Weile hatten sie die Schüler eingeholt. Die Bachanten wehrten sich mit Knüppeln, aber sie fochten in der Weise leichter Truppen, es kam ihnen nicht darauf an, den Platz zu behaupten, denn schon waren die rasch schreitenden Schützen mit den Gänsen hinreichend weit voraus. Nach einer Anzahl gut angebrachter Hiebe zogen sie sich fechtend zurück, und da die Bauern wohl inne wurden, daß ihre Gänse verloren seien und sie doch nur Prügel um Prügel eintauschten, so ließen sie sie fluchend ziehen und wandten sich nach dem Dorfe zurück. Der arme Landmann war es gewohnt, von vielen Seiten geplündert zu werden; ehe er ein Stück Vieh nicht gegessen oder verkauft hatte, wußte er kaum, ob er es das seinige nennen konnte, und nur, wo ein rittermäßiger Mann, sei es durch Vertrag oder des Besitztums wegen, das Dorf beschützte, war auf mehr Sicherheit zu rechnen.

Nach diesem Aufenthalt setzte Dietrich seinen Weg ungehindert fort und kam über Bornstädt nach Groppendorf, wo er der Pferde wegen rasten mußte. Er selber fühlte sich durch die Hitze ermattet,

mochte aber nichts genießen. Sein finsteres Wesen hielt jeden neugierigen Frager von ihm fern. Sobald es thunlich war, stieg er wieder zu Pferde und zog seines Weges.

Die Straße ging bald, nachdem er das Dorf verlassen hatte, am östlichen Ufer des damaligen großen Seelenschen Sees entlang, der jetzt völlig verschwunden ist. Ihn umgaben die Dörfer Errleben, Uhrsleben, Wellendorf, Hackenstädt und Oevelgünne und vom jenseitigen Ufer schaute das jetzt nicht mehr vorhandene Dorf Selschen herüber. Gegen das nördliche Ende hin erhob sich eine angenehme Insel mit einem Fischerhause, denn der See war fischreich und gehörte halb zum Gebiete der Burg Errleben, halb zur Burg Ummendorf*). Mancherlei zum Teil schauerliche Sagen waren über das Entstehen des Sees, sowie über ein paar Tempelherrenschlösser, die früher an ihm gelegen haben sollten, unter den Landleuten im Umlauf. Dietrich kannte sie nicht und erquickte sich an der abgekühlten Luft, welche über die wogende Fläche des Gewässers daherstrich. So kam er durch das nicht mehr vorhandene Wellendorf, dicht am See gelegen**) und dann durch das wohlhabende Dorf Uhrsleben, das vor einigen hundert Jahren eine Stadt gewesen war, diesen Rang aber nicht hatte behaupten können, weil man die große Landstraße von Braunschweig nach Magdeburg über Errleben verlegt hatte***). Als Dietrich zum Dorfe hinausgekommen war, fand er in einiger Entfernung rechts vom Wege an einer Wiese eine Wallfahrtskirche, die Osternkirche genannt†). Er stieg ab, um seine Andacht darin zu verrichten, denn wenn er auch in der Abwartung kirchlicher Gebräuche nicht sehr eifrig war, so hatte er sich ihnen doch nie entzogen, sondern sie in Achtung und Ehren gehalten.

Es war in dieser Kirche eine Nachbildung des heiligen Grabes, die besonders um Ostern viel besucht wurde. Dietrich nahte sich dem Heiligtume und kniete neben den andern Betern nieder. Nicht lange hatte er gelegen, als ein vor ihm Knieender aufstand, sich umwandte und mit dem Ausdrucke der Verwunderung vor Dietrich stehen blieb. Dietrich stand auf.

Soll mich der — ja so, hier soll man ihn ja nicht nennen, — aber ich will verdammt sein, wenn ihr nicht Dietrich von Quitzow seid. Mohrenelement, was seid ihr alt geworden! Man hat Mühe, euch wieder zu erkennen. Aber was thut ihr denn so fremd und kalt? Ihr kennt mich doch?

Dietrich. O ja, ihr seid Johann von Treskow.

Treskow. Freilich und immer noch der alte Teufelskerl, ha ha ha!

*) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik Tl. II. S. 454 f.
) A. a. O. S. 456. — *) A. a. O. S. 448. 449. — †) A. a O. S. 456.

— Habe zwar mit euch nie so viel zu thun gehabt, als mit eurem Bruder, seid mir aber doch immer lieb gewesen, hol mich der — — Aber kommt lieber zur Kirche hinaus, man muß sich hier gar zu vielen Zwang anthun.

Er faßte Dietrich bei der Hand und führte ihn hinaus. Als sie draußen waren, sprach er: Na, nun sagt mal, alte Haut, wie ihr lebt. Habe lange nichts Ordentliches von euch vernommen, — so von euren alten Fahrten, mein' ich, — war't, hol mich der Teufel, doch sonst ein Satanskerl, dem ein Ehrenmann wie ich nacheifern konnte. Ihr seid jetzt, wie ich gehört, in Diensten des Erzbischofs?

Dietrich. Ich war es, bin es aber nicht mehr.

Treskow. Und in wessen jetzt?

Dietrich. In niemandes Diensten.

Treskow. Ganz frei und unabhängig? Glücklicher Mann! So ist's recht. Seid nie für Herrendienste geschaffen gewesen. Nun lebt ihr auf euren Gütern?

Dietrich. Ihr wißt, daß ich keine habe. Sie sind eingezogen.

Treskow. Wetter ja, ist ja wahr! Na um so besser, da braucht ihr euch nicht um sie zu bekümmern. Hol der Teufel alle Güter, wenn man ein Schwert hat und gesunde Knochen. So lang es Landstraßen in der Welt giebt, kann man nicht verderben. Ihr seid jetzt nur um so freier und unabhängiger. Donnerwetter! Wäre ich nicht so ein alter Kerl, ich möchte meine paar Dörfer auch schon los sein und so in der Welt herumfahren, mir nichts, dir nichts! Muß ein lustiges Leben sein, hol mich dieser und jener. Aber wo lebt denn nun eure Frau?

Dietrich. Sie ist tot.

Treskow. Tot? O was seid ihr für ein glücklicher Kerl! Hol's der Teufel, die Weiber binden einem tüchtigen Degen nur Blei an die Beine, weiter nichts. Also ledig und los, unabhängig und frei! Was könnt ihr euch besseres wünschen? Nun wird man erst Streiche von euch hören! Wahrhaftig, die Haut schaudert mir, wenn ich daran denke. Na, wenn ihr einmal einen recht tollen ausführen wollt, laßt mich's wissen, dann bin ich auch dabei. Noch steh ich euch meinen Mann. Lebt wohl, auf baldiges Wiedersehen!

Er bestieg sein Roß und trabte mit einigen Knechten dem Dorfe zu, wahrscheinlich nach Magdeburg. Dietrich hatte ihn nie recht leiden können und sah ihm finster nach. Der Rang, den ihm Treskow angewiesen, die Beschäftigung, die er ihm zutraute, kränkte sein Ehrgefühl; aber dennoch war etwas in seinen Worten gewesen, das einen Stachel in Dietrichs Seele zurückgelassen hatte und sich nicht zurückweisen lassen wollte. Was ist das? sprach Dietrich auf dem Wege zu sich selbst; hat er nicht gewissermaßen Recht? Bin ich jetzt nicht vollkommen unab-

hängig und frei? Bin ich es nicht mehr, als ich es je in meinem Leben war? Besitze ich nicht die Freiheit, nach welcher meine Seele glühend dürstete? Warum fühle ich mich denn unglücklich? Freiheit und Unabhängigkeit sind ja das höchste Gut des Mannes. So roh dieser Treskow auch ist, das hat er richtig herausgefühlt.

Dietrich ritt in das Dorf Ostingersleben ein. Der Weg hatte sich auf einer breiten Landzunge, die tief in den Seelenschen See einschnitt, nach Westen gezogen und führte über eine Brücke, unter welcher der nördliche Teil des Sees mit dem südlichen in Verbindung stand. Es war dies die alte Landstraße von Magdeburg nach Helmstädt. Hinter Ostingersleben überschritt er die Aller und vor ihm dehnte sich ein Waldgehügel aus, in welches der Weg hineinzog.

Der Weg führte eine Höhe hinauf und bald nachher sah er in ein angenehmes Thal hinab, aus welchem ein vollständiges Geläute heraufscholl. Es tönte wundersam in Dietrichs Ohren, noch wundersamer tönte es in seinem Geiste wieder, ein seltsamer Schauer, er wußte ihn nicht zu deuten, überflog ihn.

Unten lag das Jungfrauenkloster Marienborn in heiterer abgeschiedener Ruhe und Stille, mitten im grünen Thale, umgeben von den Häusern eines friedlichen Dörfchens, deren einer Teil abgebrannt in Schutt trauerte, schön beleuchtet von der abendlich sinkenden Sonne, und beschattet von dichtbelaubten Bäumen. Dietrich hielt still, um das liebliche Bild eines stillen Lebens in sich aufzunehmen. Noch hatte kein Kloster einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Wunderbar, sprach er, wenn ich es recht bedenke, sind die da drinnen in vieler Beziehung mit mir in gleicher Lage. Sie sind abgerissen von Vaterland und Freunden, abgeschieden von der Welt, ohne Gatten und Kinder, und keiner nennt mehr sein, als was er am Leibe trägt.

Herr, sprach der begleitende Knecht, nehmt's nicht für ungut, aber wollen wir nicht weiter reiten, um heute noch nach Harbke zu kommen? — Wie mir gesagt ist, sind's noch drei Viertelmeilen von Marienborn.

Dietrich setzte sein Roß in Gang, und ritt schweigend hinab und durch den Ort. Mit besonderer Aufmerksamkeit beschaute er das Kloster und seine, auf einem Hügel erbaute, und die übrigen Gebäude überragende Kirche. Gleich hinter dem Dorfe begann wieder Wald. Auf der Hälfte des Weges im Walde erreichte er die auf einem Hügel gelegene Vorburg*), durch welche man ihn passieren ließ. Unfern davon stand am Wege eine Warte. Eine Viertelstunde später erreichte er das überaus feste und schöne Schloß Harbke mit seinem Dorfe in angenehmer Gegend gelegen und fand auf Nennung seines Namens Einlaß und gastliche Aufnahme.

*) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik Tl. II. S. 627.

Dieses Schloß, nur eine halbe Meile südlich von Helmstedt gelegen, war eine von tiefen Gräben und hohen Wällen umgebene, mit starken Mauern und Türmen sehr befestigte Ritterburg*) und galt in damaligen Zeiten als unbezwinglich**). Neben derselben lag das gleichnamige Dorf. Früher war sie im Besitz eines edlen Geschlechtes, das sich nach ihr nannte; mit dem Beginn des vierzehnten Jahrhunderts aber gelangte die Familie der edlen Herren von Veltheim in den Besitz der Burg und sie blieb bei deren sogenannter schwarzen Linie, welche mit Heinrich II. begonnen hatte, der vor zwei Jahren gestorben war. Seine Witwe, eine geborene von Hahnensee lebte noch und zwar auf dem Schlosse Harbke.

Heinrich von Veltheim war nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1415 in den Besitz aller seiner Güter getreten, aber nicht mehr ein junger Mann, denn sein Vater hatte ein hohes Alter erreicht. Durch mancherlei Umstände hatte er ein bedeutendes Vermögen erworben und es hatte sich durch die Erbschaft der Güter seines Vaters so sehr vermehrt, daß man ihm allgemein den Beinamen des Reichen gab. Seine Gemahlin war Dietrichs Schwester, und Heinrich daher dessen Schwager. Ihre Ehe wurde mit mehreren Kindern gesegnet, welche jedoch jetzt schon sämtlich erwachsen waren. Unter diesen war die einzige Tochter, Hedwig genannt, Nonne, und ganz vor kurzem Priorin des Jungfrauenklosters Marienborn geworden***).

Das Schloß selber war überaus stattlich, nicht minder die Wirtschaftsgebäude und Ställe. Vor demselben erhob sich die Schloßkirche zu St. Stephan, für welche eigene Geistliche vorhanden waren. Die Dorfkirche, zu welcher andere Geistliche gehörten, stand nicht weit vom Schlosse†). Es gehörte übrigens zum Erzbistum Magdeburg.

Dies waren die Örtlichkeiten, dies die Hauptpersonen derjenigen Familie, bei welcher Dietrich für jetzt Schutz gefunden hatte. Er machte die Verwandtschaftsrechte geltend, die ihm die Pforte des Schlosses öffneten. Kein Bedürfnis des Herzens zog ihn dahin, denn er hatte nie in näheren Beziehungen zu Heinrich von Veltheim gestanden und seine Schwester seit ihrer Verheiratung nicht wieder gesehen.

Beide standen einander fast fremd gegenüber. Umsonst mühte sich Dietrich, in dem faltenreichen Antlitz das frühere Angesicht seiner Schwester herauszufinden. Nur die hübschen Augen hatten noch nicht ganz ihren alten Ausdruck verloren. Allein ebenso ging es ihr mit Dietrich, auch er war nicht wieder zu erkennen. War es ein Wunder, wenn von beiden Seiten keine rechte Innigkeit, keine freundliche Wärme die Mitteilungen beleben wollte?

*) A. a. O. S. 625. — **) Wohlbrück, Alvensleben. Tl. II. S. 144.
***) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik Tl. II. S. 528. — †) A. a. O. S. 631.

Die Schwester versäumte nicht, auf Dietrichs Gemüt zu wirken und ihn, so viel es sich thun ließ, zu zerstreuen. Darum wurde denn auch ein Ritt nach dem Kloster Marienborn verabredet, zu ihrer Tochter, damit Dietrich seine Nichte, die jetzige Priorin, kennen lernen sollte. Man hatte von Seiten Dietrichs eine Weigerung vermutet, aber wider Erwarten ging er mit Anteil auf den Plan ein. Indessen verschob man die Sache um einige Tage, weil ein Fest nahe bevorstand, dessen Feier man mit begehen wollte.

Am Tage nach Mariä Heimsuchung, den 3. Juli, Mittwochs, machte man sich schon früh morgens auf den Weg. Es war ein schöner Morgen, die Sonne leuchtete hell am klaren wolkenlosen Himmel, spielend wiegte sich ein leichter West auf den bewegten Wogen des Getreides, die Mohnblumen mit von der Sonne durchleuchteten Blättern funkelten blendend wie Edelsteine, die Ferne flimmerte, als ob der stille Pulsschlag der Natur sie leise und schnell durchbebe, die Lerchen jubelten als schwirrende unscheinbare Punkte in den Lüften und frisches Leben sproßte aus jedem Halme und drängte sich an das Licht des Tages. Dietrichs finsterer Unmut wich der freudigen Schöne der Natur, er fing an zu sprechen und schien für Mitteilungen empfänglicher als sonst. Er ritt in der Mitte zwischen seiner Schwester und seinem Schwager. Ein angemessenes Gefolge begleitete sie. Ich kann nicht leugnen, sprach er, das Kloster Marienborn hat für mich viel Anziehendes. Ich muß geahnt haben, daß die Priorin meine Nichte ist. Kennst du seine Entstehung?

Mathilde. Ei freilich, Bruder. Wenn man ein Kind darin hat, kümmert man sich darum wohl. Hast du Lust, sie zu vernehmen?

Dietrich. Deshalb frage ich ja; ich möchte sie gern wissen.

Mathilde. So will ich sie dir erzählen. Vor vielen langen Jahren, als das Christentum in diesen Gegenden eingeführt wurde und noch eine Weile nachher gehörte dieser Landstrich zur Grafschaft Sommerschenburg und war mit dichtem Wald bedeckt. Er diente nicht selten Raubgesindel und Strauchdieben zum Aufenthalt, welche Reisende darin überfielen und ermordeten. Insonderheit war die Niederung, in welcher jetzt Marienborn liegt, durch viele Mordthaten berüchtigt und erhielt darum zuletzt den Namen des Mordthales. Reisende vermieden so sehr als möglich diese Gegend und nur die armen Hirten in der Nähe wagten es, ihre Heerden zuweilen nach der schönen Quelle zu führen, welche in diesem Thale hervorsprudelte.

Einst nun weidete ein alter frommer Hirte namens Konrad seine Heerde im Mordthale. In der tiefen Einsamkeit hatte er sich geübt, auf die Stimmen der Natur zu achten, und vieles erschloß sich seinem einfachen Sinne, was andern verborgen blieb. Er belauschte die Elben bei ihren geheimnißvollen Tänzen, er erblickte die Holderchens und ihr

unterirdisches Treiben. An jenem Tage — es war zu den ersten Zeiten des Erzbischofs Wichmann von Magdeburg, im Jahre 1190 — sah der fromme Konrad eine Erscheinung, die ihn in große Verwunderung setzte. Er erblickte eine Prozession von Jungfrauen, welche brennende Lichte wie Fackeln in den Händen trugen, durch das Thal nach der Quelle hinwandeln, und als sie sie erreicht hatten, verneigten sich alle gegen einen unweit davon stehenden Baum sehr tief und verschwanden. Er sah die nämliche Erscheinung öfter, aber all sein Grübeln brachte ihm keine Deutung. Da wandte er sich im Gebet an Gott, den Bewahrer und Inhaber aller Geheimnisse, und bat um Erleuchtung; in der Entzückung sah er im Geiste, daß sich auf der Stelle des Baumes ein ewiger Altar erhob, und als er deutlicher den Willen des Herrn erkannte, erschien ihm auch, was sich künftig auf dieser Stelle begeben würde. Bald darauf erblickte er im Geiste die gebenedeiete Jungfrau Maria, wie sie mit gebeugten Knieen ihren göttlichen Sohn bat, er möge dieses Mordthal würdigen, daß es ihrer Ehre und ihrem Dienste geweiht werden möchte, worauf die Antwort erfolgte: Nicht allein, o erhabene Mutter, gestehe ich dir diesen Ort zur Ausbreitung deines Ruhms und deines Lobes zu, sondern ich verspreche dir auch, mit dir vereinigt bis ans Ende der Tage sein Beschützer und Erhalter zu sein. Der alte Hirt behielt alle diese Dinge in seinem Herzen. Als aber sein Ende heranrückte, ließ er einen Geistlichen kommen und sagte ihm, er könne nicht von dieser Welt scheiden, ohne ihm die großen Wunder mitzuteilen, die ihm offenbart worden wären. Außerdem, fügte er noch hinzu, habe er gesehen, daß das Bild der heiligen Jungfrau sich vom Himmelsthrone hernieder gesenkt habe und bis auf den Grund des Brunnens hinabgestiegen sei. Zwei Engel hätten das heilige Kreuz über den Born gehalten und gesagt, dies ist die Erklärung und Deutung des Gesichts: Gott will, daß das heilige Kreuz, welches er aufgerichtet hat zur Erlösung der Menschen, mit der gebenedeieten Jungfrau hier wohne. Einige Zeugen bestätigten, dasselbe von ihm schon früher vernommen zu haben. Aber auch mehrere Hirten erzählten, daß ihr Vieh, wenn es durstig dem Born sich nähere, um zu trinken, erschrocken zurückbebe, als wolle es sagen: Mutet uns nicht zu, hier zu trinken, wo wir erstaunenswürdige Wunder sehen. Die Hirten hätten sich befremdet angesehen und gefragt: Wo sind hier Wunder? Darauf haben sie das Vieh sich dem Rande der Quelle nahen sehen, aber so durstig es war, hat es doch keinen Tropfen getrunken*).

Dietrich. Es ist eigen, daß ich, so viel ich auch erlebt habe, niemals selber Zeuge eines Wunders gewesen bin.

Mathilde. Du zweifelst doch nicht daran?

---

*) Leibnitz, scriptor. Brunswicens. T. II. S. 431.

Dietrich. Das nicht, aber sonderbar ist es, daß ich keines gesehen habe. In Wilsnack kam ich erst dazu, als es schon geschehen war. Man hat mir gesagt, man müsse dazu besonders ausersehen sein.

Mathilde. Ja, nur Personen, bei welchen der Glaube stark und mächtig ist, sind dazu fähig. — Nun aber machte die Sache Aufsehen, rings aus der Gegend strömte alles herbei, den heiligen Born zu schauen und von seinem kryſtallhellen Wasser zu kosten; man trank es mit Andacht und Wohlgefallen, schöpfte es in Flaschen und erquickte damit die Kranken, deren viele Erleichterung und Genesung verspürten. Selbst die Räuber vertrieb die Heiligkeit des Ortes. Nun kam die Sache auch zur Kenntnis der Geistlichkeit der Umgegend und diese veranstaltete eines Tages eine große Prozession ihrer Gemeinden mit Kerzen und Fahnen zum heiligen Born, hielt an demselben eine stille Andacht und ließ den Grund der Quelle untersuchen. Da geschah ein großes Wunder. Man zog aus dem Grunde des Gewässers ein kleines aus Holz geschnitztes Marienbild hervor, zeigte es mit Ehrfurcht dem erstaunten Volke und legte es unter Dank- und Jubelliedern unter dem erwähnten Baume nieder.

Dietrich. Schwer zu glauben!

Heinrich. Im Gegenteil, dies Wunder ist leichter zu glauben als die übrigen.

Mathilde. Und was noch mehr ist, so wird das Bild noch im Kloster verwahrt und du kannst es sehen.

Dietrich. Mag's sein! Erzähle weiter!

Mathilde. Dies Wunder hatte die Folge, daß reichliche Gaben aus der Umgegend zusammen strömten an Geld, Vieh und andern Sachen, von welchen Opfern ein Altar über der heiligen Quelle errichtet wurde, die nun den Namen Marienborn erhielt. Ihn zierte das gefundene Bild der gebenedeieten Jungfrau. Bald nachher wölbte sich von diesen Gaben über dem Altar eine kleine Kapelle, in welcher die Wallfahrenden erst ihre Andacht verrichteten, ehe sie von dem Wasser des Borns schöpften.

Jetzt entschlossen sich mehrere fromme Jungfrauen der Umgegend, welche wegen ihres niedrigen Standes in einem Kloster keine Aufnahme finden konnten, bei dem Marienborn eine Klause zu bauen und in derselben als Beguinen oder Klausnerinnen ein klosterähnliches Leben gemeinschaftlich zu führen in gottseligen Übungen, und Kranke und Arme zu pflegen, ohne sich jedoch durch ewige Gelübde zu binden, wie das an vielen Orten geschehen ist und noch geschieht. Diese Beguinen nun erbauten aus ihrem eigenen Vermögen die Klause, und gar bald schlossen sich einige fromme Priester diesem Vereine gottseliger Jungfrauen an.

Jetzt wurde die Klause ein Hospiz für die Wallfahrer. Als der

Erzbischof Wichmann in den letzten Jahren seines Lebens diese Gegend besuchte, ließ er den frommen Schwestern seinen kostbaren Bischofsmantel zum bessern Aufbau der Gebäude zurück und beschenkte sie mit Wald und Ackerland. Viele Reisende besuchten nun den Marienborn im ehemaligen Mordthale zur Heilung der Gebrechen des Leibes und der Seele und hinterließen ansehnliche Geschenke. Viele derselben waren von hohem Stande. Nachdem so die Güter desselben sich gemehrt hatten, nahm der Erzbischof im Jahre 1208 das Hospital im Mordthale in seinen Schutz und erließ darüber eine Urkunde, bestätigte dessen Güter und behielt sich und seinen Nachfolgern die Schirmvogtei vor. Er setzte fest, daß das Hospiz ein Haus der Kranken, die den Brunnen besuchten, und ein Pflegeort vorüber reisender Armen sein, und daß dabei zwei Priester und ein Diakonus nebst vier verdachtlosen Frauenzimmern von vorgerücktem Alter angestellt sein sollten, bis in der Folge die vermehrten Einkünfte eine Vergrößerung gestatten würden. Ist das nicht eine schöne Bestimmung?

Dietrich. Das will ich nicht in Abrede stellen.

Mathilde. Gar bald gestatteten die Einkünfte auch die Erbauung einer eigenen Kirche in einiger Entfernung von der Quelle auf einer Anhöhe, und neben derselben wurde ein klosterähnliches Wohngebäude für die Jungfrauen der Krankenpflege errichtet. Durch Ablaßerteilungen und andere geistliche Vorrechte wurden die Beisteuern immer reichlicher, auch der Besuch nahm immer mehr zu, bis vor etwa hundertundsiebzig Jahren das Hospiz in ein förmliches Kloster regulierter Chorfrauen des Augustiner-Ordens verwandelt wurde. Jetzt besitzt es bereits ansehnliche Einkünfte und bedeutende Vorrechte.

Heinrich. Es war besonders der heilige Vater Gregor X., der im Jahre 1274 das Kloster in seinen und des heiligen Petrus Schutz nahm und ihm das Recht erteilte, Frauenzimmer aus dem Stande der Freien und Freigelassenen aufzunehmen, und keiner, die den Nonnenschleier genommen, sollte es freistehen, ohne Erlaubnis der Priorin das Kloster wieder zu verlassen, es sei denn, daß sie sich noch strengeren Religionsübungen unterziehen wolle. Während eines allgemeinen Interdikts ist es dem Kloster erlaubt, bei verschlossenen Thüren und ohne Glockengeläut mit gedämpfter Stimme die heilige Messe zu halten, doch mit Ausschluß aller unter dem Banne stehenden Personen. Auch hat das Kloster die Freiheit des Begräbnisses für alle diejenigen, welche dort beerdigt sein wollen, dafern sie nicht unter dem Banne stehen und ihrer ordentlichen Kirche die Gebühren bezahlt werden. Übrigens hat das Kloster keine Äbtissin, sondern nur eine Priorin*).

*) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik Tl. II. S. 513 ff.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Man sah nunmehr das Kloster nahe vor sich und eben begannen die Glocken zur Prime zu läuten. Es war demnach sechs Uhr morgens. Als man im Klosterhofe abgestiegen war, wurden unsere Reisenden durch eine Laienschwester in das Gastzimmer geführt und sich selber überlassen, denn die Priorin befand sich mit den Nonnen in der Kirche, um die Prime zu halten. Der Flügel des Gebäudes, in welchem sie sich aufhielten, hing unmittelbar mit der Kirche zusammen und die Nonnen konnten in dieselbe gelangen, ohne das Gebäude zu verlassen. Die Töne der Orgel wie der Gesang waren deutlich zu hören.

Endlich kam die Priorin und nötigte die Anwesenden in ihr Zimmer. Es war eine schöne hohe Gestalt mit ziemlich jugendlichem Gesicht, dem die Nonnentracht der Augustiner Chorfrauen gut stand. Ein weißes faltiges Gewand reichte bis zu den Fußspitzen, darüber hing ein zweites, ebenfalls weiß, das bis über die Knie ging. Brust und Hals war bis zum Kinn mit einer Art von weißem Pilgerkragen bedeckt. Die Ärmel, bis zum Handgelenk reichend, waren oben mäßig weit. Die Stirn war zur Hälfte mit einer glatten weißen Binde bedeckt, ein schwarzer Schleier fiel vom Kopfe bis über die Schultern und den Rücken hinab, der von ihm zur Hälfte bedeckt wurde, von der weißen Stirnbinde ließ dieser Schleier nur eine schmale Kante sehen. Ein göldenes Kreuz auf der Brust war das einzige, wodurch sie sich vor den übrigen Nonnen auszeichnete. Das Gesicht blieb bei allen unverschleiert.

So gewöhnlich es war, so fiel es doch Dietrich auf, als Heinrich und Mathilde ihrer Tochter demütig die Hand küßten, auch er konnte nicht zurückbleiben, und that es zwar mit Hochachtung, aber ziemlich ungeschickt. — Seid willkommen, sprach sie mit Würde. Dann wandte sie sich an ihre Eltern und sprach: Wen habt ihr da mitgebracht?

Mathilde. Es ist dein Oheim Dietrich, deiner Mutter leiblicher Bruder.

Das Gespräch kam nicht recht in Fluß. Dem wortkargen, mißge-

stimmten Dietrich schien die Priorin von übermäßigem geistlichen Hochmut. Allerdings fühlte er, wie ihr das Bewußtsein ihrer Stellung Würde und Haltung verlieh. Es lag für Dietrich etwas Anziehendes darin, aber es wurde ihm unangenehm, sowie es sich bis zum Herrschen, Regieren und Meistern steigerte, obgleich es aus ihrer Stellung hervorging. Die Rücksichtslosigkeit ihrer Äußerungen, entsprossen aus dem unbedingten Gehorsam ihrer Nonnen und aus dem Verstummen ihres Widerspruchs, steigerte dies für Dietrich bis zum Unerträglichen, Unbekanntschaft mit den Formen der Welt that das übrige. Dagegen lag in ihrem Wesen wieder eine so herzgewinnende Freundlichkeit und Güte und so viel weibliche Milde, daß Dietrich dadurch immer wieder günstig für sie gestimmt wurde und sich ebenso oft angezogen als abgestoßen fühlte.

Frau Mathilde war von ihrer Tochter ungemein eingenommen und konnte nicht begreifen, warum Dietrich manches wunderlich fand. Ihr schien alles, was sie sagte, verehrenswert, ihr war nichts auffallend gewesen, dagegen war sie ihres Lobes voll, rühmte ihre Frömmigkeit, ihre treue Sorge für das Kloster, ihre aufopfernde Liebe, ihren Wohlthätigkeitssinn, ihren Eifer für die Kranken, welche, seit das Hospiz in ein Kloster verwandelt worden war, jedoch nicht mehr von den Nonnen, sondern von Unterbedienten verpflegt wurden, kurz es ergab sich aus ihrer Schilderung, daß Hedwig eine Fülle schätzbarer Eigenschaften besaß und ihren Platz vollkommen ausfüllte.

Es war neun Uhr und die Glocken läuteten zur Tertie. Jetzt sollte eine Prozession beginnen, Heinrich und seine Frau nebst Dietrich begaben sich darum nach der Kirche. Die Nonnen waren auf dem Jungfernchor versammelt und kamen in die Kirche herab; sie trugen Wachslichte, welche erst angezündet wurden. Jetzt begann das Prozessionsgeläut und der Zug setzte sich in Bewegung.

Voran ritten zwei Klosterknechte, um den Weg frei zu halten. Dann kamen einige Chorknaben mit dem Kreuze und Kirchenfahnen, worauf paarweise die Nonnen, etwa vierzig an der Zahl, in ihrer Ordenskleidung, das Gesicht unverschleiert, folgten. Es fiel Dietrich auf, daß drei darunter ganz schwarz gekleidet waren, das Kleid nach weltlichem Schnitte, auch trugen sie Handschuhe. Er erfuhr später, daß diese, begünstigt durch den geistlichen Visitator des Klosters, sich aus weltlicher Eitelkeit der strengen Klosterregel hinsichtlich der Kleidung nicht hatten fügen wollen. Den Zug der Nonnen schloß die Domina, nach welcher Chorknaben mit Fahnen folgten. Hinter diesen trugen Knaben einen Baldachin, unter welchem der Propst des Klosters das Hochwürdigste trug. Ihm folgten die beiden Kapläne und drei Hülfsmönche

des Klosters nebst einigen Knaben mit Fahnen, denen sich die Fremden und die Dienstleute anschlossen.

Singend verließ die Prozession den Hof vor dem Kloster. Draußen standen die Einwohner des Dorfes nebst vielen Leuten aus der Umgegend längs der Straße und warfen sich auf die Kniee, als der Zug zur Pforte hinaustrat. Hier und da kroch ein altes Mütterchen heran und küßte der ersten besten Nonne die Hand. Endlich schlossen sich alle dem Zuge an und gelangten so zum heiligen Born. Hier wurde in der kleinen über demselben befindlichen Kapelle die Messe gehalten, allein sie bot nur Raum für die Klosterjungfrauen, und alle übrigen mußten draußen bleiben, und lagerten sich rings umher auf das Gras und unter Gebüsch.

Als die Messe beendigt war, wurde der Zug in gleicher Weise zurück angetreten, und nachdem man wieder in der Klosterkirche angelangt war, schloß man sogleich die Sexte an und nach einer halben Stunde die None. Jetzt war der vormittägige Gottesdienst zu Ende. Um elf Uhr gab die Glocke das Zeichen zum Essen; die Nonnen versammelten sich mit der Priorin im Remter, die Fremden im Gastzimmer. Unsere Harbkeschen Gäste waren nicht die einzigen; man unterhielt sich lebhaft, doch war Dietrich sehr einsilbig.

Nach beendigter Mahlzeit begaben sich unsere drei Gäste in die Zimmer der Priorin, welche sie freundlich empfing.

Hedwig schlug vor, ob man sich nicht den Kirchhof ansehen wolle. Er ist merkwürdig, sagte sie, denn es liegen darauf nicht bloß Nonnen, sondern auch fremde Wallfahrer und mancher aus der Umgegend, der lieber hier begraben sein mochte, als anderswo.

Sie traten hinaus, und waren auf dem Kirchhofe. Er hatte die Form eines Vierecks, dessen eine Seite die Kirche einnahm, die andern bildeten die Klostergebäude. Die Kirche trug, fast über der Mitte ihres Daches, einen zierlichen Turm. Das untere Stockwerk der Gebäude enthielt einen ringsum führenden Kreuzgang, in welchem viele Leichensteine, Heiligenbilder, Krippen und geistliche Zierraten aufgestellt waren. Die Zellen der Nonnen lagen im oberen Stockwerk.

Was sprechen die Menschen doch ewig vom Frieden, sagte Dietrich, und überall ergiebt sich, daß der Mensch nirgend Friede halten kann, denn er ist dazu nicht geboren. Hier unten, das ist der einzige Ort, wo Frieden herrscht. Darum aber sollte man die Menschen nicht strafen, wenn sie ihrer Natur nach keine Ruhe halten können. Man lasse sie kriegen. Nichts hält wirksamer das Schwert in der Scheide zurück, als das Schwert, und wer es am besten zu führen weiß, wird den Frieden kräftiger herstellen, als alle Befehle und Briefe. Doch was hilft es! — Es ist vorüber. — Wohl allen, die hier Ruhe gefunden haben!

Wohl allen, die sie im Leben gefunden haben! sprach die Priorin, welche nachgekommen war. Glaubt mir, wer sie nicht im Leben gefunden hat, wird sie auch im Tode nicht finden, denn was der Mensch säet, das wird er ernten.

Mit zermalmender Gewalt schlugen diese Worte in Dietrichs Seele, er sah Hedwig erstaunt an, und wechselte die Farbe. Sie stand in ruhiger Hoheit da, als hätte sie nur das gewöhnlichste gesagt, ohne zu ahnen, wie mächtig der Sinn ihrer Rede Dietrich ergriff.

Indem nahte eine Laienschwester und flüsterte leise der Priorin einige Worte zu. — Ich muß euch verlassen, sprach sie, sehe euch aber nachher noch wieder. Wollt ihr euch das Krankenhaus ansehen, so wird euch die Schwester dorthin führen.

Sie verließen den Kirchhof, doch hatte Dietrich keine Lust, nach dem Hause zu gehen, und da es eben zur Vesper läutete, traten sie in die Kirche, und wohnten der Hora bei. Nach Beendigung derselben beurlaubten sie sich bei der Priorin, weil man sich auf den Rückweg begeben wollte. Ihre Eltern küßten ihr wieder die Hand, und sie erteilte ihnen ihren Segen. Dietrich folgte dem Beispiele, obgleich mit Widerstreben. Sie schien es zu bemerken, und sprach: Lebt wohl, so gut ihr es bei eurem unruhigen und dem Heiligen abgewandten Sinne in der verwirrten Welt könnt. Möget ihr bald die Ruhe finden, die euch not thut, mein Gebet wird euch darin unterstützen. — Mathilde verhinderte Dietrichs Antwort, und alle drei entfernten sich.

Dietrich hatte sich beim Abschiede geärgert und schwieg finster. Mathilde ärgerte sich über sein Verdrießlichsein, Heinrich versuchte, Gespräche anzuknüpfen, allein sie ließen sich nicht fortführen. Jeder überließ sich seinen Gedanken und still kam man nach Harbke zurück.

Der Besuch des Klosters hatte auf Dietrichs Stimmung keineswegs wohlthätig gewirkt. Seine Stimmung war in den folgenden Tagen finsterer als vorher. Alles ließ ihn teilnahmlos, es war ihm keine Rede abzugewinnen, er schritt düster in seinem Zimmer auf und ab, die Langeweile quälte ihn, und dennoch ekelte ihn jede Beschäftigung an. Es arbeitete etwas in ihm, und wenn es ihn beschlich, versank er in brütendes Sinnen, aus dem er nach längerer Zeit oft wie verstört erwachte. Sein Ansehen wurde matter und hinfälliger, und Heinrich fürchtete mit Recht, er werde krank werden.

So waren acht Tage verflossen, da wanderte er wieder langsamen Schrittes, die Hände auf dem Rücken, mit niedergebeugtem Kopfe im Zimmer umher. Endlich blieb er stehen, und warf den Kopf in die Höhe: Es ist wahr, sprach er, nur im Kloster kann der Friede wohnen. Was hilft dir die Welt? Hat sie dich nicht verstoßen? Was willst du in ihr? Welcher brave Mann macht einer Metze, die ihm die Thür

weist, noch den Hof? Ich fühle mich dazu zu gut. Was könnt' ich auch mit gelähmten Flügeln, mit gelähmter Kraft in ihr wollen und wirken? Sie ekelt mich an, und mich hat sie verstoßen. Ich habe nichts in ihr, woran mein Herz noch hinge; mich hat alles verlassen, was mich liebte, alles! — Und ich sollte es nicht verlassen, nicht meiden? Darum ins Kloster mit dir, Dietrich, ins Kloster, du kannst nirgend anderswo leben. Werde Mönch, am liebsten Karthäuser, dann brauchst du mit den andern nicht einmal zu sprechen, du darfst es sogar nicht, dann liegt die Welt hinter dir mit allem, was du darin gethan hast, und sie ist vergessen. Doch nein! Unabhängigkeit und Freiheit darf ich nicht vertauschen gegen Frieden und Ruhe. Sie sind der Atem meines Lebens, ohne sie giebt es kein Glück. — Ich darf nicht ins Kloster gehen! —

Und dennoch mag ich mit den Menschen nicht verkehren, mag nichts mehr mit der Welt zu thun haben! O, ich kann es mir wohl denken, ihr guten Klausnerinnen, wie euch zu Mute war, als ihr zuerst die Einsamkeit des Mordthales wähltet, und eure stille Hütte am heiligen Born erbautet. Auch ihr verbanntet euch aus der Welt, um — — halt! Da geht mir ein Stern auf in der Nacht meiner Zweifel! Haben Klausnerinnen hier leben können, warum nicht ein Klausner? Er hat mit Menschen und Welt nichts mehr zu thun und ist dennoch unabhängig und frei. Das ist es, was ich suchte und nicht finden konnte! Der Gedanke ist mir durch Eingebung gekommen, es ist ein Wink von oben. Nun weiß ich, was ich zu thun habe und werde Anstalten treffen.

Dietrich atmete leichter, als seit langer Zeit. Eine schwere Last war seiner Brust enthoben. Er suchte seinen Schwager und seine Schwester auf, und sprach: Ihr werdet wohl schon inne geworden sein, daß es mit mir anders werden muß, denn wie bisher kann es ferner nicht bleiben. Ich bin euch zur Last, und werde es jedem sein, bei dem ich mich aufhalte. Ich fühle es, ich bin nicht mehr zu ertragen, und ich selber mag niemanden ertragen. Wohin aber soll ich, dem Kraft und Mut gebrochen sind, dem das Leben nichts mehr bieten kann als Dornen? Ein Kloster wäre der passendste Ort, aber ich weiß, ich tauge für dasselbe nicht. Darum will ich mich in die Einsamkeit des Waldes verbannen, weit von den Menschen hinweg, und dazu kannst du mir behülflich sein. Hast du in deinen Wäldern irgendwo eine Hütte, die du mir und meinem Knechte einräumen kannst, so erwirbst du dir einen Gotteslohn, nur muß sie entfernt von Menschen liegen.

Heinrich. Und dort willst du allein mit deinem Knechte leben, entblößt von allen Bequemlichkeiten, von aller Hülfe — —

Dietrich. Ich habe mich in meinen Kriegen an Entbehrungen gewöhnt und weiß sie zu ertragen.

Heinrich wie seine Frau machten Einwendungen, allein Dietrichs Entschluß stand unerschütterlich fest, und als sie ihm die Schwierigkeiten der Sache vorstellten, erklärte er, daß er davonreiten und ohne ihre Hülfe seinen Vorsatz ausführen würde.

Als kein Abmahnen fruchten wollte, sagte Heinrich: Wohl, dein Wille kann geschehen, doch sind wir es nicht, die dir raten oder wünschen, ihn auszuführen. Im Walde, seitwärts eine halbe Meile von Marienborn, liegt eine Köhlerhütte, die jetzt unbewohnt ist, und mit geringer Mühe in bewohnbaren Stand gesetzt werden kann. Sie enthält zwei kleine Kammern. Sieh sie dir an, und wenn sie dir recht ist, magst du sie haben.

Dietrich forderte Heinrich auf, mit ihm dahin zu reiten, und beide stiegen sogleich zu Pferde. Der Weg führte durch dichten Wald. Endlich mußten sie ihn verlassen, und einem Fußsteige folgen, der unsere Reiter bald nötigte, abzusteigen, und ihre Pferde am Zügel zu führen. Ringsum war es sehr einsam und still. Kaum drang ein Laut der übrigen bewohnten Welt in diese Waldesdichte, es war ein erhabenes Schweigen, höchstens durch Blattgelispel und Vogelstimmen unterbrochen. Als der Pfad eine Biegung machte, erhob sich vor ihnen aus dichtem Gebüsch ein niedriges stark mit Moos bewachsenes Schilfdach, das ein unscheinbares Lehmhäuschen deckte. Wir sind an Ort und Stelle, sprach Heinrich, laß uns eintreten. Die Pferde wurden angebunden, das Haus war offen. Es sah unreinlich darin aus, und die Fenster waren verfallen, auch der Ofen eingestürzt. Dietrich beschaute das Innere und Äußere, erkundigte sich nach der Entfernung der nächst gelegenen Orte, und äußerte sich endlich völlig zufrieden mit diesem unscheinbaren Zufluchtsorte.

Allein bedenke, sprach Heinrich, daß dir in dieser Abgelegenheit aller Schutz fehlt. Was willst du machen, wenn du überfallen wirst?

Dietrich. Wo nichts ist, sucht man nichts. Ich nehme nichts hierher, was die Habsucht reizen könnte. Brot und Zubehör schickst du mir alle drei Tage, oder kann mein Knecht bei dir holen, Wasser muß in der Nähe sein, denn es haben ja Menschen hier gewohnt.

Heinrich hielt es nicht für ratsam, zu widersprechen, und ritt mit ihm zurück. Dietrich redete sich immer tiefer in seinen künftigen Lebensplan hinein, und alles verriet, mit welcher entschiedenen Vorliebe er ihn hegte und pflegte. Als sie angekommen waren, gab Heinrich sofort Befehl, das Haus in Stand zu setzen, und nach wenigen Tagen war es geschehen. Nun war Dietrich nicht länger zu halten. Er nahm herzlichen Abschied von Heinrich und seiner Frau, aber er bat sie zugleich, ihn nicht zu besuchen, um seinen Aufenthalt möglichst zu verbergen. Mit vergnügtem Gesichte ging er davon, mit betrübtem folgte ihm sein Knecht,

der sehnsüchtige Blicke auf die Fleischtöpfe in der Küche warf, und sich seufzend von ihnen trennte.

Traurig sahen Heinrich und Mathilde ihnen nach, bis beide ihren Blicken entschwanden, denn viel Gutes versprachen sie sich von einem solchen Unternehmen nicht, obgleich es in jenen Zeiten weit weniger abenteuerlich war, als es dies in den unsrigen sein würde.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Kaum hatte sich Dietrich früher mehr auf den Eintritt in eine von ihm eroberte Burg gefreut, als er sich jetzt auf den in sein unscheinbares Häuschen freute. Als er das Dach desselben erblickte, schlug ihm das Herz in stürmischer Bewegung. Willkommen du stille Zufluchtsstätte des einst so mächtigen Dietrich von Quitzow, rief er. Ich hätte es niemals geglaubt, daß du der einzige Ort wärest auf der weiten Erde, an welchem ich die Bedingungen meines Daseins vereinigt finden würde. So mag der müde Wanderer stehen vor der Pforte des Grabes, wie ich vor dir, auch ich komme zu dir, wie zu meinem Grabe, aber es ist ein Grab mit freiester unabhängigster Bewegung. Gewähre mir Frieden und Ruhe!

Die beiden Zimmer waren mit den notwendigsten Bedürfnissen, aber wie es Dietrich verlangt hatte und die Klugheit gebot, nur ärmlich ausgestattet. Die nötigen Lebensmittel hatte der Knecht mitgebracht. Bald war Dietrich häuslich eingerichtet, denn selbst das Mooslager war bereits vorhanden. Doch gab es noch manches zu ändern und diese kleinen Besorgungen ließen den ersten Tag ziemlich schnell verfließen. Demnächst machte sich Dietrich mit seiner Umgebung und Umgegend bekannt. Er durchwanderte den Wald, machte sich Merkzeichen, um sich zurecht zu finden und übte sich, seine Hütte wieder zu finden. Der Knecht mußte ein paarmal nach Harbke, um einige Dinge zu holen, die ihm jetzt erst wünschenswert geworden waren. Dazu gehörten ein Grabscheit und eine Art.

Schon nach wenigen Tagen war er damit fertig. Er würde besser gethan haben, täglich etwas zu thun; allein sein stürmisches Blut ließ ihn nicht rasten, so lange er noch ein Geschäft unabgemacht vor sich erblickte. Die nächsten Tage boten wenige oder keine Beschäftigung dar, Dietrich verlor sich in Gedanken, schlich um sein Haus herum, horchte auf den Gesang der Vögel, streckte sich auf den Rasen und freute sich seiner unbeschränkten Freiheit. Sein Knecht lag unter einem Gebüsche und schlief.

Acht Tage vergingen auf diese Weise für Dietrich ganz erträglich. Es war ihm wohl, keine Menschen zu sehen, allein er fühlte, daß er auf eine Beschäftigung würde sinnen müssen. Leicht konnte der Zufall jedoch Menschen nach seiner Hütte führen, denen er Rede stehen mußte. Was sollte er ihnen sagen? Würden sie es ihm glauben, daß er ein Klausner sei? Seine Kleidung sprach dagegen, die bis jetzt die einfache Hauskleidung eines Dienstmannes war. Er ließ sich daher nach wenigen Tagen durch den Knecht eine Begharden-Kutte holen und legte sie sogleich an. Es war, als ob ein neuer Geist ihn durchdränge, jetzt erst schien er mit dem Walde in Übereinstimmung zu stehen, nun erst war er ein Waldbruder, wie die Sitte ihn verlangte und leicht gewöhnte er sich an das Kleid.

Vierzehn Tage waren vergangen und noch immer grübelte Dietrich über die Frage: womit er sich beschäftigen solle. Zwar drängte es ihn eben nicht zu arbeiten, er versenkte sich am liebsten in Erinnerungen aus seinem früheren Leben, aber auf die Dauer konnte das nicht genügen, irgend etwas mußte noch daneben gethan werden. Am liebsten hätte er die Jagd betrieben, allein er mochte sich weder Waffen anschaffen, noch das Wild verscheuchen oder das gefällte benutzen, das letztere ließ ihn auch das Vogelstellen verwerfen. Endlich fiel er darauf, sich im Gebrauch der Axt zu üben, doch dauerte dies nicht lange, weil er sich bald hinreichende Fertigkeit erworben zu haben glaubte.

Die Langeweile fing an, ihm drückend zu werden; sein Knecht schlief ziemlich den ganzen Tag, auch war mit ihm überhaupt nicht viel zu reden. Die Einförmigkeit dieses Lebens, zu grell gegen sein früheres Leben abstechend, begann ihn anzuekeln. Wie mögen es nur andere Waldbrüder machen, daß sie es aushalten, sprach er, ich fasse es nicht recht. Doch, welche Frage! Wie macht es denn der Gefangene? Und gefangen bin ich doch nicht, sondern bewege mich frei und ungehindert, wie ich will. Dieser Gedanke ermutigte ihn wieder und zur lebendigeren Vergegenwärtigung desselben wanderte er sogleich in den Wald. Trotz seiner Langweile fühlte er doch einen großen Widerwillen gegen den Gedanken, zu den Menschen zurückzukehren.

Drei Wochen waren so vergangen, da vermißte er eines Tages seinen Knecht. Kein Rufen, kein Suchen brachte ihn wieder. Als er auch die Nacht ausblieb, überzeugte sich Dietrich, er sei davon gelaufen. Er hatte es Dietrich schon lange merken lassen, daß das Leben im Walde ihm nicht anstände. Mag er gehen, dachte Dietrich, er war mir ohnehin wenig nütze. Hätte ich einen Hund gehabt, er wäre bei mir geblieben. Von einem Menschen war es nicht zu erwarten!

Glücklicherweise schickte Heinrich heute die Lebensmittel durch einen

Boten und Dietrich konnte ihm sagen lassen, daß er das künftig nur immer thun möchte, weil er keinen Knecht mehr habe.

Einige Tage später fiel ein Regentag ein, es goß vom Morgen bis zum Abend in Strömen vom Himmel und Dietrich mußte im Zimmer bleiben, das, wie er entdeckte, sich nicht völlig regendicht erwies. Es war ein höchst langweiliger Tag, Dietrich wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte, sein ganzes Dasein war ihm lästig. Der trübe Himmel, die rings abgeschnittene Aussicht stimmten ihn noch finsterer, als er schon war. Furchtbar wühlte der Schmerz über alles, was er verloren, in seinem Herzen. Er verglich, was er hätte sein können, mit dem was er war, das Resultat dieser Vergleichung stimmte ihn nur noch düsterer. Wäre dieser Markgraf nicht gekommen, seufzte er, so konnte ich jetzt regierender Herr eines ansehnlichen Länderstrichs, vielleicht selbst Markgraf von Brandenburg sein, vielleicht auch Herzog von Sachsen und bei Gott, das Land wäre unter meiner Herrschaft weniger übel daran gewesen, als jetzt. Was bin ich nun? — Der unbekannte Waldbruder, der so wenig besitzt, daß es nicht einmal die Habgier eines Bettlers reizt, den niemand haben mag, den die ganze Welt anekelt, der sich selber zur Last ist und der trotz aller Freiheit wie ein Gefangener in dieser elenden Kammer schmachtet, die ihm der Regen verschließt! Wie soll das im Winter werden? O Gott, ich ertrage das Leben weder unter Menschen, noch ohne Menschen. Lege dich zur Ruhe Dietrich, auf immer! Du hast auf Erden keine Stätte mehr, wo du weilen kannst. Deine Zeit ist vorüber! —

Er warf sich unmutig auf sein Lager, aber der Schlaf floh sein Auge, nicht einmal er, viel weniger der Tod, wollte es schließen.

Das Wetter wurde wieder angenehm, denn man lebte im August. Dietrichs Kräfte schwanden sichtlich und zu seiner Unbehaglichkeit gesellte sich Unwohlsein. Die plötzlich so ganz veränderte Lebensweise blieb auf seinen nicht mehr jugendlichen Körper nicht ohne nachteiligen Einfluß. Ein schleichendes Fieber überfiel ihn, doch hütete er sich wohl, Heinrich oder seine Schwester etwas davon wissen zu lassen. Sein Körper magerte ab und immer kürzer wurden seine Wanderungen im Walde. Er war genötigt oft zu ruhen und seine Brust war beklemmt. Aber dennoch überredete er sich, nicht krank zu sein, es war seiner Meinung nach nur Schwäche, die er durch fleißiges Gehen zu beseitigen hoffte, weshalb er auch das Lager so selten wie möglich suchte und sich zwang, wie ein Gesunder zu essen.

Eines Tages saß Dietrich sinnend vor seiner Hütte, sich mit beiden Händen auf einen dicken Stock stützend. Da vernahm er in der Ferne ein seltsames ihm unerklärliches Getöse. Es waren Schläge wie von Trommeln oder Pauken, dazwischen ertönte Schellengeklingel und ein

seltsames Pfeifen, auch schreiende Menschenstimmen mischten sich darunter. Es wurde nach und nach lauter und schien näher zu kommen. Dietrich stand auf, sich umzusehen, er umschlich die ganze Hütte, aber nach keiner Seite hin zeigte sich etwas Ungewöhnliches. Da der Lärm aber mit kleinen Unterbrechungen immer von neuem erscholl, so beschloß er, nach der Gegend, von welcher der Schall kam hinzugehen, um die Ursache des Lärms kennen zu lernen.

Kaum war er eine halbe Viertelstunde gewandert, so sah er ein seltsames Schauspiel, das ihn in hohem Grade befremdete. Ein großer Haufen Volks beiderlei Geschlechts, Kinder und Erwachsene, schwärmte unregelmäßig in dem seltsamsten Aufzuge ohne Weg und Steg durch den Wald einher. Es waren grauenhafte Gestalten, alle mit schwarzgelben Gesichtern, schwarzen funkelnden Augen, langen glatten pechschwarzen Haaren, die wild um den Kopf hingen, behangen mit Lumpen aller Art, die jedoch nur zum Teil den Körper deckten, die Kinder liefen fast ganz nackt, beinahe alle trugen Bündel, einige ritten auf Eseln, einige auf Pferden, die allermeisten liefen barfuß, einige Wagen und mehrere Stücke Vieh, sowie eine Anzahl Hunde waren bunt durch den Zug verteilt. Mehrere hatten Handpauken mit Schellen, andere Querpfeifen, andere kleine Trommeln, die sie schlugen, spielten, in die Höhe warfen und auffingen, wozu sich denn bald hier und da ein jauchzendes Hallo! gesellte.

Dietrich war hinter eine dicke Eiche getreten, um ungesehen den abenteuerlichen Zug zu beschauen. Die Gesichter und Gestalten waren über alle Beschreibung häßlich, alle Bewegungen heftig und rasch, es waren Fratzen, wie die Maler die Verdammten schilderten und die Lumpen wie der Schmutz und die ekelhafte Blöße ihrer Glieder machten sie noch unausstehlicher. Erstaunt, fast mit unheimlichem Grausen sah Dietrich sie näher kommen. Nie hatte er etwas von Menschen dieser Art gesehen und gehört, nie nur ihr Dasein geahnt. Wo kamen sie her, wo wollten sie hin? Was war ihre Absicht? Waren sie dem Boden entstiegen und gehörten sie zu jenen sagenhaften Wesen, die unter demselben hausen sollten? Ansehen, Gebärden, selbst die Sprache, von welcher Dietrich nicht einen Laut verstand, unterstützten diese Meinung.

Schon waren die Vordersten an Dietrich vorbei gezogen und es gewann den Anschein, als würden sie den Weg nach seiner Hütte nehmen, da erhob sich ein lautes Geschrei und der ganze phantastische Zug machte Halt. Rasch lagerte sich der größte Teil, wo er eben stand, auf den Boden und es bildeten sich die wunderlichsten Gruppen. Das Vieh wurde in die Mitte gebracht und ringsum schleppten Kinder Holz zusammen, um Feuer anzumachen. Lustig loderte es hier und da auf, aus einer unfern gelegenen Quelle wurde Wasser herbei gebracht und

mit bewundernswürdiger Schnelligkeit füllten sich die Kessel, die mittels einfacher Vorrichtungen über dem Feuer aufgehangen wurden, mit einer Menge ekelhafter Dinge, besonders toter Tiere. Dietrich wußte nicht was er zu allen diesen ihm gänzlich neuen Auftritten sagen sollte.

Unterdessen stöberten die Hunde umher und zwei derselben fuhren bellend auf Dietrich los. Augenblicklich stürzte sich eine Schar dieser Gestalten dorthin und entdeckten Dietrich. Mit tollen Grimassen und lebhaftem Geschrei gestikulierten sie viel gegen ihn, der mit dem Rücken gegen den Baum gelehnt, mit erhobenem Stocke da stand. Der Schwarm mehrte sich, aber keiner wagte, ihn anzugreifen. Da merkte Dietrich, daß hinter ihm einer auf den Baum kletterte und aus dem Geräusche vernahm er, daß er sich grade über ihn setzte. Unwillkürlich schaute Dietrich in die Höhe; aber das Gesindel hatte nur diesen Moment abgewartet und wie die Katzen sprangen sie zu, um sich seiner Arme zu bemächtigen. Der Stock wurde ihm entwunden und er fühlte sich gleich darauf zur Erde geworfen.

Unsere Leser haben aus dem Ganzen schon bemerkt, daß Dietrich unter einen Schwarm Zigeuner geraten war. Sein Befremden wird nicht auffallen, wenn man erfährt, daß dieses seltsame Volk zum erstenmale zur angegebenen Zeit diesen Boden betrat und vorher von ihnen in Europa nichts bekannt war. Sie erschienen sehr zahlreich und niemand wußte anfangs, was er aus ihnen machen sollte. Der gemeine Mann nannte sie Secaner und über Ursache und Zweck ihrer Pilgrimschaft, — denn als solche galt durchgängig ihr Erscheinen, — wurden die seltsamsten Märchen verbreitet*).

Indem erschien der Anführer der Bande, der sich Herzog Ogluno nannte, und da er Dietrich für einen frommen Waldbruder hielt, so befreite er ihn von seinen Bedrängern, berichtete ihm von ihren Fahrten und ließ endlich durch einige junge Männer allerlei Kunststücke und Tänze vor ihm aufführen.

Als der Tanz beendigt war, rief Ogluno ein Mädchen und einige junge Bursche in seine Nähe und sprach mit ihnen. Sie setzten sich darauf, der eine Bursche brachte ein sehr roh gearbeitetes Instrument hervor, das eine Zimbel vorstellen sollte. Einige Saiten waren über ein dünnes Brett gespannt und wurden mit zwei Stäbchen geschlagen und seltsam genug wußte er dem Instrumente mit vieler Geschicklichkeit mehr und angenehmere Töne zu entlocken, als man ihm zugetraut hätte.

---

*) Rufus' Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 496. Seb. Münster, Cosmographie Bd. III. Kap. 5. S. 370. Alb. Cranz, Saxonia L. XI. C. 2. Herm. Corner ad ann. 1417. in Eccard, Corp. histor. T. II. Angelus, Ann. march. 198. 199.

Der andere Bursche schlug eine Handpauke dazu, das Mädchen aber sang in ihrer Sprache auf eine mehr befremdende als angenehme Weise.

Dietrich gewann je länger je mehr lebhaftes Interesse für das Leben dieses Volkes, von dem ihm der Anführer manches erzählte und das in seiner Ungebundenheit fast sein eigenes Ideal von einer menschenwürdigen Freiheit zu verwirklichen schien; und als er hörte, daß die Schar mehrere Tage zu verweilen beabsichtigte, versprach er wiederzukommen und kehrte in tiefen Gedanken nach seiner Hütte zurück.

Die Erlebnisse des Tages hatten Dietrich ungemein aufgeregt und seine Kraft übermäßig angespannt. Als er seine Hütte betrat, legte sich nach und nach der Sturm in seiner Seele und nun fühlte er sich so ermattet, daß er sich sogleich auf das Lager werfen mußte. Aber schlafen konnte er nicht; selbst die Nacht hindurch schlossen sich die Augen nicht, und die häßlichen Gestalten der Zigeuner tanzten in verzerrten Sprüngen und in argen Verrenkungen davor herum, als wollten sie ihm das Schlafen verwehren.

Der Tag brach an, Dietrich befand sich sehr unwohl und fühlte, er werde die Hütte nicht verlassen können. Er fieberte und mußte liegen bleiben. Gegen Mittag kam der Knecht aus Harbke und brachte Mundvorrat auf drei Tage. Dietrich ließ sie auf den Tisch packen, erhob sich aber nicht von seinem Lager und versicherte den Knecht, daß er sich wohl befände und nur etwas ruhen wolle, und dieser ging mit der erhaltenen Nachricht nach Harbke zurück.

Nachmittags vernahm Dietrich von seinem Lager aus draußen laute Stimmen. Nicht lange darauf wurde die Thür geöffnet, und der einwollende Herzog und ein Graf der Zigeunerbande traten ein.

Kaum hatten sie nach kurzer Begrüßung Dietrichs hülflosen Zustand erkannt und die Speisen auf dem Tische gesehen, als sie diese eilig einpackten und mit freundlichem Kopfnicken wieder verschwanden.

Dietrich fühlte sich durch ihr Betragen tief verletzt. Das ist gemein, sprach er zu sich selbst und ein solches Benehmen muß in allen Ländern als gemein anerkannt werden; die fremde Sitte kann ihnen nicht zur Entschuldigung gereichen. Pfui über die Lumpen, die noch dazu unter ihrem Volke etwas vorstellen wollen! Pfui, über solch Betragen. Habe ich mich doch lange über eine Niederträchtigkeit so sehr nicht geärgert!

Sein Zustand verschlimmerte sich durch die Gemütsbewegung und auch an den beiden folgenden Tagen mußte er, wenn auch nicht das Lager, doch das Zimmer hüten. Allmälig war doch das Interesse an dem Volke bei ihm wieder erwacht. Der freie unabhängige Zustand desselben machte es ihm sehr wünschenswert, es genauer kennen zu lernen und darum bedauerte er sehr, an das Haus gefesselt zu sein.

Unter freigebornen Männern konnte seiner Meinung nach, wenn Freiheit und Unabhängigkeit herrschte, nie die Mehrzahl schlecht sein; der sogenannte Herzog und Graf bewiesen ihm daher nichts, denn auch er wußte von manchem schlechten Herzoge zu erzählen und hatte zu viel Lebenserfahrung, um nicht zu wissen, daß es in allen Lebenskreisen Taugenichtse giebt.

Sobald es daher seine Kräfte irgend zu gestatten schienen, machte er sich auf den Weg zu den Zigeunern. Es wurde ihm sehr sauer und er mußte sich oft ruhen. Der laute Lärm des Lagers empfing ihn. Eine Anzahl auf die Erde gelagerter Männer, Weiber und Kinder sahen einem Tanze zu, den einige Paare der übrigen nach einer Musik aufführten, die viele Ähnlichkeit mit der der Bärenführer hatte. Während dieses Tanzes gerieten ein paar der Männer mit einander in Streit und schrieen sich furchtbar an. Keiner hörte auf des andern Worte, sie verzerrten die Gesichter, ballten die Fäuste, drohten und spieen sich in das Gesicht; darauf rannten sie auseinander, suchten sich Stöcke, stürzten auf einander schreiend los und fochten gewaltig mit den Prügeln, doch ohne auf einander loszuschlagen, mit lauter Luftstreichen. Dies dauerte so lange, bis die beiden rüstigen Kämpfer die Kehle heiser geschrieen hatten; da warfen sie ihre Knüppel weg, richteten sich stolz empor und schritten gravitätisch wie Helden mit barschen Gesichtern vom Kampfplatz, begleitet von dem Beifallruf der Menge.

Dietrich sah erstaunt das Ende dieses Kampfes. Indem erhob die Gruppe vor ihm ein lautes Gejauchze. Ein Hund brachte einen Hasen geschleppt, über den sich Weiber und Kinder sogleich hermachten, ihn abbalgten und ohne weiteres in den Kessel warfen. Eben kam ein junger zerlumpter Kerl mit einem gefüllten Sack auf dem Rücken gelaufen. Sein Ansehen zeigte keinen Zigeuner. Ein junges Zigeunermädchen warf sich an seinen Hals und löste ihm dann den Sack ab, die übrigen umstanden die Gruppe. — Dummes Volk, die Bauern, sprach er lachend, man kann ihnen nehmen, was man will, sie sehen und hören nicht. Da der Sack ist bloß in einem einzigen Dorfe gefüllt worden. Mehr würde keiner von euch zusammen geganft haben. Ihr seht, ich bin schon so geschickt als ihr und doch erst acht Tage bei euch. Was wird das künftig erst werden!

Ha, sprach Dietrich, steht es so mit diesem Volke? — Er wandte sich und schlich davon. — Darum also arbeiten sie nicht, darum lassen sie sich nicht befehlen! O es ist schmählich, daß die edlen Worte Freiheit und Unabhängigkeit so schändlich gemißbraucht werden können, noch schändlicher, daß dies Gesindel sich rühmen darf, sie zu besitzen, ja genau genommen, sie wirklich besitzt! Scham und Ärger versetzten Dietrich in einen fieberischen Zustand und er befand sich schlechter, als

in den vorigen Tagen. Schleichend zehrte das Fieber am innersten Mark seines Körpers, seine Leiden mehrten sich, und er fühlte deutlich, daß sein Übel zunahm. Nur mit Mühe konnte er das Lager verlassen, und wenn das Übel in gleichem Grade wuchs, mußte ihm das schon in den nächsten Tagen unmöglich werden. Der Tag wie die Nacht vergingen ihm wieder ohne Schlaf und er fühlte sich furchtbar ermattet. Da kam ihm der Gedanke an den Tod und die Möglichkeit, daß er ihn übereilen könne. — Die Vorstellung, daß er ohne die Sterbesakramente würde verscheiden müssen, beunruhigte ihn sehr, aber noch sah er nicht, wie er sie erlangen sollte.

Es war noch früh am Tage, da trat der Knecht aus Harbke in die Hütte und brachte einige Lebensmittel. Die drei Tage waren noch nicht vergangen, aber Dietrichts Aussehen war ihm das letzte Mal sehr aufgefallen, und er hatte dies in Harbke geäußert. Aus Besorgnis schickte die Herrschaft ihn darum früher, um zu sehen, wie es mit Dietrich stände, doch sollte er nur den Vorwand gebrauchen, etwas mitzunehmen. Der Knecht erschrak, als er Dietrich erblickte und ihn so ungemein verändert fand.

Höre David, sprach Dietrich mit matter Stimme, thue mir den Gefallen und gehe sogleich nach Marienborn zu einem der Geistlichen, bitte ihn, daß er mit dir hierher komme und mir die Sterbesakramente reiche, doch halte dich nicht zu lange auf.

Der Knecht lief was er laufen konnte, und nach drei Stunden trat er mit zwei Geistlichen und einigen andern Leuten wieder in die Hütte. Mit dem gewöhnlichen Gruß nahte sich der Priester und setzte die heiligen Gefäße auf den Tisch. Mit Andacht wurden die Vorbereitungen gemacht, mit Andacht die Sakramente ausgeteilt und empfangen. Gebete und Ermahnungen, wie sie der Gebrauch der Kirche vorschrieb, begleiteten die heilige Handlung. Als sie beendigt war, sprach der Geistliche: Haltet ihr euch, guter Bruder, jetzt mit Gott versöhnt? — Ich hoffe es, seufzte Dietrich.

Geistlicher. So lasset euren Gram schwinden und erwartet fromm und voll Vertrauen auf Gottes Gnade, auf unsers Seligmachers Verdienst und auf die Fürbitte der Heiligen im wahren Glauben den Augenblick, wo ihr diese böse Welt verlasset, in welcher so oft das Gute von dem Bösen überwuchert wird und oft die edelsten Früchte nicht reifen, der köstlichste Samen nicht aufgeht.

Dietrich. Und dennoch wird der Mensch ernten, was er gesäet hat!

Geistlicher. Ja, und er wird Gutes ernten und Seligkeit die Fülle, wenn er hienieden seinen ausgestreuten Samen befruchten ließ durch wahrhafte und herzliche Liebe zu Gott, dem allein wahren und

guten, durch herzliche und aufrichtige Liebe zu den Menschen, seinen Brüdern. Wer mit Gott Liebe säte, wird mit und durch Gott Liebe ernten. Ist euer Herz, mein Bruder, bei eurem Thun stets von dieser göttlichen und menschlichen Liebe durchdrungen gewesen, war euer Werk ein Gotteswerk, ein ihm wohlgefälliges, das sich seines Segens erfreuen durfte, und hat es euren Brüdern genützt?

Dietrich bedeckte mit beiden Händen seine Augen. — Nach einer Weile sprach er: Ich kann nur beten: Herr, gehe nicht mit mir ins Gericht! Ich bin in der Irre gegangen.

Geistlicher. Amen! Das mögen wir wohl alle sagen, und wohl uns und euch, daß wir alle die selige Hoffnung haben, wir bitten nicht vergebens. Der Geistliche überreichte ihm ein Kruzifix. Dietrich ergriff es und seine Elisabeth stand in den Momenten ihres Scheidens vor ihm. Bald, bald! seufzte er, und versank in Erinnerungen.

Der Geistliche hieß seine Begleitung zurückkehren, nur den Harbkeschen Knecht behielt er bei sich, er selber wollte, wie es die Kirche beim Nahen des Todes verlangte, bei dem Kranken bleiben. Von Zeit zu Zeit sprach er ihm ein Trostwort zu oder betete mit ihm. Dietrich sprach wenig, denn es wurde ihm schwer zu reden.

Die Sonne senkte sich und schon nahte der Abend. Aus der Ferne vernahm man einzelne Laute und Töne aus dem Zigeunerlager. Plötzlich aber hörte man laut schreien, es nahten sich Tritte, heftig wurde die Thür aufgerissen und herein stürzte ein Mensch und rief: Rettet mich, rettet mich um Gotteswillen, die Spitzbuben wollen mich berauben, vielleicht ermorden! Unmittelbar hinter ihm stürzte ein ganzer Haufen Zigeuner mit wildem Geschrei in die Stube. Der Verfolgte flüchtete wie der Geistliche zum Lager des Kranken, fast besinnungslos umklammerte er in der Todesangst den Geistlichen und schrie: Rettet mich, schützt mich. Das Zimmer war gänzlich von dem Gesindel erfüllt, sie packten den Schreienden, rissen ihn von dem Geistlichen und dem Lager hinweg, warfen ihn nieder und plünderten ihn ohne weiteres aus. Dietrich ballte die Faust krampfhaft, erhob sich mühsam, wollte sprechen, aber er biß die Zähne zusammen und fiel zurück auf das Lager. Der Geistliche versuchte zitternd für den Gemißhandelten zu sprechen; er wurde nicht gehört, denn das Geschrei war furchtbar, und als jener bis auf die notwendigsten Kleidungsstücke ausgezogen war, stieß man ihn hinaus, und die Zigeuner folgten lachend nach. Der Geistliche kreuzigte und segnete sich, er trat dann zum Lager des Kranken und fand ihn tot. —

Jetzt kam auch der Knecht, der sich vor Furcht versteckt hatte, ins Zimmer. Der Priester segnete den Toten ein und schickte den Knecht an Heinrich von Veltheim, damit die Leiche baldmöglichst geholt, oder

anderweitig dafür gesorgt würde. Er selber wollte so lange da bleiben. Schon nach einigen Stunden kamen Knechte und trugen den Leichnam nach Schloß Harbke.

Mit aufrichtiger Trauer besorgte Heinrich sein Begräbnis, Mathildens und Hedwigs Thränen flossen an seinem Grabe; auf dem Kirchhofe des Jungfrauenklosters Marienborn hatte die Schwester seine letzte Ruhestätte ihm bestimmt und ausgewirkt. Diese Thränen waren sein einziges Denkmal, denn verstohlen hatte er sich in Harbke aufgehalten, und als einen der Reichsacht Verfallenen hielt es Heinrich nicht für ratsam, ihm ein steinernes Monument zu errichten*). Fromme, sanfte Jungfrauenaugen behüteten das Grab des einst so berühmten und gefürchteten Dietrich von Quitzow. Der gewaltige Mann mit all seiner Thatkraft lag begraben unter dem kleinen unscheinbaren Hügel, der kaum von dem des unbeachtet gebliebenen Pilgers zur Seite zu unterscheiden ist. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, aber Gottes Liebe bleibt in Ewigkeit!

*) Wusterwitz bei Haftiz.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Nachricht von Dietrichs Tode verbreitete sich im stillen und durchflog bald die Marken und die benachbarten Lande. Sie traf manches befreundete Herz schmerzlich und mancher Wackere weihte seinem Andenken eine Thräne. Am tiefsten verwundete sie Johann von Quitzow, dem mit Dietrich die Hälfte seines Daseins gestorben war. Er befand sich jetzt in Mecklenburg-Stargard, am Hofe des jungen Herzogs Johann, bei dem er eine gastfreundliche Aufnahme gefunden, nachdem er sich auf der Hinreise eine Zeitlang bei Kaspar Gans von Putlitz aufgehalten hatte. Kaspar war bemüht gewesen, Johann zu bestimmen, daß er dazu thun möchte, der Reichsacht enthoben und bei Markgraf Friedrich zu Gnaden angenommen zu werden; allein seine Mühe war vergebens gewesen, Johann hatte jeden Vorschlag dieser Art zurückgewiesen.

Das Konzil in Constanz dauerte noch fort, die böhmische Ketzerei griff immer weiter um sich und veranlaßte schon viele ärgerliche Auftritte, selbst in Gegenden, welche von Böhmen entfernt lagen.

Das Jahr 1417 schloß still und ruhig und ebenso begann das folgende. Friedrich war noch immer und während des ganzen Jahres in Constanz. In Mecklenburg war der große Zwiespalt, der schon lange zwischen dem Hause Mecklenburg und den Fürsten oder Herren von Wenden bestanden hatte, beigelegt und letztere hatten ersterem die Erbfolge in ihrem Lande zugestanden, ohne sich der eingegangenen Lehnsabhängigkeit von Brandenburg zu erinnern, die ihnen wahrscheinlich leid geworden war. Friedrich ließ dies um so weniger unbeachtet, als ihm daran lag, nicht bloß das Lehensverhältnis mit den Fürsten von Wenden festzuhalten, sondern auch das früher mit Stargard bestandene wieder herzustellen. Außerdem besaß Mecklenburg noch immer eine Anzahl Örter und Herrschaften, welche es nach und nach von der Mark abgerissen hatte, wie unter andern die Herrschaft Putlitz in der Priegnitz davon ein Beispiel giebt. Bei dem Bestreben des Markgrafen, die Mark in ihrer Unversehrtheit wieder herzustellen, mußte er notwendig auf Schwierigkeiten stoßen und Zwistigkeiten mit den mecklenburgischen

Fürsten waren vorauszusehen. Umsomehr verdroß ihn der Abfall der wendischen Herren, umsoweniger war ihm die eingetretene Einigkeit dieser Fürsten gleichgültig; aber auch die Mecklenburger verhehlten sich nicht, daß es bei Friedrichs Forderungen mit ihm zum Bruche kommen müsse.

Am meisten glaubte der junge Herzog Johann III. von Mecklenburg-Stargard Ursache zu haben, mit Friedrich unzufrieden zu sein. Er hielt es für notwendig, sich in eine bessere Stellung zu ihm zu setzen, und die Abwesenheit des Kurfürsten schien für sein Unternehmen sehr günstig zu sein. Darum rüstete er sich nach Kräften und hatte über seine Absichten kein Hehl.

Auch in der Mark bemerkte man das aufsteigende Ungewitter und nahm seine Maßregeln. Von beiden Seiten betrieb man die Rüstungen eifrig, und ungeachtet Herzog Johann sich nicht verhehlen konnte, daß er ein gewagtes Spiel spiele, so hoben ihn doch der jugendliche Mut und die Hoffnung auf die Hülfe seiner Freunde über alle Bedenklichkeiten hinweg.

Unterdessen hatten die Fürsten von Wenden für nötig gehalten, bei Siegismund um ausdrückliche Anerkennung ihres fürstlichen Ranges anzuhalten. Bisher waren sie bald Fürsten, bald Herren von Wenden oder Werle genannt worden. Um ihr Gesuch zu unterstützen, hatten sie zwei alte Urkunden beigebracht, aus welchen der Bischof Otto nachweisen mußte, daß sie wirklich von den alten wendischen Oberhäuptern abstammten, welche den Königstitel führten. Ihr Gesuch wurde bewilligt und von nun an nannten sie sich ausschließlich Fürsten zu Wenden*).

Herzog Johann war schlagfertig und sagte der Mark ab. Hier wurden sogleich die Vasallen aufgeboten und von beiden Seiten rückte man ins Feld. Im märkischen Heere befanden sich: Graf Ulrich von Lindow, Herr zu Ruppin, die von Schulenburg und Wichart von Rochow, der von Constanz zurückgekehrt war. Im mecklenburgischen befand sich Johann von Quitzow.

Die Märker hatten sich in der Uckermark gesammelt, welche mit den Besitzungen der Herzöge von Stargard unmittelbar grenzte. Sie trieben den Krieg nach der Sitte der Zeit mit Plündern und Brennen, bis sie am 16. Mai bei dem Dorfe Kuhblank auf die Mecklenburger stießen. Dieses Dorf liegt zwei Meilen nordöstlich von Stargard, der Residenz der Stargarder Herzöge, zwischen Neu-Brandenburg und Strasburg, südlich umgeben von einigen niedrigen Hügeln, welche die Mecklenburger besetzt hatten.

Mutig wurden sie von den Märkern angegriffen und das Gefecht

*) v. Lützow, Geschichte von Mecklenburg Tl. II. S. 166 f.

entwickelte sich. Kühn und tapfer stritt man von beiden Seiten. Der Kampf zog sich in die Länge und wäre vielleicht noch länger unentschieden geblieben, wenn Unerfahrenheit und jugendliche Hitze den jungen Herzog nicht zu einer Unbesonnenheit verleitet hätten. Er stürzte sich tollkühn in die Gefahr und wurde von den Ruppinern gefangen. Vergebens strengten sich die Seinigen an, ihm wieder Luft zu machen. Das glückliche Ereignis hattte den Mut der Märker aufs Höchste entflammt, alle Anstrengungen der Mecklenburger waren vergebens, sie wurden geschlagen und flohen*).

Günstiger konnte das Gefecht für die Märker nicht enden. In einem wahren Triumphzuge kehrten sie mit ihrem Gefangenen zurück, den Graf Ulrich von Ruppin einstweilen verwahrte. Wie die übrigen mecklenburgischen Fürsten die That aufnehmen würden, mußte man erwarten. Aber es läßt sich schon ohne unsere ausdrückliche Versicherung ermessen, daß sie großes Aufsehen machte und den schon lange im geheimen glimmenden Brand der Unzufriedenheit mit der Mark zur hellen Flamme anfachte. Die Herzöge Johann und Albrecht von Mecklenburg verbanden sich mit dem Herzog Erich von Lauenburg und zogen auch den nahe mit den Stargarder Herzögen verwandten Herzog Otto von Stettin, den Schwager des gefangenen Herzogs, in das Bündnis**). Diesem war es ganz recht, wieder einmal mit der Mark etwas zu thun zu haben, besonders da der Markgraf noch immer nicht anwesend war und noch manche Streitigkeiten zwischen ihm und diesem bestanden. Die Rüstungen wurden eifrig betrieben, und als nächstes Ziel, worauf hingearbeitet werden sollte, galt die Wiederbefreiung des Herzogs Johann. Man wollte der Mark so viel Drangsal anthun, daß sich die Einwohner genötigt sähen, den Herzog als Preis des Friedens herauszugeben. Aber leicht ergab sich, daß dies nur zu erreichen war, wenn man ein ansehnliches Heer ins Feld stellte und darauf war aller Augenmerk gerichtet. Johann von Quitzow fand unter diesen Umständen willige Aufnahme bei den Herzögen von Mecklenburg, denn er war ganz der Mann, wie sie ihn sich für diesen Krieg wünschen konnten.

Auch in der Mark setzte man sich in den Stand, dem drohenden Sturm zu begegnen. Nach der geographischen Lage der kriegführenden Länder konnte man voraussehen, daß das Uckerland am ersten überfallen werden würde, von welchem die Pommern ohnehin noch einen großen Teil inne hatten. Die in brandenburgischen Händen befindlichen Örter wurden darum mit Kriegsbedürfnissen gehörig versehen und in möglichst wehrhaften Stand gesetzt. Darüber verfloß das Jahr 1418, in welchem sich sonst nichts Merkwürdiges ereignete.

*) Buchholz, Brandenburg. Gesch. Tl. III. S. 32 verfällt hier in manchen Irrtum. — **) Kantzows Pomerania v. Kosegarten Tl. I. S. 453.

Kaum aber war der Winter vergangen, oder vielmehr das Wetter wieder erträglich geworden, so brachen die Herzöge Johann und Albert von Mecklenburg, die Fürsten von Wenden, der Herzog Erich von Lauenburg und der Herzog Otto von Stettin mit ihren Mannen auf und fielen in die Mark. Es war ein Heer, wie man es lange so zahlreich nicht beisammen gesehen, denn sie hatten mehr als tausend Gewappnete versammelt und man muß es hiernach auf fünf bis sechstausend Mann anschlagen. Laut verkündigten sie, was auch ihre Absagebriefe angegeben hatten, daß sie darauf ausgingen, die Befreiung des Herzogs Johann zu erwirken, der in Tangermünde gefangen saß. Die Stadt Straßburg im Uckerlande war der Sammelplatz des ganzen Heeres.

Diese damals sehr unbedeutende und kleine Stadt, ein sogenanntes Weichbild, liegt in demjenigen nordwestlichen Winkel des Uckerlandes, der sich zwischen Mecklenburg und Pommern drängt, und war darum zum Sammelplatz wohl geeignet. Sie war märkisch und man wollte mit ihrer Eroberung, die einem solchen Heere unmöglich schwer fallen konnte, den Feldzug beginnen, obwohl man wußte, daß das Städtchen sehr gut befestigt war. Aber märkischerseits hatte man diesen Plan erfahren oder erraten und die Bürgerschaft durch einen Teil der benachbarten Ritterschaft verstärkt, so daß der Platz als gut besetzt und wehrhaft betrachtet werden konnte.

Die Feinde zogen sich von allen Seiten heran wie schwarze Wetterwolken und führten ein ansehnliches Sturmgerät mit sich. Ringsum wurde die Stadt umlegt, selten nur hatte man vor einem kleinen Orte eine solche Menschenmenge versammelt gesehen. Es schien den Befehlshabern seltsam, daß die Stadt sich beim Anblick ihres mächtigen Heeres nicht sofort ergab, sondern den Antrag zur Übergabe ablehnte. Sie wollen nicht hören, so mögen sie fühlen, sprach Herzog Otto, der mit vierhundert Wappnern vor dem östlichen Thore lag. Den übrigen Umkreis der Stadt hielten die Herzöge von Mecklenburg mit den Bürgern von Rostock und von Wismar besetzt, bei welchen sich auch Johann von Quitzow befand. Der Herzog von Lauenburg und die Fürsten von Wenden waren noch nicht angekommen. Es scheint keine Übereinstimmung in den Maßregeln stattgefunden zu haben, wie es in der Regel zu gehen pflegt, wenn zu viele Feldherren vorhanden sind. Herzog Otto mochte es vielleicht für überflüssig halten, die Ankunft der übrigen abzuwarten, er begann mit den Seinigen den Sturm, ohne die Mecklenburger davon etwas wissen zu lassen.

Die Sturmglocke rief die Bürger auf die Mauern, aber ehe ein wirksamer Widerstand geleistet werden konnte, hatten die Pommern schon den Graben überstiegen, und setzten die Sturmleitern an einer Stelle an, wo die Mauer teilweise beschädigt und verfallen war. Fast muß

man glauben, es sei dieser Teil der Mauer absichtlich als eine Lockspeise für den Feind unausgebessert geblieben, denn kaum kletterten die ersten die Leitern hinan, während die übrigen über den Graben folgten, so donnerten von den Weichhäusern und Thortürmen die Steinbüchsen insgesamt los, und setzten den Feind in große Bestürzung. Gleich die erste Salve streckte zwanzig Wappner nieder. Ein Stein von den zugleich losgeschossenen Büchsen fällte allein vier starke Männer. Mit Grausen und Entsetzen sah der Feind diese unerhörte Verwüstung, und unwillkürlich sprangen die auf den Leitern herunter und folgten denen, welche bereits über den Graben zurückflüchteten. Zum zweitenmale knallten die Büchsen, aber sie konnten jetzt nur dem schon ziemlich entfernten Feinde das Geleite geben.

Während dies geschah, hatten die Mecklenburger aus dem Schießen entnommen, was die Pommern begonnen hatten, und schnell entschlossen sie sich, ihnen dadurch zu Hülfe zu kommen, daß sie ihrerseits ebenfalls die Stadt stürmten. Die Flucht der Pommern konnten sie nicht bemerken. Rasch rückten sie gegen den Graben vor, fanden aber auch hier die Mauern besetzt und wurden mit Schüssen aus Handbüchsen und Armbrüsten empfangen. Tapfer drangen sie jedoch an, und nach mühsamer Arbeit rückten sie über den Graben. Unterdessen kamen aber die bis dahin mit den Pommern beschäftigt gewesenen Bürger mit ihrem Geschütze an, und setzten es auch nach dieser Seite in Wirksamkeit. Viele Mecklenburger färbten mit ihrem Blute den Graben, die Verheerungen des Geschützes erregten hier dasselbe Entsetzen und nötigten die Mecklenburger ebenfalls, unverrichteter Sache abzuziehen. Diese schimpfliche Niederlage ging ihnen wie den Pommern sehr zu Herzen, die mecklenburger Herzöge veruneinigten sich darüber mit Herzog Otto, und beide Teile zogen mit den Ihrigen nach Hause. Das drohende Kriegswetter hatte für jetzt ein Ende erreicht, schneller als man es erwarten durfte, und Herzog Johann blieb gefangen*).

Das Konzil zu Constanz hatte endlich seine Endschaft erreicht. Benedikt war abgesetzt, und ein neuer Papst in der Person des Kardinals Otto di Colonna erwählt worden, der als Papst den Namen Martin V. annahm. Es war dies in der letzten Hälfte des Jahres

*) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 24, 25 und noch ausführlicher Rufus Chronik ebendas. S. 503, der, wie er ausdrücklich bemerkt, nach dem Bericht von Augenzeugen erzählt. Fast alle Geschichtschreiber haben nach dem Beispiel des unzuverlässigen Cranz Straußberg statt Straßburg gelesen, und dadurch viel Verwirrung in die Sache gebracht, auch diesen Vorgang mit der früheren Belagerung von Straußberg verwechselt. Die Einzelheiten waren allen unbekannt. Zum ersten Mal ist hier die Sache dargestellt, wie sie sich ereignet hat.

1417 geschehen. Der neue Papst hielt sich für einen weitläufigen Verwandten des Markgrafen Friedrich von Brandenburg. Diese Meinung hat sich zwar erst lange nach seinem Tode als irrig ausgewiesen, aber sie kam Friedrich zu statten und leitete sogleich und auf die Dauer ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden ein. Dennoch hatte der Papst keine Neigung, auf die versprochene Reformation der Kirche einzugehen, obgleich Friedrich sich derselben sehr annahm. Er verschob sie auf ein anderes Konzil, das er demnächst berufen wollte. Dagegen glückte es Friedrich, den vertriebenen Herzog Friedrich von Österreich mit dem Kaiser auszusöhnen, und ihn nach einer ansehnlichen Geldstrafe wieder in den Besitz seiner Länder zu setzen. Außerdem verheiratete der Kurfürst Friedrich auf Vermittlung des Kaisers Siegismund seine Prinzessin Elisabeth mit dem Herzog Ludwig von Liegnitz und Brieg. Die Verlobung wurde zu Constanz am 4. April 1418 feierlich und höchst prächtig vollzogen, das Beilager aber zu Cadolzburg im Jahre 1421 gehalten. Fünf Tage wurden mit Turnieren und Aufzügen zugebracht. Das Konzil löste sich vor der Mitte des Sommers durch die Abreise des Papstes und des Kaisers auf, und nunmehr verließ auch Friedrich Constanz und ging mit einem großen Gefolge nach Cadolzburg. Hier erneuerte er mit Herzog Heinrich von Bayern-Landshut seine früheren Verträge, was um so nötiger wurde, als Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt sich auf das eifrigste gegen Friedrich rüstete, und ihm überall Feinde zu erwecken strebte.

Siegismund wollte nach Ungarn gehen und entschloß sich, die Statthalterschaft des deutschen Reichs während seiner Abwesenheit dem Kurfürsten Friedrich zu übertragen. Es geschah dies zu Donauwörth Sonntag nach Michaelis 1418 im Beisein einer Anzahl der Stände des Reichs. Die ihm dadurch auferlegten Geschäfte hielten ihn noch im südlichen Deutschland fest, und erst im Jahre 1419 nach dem oben erzählten Einfalle der Pommern und Mecklenburger konnte er nach der Mark zurückkehren.

Mit Hoffnung und Vertrauen sah das Land, dessen Bedrängnisse noch nicht gehoben waren, zu ihm auf. Denn die Mecklenburger machten große Anstalten, den begonnenen Krieg fortzusetzen, der bedenklich genug ausfallen konnte, da sämtliche mecklenburger Fürsten mit den Herzögen von Pommern-Stettin und Wolgast verbunden waren und gesonnen schienen, die empfangene Scharte wieder auszuwetzen. Namentlich bedrohten die Mecklenburger die Altmark und hatten kein Hehl, sie auf alle Weise zu züchtigen und den gefangenen Herzog zu befreien.

Als Friedrich in Tangermünde ankam, stellte ihm Graf Ulrich von Lindow den jungen Herzog Johann, seinen Gefangenen, vor, und über-

ließ ihm, sein Schicksal zu bestimmen*). Friedrich war damit ein großer Dienst erwiesen, denn im gegenwärtigen Augenblick war ein solcher Gefangener von hoher Wichtigkeit, und durch seinen Besitz hatte man das Geschick des Krieges zur Hälfte in Händen. Friedrich kündigte dem Herzog daher an, daß er für jetzt auf keine Freiheit, wohl aber auf eine anständige, seinem Range und Stande gemäße Behandlung hoffen könne, und daß er streng bewacht werden würde. Er behielt ihn im Schlosse zu Tangermünde, das er nicht verlassen durfte, und gab ihn dem Landeshauptmann in Kost. Unterdessen aber rüstete er sich schnell, um dem von Mecklenburg angedrohten Einfall in sein Land zuvor zu kommen und den Krieg in das Land des Feindes hinüber zu spielen.

Wir haben schon früher mehrmals Veranlassung gehabt, des Schlosses Gorlosen, damals Garlosen genannt, an der mecklenburgisch-priegnitzer Grenze, anderthalb Meilen nördlich von Lenzen an der Elbe gelegen, zu gedenken. Von je an hatte dies Schloß das Schicksal gehabt, von unruhigen Leuten besessen zu sein, die entweder dem Landesherrn, oder den Landstraßen gefährlich wurden. In früheren Zeiten hatte es zur Mark gehört.

Dieses Schloß Gorlosen besaßen jetzt der alte und junge Boldewin von dem Kruge nebst ihrem Vetter Thomas von dem Kruge und Klaus von Quitzow zu Stavenow wohnhaft. Es war gefürchtet in der ganzen Gegend, denn es wurden viele Räubereien von da aus verübt, und die Landstraßen in der Nähe waren stets unsicher. Eine Menge Kaufmannsgüter waren geraubt, und den Hansestädten verursachte es großen Schaden**). Friedrich war nach der Priegnitz gegangen und versammelte hier sein Heer, zu welchem auch Gans von Putlitz mit seinen Scharen stieß. Mit ziemlicher Gewißheit konnte man darauf rechnen, daß er Gorlosen nicht unangefochten lassen würde. Klaus von Quitzow hatte sich deshalb von Stavenow, seinem gewöhnlichen Wohnorte, nach Gorlosen begeben.

Es fing an dunkel zu werden, Klaus von Quitzow saß mit den beiden jüngeren von dem Kruge am Tisch, auf dem Kannen und Becher standen. Der alte Boldewin, für den der Abend immer eine gefährliche Zeit war, weil er dann stets einen schweren Kopf hatte, wankte im

---

*) Die Gefangenschaft des Herzogs Johann ist schon sehr früh von den Geschichtschreibern, z. B. Garcäus, Kantzow u. a. mit der seines Vaters in Plaue verwechselt, und dadurch eine unsägliche Verwirrung angerichtet worden, die bis in die neusten Geschichtswerke hinein reicht. Viele lassen daher Johann II. durch die Quitzows und den Grafen von Lindow gefangen nehmen, wie Kantzow, andere Johann III. durch den Grafen von Lindow und die Quitzows, und selbst v. Lützow nennt letztere That einen Gewaltstreich des Kurfürsten, indem er sie mit der ersten verwechselt, die ein Gewaltstreich der Quitzows war.

**) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 507.

Zimmer umher und taumelte zuweilen gegen einen Schrank oder Tisch. Johann von Quitzow stand auf einen Stuhl gelehnt, den vorigen gegenüber.

Johann. Deswegen schickt mich ja eben der Herzog Albrecht, damit ihr Gewißheit habt und euch darauf einrichten könnt. Er weiß gewiß, der Markgraf geht auf Gorlosen los, und ihr habt darum keine Zeit zu verlieren.

Klaus. Vetter, wo sollen wir denn Leute hernehmen? Die Herzöge haben ja schon alles aufgeboten, und was eine Lanze halten kann, ist bei ihrem Heere.

Johann. Das ist eure Sorge, suchet umher und ihr werdet finden. Genug, ihr sollt alle Mittel anwenden, um euch zu halten.

Dietrich Schwalbe trat ein und sprach: Herr, eben kommt ein Knecht und meldet, daß die märkische Vorhut schon in Deibow angelangt ist.

Johann. Da haben wir's. Macht was ihr wollt, ich darf nicht länger bleiben, denn meinen Auftrag hab' ich ausgerichtet und er lautet nicht dahin, euer Schloß verteidigen zu helfen. Johann nahm Abschied und eilte davon.

Noch denselben Abend kam Markgraf Friedrich vor Gorlosen an, doch war es schon spät; aber am nächsten Morgen umlegte er das Schloß und fing an, es zu beschießen. Es lag ihm daran, feste Punkte zu gewinnen, um den Krieg im feindlichen Lande festzuhalten, und darum wandte er ansehnliche Kräfte an. Schon nach wenigen Tagen waren die Inhaber des Schlosses genötigt, es zu übergeben*). Sie hatten sich freien Abzug bedungen. Friedrich besetzte das Schloß und zog sogleich nach dem zwei Meilen südwestlich davon gelegenen Schlosse Dömitz, damals Domnitz genannt, an der Elbe. Auch dieses Schloß mit einem daneben gelegenen Ort war früherhin märkisch gewesen, aber in den Kriegen mit Mecklenburg verloren gegangen. Umsomehr lag Friedrich daran, es wiederzugewinnen und nach einer kräftigen Belagerung wurde es genommen**). Nunmehr rückte Friedrich in das eigentliche mecklenburgische Land ein und behandelte dasselbe feindlich nach Kriegsweise. Er führte den Krieg so kräftig, daß die Mecklenburger gar bald darauf bedacht sein mußten, sich Ruhe zu gewinnen. Sie boten deshalb einen Waffenstillstand an, den Friedrich einging, in welchen er aber zugleich den Grafen von Lindow mit einschloß***). Die Pommern aber hatten unterdessen Prenzlau und einen guten Teil des Uckerlandes besetzt.

Der Sommer dieses Jahres war ungemein kalt und das Korn kam

*) Rufus a. a. O. Gundling, Leben Friedrichs Tl. I. S. 121.
) Gundling a. a. O. — *) Ebendas.

erst spät zur Reife. Der Wein ward im Herbst gar nicht reif, denn ehe es so weit kam, schneite und fror es schon wieder. Am Trinitatis-Sonntag den 11. Juni starb Kurfürst Rudolph von Sachsen, während er auf Kaiser Siegismunds Befehl sich in Böhmen mit den Hussiten herumschlug. Man vermutete, daß ihm die Hussiten hätten Gift beibringen lassen; er wurde in Wittenberg begraben*). Dadurch endigte seine Fehde mit Magdeburg, welches sich kurz vorher mit dem Landgrafen Friedrich von Thüringen zu gegenseitigem Beistande gegen ihre Feinde verbunden hatte. Rudolph hinterließ nur die an den brandenburgischen Kurprinzen Johann verheiratete Tochter Barbara. Sein Bruder Albert, der letzte Fürst des anhaltischen Regentenstammes, folgte ihm in der Kurwürde.

In Böhmen war mittlerweile das Feuer der Zwietracht immer mehr entbrannt und Huß' Lehre gewann mit jedem Tage mehr Anhänger, ja, sie verbreitete sich selbst nach entfernten Gegenden, wie denn z. B. die Herzogin von Pommern Sophia, die Tochter des Markgrafen Prokops von Mähren, mit ihrem Sohn Herzog Bogislaw ebenfalls der hussitischen Lehre anhing**). Besonders aber fühlte sich für die neue Lehre Johann von Troznowa begeistert, den seine Landsleute, weil er im Kriege ein Auge verloren, gewöhnlich Ziska nannten. Er zog die meisten Großen auf seine Seite, der Gebrauch des Kelchs bei dem Abendmahl wurde öffentlich eingeführt, und als der neue Papst Martin V. ein drohendes Schreiben an die Böhmen, Siegismund aber eine Art von Entschuldigungsschreiben erließ, in welchem er sich wegen Huß' Tod zu rechtfertigen suchte, wurde hierdurch nur Öl ins Feuer gegossen.

Johann Ziska von Troznowa war ein berühmter Krieger, der 1410 bei dem großen Siege von Tannenberg auf polnischer Seite gegen die deutschen Ritter mitgefochten hatte, wo er sein Auge verlor. Später wurde er Kämmerling des Königs Wenzel und von diesem sehr geliebt. Ein Mönch hatte seine Schwester entehrt, das fachte seinen Priesterhaß an und führte ihn der neuen Lehre zu.

Immer bedenklicher, immer stürmischer wurden die Versammlungen der Hussiten, schon begehrten sie, daß ihnen, weil sie die Mehrzahl der Bewohner Prags wären, die Hauptkirchen übergeben würden. Wenzel selber geriet darüber in Schrecken und hatte am 6. Juli 1419 den hussitisch gesinnten Rat der Neustadt zu Prag abgesetzt und sich dann nach einem Schlosse in der Nähe begeben. Dem neuen Rat aber hatte er aufgegeben, das Herumtragen des Sakramentes zu verhindern und Unruhestifter zu verhaften. Nun beschlossen die Hussiten, ihr Begehren mit

*) Müller Annales des Hauses Sachsen, S. 10.
**) Kantzows Pomerania Tl. I. S. 460.

Gewalt durchzusetzen. Am 30. Juli führte Ziska eine Prozession mit dem Kelche von der Kirche bei Maria zum Schnee nach der St. Stephanskirche in der Neustadt. Sie sprengten die verschlossenen Thüren, feierten ihren Gottesdienst und kehrten in Prozession zurück. Am Neustädter Rathause baten sie um Freilassung eines Gefangenen ihrer Partei. Dies wurde abgeschlagen, zugleich aber fiel ein Steinwurf auf den Priester, der das Sakrament trug. Nun wurde das Rathaus angegriffen, — denn von dort sollte der Stein gekommen sein, — man fing fünf anwesende Ratmänner und fünf Diener und stürzte sie zu den Fenstern hinaus. Unten fing sie der versammelte Haufe mit Spießen auf und brachte sie um.

Darüber geriet Wenzel in schreckliche Wut. Seinen Schenken, der da meinte, er habe dergleichen längst erwartet, wollte er mit dem Dolche durchbohren und konnte nur mit Mühe daran gehindert werden. Ein Anfall von Schlagfluß lähmte ihm den linken Arm und wiederholte sich am 16., sodaß er mit furchtbarem Gebrüll verstarb. Eine nicht eben verwerfliche Nachricht behauptet, die Hussiten hätten ihn erwürgt, weil er gegen sie ernstliche Maßregeln habe ergreifen wollen. Sein Leichnam wurde zuerst nach der Wenzeslaus-Kapelle und nachher nach dem Kloster Königssaal gebracht. Ziska ließ nachher die Leiche herauswerfen und das Kloster niederbrennen. Ein alter Fischer rettete sie und, nun setzte man sie in der königlichen Gruft zu St. Veit bei. Wenzel war 59 Jahre alt geworden. Seit seinem dritten Jahre war er König von Böhmen. In seinen letzten Lebensjahren hatte er sich eine gewisse Volksbeliebtheit zu erwerben gewußt, die seine Fehler jedoch nicht gut machen konnte.

Nun kannten die Hussiten keine Mäßigung mehr; sie zerstörten die ihnen verweigerten Kirchen, schleppten die Mönche ins Gefängnis, plünderten die Häuser aller, welche Prag verließen, und als die Königin Sophie Anstalten machte, den Greueln zu wehren, beschlossen sie unter Ziskas und Hussinecz Anführung, den Wissehrad zu nehmen. Alle Städte Böhmens wurden aufgefordert, ihnen zu Hilfe zu kommen. Von allen Seiten eilten bewaffnete Haufen nach Prag, die Hussiten beschlossen, ihnen am 4. November entgegenzugehen, wurden aber an der Prager Brücke von den Königlichen mit Bombarden oder Steinbüchsen beschossen. Nun begann ein schreckliches Blutbad; die Hussiten siegten und stürmten auf die Kleinseite hinüber. Die Nacht unterbrach den Kampf, aber er erneuerte sich am Morgen und währte in großer Erbitterung fünf Tage lang. Das Blut floß in Strömen, Leichen bedeckten alle Straßen, Plünderung und Brand wüteten grausig. Am 12. November kam ein Waffenstillstand zu stande, der bis zum Georgentage folgenden Jahres dauern sollte. Ziska aber, unzufrieden damit, warf sich nach Pilsen und setzte von da den Krieg fort. Die furchtbarsten, die Menschlichkeit em-

pörenden Greuel wurden von beiden Seiten verübt und überall drohte die Zukunft noch blutiger zu werden.

Siegismund saß währenddessen ohne dringende Veranlassung in Ungarn und war unschlüssig, was er beginnen sollte. Er war der Erbe Böhmens, aber es schien ihm der Mut zu fehlen, sich in das aufgeregte Land zu wagen. Zu Ende des Jahres schrieb er einen Landtag nach Brünn in Mähren aus und erschien dort in Begleitung des päpstlichen Legaten. Ungeachtet Markgraf Friedrich ihm geraten hatte, behutsam aufzutreten, benahm sich Siegismund gegen die böhmischen Abgeordneten sehr unklug und drohte mit heftigen Maßregeln gegen die Hussiten. Zum Teil setzte er diese sogar in Wirksamkeit, doch ging er nicht nach Prag, sondern nach Breslau und verdarb damit alles.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Ehe wir diese Angelegenheiten weiter verfolgen können, müssen wir einer zweiten gedenken, in welche Friedrich verwickelt wurde, durch welche ihm in dem Herzoge Ludwig von Bayern-Ingolstadt ein gefährlicher Gegner erweckt wurde. Ursache und Entstehung des Streits fällt noch in die letzte Zeit des Konstanzer Konzils, und wir werden durch dieselben zugleich die Sinnesart des Mannes näher kennen lernen. Wir versetzen uns darum nach dem Konzile zurück.

Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt, der einen ansehnlichen Teil der Ländereien des Wittelsbachschen Regentenhauses in Deutschland besaß, ist von uns schon vielfach als auf dem Konzile anwesend erwähnt worden. Seine Schwester war die berüchtigte Königin Isabeau oder Elisabeth, des Königs Karls VI. von Frankreich Gemahlin. Ludwig selber war mit einer Bourbonischen Prinzessin vermählt, hatte sich zehn Jahre lang am Hofe zu Paris aufgehalten, und war in das Sittenverderben und alle Ränke des Hofes eingeweiht und ein eifriger Teilnehmer derselben geworden. Er wußte sich darauf viel zu gut, spielte in Deutschland gern den Franzosen, erkünstelte französische Sitte, nannte sich auch wohl nach der mit seiner Gemahlin erheirateten Grafschaft Mortain in Frankreich, und war auf dem Konzile nicht in seinen Angelegenheiten, oder des Reiches Ehre wegen, sondern als Abgesandter seines Schwagers Karls VI. von Frankreich aufgetreten. Er trieb sowohl in Ingolstadt als in Constanz große Pracht, und fühlte endlich wohl, daß sie seine Kräfte überstieg. Um sich zu helfen, erhob er Ansprüche an das Gut seiner Vettern, der bayerschen Herzöge Ernst und Wilhelm zu München, und Heinrichs von Bayern-Landshut, die mit Zahlungen aus den Erbteilungen ihrer Väter bei ihm rückständig sein sollten. Um seinem Ungestüm besser entgegnen zu können, verbanden diese sich untereinander und mit den vier Söhnen des verstorbenen Königs Ruprecht, ihren pfälzischen Vettern, wie mit Markgraf Friedrich von Brandenburg, Heinrichs Schwager. Letzteren konnte der Ingolstädter ohnehin nicht leiden, weil er selber auf die Mark Ansprüche zu haben glaubte und in dem Markgrafen einen

bloßen Emporkömmling sah, den er durch den Spottnamen Neu-Edel bezeichnete. Das erwähnte Bündnis kam schon 1415 zu stande.

Er fühlte wohl, daß er einem so mächtigen Bunde nicht gewachsen sei. Aber er wußte, daß ein großer Teil der niederbayerschen Ritterschaft mit ihrem Herrn, Herzog Heinrich, wegen dessen übergroßer Sparsamkeit und Strenge unzufrieden war und zu einem ähnlichen Bunde gegen Heinrich zusammengetreten war, wie die Quitzows in der Mark gegen Friedrich, weil sie sich in ihren Rechten gekränkt glaubten. An der Spitze dieses Adelsbundes im Lande Bayern-Landshut stand Kaspar der Törringer aus einem uralten Geschlechte, weit und breit durch Gottesfurcht und Heldentugenden bekannt, und an ihn schlossen sich viele mächtige und reiche Geschlechter, edle und unedle, Städte und Märkte, um sich gegen Gewaltherrschaft zu setzen. Das war dem Herzog Ludwig sehr willkommen; er unterstützte im stillen den Aufstand des Adels und wurde im geheimen die Seele desselben, und wer aus Landshut verwiesen wurde, fand in Ingolstadt willige Aufnahme. Ganz Bayern geriet darüber in Bewegung. Wie Markgraf Friedrich über die Sache dachte, der eben erst im eigenen Lande den Adelsbund unterdrückt hatte, und jetzt dieselben Szenen im Lande seines Schwagers unter noch widrigeren Umständen wiederholen sah, läßt sich denken.

Die Sache zog sich lange hin, der Landfriede war gebrochen, Mord und Brand durchzog Bayern, ohne daß kräftig entgegen gewirkt werden konnte, wohl aber handelte Ludwig im stillen kräftig dafür. Endlich hielten es die verbundenen Fürsten für das beste, Ludwig von Ingolstadt, auch der Bärtige genannt, bei dem Kaiser zu verklagen. Als Ludwig dies Vorhaben merkte, versuchte er die Sache vor das Konzil zu ziehen und sie nach geistlichem Rechte entscheiden zu lassen, wo er auf einen günstigeren Urteilsspruch rechnen durfte. Das kaiserliche Hofgericht aber entschied, daß nach deutschem Rechte und Gewohnheit verfahren werden solle, weil die Sache deutsche Länder und Angelegenheiten betreffe. Da trat am 25. August Friedrich von Brandenburg in einem versammelten Fürstenrat auf und klagte im Namen seines Schwagers Heinrich wider Ludwig als einen Landfriedenbrecher. Ihm schlossen sich viele Bischöfe, Ritter und Städte an, so daß zusammen dreiundachtzig Klagen wider ihn erhoben wurden. Ludwig, dabei anwesend, erwiderte keck, er habe seine Länder in Frankreich, stehe da als Gesandter des Königs von Frankreich, und hoffe und getraue zu den Rechten, daß er nicht antworten dürfe vor dem Römischen Reiche. Siegismund fühlte sich über diese Antwort höchst erbittert und fragte die Fürsten, was sie davon hielten? Die Antwort war, daß der Herzog als Vasall des Reichs ihm auch zu Recht stehen müsse. Zu seiner Rechtfertigung ward ihm jedoch eine Frist gestattet, nur wurde ihm aufgegeben zu schwören,

daß er eine Verschiebung nicht aus Arglist nachgesucht habe. Allein er benahm sich bei der Ableistung des Eides höchst ungezogen, hob die Finger ungebührlich auf, noch ehe der König es geboten hatte, redete beim Nachsprechen des Eides allerlei darein und legte die Hand nieder ohne Erlaubnis des Gerichts, kurz er verhöhnte den Eid wie die Versammlung. Unwillig fragte Friedrich von Brandenburg, ob solch ein ungebührlicher Eid gültig sei? Der Kaiser fragte die Fürsten, und diese erwiderten: Nein, Herzog Ludwig habe verwirkt, daß ihm nun die erbetene Frist nicht bewilligt werden könne.

Nunmehr erboste Ludwig sich heftig und sprach: Ich frage, ob es nicht billig wäre, daß man solche Richter, wie diese, vorher schwören ließe, daß sie gerecht urteilen wollen? — Über diese freche Rede erhob sich ein allgemeines Gemurre, und Siegismund erteilte ihm einen Verweis. Der Erzbischof von Riga aber rief: Wäre ich ein Laienfürst, ich wollte ihm besser antworten. In Verlegenheit und Wut beschuldigte Ludwig einen Schreiber, er habe anders geschrieben, als gesprochen worden. Dies erwies sich als falsch, und Siegismund erwiderte nun: Herzog Ludwig, ihr lasset solche Rede wohl unterweges. Darüber war der Herzog, der da fühlte, welche klägliche Rolle er spielte, ganz blaß geworden, und Markgraf Friedrich fragte ihn spöttisch: Oheim, ihr fastet wohl noch, daß ihr eine so böse Farbe habt? — Siegismund, der sich durch jede Witzrede erheitert fühlte, fragte jetzt besänftigter, in welche Strafe der Herzog gegen ihn verfallen sei? — Da antworteten die Fürsten, es sei Zeit zum Essen zu gehen, man könne die Sache morgen weiter vornehmen. Einer aber hatte geantwortet: Hunderttausend Gulden, leugnete es jedoch bei der Nachfrage ab*).

Einige Zeit nachher wurde die Beleidigung des Kaisers dadurch ausgeglichen, daß Ludwig an ihn eine beträchtliche Geldsumme zahlte, und den Hauptklägern, nämlich mehreren Bischöfen, Entschädigungen an Geld und Gütern herausgeben mußte. Allein seine Klage gegen Heinrich wegen der Erbansprüche dauerte fort.

Siegismund hielt in dieser Angelegenheit am 19. Oktober abermals einen Gerichtstag, auf welchem die Vettern heftig an einander gerieten, und Ludwig im stärksten Grimme Schmäh- und Schimpfreden gegen Heinrich herauspolterte. Heinrich rief ihm zu: Ludwig, Ludwig, ich bring' dir das heim, du sollst es erfahren! Zwar brachten die Fürsten die beiden heftig erbitterten Gegner auseinander, aber der öffentlich empfangene Schimpf ärgerte Heinrich zu sehr, als daß er ihn verschmerzen konnte. Er erfuhr am andern Tage, daß Ludwig mit

*) Windeck, Geschichte Siegismunds in Mencken, Script. rer. germ. T. I. S. 1121 f.

Siegismund zum Bischofe von Passau in dessen Herberge zu Gaste geladen und dahin geritten sei. Das kam ihm gelegen; er rüstete sich gegen Abend, und ließ die Seinen aufsitzen, ohne jedoch ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen. Es war die Zeit, wo sein Beleidiger von dem Mahle heimkehren mußte, und er ritt ihm entgegen. Vor der Hofthür des Hauses zur Armbrust traf er auf seinen Gegner, der heimritt. Weißt du, was du geredet hast? schrie ihm Heinrich entgegen, wahre dich! Augenblicklich schlug er mit dem Schwerte auf ihn los, hieb ihm tiefe Wunden, daß Ludwig vom Pferde sank, und als die Seinigen erklärten, nun sei es genug, ritt er eiligst zum Thore hinaus.

Diese böse That setzte die Väter des Konziliums in ungemeine Bestürzung, weil sie mit Recht als eine Entweihung des geheiligten Ortes, als ein Bruch des streng anbefohlenen Friedens galt. Siegismund ließ sogleich die Thore schließen und versammelte die Bürger und Söldner von Constanz auf dem Markte, wo sie zwei Stunden lang aufgestellt blieben*). Als sich ergab, daß Heinrich entflohen sei, sandte er ihm den Reichshofrichter Konrad von Schwarzburg mit Reitern nach. Allein Heinrich entkam und erreichte sein Land. Ludwig war von den Seinen in sein Haus getragen, wo die Ärzte seine Wunden für höchst gefährlich erklärten. Die Väter des Konzils klagten Heinrich wegen der verletzten öffentlichen Sicherheit als Entweiher des Konzils an und verlangten die Achterklärung gegen ihn. Die Reichsfürsten stimmten bei, weil niemand sicher sei, wenn vor den Augen der versammelten Christenheit ein Fürst solches von einem Verwandten erfahren könne. Schon sollte das Urteil ausgesprochen werden, als Kurfürst Friedrich von Brandenburg es seinem Schwager, dem Bruder seiner Elisabeth schuldig zu sein glaubte, das Wort für ihn zu nehmen. Er warf sich dem Kaiser zu Füßen und bat, Heinrich möge nicht ungehört verurteilt werden. Er sei schwer gereizt worden, aber da Ludwig noch lebe, sei kein Mord verübt. Seine That in den Straßen der Stadt sei kein Landfriedensbruch, sondern persönlicher Streit zweier Fürsten; keine Gefährdung der heiligen Kirchenversammlung, denn Ludwig sei nicht ihr Mitglied. Aber Reichsacht in so gährungsvollen Tagen gegen einen Fürsten, der viele Freunde habe und sie zu Gunsten eines andern erkennen, der allen verhaßt sei, wäre bedenklicher als der Vorfall selber.

Auf diese eindringliche Rede wurde beschlossen, abzuwarten, ob Ludwig sterben würde. Allein er genas, Siegismunds rascher Zorn verrauchte und von der Acht war nicht weiter die Rede. Darüber ergrimmte Ludwig umsomehr, als er auf eine harte Strafe für den auf ihn beabsichtigten Meuchelmord gerechnet hatte und außerdem der

*) Ulrich v. Reichenthal, Costnitzer Konzil S. 35 f.

Kaiser sein Schuldner war, dem er im Mai 1417 unter Friedrichs von Brandenburg Bürgschaft 20 000 ungarische Goldgulden geliehen, während der vorsichtige Heinrich sie ihm abgeschlagen hatte. Dennoch ging Siegismund auf seine Klagen nicht ein, auch seine übrigen Bemühungen trugen keine Frucht, es half selbst nichts, daß er den neuerwählten Papst bei dessen erster Kirchfahrt deshalb fußfällig anging. Als das Konzil aufgelöst wurde, beschloß er sich selber zu helfen. Er reiste heim nach Ingolstadt. Nun befehdete er in offenem Bunde mit Kaspar dem Törringer das Land Heinrichs, der ihm Gleiches mit Gleichem vergalt. Städte und Burgen des Bayernlandes gingen in Flammen auf. Mitte August 1418 legte sich Ludwig vor Wasserburg, belagerte es vier Wochen und schoß 1360 steinerne Kugeln in die Stadt, aber ohne diese nehmen zu können.

Ludwig haßte Heinrich nicht heftiger, als dessen Verteidiger Friedrich. Er mochte diesen nicht nach seinen Staaten zurückkehren sehen, ohne vorher auch an ihm seine Rache gekühlt zu haben, deshalb forderte er ihn durch ein Schreiben zum Zweikampf. Friedrich antwortete ihm, er wäre ihm nicht gut genug, mit einem zwiefach Meineidigen könne sich niemand ritterlich schlagen*). Es läßt sich denken, wie Ludwig diese Antwort aufnahm. Das Landgericht des Burggrafentums Nürnberg lag ihm am nächsten. Die Insassen des Landes standen unter Friedrichs Gerichtsbarkeit; allein er zog nun des Burggrafen geistliche und weltliche Leute vor seine eigenen Schranken und hielt ihm Geschoß, Geld und Unterthanen zurück. Siegismund konnte diesen Frevel gegen des Reiches Ordnungen nicht dulden, ebensowenig Friedrich, der unterdessen zum Statthalter des Reiches ernannt war. Ludwig wurde zu einer Strafe von 200 000 Mark löthigen Goldes verurteilt. Jetzt verlangte Ludwig die Siegismund geliehene Summe von dessen Bürgen Friedrich zurück und dieser erwiderte kurz, daß sie ihm von seiner Strafe abgerechnet werden würde.

Wütend über den Fehlschlag seiner Maßregeln warb er Söldner, schaffte Kriegsbedürfnisse an und knüpfte seine Verbindung enger mit der Ritterschaft, die er mit einem neuen Freiheitsbriefe begabte. Unverhohlen sprach er seine feindseligen Absichten gegen Friedrich aus, der schleunig Gegenanstalten treffen mußte, um dem drohenden Kriegswetter zu begegnen.

So weit waren die Angelegenheiten vorgerückt, als Friedrich zu Ende des Jahres 1419 von Siegismund nach Breslau gefordert wurde, wo dieser am heiligen Dreikönigstage folgenden Jahres einen Fürsten-

*) Windeck, Geschichte Siegismunds in Mencken, Script. rer. german. T. I. S. 1124.

tag halten wollte. Friedrich hatte unterdessen einen von Seckendorf als Gesandten an die Böhmen geschickt, um sein Beileid über den Tod Wenzels zu bezeugen und ihnen sein Vertrauen und seine nachbarliche Wohlgewogenheit zu versichern, auch sie daran zu erinnern, daß Siegismund von jetzt an ihr rechtmäßiger König sei. Allein Seckendorf kam mit schlechten Nachrichten zurück, nach denen für Siegismund in Böhmen alle Aussichten verschwunden waren und mit großer Besorgnis sah Friedrich voraus, welch ein Heer von Sorgen, Plagen und Unglück sich daraus entwickeln würde. Wenige Jahre hatten für ihn so trübe geendigt als das gegenwärtige. Von allen Seiten drohte Verwirrung und Krieg. Mit Sorgen beladen machte er sich auf, nach Breslau zu reisen.

In der Mark war es seit dem Waffenstillstande ziemlich ruhig gewesen, kleine Fehden abgerechnet, an denen es niemals fehlte. Wirich von Treutlingen, ein fränkischer Ritter, war von Friedrich während seiner Abwesenheit zum Statthalter ernannt worden*). Wie sehr die Mark verwüstet war, beweist am besten der Umstand, daß die bei dem ersten von uns erzählten Einfalle der Pommern in die Mark bei Bötzow niedergebrannten Mühlen und Dörfer jetzt erst wieder aufgebaut werden sollten. Wirich von Treutlingen giebt nämlich am 20. Dezember 1419 dem Götze Jäger die neue Mühle bei Bötzow auf drei Jahre mit den dazu gehörigen wüsten Dörfern Neuendorf, Nassenheide, Grabsdorf und Bernöve nebst den Diensten im Dorfe Schmachtenhagen. Er soll die Mühle bauen und vor Schaden bewahren, auch die Sägemühle und einen Eisenhammer bauen**). Diese Thatsachen erscheinen unbedeutend neben jenen Ereignissen; aber sie gestatten einen Blick in den innern Zustand der Mark und zeigen, daß ungeachtet der drohenden Aussichten doch das Vertrauen zu einem dauernden Stande der Dinge zurückgekehrt war, denn sonst hätte niemand an Wiederbauen denken können.

Friedrich kam in Breslau an und am 5. Januar 1420 traf Siegismund ein. Die Bürger hatten, wie es damals an vielen Orten geschah, ihren patrizischen Rat abgesetzt und dabei viele Greuel verübt, und dies wollte er bestrafen. Es wurden Richter gewählt und das Urteil in gespannter Bank fiel dahin aus, daß alle Teilnehmer des Frevels mit Leib und Gut dem Könige verfallen seien. Am 4. März ließ Siegismund 23 Personen enthaupten und setzte einen neuen Rat ein.

Indessen gab es allerdings noch manche andere Geschäfte dort abzumachen. Der Streit der deutschen Ordensritter mit dem Könige von Polen, Wladislaus Jagellow, war noch nicht beigelegt, und beide Teile

*) Diplom. Beitr. zur Gesch. Berlins Tl. III.
**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T I. S. 133.

hatten Siegismund zum Schiedsrichter erwählt und Gesandte nach Breslau geschickt. Außer Friedrich waren auch Kurfürst Albrecht von Sachsen und Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein, dazu eingeladen worden. Der päpstliche Nuntius Jacob de Campo hatte bereits früher die Partei der deutschen Ritter genommen und wußte die Sache so zu wenden, daß zu ihren Gunsten entschieden wurde.

Der König von Polen ergrimmte darüber sehr, schickte aber sofort eine neue Gesandtschaft, welche von Friedrich am 29. Januar dem Kaiser vorgestellt wurde. Der Kaiser mußte viel Anzügliches hören, durfte aber doch den mächtigen König nicht erzürnen und ließ endlich die Gesandtschaft wissen, er würde auf alle diese Punkte durch eine eigene Gesandtschaft an den König antworten. Auch sandte Friedrich wirklich zwei Männer, nämlich Johann Schenken von Sidow und Johann Cesermeister, im Namen des Kaisers dahin ab.

Einer der unruhigsten Männer in der Nähe der Mark war Johann der Ältere von Cottbus, den wir schon öfter genannt haben. In der letzten Zeit hatte er Köllnischen Kaufleuten eine Menge Güter weggenommen und diese hatten ihn bei Siegismund verklagt. Er wurde nach Breslau gefordert, um sich daselbst zu verteidigen, das aber war ihm schlecht gelungen, denn er mußte sich zu bedeutenden Entschädigungen verstehen. Am 25. Januar bekennt er schriftlich, daß er sich gegen Siegismund verpflichte, den Köllnischen Kaufleuten für die ihnen zugefügten Schäden die Summe von 2400 Schock böhmischen Groschen zu bezahlen in drei Terminen. Zur Sicherheit, daß er das halten will, sollen Stadt, Bürger und Mannen zwischen hier und künftige Mitfasten dem Kaiser, oder wem dieser es aufträgt, schwören und hulden und er will, wenn er die Termine nicht einhält, Schloß, Stadt und Mannen dem Kaiser oder seinem Bevollmächtigten abtreten, der es so lange inne haben soll, bis er die Summe bezahlt. Dabei gelobt er, daß er keinen Räuber in seinem Schlosse und Stadt Cottbus halten noch dulden will; kämen dergleichen, so will er jedem gegen sie zum Rechte verhelfen. Das Alles hat er mit rechter Betrachtung und aus gutem freien Willen versprochen u. s. w. Am 5. März befahl Siegismund von Breslau aus dem Johann von Cottbus, an seiner statt dem Kurfürsten Friedrich gehorsam zu sein, den er dazu bevollmächtigt habe, und Johann stellte das Anerkenntnis zu Peßko (Beeskow?) am 10. März aus*).

Mehr als diese kleinen Händel lagen dem Kaiser natürlich die böhmischen Angelegenheiten am Herzen. Ungeachtet Friedrich zu Maßregeln der Milde riet und den Kaiser aufforderte, die Sache fürs erste

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 89. 90.

noch mit anzusehen, weil die Böhmen sich untereinander aufreiben würden, während Drang von außen her sie vereinigen müßte, so wollte Siegismund doch darauf nicht eingehen. Im Gegenteil schienen ihm strenge Maßregeln nötig, wenn das Königreich nicht verloren gehen sollte. Darum duldete er es, daß der päpstliche Legat in Breslau unter seinen Augen von allen Kanzeln das Kreuz gegen die Böhmen predigen ließ und jedermann ermahnte zum Schwerte zu greifen und die verruchten Ketzer zu vertilgen. Der neue Rat versprach Siegismund, in diesem Sinne zu handeln. Unglücklicher Weise entdeckte man in einem Prager Bürger, Johann Krasa oder Kränzler, der sich Geschäfte wegen in Breslau aufhielt, einen Hussiten, machte ihm den Prozeß und verbrannte ihn am 24. März.

Jetzt waren die Böhmen über Siegismunds Gesinnungen nicht mehr im Zweifel, und nun rüstete sich das ganze Land gegen ihn. Dabei wurde mit den königlich Gesinnten schrecklich verfahren. Wir mögen nicht das ganze Gemälde all der entsetzlichen Thaten entfalten, welche in dieser stürmischen Aufregung verübt wurden. Es wurde ein Manifest erlassen, in welchem Siegismund als Feind der böhmischen Nation dargestellt wurde, der die mit böhmischem Blut erworbene Mark Brandenburg von der Krone gerissen, den Huß und Hieronymus habe verbrennen und nun gar gegen Böhmen das Kreuz predigen lassen, weshalb er alles Anspruchs auf dieses Königreich verlustig erklärt und jeder zum Kampfe gegen ihn aufgefordert wurde.

Siegismund ersuchte Friedrich in diesem erbitterten Kampfe um Hülfe und Beistand, wie die alten Verträge sie ohnehin versprächen. Auch wolle er den Markgrafen von Meißen und den Herzog Albrecht von Österreich um Beistand ersuchen und sich so rüsten, daß er den Böhmen gewachsen sei. Friedrich sagte im allgemeinen diese Hülfe zu und reiste in die Mark zurück nach Tangermünde. Hier überlegte er mit seinen Räten, in wie weit es rätlich sei, sich in die böhmischen Händel zu mischen. Man beschloß, abzuwarten, ob andere Fürsten sich mit Siegismund einlassen würden, sich aber in wehrhafte Verfassung zu setzen und ein Heer von 10 000 Mann zu errichten, die vorkommendenfalls auch in Franken gebraucht werden könnten. Die Mannen wurden aufgeboten und die Reisigen zusammen gezogen. Der von Seckendorf wurde nochmals nach Böhmen gesandt, um Vorstellungen zu machen und die Böhmen wissen zu lassen, daß der Kurfürst sich nicht würde entbrechen können, dem Kaiser beizustehen, wenn sie etwas gegen denselben unternähmen. Da jedoch alle Vorstellungen vergebens waren, so berief er seinen Gesandten ab, schickte ihn zum Kaiser nach Regensburg und nun wurde zu Tangermünde ein Bund mit dem Kaiser wider Böhmen abgeschlossen, wobei Friedrich beschloß, dem Feldzuge persönlich beizu-

wohnen. Dagegen ließ er sich von dem Kaiser versprechen, ihm beizustehen und zu vermitteln, daß die Uckermark, welche größtenteils in die Hände der Pommern gefallen war, wieder an die Mark gelange*).

Während Friedrich in Breslau gewesen, war seine Gemahlin zu Berlin am 9. Februar von einer Tochter entbunden worden**). Er kam noch zeitig genug zurück, um bei der Taufe gegenwärtig sein zu können. Sie fand in der Klosterkirche zu Berlin statt und wurde von dem Bischofe Johann von Waldow, auf den Friedrich sehr viel hielt, verrichtet. Der Bischof war mit dem Kurfürsten in Breslau gewesen***), wie früher in Constanz und hatte zur Bestreitung der Ausgaben einen großen Kostenaufwand machen müssen. Da nun mit dem Ende des vorigen Jahres das Bistum Lebus erledigt worden war, so wußte Friedrich es durchzusetzen, daß Johann von Waldow gewählt wurde und auf seinen Antrag bestätigte der Papst ihn in der Stelle am 29. März 1420. Allein er blieb bis in den April 1422 zugleich Bischof von Brandenburg und zog die Einkünfte beider Stellen, um darin eine Schadloshaltung für seine aufgewendeten Kosten zu finden und wurde deshalb mit eben dem Rechte Bischof von Brandenburg wie von Lebus genannt†). In letzterer Eigenschaft fungierte er bei der Taufe zum erstenmale, und sie fand mit großem Gepränge statt. Die Prinzessin erhielt den Namen Dorothea und ist nachmals die Gemahlin Herzogs Heinrich von Mecklenburg geworden.

Es schien Friedrich ratsam, die Angelegenheit mit Pommern, noch ehe er nach Böhmen ging, zu erledigen. Allein die Verbindung der Pommern mit den mecklenburgischen und lauenburgischen Herzögen stand ihm im Wege, weil er gewiß sein konnte, daß diese ihm in das Land fallen würden, wenn er die Pommern angriffe. Um dies zu verhindern, knüpfte er mit Hamburg und Lübeck Unterhandlungen an, doch führten diese erst später zum Ziele und um keine Zeit zu verlieren, beschloß er, den Krieg gegen Pommern zu beginnen. Die bisherigen Unterhandlungen mit den Pommern hatten kein günstiges Resultat ergeben, weil diese sich auf polnischen Beistand verließen und in Bezug auf ihre Forderungen vollkommen im Rechte zu sein glaubten.

Etwa um die Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche sah man in der Mark überall Haufen von Reisigen ziehen, die die Richtung auf Neustadt-Eberswalde einschlugen, dort sollten sie sich sammeln. Es war auf das Uckerland abgesehen, aber die Pommern hatten in Zeiten Nachricht erhalten, und ein Heer von 5000 Polen unter Anführung eines ge-

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 146.
**) Haftiz II. § 25. Angelus, Annales march. S. 200.
***) Wohlbrück, Geschichte von Lebus Tl. II. S. 138. — †) A. a. O. S. 137.

wissen Cord Buck zog ihnen zu Hülfe nach Stettin. Um und in Neustadt-Eberswalde regte es sich sehr lebendig, denn die große Zahl von Kriegsvolk füllte alle Häuser und alle Gassen. Transporte von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen aller Art kamen an und wurden aufgehäuft und eine Anzahl großer Steinbüchsen, welche auf dem Markte aufgefahren waren, bildete einen Gegenstand steter Betrachtung für das Kriegsvolk, das seine Hoffnungen auf keinem sicherern Fundamente erbauen zu können meinte.

Da schmetterten die Trompeten und abermals zog in die Stadt ein Banner reisigen Volks mit vielen Fähnlein der Vasallen, trefflich ausgerüstet und gewappnet, kräftige, mutvoll aussehende Leute. Voran ritt in glänzendem Waffenschmucke der Bannerherr; der blitzende prächtige Helm war mit einer goldenen Krone geschmückt, über welcher sich eine die Flügel schwingende weiße gekrönte Gans erhob, dasselbe Wappen im roten Felde führte das hinter ihm geführte Banner. Die Gans von Putlitz kommt! schrie es durch die Straßen und aus allen Häusern eilten Ritter und Mannen heraus m den jetzt sehr beliebten Hauptmann der Priegnitz zu bewillkommnen.

Er hatte sein dem Kurfürsten bei der Aussöhnung gegebenes Versprechen wie ein Ehrenmann gehalten, und Friedrich lernte den tüchtigen Charakter des Mannes immer mehr und mehr schätzen. Auch Kaspar hatte den Kurfürsten genauer kennen und damit verehren gelernt. Die Annäherung war mit der Zeit immer enger geworden. Obgleich Kaspars Lehnsband mit Mecklenburg noch nicht aufgelöst war, so betrachtete er sich doch faktisch als einen Brandenburger und hatte sich nicht geweigert, an den letzten Kriegen der Brandenburger gegen Mecklenburg teilzunehmen. Um so schmerzhafter war es ihm, daß Johann von Quitzow, für den sein Wohlwollen und seine Freundschaft noch nicht erloschen waren, sich den Mecklenburgern beigesellt hatte.

Als der Waffenstillstand zwischen Mecklenburg und Brandenburg eingetreten war und Johann weder in Schwerin noch in Stargard oder Güstrow etwas zu thun fand, war er zu Gans von Putlitz gegangen, um sich bei diesem eine Weile aufzuhalten und wurde mit Freuden aufgenommen. Kaspar versuchte jetzt auf die eindringlichste Weise, Johann zu vermögen, Maßregeln zu ergreifen, damit die Achterklärung zurück genommen würde. Er versicherte ihn, daß Friedrich nicht unversöhnlich sei, wie er an seinem Beispiele sehen könnte, er schilderte ihm Friedrichs treffliche Eigenschaften und belegte sie mit so vielen Beweisen, daß Johann wirklich in seinen Vorsätzen wankend wurde, wenigstens anerkannte, daß bisher ein anderes Bild von Friedrich in seiner Seele gelebt habe. Nur seine kriegerischen Eigenschaften hatte er lange bezweifelt, denn in allen früheren Kriegen war Friedrich meistens nicht persönlich

mit dem Schwerte thätig gewesen, selbst nicht in dem Kriege gegen die Quitzows. Er rechnete es ihm daher als etwas Bedeutendes an, daß er bei der Wegnahme der Schlösser Gorlosen und Dömitz selber befehligt hatte und urteilte jetzt schon achtungsvoller von ihm. In späteren Unterredungen gelang es Kaspar wirklich, Johanns Zweifel zu besiegen und ihn zu dem Entschlusse zu bewegen, Friedrichs Verzeihung nachzusuchen und zu erwerben. Sie besprachen gemeinschaftlich, was dazu erforderlich war und machten vielerlei Pläne, doch sollte die Sache für jetzt noch geheim behandelt werden und außer Gans niemand etwas davon erfahren.

Mit Freuden hatte Kaspar das Aufgebot des Kurfürsten empfangen, denn er sehnte sich nach dem frischen, beweglichen Leben des Krieges und seinen anregenden Erscheinungen. Gegen Pommern konnte er fechten und mit Eifer betrieb er seine Rüstungen. Glänzend hatte er sich in den Stand gesetzt, sein Sinn richtete sich auf, als er an der Spitze seiner Scharen dahinzog und alle sich an dem trefflichen Zuge ergötzten und ihn bewunderten. Ein schwarzer Ritter zog in seiner Schar, eine hohe Gestalt, der schwarze Helm mit einem Busche von schwarzen Federn geziert, ohne sonst irgend ein Abzeichen zu zeigen, selbst sein Schild ließ nur eine schwarze Fläche erblicken. Harnisch und Beinschienen, nichts glänzte in der Politur des blanken Eisens, alles war mit dem eintönigen Schwarz überzogen. Sein Visier blieb geschlossen und wenn er es einmal erhob, bedeckte ein schwarzer Flor das Gesicht. Hinter ihm ritt ein Knecht mit verlarvtem Gesichte. Niemand wußte, wer er war oder wo er her gekommen, scheu hielten sich die Knechte so weit als möglich von ihm entfernt und niemand getraute sich ein Wort mit ihm zu sprechen, denn einige, die es versucht, hatten keine Antwort erhalten. Aber Kaspar Gans hatte ihm seine Stelle im Zuge angewiesen und so konnte man ihn für keinen Eindringling halten, auch waren ähnliche Erscheinungen damals nicht ungewöhnlich.

Kaum war Gans von Putlitz' imposanter Zug von den Straßen verschwunden, so kam ein einzelner Reiter, ein sogenannter Einspänniger, daher getrabt. Es war eine kolossale Gestalt auf einem ebenso gewaltigen Streitroß. Seine Rüstung war von auserlesener Güte, in der Rechten hielt er eine baumstarke Lanze, die er aufrecht trug und unter deren Spitze ein rotes Fähnlein flatterte, den linken Arm bedeckte ein mächtiger Schild, auf welchem Amor einen Bogen spannte, zur Seite hing ein ungewöhnlich breites und langes Schwert herab. Sowie er in die Stadt einritt, zügelte er den Gang seines Pferdes und ließ es langsam ausschreiten. Majestätisch und im Gefühl seiner Kraft blickte er um sich, und nicht ohne Wohlgefallen schien er sich an dem Anstaunen derer, welche ihn aus den Fenstern und auf den Straßen erblickten, zu sättigen.

Auf den Gassen stand eine große Menge reisigen Volks und gar bald durchlief das Geflüster: Suteminn, Suteminn ist da, die Reihen und flog von Mund zu Mund. Vergnügt verzogen sich die Gesichter der Knechte, freundlich lächelten die Herren, und alle sahen ihm nach, bis er endlich sein Pferd in den Thorweg eines Hofes einlenkte.

Suteminn? sprach ein Knecht zu einem neben ihm stehenden Gefährten, wer ist Suteminn?

Knecht. Du bist gewiß nicht aus dem Lande der Mark, daß du den Suteminn nicht kennst?

Erster. Nein, ich bin ein Sachse und habe noch nicht von ihm gehört.

Zweiter. Nun, der Suteminn ist der tapferste Kerl im ganzen Lande, und wo der hinschlägt, vergißt auch der Beste das Aufstehen. Dabei hat er eine große Stärke. Er spaltet einem den Kopf bis auf den Magen, ja noch weiter, wenn er den Kerl nicht ganz von oben bis unten hälftet. Außerdem ist er sehr klug und weiß schönen Rat in Kriegssachen zu geben. Wo er mithilft, da wird gesiegt, das ist gar keine Frage, und darum freut sich alles, wenn er kommt.

Erster. Donnerwetter! Und doch kommt er als Einspänniger und hat keine Knechte?

Zweiter. Er ist nicht von Adel, obwohl er von guten Eltern abstammen mag, denn er hat Geld und fragt nach keinem Menschen. Er steht in keines Menschen Dienste und kommt bloß, wo er will, und thut auch, was er will, das ist einmal seine Natur so. Aber jeder sieht ihn gern kommen, denn dann geht alles gut.

Erster. Und durch das ganze Land ist er berühmt? Wie hat er denn das angefangen?

Zweiter. Er wohnt in Tangermünde ganz für sich, ohne Weib und Kind, und bekümmert sich um keinen. Aber wenn es los geht und es macht ihm gerade Spaß, da ist er mit dabei, und wo er noch mitgefochten hat, da hat er große Ehre erlangt, weil er oft das Beste gethan hat.

Erster. Und als bloßer Einspänniger! Sieh, sieh!

Gerke Suteminn war eine jener eigenartigen Gestalten, an welchen das Mittelalter so reich war, der seinen besonderen Weg ging, ohne zu fragen, ob er in die Ansichten und Formen anderer paßte oder nicht. Es war im ganzen, wie der Knecht gesagt hatte, wenn seine Stärke auch etwas geringer sein mochte. Über seine Abstammung schwebte kein Dunkel, er gehörte einer altmärkischen Familie an, die 1384 zu Tangermünde wohnte und in der Gegend angesessen war*); er hatte in seiner

*) Küster, Tangermünd. Denkwürdigkeiten S. 170.

Jugend die Erziehung eines Geistlichen genossen und war nicht ohne Bildung, ein großer Hang zu den Waffen ließ ihn die Laufbahn des Geistlichen verschmähen, aber ein lebhafter Freiheitssinn und Hang zur Ungebundenheit erlaubte ihm nicht, in die Dienste irgend eines Herrn zu treten. Er konnte sich nicht fügen, und sein Jähzorn, verbunden mit einer großen körperlichen Kraft, ließen ihn in einem solchen Verhältnis nur Unglück voraussehen. Schon sehr früh gab er daher jeden Versuch auf, einen Herrn zu gewinnen und zog nach Tangermünde, denn sein Vermögen setzte ihn in den Stand, unabhängig zu leben, und in seinem Verhältnis als Nichtadliger fand er in der Stadt allein eine Zufluchtstätte für seinen ungezügelten Freiheitssinn. Hier, ohne bestimmte Beschäftigung, als die er sich durch freiwillige Kriegszüge verschaffte, füllte er die vielen Stunden seiner Muße durch poetische Studien aus, indem er sich nach und nach die Lieder der Minnesänger in Abschriften zu verschaffen wußte, die er las und wieder las und sich hoch durch sie erhoben fühlte. Auch die größern sagenhaften Heldengedichte früherer Zeit hatte er fleißig studiert, wie den beliebtesten Roman des Mittelalters, des Dictys Cretensis Geschichte des trojanischen Krieges. Mitten in diesen poetischen Beschäftigungen fand ihn die Liebe und mit glühender Seele gab er sich ihr hin. Das Weib wurde ihm wie das höchste Wesen auf Erden, dessen Herrlichkeit in Worten nicht auszudrücken war, und von allen Weibern war die von ihm geliebte Jungfrau die herrlichste. Seine reine Liebe fand Erhörung, schon nannte man seine Geliebte Braut, da ergriff sie eine tötliche Krankheit und warf sie ins Grab. Wie furchtbar zerschmetternd ein solches Geschick auf eine so kräftige und schwärmerische Persönlichkeit wirken mußte, bedarf nicht beschrieben zu werden. Aber er erhob sich wieder, denn moderne Zerrissenheit kannte jenes Zeitalter nicht. Das Leben meines Lebens ist zwar nur noch in der Erinnerung vorhanden, sprach er, aber ich habe doch die süße Minne genossen und diese Erinnerung wird hinfort mein Leben beseelen. Doch will ich die Frauen keusch und züchtig aus der Ferne verehren und nimmer soll eine andere mein Weib werden. Er hielt Wort, sein Haus blieb einsam, seine Dichter waren seine einzige Gesellschaft. Die ersten Feldzüge machte er in den Jahren 1405 und 1406 mit Magdeburg gegen die Fürsten von Anhalt, und schon damals erregte seine unerschrockene Tapferkeit Aufsehen. In vielen Fehden altmärkischer Vasallen erprobte er diese auf bewundernswürdige Weise und bald wurde sein Name in weitem Kreise genannt. Aber er folgte nie einer Aufforderung, sondern ging nur, wenn sein eigenes Herz ihn trieb, dem Unterdrückten beizustehen. Seit einiger Zeit hatte er sich auf die Alchemie gelegt und schmolz und kochte viel. Die Abergläubigen behaupteten, er habe von je an Gold machen können, auch verdanke er seine übermenschliche Stärke

nur besonderen von ihm zubereiteten Tränken, kurz, er galt für einen halben, aber gutartigen Zauberer.

Kurze Zeit nach Suteminn traf der Kurfürst Friedrich ein, und nun wurde das Leben noch reger, die Bewegung und das Gewimmel noch größer. Die kleine Stadt, neben deren alten Namen Eberswalde oder Evirswolde erst seit kurzem wegen des Anbaues auch der Name Neustadt aufgekommen war[15]), erhielt ein Ansehen, als ob eine große Messe darin gehalten würde, denn eine Menge Verkäufer waren dem Heere nachgezogen und auf Markt und Straßen wurden vielerlei Dinge feilgeboten, die eifrige Käufer fanden. Der Ort war gut befestigt; eine Mauer mit vierunddreißig Türmen und Weichhäusern umschloß ihn, durch welche damals nur zwei Thore führten, das St. Getrudsthor, welches doppelt war und vor welchem auf dem Felde ein Hospital der heiligen Gertrud mit einer Kirche stand, und das St. Jürgenthor, durch eine Burg befestigt, außerhalb welchem in einiger Entfernung das St. Jürgenhospital mit einer Kirche lag, welche letztere als Ruine noch jetzt vorhanden ist. Außen nahe am Thore befand sich eine Wassermühle. Innen nicht weit davon ein Heiligesgeist-Hospital mit einer Kirche. Später wurden diese Thore das Ober- und Unterthor genannt. Stattlich nahm sich die St. Marien-, in der Folge die Marien-Magdalenenkirche, aus. Die Kirchhofmauer war mit schönen prächtigen Linden besetzt. Stattlich nahm sich auch das massive Rathaus mit seinem hohen Turm aus. Außerdem hatte die Stadt auch einen Kaland*).

Friedrich nahm seine Wohnung auf dem Schlosse, welches außerhalb der Stadt auf dem noch jetzt sogenannten Haus- oder Schloßberge stand, und von welchem Wirich von Treutlingen, der bisherige Statthalter der Mark, Hauptmann war**). Stadt und Gegend gewährten von dem Schlosse aus einen höchst angenehmen Anblick, an welchem sich Friedrich sehr ergötzte. Er blieb mehrere Tage hier, weil sein Heer noch nicht vollständig versammelt war, und weil noch Unterhandlungen mit Pommern gepflogen wurden. Wirich von Treutlingen mußte während dieser Zeit Rat schaffen, den Kurfürsten und sein Gefolge zu bewirten, und zu dem Ende eine Summe nach der andern aufnehmen, bis sie sich endlich ansehnlich angehäuft hatte, und nach Rechnung und Gegenrechnung noch dreihundert und sechszehn Schock fünfzig Stück böhmische Groschen und drei Pfennige an den Rat von Eberswalde zu bezahlen waren, weswegen im folgenden Jahre 1421 Friedrich dem Rate zu Neustadt die jährliche Orbede und den Zoll zu Neustadt und Oder-

*) Fischbach, Städtebeschreibung der Mark Tl. I. S. 10, 56, 57, 59, 279, 363 f.
**) A. a. O. S. 5. — Unrichtig hat ihn Bellermann zu einem kaiserlichen Hauptmann gemacht. Dessen Neustadt-Eberswalde S. 3.

berg auf so lange übergab, bis die Schulden, welche der markgräfliche Hauptmann Wirich von Treutlingen wegen Friedrichs und der Seinigen Zehrung gemacht hatte, bezahlt sein würden*).

Endlich wurde der Befehl zum Aufbruch gegeben, und unter Trompetenschall und Trommelwirbel zog das Heer vor dem Heiligengeist-Hospitale und der Burg vorbei zum Unterthore hinaus. Kaspar Gans von Putlitz hatte den Befehl der Vorhut erhalten, und zog mit seinem Banner voran. In seiner Nähe befand sich der schwarze Ritter. Vor der St. Georgenkirche stand die Geistlichkeit, und erteilte dem vorüberziehenden Heere den Segen. Über die Brücke des Mönchsfließes gelangten sie zu den Besitzungen des früher bereits beschriebenen Klosters Chorin, und bald darauf zogen sie dicht an demselben vorüber. Auch hier stand der Abt mit seinen Cisterzienser-Mönchen vor dem Portale, bezeugte dem Markgrafen seine Verehrung und erteilte ihm seinen Segen. Über Serwst ging das Heer unweit des Sees Parstein hin, der damals der Marienfee hieß, auf dessen Insel vor 200 Jahren das später nach Chorin verpflanzte Kloster gelegen hatte[16]). Jetzt trat man in denjenigen Teil des Uckerlandes ein, der sich in pommerschen Händen befand. Man wollte zunächst auf Angermünde losgehen, das die Pommern schon seit siebenzig Jahren inne hatten, und gar bald lag die Stadt vor ihnen.

*) Fischbach a. a. O. S. 7. Anm. 9. Bellermann R. E. S. 183. Die Urkunde ist abgedruckt in v. d. Hagen, Beschreibung der Kalkbrüche bei Rüdersdorf und der Stadt Neustadt-Eberswalde S. 299. — Bisher war es unbekannt, woher diese Schulden kamen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Angermünde, damals gewöhnlich Neu- oder auch Ketzer-Angermünde genannt, zum Unterschiede von Tangermünde, welches auch Alt-Angermünde hieß, lag am südwestlichen Ufer des Mündesees und war in gewohnter Weise befestigt. Durch die Mauer führten vier Thore, deren eines nach dem See ging. In der Stadt befand sich ein Augustiner-Mönchskloster, dessen Kirche noch jetzt vorhanden ist, die St. Marienkirche mit einem hohen Turme und die St. Gertraudskirche mit einem Hospitale. An die Stadtmauer nach dem See hin lagerte sich ein festes Schloß, auf welchem der pommersche Hauptmann Johann von Briesen befehligte.

Es entstand die Frage, ob man ein Lager vor der Stadt aufschlagen sollte? Es war der 21. März und die Witterung noch nicht frühlingsartig genug, um dabei auf Annehmlichkeiten rechnen zu dürfen. Friedrich war der Meinung, die Stadt sogleich zu stürmen, und dies fand Beifall. Die Türme und Weichhäuser waren mit Pommern besetzt, das Sturmgerät wurde vorgeschoben und sogleich donnerten die Steinbüchsen der Pommern und spieen den anrückenden Brandenburgern ihre todbringende Ladung entgegen. Unerschrocken drangen diese vor und wollten eben den Übergang über den Graben beginnen, als die Zugbrücke sich senkte und das Thor geöffnet wurde. Sei es, daß die Bürger den Ruin ihrer Stadt fürchteten, sei es, daß sie bestochen waren, wie die Pommern behaupteten, genug, sie öffneten das Thor und die Märker zogen in die Stadt ein. Als die Pommern dies bemerkten, verließen sie sogleich die Mauer und warfen sich in das Schloß und das eine Thor, das wohl bewehrt noch eine Weile standhalten konnte. Das ganze märkische Heer zog in die Stadt und wurde in den Gebäuden einquartiert, doch umlegte man auf der Stelle das Schloß. Gans von Putlitz aber wurde beauftragt, mit 400 Reitern die Gegenden und Dörfer um die Stadt zu bestreifen und zu beobachten.

Johann von Briesen schickte eilig einen Reiter nach Stettin und ließ die Herzöge von dem Vorgang in Kenntnis setzen. Schon waren hier die 5000 Polen angekommen, auch Bischof Magnus von Cammin war mit einem ansehnlichen Heere zu Hülfe gezogen. Nun wurde zu

den Herzögen von Wolgast die Nachricht gesandt, und auch diese ließen sogleich ein stattliches Heer aufbrechen und ermahnten die Stettiner Herzöge, alles daran zu setzen, daß sie Angermünde wieder gewönnen. Darum machten sie sich mit ihrem Heere sogleich auf den Weg und langten in Vierraden an. Dieser offene Ort, zu jener Zeit nur ein Dorf, hatte seinen Namen von der an der Welse gelegenen Schneide-, Loh- und Mahlmühle mit vier Rädern, weshalb er in Urkunden mulinum ad quatuor rotas genannt wurde. Hier lag ein festes Schloß, das die Pommern als Grenzschloß gegen die Mark benutzten, von welchem sich noch jetzt ein runder Wartturm wegen seines starken Mauerwerks erhalten hat. Die Gegend umher war sehr fruchtbar, weshalb der Ort gewöhnlich Vierraden im Rosengarten hieß*). Schon 1302 und 1329 waren hier Treffen zwischen den Pommern und Brandenburgern vorgefallen, und an den Mauern des Schlosses hatte es manchen blutigen Kopf gegeben. In Vierraden wurde Halt gemacht, um die Wolgaster zu erwarten. Kaum aber waren die Herzöge Otto und Casimir in das Schloß eingetreten und hatten sich entwaffnet, als auch schon von Johann von Briesen ein Bote kam und ein Schreiben brachte, daß sie ihm schleunigst zu Hülfe kommen möchten. Er habe bis jetzt noch mit Aufbietung aller Kräfte seiner Mannschaft das Schloß Angermünde gehalten, aber er werde von den Brandenburgern so heftig bedrängt, daß ihre Kräfte diese übermenschlichen Anstrengungen nur noch eine kurze Zeit würden ertragen können.

Ungeachtet nun die Wolgastsche Hülfe gleich nachher eintraf, setzte diese Nachricht die Herzöge doch in Verlegenheit. Casimir litt an den Augen; das Übel schien gehoben zu sein, und darum hatte er sich auf den Weg gemacht. Allein die scharfe Märzluft und die Anstrengungen der letzten Tage hatten es wieder und zwar plötzlich in so erhöhtem Maße hervorgerufen, daß Casimir, als er in Vierraden ankam, fühlte, es sei unmöglich für ihn, nach Angermünde zu gehen. Er betrübte sich darüber ungemein, denn er hatte zu Ottos kriegerischen Fähigkeiten nicht das beste Vertrauen. Otto hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und war ein gelehrter geistlicher Herr, denn er war Coadjutor des Stifts zu Riga gewesen. So hatte er denn freilich mit Waffen und Kriegen nicht viel zu thun gehabt, auch war seine Unternehmung auf Straßburg nicht geeignet, das Vertrauen zu ihm zu erhöhen. Allein es blieb keine Wahl, Otto mußte den Befehl übernehmen. Casimir schärfte seinem Bruder die größte Vorsicht ein und bat ihn dringend, sich auf keine ernsthafte Unternehmung einzulassen, sondern er solle nur verhindern, daß der Markgraf noch weitere Fortschritte mache.

*) Die Stadt und Herrschaft Schwedt. Ein histor. Beitrag S. 69.

Otto nahm diese Belehrungen mit einiger Empfindlichkeit auf, versprach jedoch überall mit Vorsicht zu handeln*). Er brach mit dem Heere nach Angermünde auf, Casimir aber ging nach Greifenberg, um wenigstens in der Nähe zu sein.

Friedrich erhielt auf der Stelle Nachricht von der Annäherung des pommerschen Heeres und traf sogleich seine Veranstaltungen. Er ließ auf dem Markte eine große Wagenburg schlagen und stellte in derselben seine Geschütze so auf, daß sie die Straßen bestrichen. Außerdem wurden noch eine Anzahl von Steinbüchsen an anderen schicklichen und gesicherten Stellen aufgestellt und zugleich Maßregeln genommen, die Feindseligkeiten vom Schlosse aus unschädlich zu machen. Friedrich zog sich sodann mit einem Teile des Heeres in die Wagenburg, die übrigen wurden in die Häuser verteilt mit dem Befehle, beim ersten Lärm sich fertig an bestimmter Stelle einzufinden. So war er des Feindes gewärtig.

Da schickte Gans von Putlitz und ließ fragen, was er mit seiner Reiterei thun solle, wenn der Feind erschiene. Friedrich ließ ihn wissen, er möge sich in einen Hinterhalt legen und den Feind ziehen lassen. Er gedenke ihn in die Stadt zu locken und hier zu empfangen; sobald dies geschehen, möge er, Gans, hervorbrechen und von außen durch die Thore dringen, dann aber nach den Umständen handeln.

Die Pommern kamen mit den Polen am 27. März an und breiteten sich rings um die Stadt aus. Noch wehte auf dem Turme des Schlosses das pommersche Banner mit dem roten Greife im blauen Felde. Otto zog Nachrichten über die Lage der Dinge ein. Der Befehlshaber des Schlosses, Johann von Briesen, sandte vom Schlosse aus, dessen Verbindung mit der Umgegend nicht ganz gehemmt war, einen seiner Ritter, um dem Herzog über alles die erforderliche Auskunft zu geben. Er erfuhr, welche Veranstaltungen Friedrich in der Stadt getroffen hatte, sowie daß Gans von Putlitz noch außerhalb der Stadt sei und wahrscheinlich im Hinterhalte liege. Aber freudig überrascht wurde Otto, als er aus diesen Nachrichten entnahm, daß sein Heer wohl dreimal so stark sei, als das des Markgrafen, und die schon früher erhaltene Anzeige bestätigen hörte, er könne mit den Pommern durch das Schloß und ein noch von den Pommern besetztes Thor in die Stadt gelangen und hier mit dem Markgrafen handgemein werden. Jetzt schien es ihm höchst überflüssig zu sein, Casimirs Genesung und Ankunft abzuwarten, um sich den Ruhm gleichsam vor dem Munde wegnehmen zu lassen, und so erklärte er denn, es schiene ihm am geratensten, den Markgrafen sogleich anzugreifen. Die Feldobersten wurden zusammenberufen, um ihnen diesen Entschluß mitzuteilen.

*) Kantzows Chronik von Pommern, von Böhmer, S. 102.

Der Tag fing bereits an sich zu neigen. Herzog Otto hielt zu Pferde auf freiem Felde, um ihn hielten in einem Kreise die Feldobersten, der Bischof Magnus von Cammin, der Pole Cord Buck, der Marschall Detloff von Schwerin, der Ritter Roloff von Kaschow, Oberster über das Fußvolk, der Ritter Peter von Tramp und viele andere Ritter und Hauptleute. Rings umbrauste sie der Lärm des Kriegsvolks und des entstehenden Lagers. Der ganze Kreis hörte aufmerksam, aber mit unverkennbarer Bestürzung der Rede des Herzogs zu.

Ihr wißt nun, liebe Herren und Freunde, sprach er, unsere fürstliche Meinung, und wir glauben, ihr werdet mit uns überzeugt sein, daß ein längeres Zögern zu nichts führen könne, darum setzt euch in den Stand und seid des Befehls gewärtig.

Schwerin. Mit Gunst, gnädiger Herzog, daß ich zu widersprechen wage, aber ich halte die Sache für höchst gefährlich und bitte euch inständigst, euch nicht zu übereilen, wie ihr auch eurem Bruder, Herrn Casimir, zugesagt habt.

Herzog. Was ist da zu übereilen? Dort steht der Feind, hier stehen wir, morgen so gut als heute, und wenn wir nichts dazu thun, nimmt der Markgraf vielleicht schon in der nächsten Stunde das Schloß. Dann ist er gar nicht auszutreiben und darum ist unsere Meinung: frisch drauf und dran, ehe es zu spät ist. Überlegen ist eine gute Sache, aber Handeln noch besser.

Magnus. Sicherlich überall, wo man eines guten Erfolges gewiß sein kann. Wo man einen schlechten voraussieht, soll man's unterlassen.

Herzog. Wer wagt's zu behaupten, er sähe so klar in die Zukunft, daß er einen schlechten Erfolg voraus verkündigen wollte? In diesem Falle sähen wir ihn auch.

Ritter Kaschow. Wartet wenigstens die Ankunft eures Bruders, des Herrn Casimir, ab.

Herzog. Unsere Augen sind, genau genommen, klarer, als die unseres lieben Bruders, und dennoch sehen wir nirgend große Gefahr. Ihr scheint die Größe und überwiegende Stärke unseres Heeres gar nicht zu beachten.

Schwerin. Sie ist wohl gut, aber noch nicht das allein zu Beachtende. Der Markgraf liegt da in der Stadt wie der Dachs in seinem Bau und hat seine Sachen mit allem Vorteil bestellt, und ist er gleich nicht halb so stark als wir, so hat er doch in der Stadt ein Großes voraus. Es ist ein wahres Wort, wenn einer zu Hause ist und sich wehren will, so müssen gar viele kommen, die ihn heraustreiben sollen. Mein Rat ist daher: wir warten und sehen uns zuvor noch besser den Vorteil ab.

Herzog. Versteh' ich doch kaum euer Wesen und eure Bedenklichkeiten. Nur die Gefahr habt ihr im Auge; den Ruhm, die Ehre,

die dabei zu erwerben sind, scheint ihr weder zu beachten, noch in Anschlag zu bringen, auch nicht, daß der Markgraf unterdessen das Schloß gewinnen kann. Ich habe bessere Zuversicht und zweifle nicht am Siege.

Magnus. Herr Herzog, wenn ihr durchaus mit dem Feinde schon heute anbinden wollt, so geht zunächst dem Gans von Putlitz zu Leibe, der mit seinen Reitern noch draußen in einem Hinterhalt steckt und nicht fern von hier ist.

Herzog. Was habe ich mit ihm zu schaffen? Drinnen in der Stadt weht der märkische rote Adler, dort soll das Banner der Greifen wehen, nicht hier draußen.

Magnus. Sehr richtig, aber ein Umweg führt oft in kürzerer Zeit zum Ziel als der grade Weg. Schlagt erst den Gans von Putlitz mit seinen vierhundert Reitern, das wird ein kleines sein, aber es wird den Feinden in der Stadt den Mut brechen, ja ihr lockt sie vielleicht ins Freie, weil sie dem Putlitz werden beistehen wollen. Ist der Markgraf so aus seinem Vorteil ins offene Feld gelockt, dann wollen wir schon mit ihm fertig werden.

Schwerin. Euer Rat ist sehr gut und begründet. Lassen wir die märkischen Reiter hier draußen, so kommen sie uns, wenn wir in die Stadt eingedrungen sind, in den Rücken und von vorn haben wir den Markgrafen. So werden wir von beiden Seiten bedrängt und es ist dann unmöglich, daß wir siegen können.

Herzog. Als ob wir nicht Reiterei genug beisammen hätten, Gans von Putlitz, wenn er es wagen sollte, sich blicken zu lassen, hier außen hinlänglich zu beschäftigen und zu bedenken. Herr Cord Buck, eure fünftausend Polen werden sich hoffentlich vor den vierhundert märkischen Reitern nicht fürchten. — Jetzt setze jeder seine Scharen aufs beste in Stand und richte alles zum Vorteil. Das Feldgeschrei ist: Stettin*).

Düster und schweigend ritten die Führer davon. Gott steh' uns bei, sprach Herr Detloff zum Bischof Magnus, mir ahnt nichts Gutes von diesem Unternehmen; allein er hat seinen Kopf einmal darauf gesetzt, so müssen wir denn schon sehen, wie wir die Sache zum Besten kehren.

Gans von Putlitz hatte die Feinde, so lange es möglich war, aus der Ferne beobachten lassen und dazu den weitsichtigsten seiner Reiter, einen ziemlich bejahrten Wachtmeister gewählt. Eben kam dieser zurück, um dem Feldobersten seine Beobachtungen mitzuteilen. Mit kriegerischem Anstand trat er vor ihn an das kleine, möglichst verdeckte Feuer, neben

*) Der größte Teil dieses Gesprächs sind wörtliche Äußerungen, die Kantzow in der Pommerania Tl. II. S. 5 u. 6 mitteilt.

welchem er stand, grüßte in steifer Haltung und sprach: Mit Gunst und Verlaub melde ich, daß es im Lager der Feinde nicht richtig ist. Die Feldherren haben lange auf einem Haufen gestanden und Kriegsrat gehalten und viel mit den Armen gefochten, und ich sage immer, wenn die Feldherren mit den Händen fechten, das bedeutet mehr, als wenn sich ein paar Windmühlenflügel drehen.

Gans von Putlitz. Kann sein; nur weiter.

Wachtmeister. Als es schon dunkel wurde, gingen sie erst auseinander und sogleich wurden die Arbeiten im Lager eingestellt.

Gans von Putlitz. Welche Arbeiten?

Wachtmeister. Das Aufschlagen der Zelte und was sonst zum Lager gehört. Sie haben zwar Wachtfeuer angezündet, aber wo nicht schon vorher ein Leinwandfleck sich erhoben hatte, da ist auch jetzt noch keiner zu sehen und ich sage, das bedeutet was.

Gans von Putlitz. Du hast recht, das ist bedeutsam. Hast du sonst nichts bemerkt?

Wachtmeister. Viel Hin- und Herrennen und große Unruhe, doch durfte ich mich nicht zu weit hinanwagen. Aber ich sage, des Schlafens wegen macht ein Kriegsmann so viel Umstände nicht, wohl aber wegen des Wachens.

Gans von Putlitz. Ja, ja, deine Bemerkungen sind gut. Es muß die Nacht hindurch jeder auf seinem Posten sein. Der Feind hat etwas vor und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er — — die Hauptleute sollen sich hier versammeln.

Bald darauf ward das Zeichen zum Aufsitzen gegeben, und fünf Minuten später rückte die Schar über die Welse und zog sich still und leise näher an die Stadt, um die Feinde beobachten zu können, doch ohne von ihnen gesehen zu werden. Noch brannten die Wachtfeuer vom Ufer des Sees um die Stadt herum bis weit gegen Westen und zwar in ziemlicher Entfernung von ihr, weil man wegen des Geschützes eine zu große Annäherung vermied. Auch über der Stadt erhob sich eine matte leuchtende rote Säule, welche Zeugnis gab, daß drinnen die Brandenburger auf dem Markt ebenfalls Wachtfeuer angezündet hatten und auf ihrer Hut waren.

Markgraf Friedrich hatte seine Wohnung in einem Privathause genommen. Er hatte die ganze vorige Nacht gearbeitet, denn es waren Briefe vom Kaiser Siegismund gekommen, die beantwortet werden mußten, und es gab außerdem noch eine Menge Schreiben nach allen Gegenden hin auszufertigen. Der Körper machte heute sein Recht geltend. Ermüdet sehnte er sich nach Ruhe, und da er Grund hatte zu glauben, die Pommern würden nicht eher gegen ihn etwas unternehmen, ehe sie nicht Gans von Putlitz angegriffen hätten, und dieser noch immer unan-

gefochten geblieben war, so glaubte er sich der Ruhe überlassen zu dürfen und hatte sich zu Bett gelegt. Die Ritter in seiner nächsten Umgebung waren seinem Beispiel gefolgt*). Der tiefe vormitternächtliche Schlaf hatte die ermüdeten Augen fest geschlossen.

Innerhalb der Wagenburg auf dem Markt zu Angermünde und in den nächstgelegenen Straßen standen und lagen die märkischen Krieger um die wärmenden Wachtfeuer zusammengedrängt. Ringsum waren Wachen verteilt, welche mit aufmerksamem Ohr auf jedes verdächtige Geräusch horchen sollten. In der Mitte des Platzes war ein großes Zelt aufgeschlagen, in welchem sich die Hauptleute des Heeres befanden. Die Hälfte saß um einen Tisch, die andere Hälfte hatte sich dicht hinter ihnen auf die Streu gestreckt und schnarchte, um nach Mitternacht von der ersten abgelöst zu werden, unter diesen auch Suteminn.

Ich weiß nicht, sprach Achim von Bredow — Johann von Quitzows Schwager — ob der Kurfürst gut daran gethan hat, die Thore der Stadt offen und unbesetzt zu lassen. Ich würde es nicht gethan haben.

Ludolf von Alvensleben. Offenbar hat er die Absicht, die Feinde in die Stadt zu locken.

Bernhard von der Schulenburg. Und zwar können sie dann nicht gut anders, als uns hier angreifen, was ihnen schwer genug werden soll.

Matthias von Uchtenhagen. Gewiß. Wäre es aber nicht noch besser gewesen, wenn wir erst die Mauern verteidigt hätten? Vielleicht wäre der Feind gar nicht in die Stadt gekommen, und jedenfalls hätte er dabei einen ansehnlichen Verlust erlitten.

Ludolf von Alvensleben. Aber auch wir wären geschwächt.

Günzel von Bartensleben**). Seid überzeugt, daß der Kurfürst wohl weiß, was er befiehlt und thut.

Ludolf von Alvensleben. Ihr, Herr Feldoberster, wäret am meisten geeignet, uns zu sagen, warum es so angeordnet sein mag. Ich dächte, in die Wagenburg könnten wir uns auch noch zurückziehen, wenn wir von den Mauern zurückgeschlagen wären?

Günzel von Bartensleben. Vielleicht, wenn sie nicht unterdessen von denen vom Schlosse aus genommen worden wäre.

Uchtenhagen. Sie könnte ja besetzt bleiben.

Bartensleben. Und wir zögen geschwächt nach den Mauern, um dort sicher geschlagen zu werden? Und mit diesem geschlagenen entmutigten Heer würdet ihr euch getrauen, die Wagenburg zu verteidigen und dem siegestrunkenen Feinde die Spitze zu bieten?

Schulenburg. Ihr habt recht, das wäre dann ein mißliches

*) Haftitz II. § 26. — **) Er war zu dieser Zeit Hauptmann der Altmark.

Unternehmen. So ist es gut ersonnen. Aber ich wette darauf, der Feind begreift den Plan nicht, und hält ihn für dumm.

Bartensleben. Um so besser. Mit einem Feinde, der kluge Maßregeln für dumm hält, ist leicht fertig zu werden. Die Weisheit, welche sich in das Gewand der Thorheit kleidet, siegt am leichtesten.

Da trat Hans von Bredow, Hasso von Bredows Sohn, in das Zelt, und sprach: Herr Feldoberster, in der Stadt scheint es nicht richtig zu sein. Sowohl vom Schlosse her, als auch nach dem Prenzlauer Thore hin hört man viel Geräusch und fernes Gemurmel mit untermischtem Waffengeklirr. Es scheint mir, als ob der Feind in die Stadt gedrungen sei.

Alle sprangen auf, weckten die Schläfer, und stürzten aus dem Zelte. Es war, wie Hans angegeben hatte, und rasch schickte Günzel von Bartensleben hin zum Kurfürsten, um ihn benachrichtigen zu lassen. Unterdessen wurden einige kleine Rotten befehligt, leise und dicht an den Häusern in die Straßen hineinzuschleichen, um zu versuchen, ob sie etwas erspähen könnten.

Nur ein Teil kehrte wieder, ein andrer schien in Feindes Hände gefallen zu sein. Aus den verschiedenen Berichten ergab sich, daß die Feinde aus dem Schlosse in die Stadt hervorbrachen, daß aber auch zu den Thoren andre hereingedrungen sein mußten. In drei Gassen, die nach dem Markte führten, hatten die Pommern drei Paniere aufgerichtet, um welche sie sich in dichten Haufen scharten*).

Der Kurfürst trat mit seinem Gefolge in die Wagenburg ein und ließ sogleich das Banner der Kurmark aufrichten. Dann wurden noch einige Steinbüchsen gegen die bedrohten Straßen aufgefahren, und die Büchsenknechte mit brennenden Lunten daneben gestellt. In der Ferne wogte und brauste es, wie das aufgeregte Meer. Einige Lichter in den Häusern, welche nach und nach sichtbar wurden, ließen bemerken, daß die drei Straßen in einiger Entfernung dicht gedrängt voll Menschen standen. Aber auch nach der Seite des Schlosses hin besetzte man die Wagenburg stark, und hier ließ es sich Suteminn nicht nehmen, an die Spitze zu treten, einen Posten, den ihm alle gern abtraten.

Es war ein Augenblick banger Erwartung, der eintrat, als jeder seine Stelle eingenommen hatte. Eine lautlose, nur von dem Knistern der Wachtfeuer unterbrochene Stille herrschte. Plötzlich erscholl in den Straßen der laute Ruf: Stettin, Stettin! — Die Massen bewegten sich vorwärts gegen die Wagenburg, die Trommeln wirbelten, in der Ferne schmetterten die Trompeten, und alle Kehlen brüllten das Feldgeschrei. Einige Minuten vergingen, da sah man die von den Wachtfeuern ge-

*) Haftitz a. a. O. Angelus, Ann. march. S. 201.

röteten Waffen der Pommern blinken. Brandenburg! rief Friedrich, und mit gewaltigem erderschütternden Donner schleuderten die Steinbüchsen ihre Ladung in die Massen der Pommern und spieen wie feuerspeiende Drachen Tod und Verderben in ihre Glieder. Ein herzzerreißendes Geschrei folgte dem betäubenden Knallen, keine Kugel hatte gefehlt, jede war durch die Haufen dahin gefahren und hatte niedergemäht, was sich ihr in den Weg gestellt hatte. Die vordersten Haufen waren so gänzlich niedergestreckt, daß kein Schreien und Rufen die besinnungslose Bestürzung der folgenden beschwichtigen konnte*). Jetzt fingen die Steinbüchsen auch von den Türmen an zu donnern, und brachten die hinteren Haufen der Pommern in Unordnung, daß es selbst denen, die noch durch die Thore eindrangen, schwer wurde, vorwärts zu schreiten. Da entluden die Geschütze der Wagenburg zum zweiten Male ihre schreckensvolle Saat nicht minder wirksam als das erste Mal. Nun war kein Halten mehr. Die Pommern drängten zurück mit gräßlichem Geschrei, aber die Nachrückenden versperrten ihnen den Weg. Es entstand ein unbeschreibliches Gedränge. Über die Fallenden kletterte man fort und zertrat sie, in Todesangst arbeiteten die vorderen Haufen rückwärts, ohne doch mit allem Abmühen einen Schritt gewinnen zu können. Unterdessen donnerten die Geschütze fort, jeder Schuß wurde mit einem furchtbaren Geheule empfangen, und nur die Kugeln lichteten die Haufen und ließen ein scheinbares Zurückdrängen bemerken. Endlich war die Bewegung rückwärts allgemein geworden, und die Pommern drängten sich zu den Thoren hinaus. Da erschien draußen Gans von Putlitz mit seiner Reiterschaar und hieb ein. Neues entsetzliches Geschrei erhob sich, und nun stürzte alles wieder rückwärts in die Stadt. Es war keine Möglichkeit hineinzukommen, immer neu quoll die Menge der Pommern heraus, und lieferte sich unter die Schneiden der Putlitzischen Schwerter. Nun entstand ein furchtbares Handgemenge, das die Verzweiflung mit der Tapferkeit begann. Gräßlich wüteten die märkischen Schwerter, die Menge der Gefallenen verstopfte das Thor, es war keine Möglichkeit, in die Stadt zu kommen. Gans von Putlitz benutzte eine schadhafte Stelle der Mauer und ließ sie von seinen Leuten durchbrechen, während die übrigen in ihrer Blutarbeit fortfuhren. Trotz der großen Hindernisse war die Öffnung bald weit genug, um die Reiter hindurch zu lassen, und nun drang die Hälfte derselben in die Stadt. Die grauenvolle Lage der Pommern machte sie zu jedem Widerstande unfähig, sie wurden ohne Mühe niedergehauen und förmlich geschlachtet. Aus den Häusern und den Seitenstraßen schlugen die Märker auf sie ein, denn man hatte aufgehört von der Wagenburg aus zu schießen;

*) Kantzows Pommerania Tl. II. S. 6.

immer weiter drang Putlitz vor, nicht sowohl durch den Widerstand der Feinde aufgehalten, als durch die Mühe sie niederzumetzeln; jetzt kamen auch die übrigen, welche noch vor dem Thore gefochten hatten, in die Stadt und drangen nach dem Markte. Fliehend stürzte der kleine Rest der Feinde über Leichen und Verwundete fort, vor ihnen her, und drängte sich hier zusammen. Ihre Zahl war jetzt kaum ein Zehntel der anwesenden Brandenburger, und zitternd ergaben sie sich.

Herzog Otto von Stettin war guten Mutes mit in dem ersten Haufen gewesen, der sich der Wagenburg genähert hatte; zu seiner Linken befand sich der Marschall Detloff von Schwerin. Schon die erste Salve des Geschützes streckte diesen tapfern und wackern Ritter nieder, und als Otto die fürchterliche Verheerung der Kugeln bemerkte, und seine Pommern trotz seines Zurufes zurückweichen sah, verlor er die Besonnenheit gänzlich. Er flüchtete sich, gefolgt von einigen seiner Leute, denn soviel es auch kosten mochte, dem Herzog suchte man Platz zu machen. Aber es dauerte lange genug, um ihn gewahr werden zu lassen, welch namenloses Elend seine tollkühne Unbesonnenheit angerichtet hatte. Er selber verwünschte jetzt laut seinen Eisenkopf und seine blinde Ruhmbegier. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, zuletzt aus dem entsetzlichen Gedränge in ein Haus zu flüchten, dessen Thür eingerannt wurde, und durch dasselbe eine Straße zu erreichen, wo er zum Schlosse kommen konnte. Kaum aber hatte er Johann von Briesen zugerufen, sich eilig zu flüchten, und ihn zu demselben Thore, durch welches er ins Schloß gelangt war, wieder hinaus zu lassen, als auch die Brandenburger unter des Markgrafen Anführung schon ins Schloß drangen, das in der Verwirrung verteidigungslos geblieben war. Johann von Briesen hatte gleich beim Beginn des Gefechts vom Schlosse aus einen Ausfall nach der Wagenburg gemacht. Kaum aber näherten sich die Pommern, so stürzten die Märker, an ihrer Spitze den furchtbaren Suteminn, ihnen entgegen. Überrascht machten jene Halt, Suteminn aber drang sogleich in die Spitze des feindlichen Zuges ein, und mähte mit seinem riesigen Schwerte, das er mit beiden Händen führte, eine Bahn, die durch die kräftige Unterstützung schnell eine Siegesbahn wurde. Die Pommern flüchteten in Unordnung, Friedrich verfolgte sie, und kam mit ihnen zugleich im Schlosse an. In großer Eile flüchteten der Herzog und sein Hauptmann mit wenigen Knechten; das Glück begünstigte sie, und sie entkamen mit genauer Not*).

Gans von Putlitz war mit seinen Reitern wieder zum Thore hinausgerückt, als er in der Stadt nichts mehr zu thun fand, und ihm schlossen sich andre brandenburgische Züge an. Die fünftausend Polen

*) Kantzows Pommerania Tl. II. S. 7.

mußten noch draußen sein, denn man hatte in der Stadt keine gefunden. Diese waren ohne nähere Verhaltungsmaßregeln gelassen, standen am See und warteten auf Gans von Putlitz. Letzterer aber war von der andern Seite gekommen, und hatte das Thor erreicht, ohne von einem Polen gesehen zu werden. Das große Geschrei am Thore veranlaßte sie endlich, sich der Stelle zu nähern; eben als die letzten Putlitzischen Reiter eingedrungen waren, kamen sie dort an, ritten in die Stadt, und erblickten nun die furchtbare Metzelei. Es bedurfte keiner langen Beobachtung, um zu sehen, daß für die Pommern nichts zu hoffen sei. Sie machten Halt, und wandten ihre Pferde zum Rückzuge. Nicht lange hatten die letzten das Thor verlassen, als die Putlitzische Reiterei sie einholte, und ungeachtet ihrer geringen Zahl auf sie einhieb. Überrascht ordneten sich die Polen, so gut die Verwirrung es erlaubte. Allein sie verloren doch eine Anzahl Toter, Verwundeter und Gefangener, denn die Putlitzischen Reiter waren einmal im Zuge, und konnten kein Ende finden. Der Feind hatte seine Ordnung hergestellt, und zog sich fechtend mit aufgerichtetem Fähnlein zurück*). Er wurde nur eine Zeitlang verfolgt; um ihn zu überwältigen, war man nicht stark genug. Die Gefangenen nahm man mit den erbeuteten Pferden und zog nach Angermünde.

Erst als das Morgenlicht des Tages von der aufsteigenden Sonne über die Szene des Schreckens und der Verwüstung ausgegossen wurde, ließ sich übersehen, was gewonnen, was verloren worden war. Der Verlust der Brandenburger war höchst unbedeutend, denn die in der Wagenburg waren nur mit den Pommern zum Handgemenge gekommen, welche aus dem Schlosse unmittelbar gegen sie drangen. Dagegen waren von den Pommern nur die wenigen ihrem herben Schicksale entgangen, welche sich mit dem Herzoge geflüchtet hatten. Detloff von Schwerin, Ritter Roloff von Kaschow, Herr Peter Tramp, viele Ritter und Edelleute mit mehreren hundert Knechten lagen erschlagen da; vierhundert Mann Pommern und Polen und fünfhundert Pferde waren gefangen genommen und drei Paniere hatte man erbeutet. Von diesen schenkte Kurfürst Friedrich eins dem heiligen Blute zu Wilsnack und dessen Kirche, zwei aber wurden feierlich in Unser lieben Frauenkirche zu Berlin (der Marienkirche) aufgehängt und haben noch den Nachkommen das Andenken der blutigen und glorreichen Begebenheit erhalten sollen**), bis endlich ihre Bedeutung aus dem Gedächtnisse der Leute geschwunden und die Banner selber verschwunden sind.

Einen vollständigeren Sieg hätte Friedrich nicht erfechten können,

*) A. a. O. Kantzows Chronik S. 103.
**) Haftiz II. §. 26. Angelus, Ann. march. S. 201.

er mußte von großen Folgen sein. Die Wagenburg wurde aufgehoben und der Kurfürst bezog das Schloß. Als Markt und Straßen gesäubert waren, ließ er sein Heer in kriegerischer Pracht sich auf dem Markte aufstellen und zog mit ihm nach der Stadtkirche. Hier wurde eine feierliche Messe gehalten und dann das Tedeum angestimmt. Als der Gottesdienst beendigt war, ging es nach dem Markte zurück und die Krieger reihten sich nach der Ordnung ihrer Fähnlein an den Häusern in regelmäßige Rotten und Züge, daß die Mitte frei blieb. Dann traten die Hauptleute und Feldobersten vor und begaben sich zu dem Kurfürsten, der in ihrer Mitte stand und also sprach: Den glorreichen Sieg, dessen sich heute jedes brandenburgische Herz erfreut, verdanken wir nächst Gott und seinen Heiligen ganz besonders dem Mute und der Tapferkeit, der guten Kriegszucht und dem willigen Gehorsam unseres Heeres. Einmütigkeit hat uns zum Siege verholfen und fortan wird der Feind zittern, wenn er sich mit uns messen soll. Unser Herz ist voll Freude und voll Dank gegen Gott und euch. So empfanget denn, ihr alle unsere brandenburgischen Krieger, unsern Dank für euren Mut, eure Standhaftigkeit und eure Mühen. Allen können wir danken, aber nicht allen lohnen, obwohl wirs gerne möchten. Da es jedoch nicht möglich ist, so sind wir bemüht gewesen, diejenigen zu ermitteln, welche vorzüglichen Anspruch auf eine Belohnung haben. Einige haben wir selber in ihrem pflichtmäßigen Bemühen beobachten können, andere sind uns von den Feldobersten genannt und gerühmt. Wir achten sie der ritterlichen Ehren wert und befehlen unserm Feldobersten, dem Ritter Herrn Günzel von Bartensleben, an unserer statt die Ceremonie des Ritterschlages zu vollziehen.

Ritter Günzel von Bartensleben trat in den Kreis neben den Kurfürsten und zog sein Schwert. Neben Friedrich stellten sich Kaspar Gans von Putlitz als Hauptmann der Priegnitz und Wirich von Treutlingen als Hauptmann der neuen (oder Mittel-) Mark. Ein Wappenherold trat, geschmückt mit seinem Wappenrocke und dem Stabe hervor und rief: Es wolle dem gestrengen Herrn Hans von Bredow belieben, vorzutreten, um die Ceremonie des Ritterschlages zu empfangen!

Hans von Bredow reichte die Lanze einem hinter ihm stehenden Knappen, nahm den Helm ab und gab ihm auch den; dann trat er vor Günzel von Bartensleben, kniete nieder und lehnte seinen Schild gegen die linke Lende. Die Hände legte er übereinander wie zum Gebete. Günzel berührte mit der Linken Hansens Stirn, erhob mit der Rechten das Schwert und ließ es dreimal flach auf Hansens Schulter fallen. Dabei sprach er: Im Namen Gottes, (erster Schlag) des heiligen Michael, (zweiter Schlag) und des heiligen Georg, (dritter Schlag), mache ich dich zum Ritter. Sei tapfer, unverzagt und getreu! — Hans stand auf und

ging zurück, wo er sich wieder mit dem Helm bedeckte und seine Lanze zur Hand nahm. Dann forderte der Herold Matthias von Uchtenhagen auf, vorzutreten. Mit denselben Zeremonien wurden noch Bernhard von der Schulenburg, Joachim von Bredow, Ludolf von Alvensleben und etliche andere vom Hofe des Kurfürsten zu Rittern geschlagen*).

Darauf rief der Herold mit lauter Stimme: Eine gleiche Ehre und Anerkenntnis seiner Tapferkeit hat sich der im Heere nicht näher bekannte Mann, welcher mit dem Namen des schwarzen Ritters bezeichnet wird, erworben. Da jedoch ein Ungenannter füglich nicht zum Ritter geschlagen werden kann, so frage ich denselben im Namen des gnädigsten Herrn Kurfürsten zum ersten und letzten Male, ob derselbe sich nennen oder zu erkennen geben will?

Aller Augen wandten sich nach der Stelle, wo er hielt. Der schwarze Ritter ließ sein Pferd zierlich einige Schritte vortreten, verbeugte sich dann tief, legte mit den Gebärden des Bedauerns die Hand auf den untern Teil des Visiers, der den Mund bedeckte und schüttelte den Kopf. — Ich hab's vermutet, sprach Gans von Putlitz leise zum Kurfürsten.

Günzel von Bartensleben. Dann bleibt unserm gnädigsten Herrn nichts übrig, als euch einen mündlichen Dank zu sagen für eure tapfern Thaten, den ihr euch aus meinem Munde gefallen lassen möget.

Der schwarze Ritter verbeugte sich abermals tief und zog sein Pferd zurück.

Jetzt erhob der Herold nochmals seine Stimme und rief: Zuletzt wird der Einspännige, genannt Gerke Suteminn aufgerufen, vorzutreten, um den Dank des gnädigsten Kurfürsten zu empfangen. Suteminn gab Lanze, Schild und Helm ab und nahte sich dann Günzel von Bartensleben. Die große riesenhafte Gestalt mit dem ausdrucksvollen Kopfe, kahler Glatze und dickem krausen Haare überragte fast alle anderen.

Ihr habt euch unter den Augen des gnädigsten Kurfürsten, sprach Günzel, so rühmlich und tapfer bewährt, indem ihr die Spitze des feindlichen Heerhaufens brachet, daß der Ruf eurer Tapferkeit dadurch um ein Großes vermehrt worden ist. Unser gnädiger Herr fühlt sich euch zum Danke verpflichtet und in seinem Namen soll ich euch mit diesem goldnen Ehrenkettlein beschenken, das ihr zur Erinnerung an den heutigen Tag künftig tragen möget.

Er hing ihm die goldene Kette über den Harnisch, an welcher eine goldene Schaumünze befestigt war. Suteminn verbeugte sich schweigend und trat zurück**).

*) Haftiz II. §. 26. Angelus, Ann. march. S. 202. Gundling, Leben Friedrichs I. S. 151, ist nicht genau.

**) Entzelt, Chronicon oder Kurtze einfeltige Vorzeichenus ꝛc. Magdeb. 1579.

Sieben Tage lang verweilte der Kurfürst mit dem Heere in Angermünde, um die reiche Beute zu teilen und die Gefangenen fortbringen und in die Städte der Mark verteilen zu lassen*). Herzog Otto war nach Stettin geflohen, wo bald nachher auch die Polen ankamen und ein verschanztes Lager bezogen. Herzog Casimir vernahm mit Entsetzen die Kunde von dem Geschehenen. Obgleich seine Augen noch nicht besser waren, mußte er sich doch entschließen, nach Stettin zu gehen, denn er hielt sich in Greifenberg nicht für sicher. Es war ihm deutlich, daß er das Uckerland preisgeben mußte; er selber konnte nicht zu Felde ziehen, sein Bruder hatte hinlänglich gezeigt, wie wenig er solche Dinge zu behandeln verstand, die besten Führer der pommerschen Heere waren erschlagen. So sah er sich mit tiefem Schmerz gezwungen, auf einen Feldzug für jetzt zu verzichten, obgleich Friedrich gewiß nicht stehen blieb. Er gab darum Befehl, die Städte und Schlösser in Pommern in wehrhaften Stand zu setzen, damit sie vor des Markgrafen Anlauf sicher sein möchten**).

Die große Begebenheit, welche den Verlust der Uckermark zur Folge hatte, die Tapferkeit der Märker, welche glänzend darin hervortrat, regten das Volk mächtig an; man sprach nicht bloß davon, man faßte auch die Begebenheit nach Volksweise in Reime und sang sie ab, um sie den Nachkommen im Volke im Gedächtnis zu erhalten, das keine andere, als eine so überlieferte Geschichte kannte. Sie sind natürlich in niederdeutscher Sprache, denn nur diese wurde damals in der Mark und dem ganzen Niederdeutschland gesprochen. Die unnachahmliche Volkstümlichkeit der Anschauungs- und Ausdrucksweise ist in keiner Sprache wiederzugeben, so wenig als der trockene feine Spott, der mit der Miene der Einfalt darin liegt. Um die Volksdichtung jener Zeit zu kennzeichnen, mögen die uns erhaltenen Reste hier mit einer Umschreibung für diejenigen, welche des Niederdeutschen unkundig sind, einen Platz finden.

Wy willen singn ein nyen Rey
Na dem Winter kömpt uns de Mey,
Dat hebbn wy wol vernamen,
Dat Kettr Angermünd gewonnen ward,
Dat nam de Marggraff framen.

Wir wollen singen einen neuen Rei,
(Reigen)
Nach dem Winter kommt uns der Mai,
Das haben wir wohl vernommen,
Daß Ketzer Angermünde gewonnen ward,
Das nahm des Markgrafs Frommen.

Bischoff Magnus, de vel edel Mann,
De sick de Muer thom ersten anklam,
Vor de Hovetlude alle,
Vordienete wol vier und vöfftig Schock
Mit dem ersten Anklamen.

Bischof Magnus, der viel edle Mann
Der, der Erste, die Mauer anklamm,
Von den Hauptleuten allen,
Verdiente wohl vier und fünfzig Schock
Mit dem ersten Anklimmen.

Bogen X. 1. „Alda hat auch ein Einspenniger Sutemyn genannt, eine sonderliche that gethan, vnd in die spitze gebrochen, darumb er vom Churfürsten sonderlich begabt ist worden." Ferner: Spangenbergs Adelsspiegel Tl. II. S. 263.

*) Haftitz a. a. O. — **) Kantzows Pommerania Tl. II. S. 8.

Janicke van Briesen leth sick uthjagn
Van Kettr Angrmünd bet thom Gryffnhagn,
Vorkundigte nye Mehre.
Tho Stettin up des Hertogen Hoff,
Do sprack he tho synem Erffherren.

Gnedige Herr, dat sy ju bekandt,
Kettr Angrmünd, dat Stolperland,
Dat wert so gar verdorven.
Dat duth ock Marggraff Fredereck;
Se sprackn: he were gestorven.

De Hertig leth thosamen vorladn,
Der Dutschen nock mehr denn der Paln,
Sulffst reth he an der Spitzen.
Tho den Vierradn up dat hohe Hus,
Da ehten sy suete Fische.

Se rehden dann tho den Vierraden davon:
Folget na Stade un alle gude Mann,
Folget gy myner Glytzen.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Se quemen vor Angermünde up den Plan
De Dohrn waren en wit upgedahn,
He reth henin mit Schalle
Se riepen all thomal Stettin!
Brandenborg were gefallen.

De Gans van Putlitz lag hinder den Graven
Wo grimmig streckte se eren Kragen
Baven de Gryffen alle!
De Gryffen haddn de Flögel verlahrn,
De Adler schwewete dar baven.

De Gans war des Mudes also voll,
Dorch de Muer brack se sick en Hol,
Dorch de harte Feldsteene,
Da se up den Markte quemen,
Da weren erer thene vör enen.

De Schwerder gingn den Klinger den Klank,
Herr Dettleff van Schwerin, de was dermank,
Den Pres wolde he erwerwen,
Des muste Herr Dettleff van Schwerin
Vör sinen Erfherrn sterwen.

Johann von Briesen ließ sich ausjagen,
Von Ketzer Angermünd bis nach Greifenhagen,
Verkündigte neue Mähre.
Zu Stettin, an des Herzogen Hof,
Da sprach er zu seinem Erbherren.

Gnädiger Herr, es sei euch bekannt,
Ketzer Angermünd, das Stolperland,
Das wird so gar verdorben.
Das thut der Markgraf Friederich;
Sie sprachen: er wäre gestorben.

Der Herzog ließ zusammen holen,
Der Deutschen noch mehr als wie der Polen,
Selbst ritt er an der Spitze.
Zu Vierraden auf dem hohen Haus,
Da aßen sie süße Fische.

Sie ritten dann zu Vierraden davon:
Folget nach, Städte, und alle gute Mann,
Folget nach meiner Lanzen!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Sie kamen vor Angermünde auf den Plan,
Die Thore wurden ihnen weit aufgethan,
Er ritt hinein mit Schallen.
Sie riefen allzumal: Stettin!
Brandenburg wäre gefallen.

Die Gans von Putlitz lag hinter dem Graben,
Wie grimmig streckte sie ihren Kragen,
Über die Greifen alle!
Die Greifen hatten die Flügel verloren,
Der Adler schwebte hoch oben.

Die Gans war des Mutes also voll,
Durch die Mauer brach sie sich eine Höhl'
Durch die harten Feldsteine.
Da sie auf dem Markt ankamen,
Da waren ihrer Zehne auf einen.

Die Schwerter schlugen mit Kling und Klang,
Herr Detloff von Schwerin war auch im Gemeng,
Den Preis wollte er erwerben.
Drum mußte Herr Detloff von Schwerin,
Für seinen Erbherrn sterben.

Da nun de Hertig dat gesach,
Datt da Herr Dettleff vör em lach,
Gespettet als en Brade:
Ach milder Christe vom Himmelryk,
Weren wy nu tho dem Vierraden!

Da sprack sick des Hertign neheste Knecht:
Gnedige Herre, weren wy nur weg,
Weren wy wenthe uth den Dohren!
Ick schwere yt juw by Truwen und Vorware,
Den Pries hebben wy verlahren!

De Hertig quam wol vör dat Dohr
Dem Rosse gaf he so balde de Sporn,
Syn Drawen muste he laten.
Tho dem Vierraden up dat hohe Hus,
Darup ward er gelaten.

He ginck sick an de Borgtinnen stahn,
Syn Hövet stack he thom Fenster uth,
Van Jammer un ock van Leide;
Kettr Angrmünd, du vele gude Stadt,
Wie kläglick mutt ick van die scheden!

De uns dit nye Lied gesang,
En Schmedeknecht is he genannt,
Un heet sick: Köne Finke.
He fuhrt en Hemmerken up syne Hand,
God Beereken mag he wol drinken.*)

Da nun der Herzog das ansah,
Daß da Herr Detloff vor ihm lag,
Gespießt als wie ein Braten:
Ach milder Christ im Himmelreich,
Wären wir doch jetzt zu Vierraden!

Da sprach des Herzogs nähester Knecht:
Gnädiger Herre, wären wir nur weg,
Nur wenigstens aus den Thoren!
Ich schwöre es euch bei Treuen und Ehr,
Den Preis haben wir verloren!

Der Herzog kam wohl vor das Thor
Dem Rosse gab er bald die Sporn,
Sein Traben mußte er lassen.
Zu Vierraden auf das hohe Haus,
Darauf wurde er gelassen.

Er schauete von der Burgzinnen aus,
Er steckte den Kopf zum Fenster hinaus,
Voll Jammer und voll Leiden:
Ketzer Angermünde, du gute Stadt,
Wie kläglich muß ich von dir scheiden!

Und der dies neue Lied uns sang,
Ein Schmiedeknecht ist er genannt,
Er heißet: Kuno Finken.
Er führt ein Hämmerchen auf seine Hand,
Gut Bierchen mag er wohl trinken.

*) Angelus, Ann. march. S. 202. — Garcaeus, Edit. Krausii S. 186.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Siegesbahn war Markgraf Friedrich geöffnet, die Hindernisse hatte er hinweg geräumt, in der That war die Fortsetzung des Krieges nur ein Siegeszug zu nennen. Rasch hinter einander nahm er Greifenberg, Boitzenburg, Zehdenick und Prenzlau*) nebst mehreren andern Schlössern und Ortern, so daß sich fast das ganze Uckerland in seinen Händen befand. Auch auf diesem Zuge hatten sich Suteminn und der schwarze Ritter vielfach ausgezeichnet. Ein überaus schöner und früher Frühling begünstigte den Markgrafen dabei, im April gab es schon Rosen und im Mai Kirschen, Erdbeeren und einzelne reife Weinbeeren. Ein starker Reif im Juli verdarb aber alles wieder**).

Friedrich durfte hoffen, vor den Pommern eine Zeitlang Ruhe zu haben, denn der Verlust war zu groß, um ihn leicht ersetzen zu können. Dagegen drohten die Mecklenburger und Lauenburger noch immer in die Mark einzufallen. Der Markgraf nahm darum die Unterhandlungen mit den Hansestädten Hamburg und Lübeck wieder auf und schloß mit ihnen am 29. Mai zu Salzwedel ein Bündnis, vermöge dessen sie versprachen, der beiden Herzöge Erich und Bernd von Sachsen-Lauenburg und aller deren Freunde Feind werden zu wollen; sie übernahmen es, den Krieg mit vierhundert Gleven und zweihundert Schützen zu Pferde zu führen. Sollte der Krieg länger dauern als bis Michaelis, so wollte man wegen der Fortsetzung in einer gelegenen Stadt weiteren Rat pflegen***). Hierdurch hoffte er nicht allein die Lauenburger, sondern auch die Mecklenburger insoweit zu beschäftigen, daß sie nichts Ernstliches gegen die Mark unternehmen konnten. Zu mehrerer Sicherheit schloß er auch mit dem Kurfürsten Herzog Albrecht von Sachsen ein Bündnis nach damaligem Ausdruck wider alle Menschen, die ihn nämlich anfeinden würden, und zog auch den Markgrafen von Meißen mit hinein†).

*) Kantzows Pommerania Tl. II. S. 8.
**) Müller, Annales des Hauses Sachsen S. 10.
***) Gundling a. a. O. S. 148. Urkunde in Gercken, Cod. dipl. Brandenb. T. V. S. 356. — †) Gundling a. a. O. S. 149.

— Am 23. April war ein Tag zu Zerbst, wo Friedrich mit dem Erzbischof Günther rechtete wegen einer Schuldforderung, die letzterer an ihn stellte*). Friedrich war um so mehr genötigt sich sicher zu stellen, als er einmal dem Kaiser versprochen hatte, den Feldzug in Böhmen persönlich mitzumachen, andernteils aber die Angelegenheit mit dem Herzog Ludwig von Bayern-Ingolstadt immer bedenklicher wurde. Dieser hatte am 12. Mai ein heftiges Manifest gegen Friedrich ergehen lassen, in welchem er sich bitter beklagt, daß der Kurfürst das an Siegismund geliehene Geld nicht bezahlen wolle, ungeachtet er die Bürgschaft übernommen habe. Es war in höchst leidenschaftlichen und beleidigenden Ausdrücken abgefaßt, die kaum eine gütliche Beilegung gestatteten. — Mit den Herzögen von Braunschweig, Bernhard, Heinrich, Otto und Wilhelm, erneuerte Friedrich das im Jahre 1416 geschlossene Bündnis am 16. Juni 1420**).

Alle diese Hülfen zeigen nur, wie bedrängt die Zeit und Friedrichs Lage war. Nicht ohne Besorgnis sah er auf die Pommern, denn beigelegt war der Zwist noch nicht, und sobald sie sich erholt hatten, konnte man ihrer gewärtig sein. Mecklenburg in seiner Gesamtmasse war ein nicht zu verachtender Feind und man lebte mit ihm im offenen Kriege. Namentlich beunruhigten die Mecklenburger fortdauernd die Herrschaft Ruppin, mit welcher sie grenzten, und ließen dem Grafen Ulrich von Lindow keine Ruhe, so daß dieser sich an den Herzog Swantibor in Pommern wandte und sich beklagte, daß der Herzog Ulrich von Mecklenburg in sein Land eingefallen sei. Er hatte den Herzog gebeten, die Sache zu schlichten und zu richten und deshalb einen Tag anzusetzen. Er wolle sich allezeit seinem Rechtsausspruche unterwerfen***). War der gefangene Herzog eine Art von Geisel, so war er von der andern Seite auch Ursache der Fortdauer der Feindseligkeiten. In Bayern und Franken kam es sehr wahrscheinlich zu einem gefährlichen Kriege und in Böhmen bestand er bereits. Die böhmische Ketzerei, welche von allen altgläubigen Gemütern wie eine geistige Pest angesehen wurde, griff immer weiter um sich. Eben war in Magdeburg ein Ketzer dieser Art verbrannt worden. Es war ein Priester namens Jakob Bremer. Er kam von Prag, wo er ein eifriger Anhänger und Verbreiter der neuen Lehre geworden war, und ging nach Niedersachsen in der Absicht, ein Apostel derselben zu werden. So predigte er denn auch im Erzstift Magdeburg, aber man ergriff ihn und überlieferte ihn dem Erzbischofe. Dieser übergab ihn dem Ketzermeister des Prediger-Ordens, dem Meister Peter, der ihn

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 70. Anmerk.
**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 146.
***) Oelrichs, Verzeichnis der Dregerschen Urkunden S. 115. Bratring, die Grafschaft Ruppin S. 202.

verhörte und in vielen Stücken vom rechten Glauben abweichend fand. Da er von seinen ketzerischen Sätzen nicht ablassen wollte, wurde er vor den Thoren von Magdeburg ins Feuer geworfen und verbrannt*).

Ließen diese Erscheinungen kein Gemüt ohne Unruhe, so war das Anrücken einer anderen Seuche, nämlich der Pest, nicht geeignet, den Blick in die Zukunft zu erhellen. Sie hatte Welschland verwüstet, das Schweizerland durchzogen und schritt allmählich den Rhein hinunter, wo sie besonders die größeren Städte ganz entvölkerte. Vom Rhein zog sie nach Westfalen, Hessen und Thüringen. So weit war sie zu der hier angegebenen Zeit. Aber sie breitete sich schon in Niedersachsen aus, überfiel nachher die Seestädte und forderte zahllose Opfer. Durch Mecklenburg, die Mark und Pommern zog sie sich nach Preußen und Liefland und wütete in übermäßiger Heftigkeit. Im Schlosse Fellin in Liefland starben an dieser Pest allein sechsunddreißig Ritter des deutschen Ordens**). Da hatten denn die guten Voreltern wohl Ursach zu seufzen: Es ist eine böse Zeit der Not und Klage.

Wenden wir unsern Blick von diesen trüben Bildern fort, um einstweilen eine pommersche Begebenheit näher ins Auge zu fassen, die einen Mann betrifft, von welchem wir schon öfter gesprochen haben, nämlich Kurt von Bonow. Unsere Leser erinnern sich dieses berüchtigten Kirchherrn vom Sunde, der nachher Administrator des Bistums Camin wurde, am Hofe der Wolgastischen Fürsten viel galt und in dieser Eigenschaft auch als Abgesandter nach Berlin gekommen war. Herzog Wratislaw von Wolgast war im Jahre 1415 gestorben und hinterließ zwei Söhne, Swantibor und Barnim, welche später mit ihren Vettern Wratislaw und Barnim die Regierung übernahmen, jetzt aber noch jung waren. Seine nachgelassene Witwe, die Herzogin Agnes, regierte deshalb als Regentin, vertraute sich aber ganz Kurt von Bonow an, der zum Vormund der jungen Fürsten und zu ihrem Geheimen Rat bestellt war. Im Grunde führte er daher das Regiment und ihm war dies um so gelegener, als er sich aus seinen kirchlichen Würden wenig machte und ritterliche Ehre vorzog. Seine Herrschsucht fand dabei für ihre Befriedigung ein weites Feld, und es konnte seiner Stellung und seines Charakters wegen ihm nicht an Feinden fehlen. Mag es Neid oder ein anderes Motiv gewesen sein, das den Erbmarschall des Landes Barth, Herrn Degener Buggenhagen, gegen ihn aufgebracht hatte, — genug, dieser wurde sein Feind in dem Maße, daß er ihm den Tod schwur. Degener war einer der angesehensten Männer in Pommern, und viel-

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 508.
**) Rufus a. a. O. S. 513.

leicht mochte er glauben, daß er mehr verdiene, den Fürsten und der Fürstin nahe zu stehen, als Kurt. Er nahm die Gelegenheit wahr und erschlug im Jahre 1419 wirklich den Kurt von Bonow im Dorfe Groß-Kisow*).

Die Fürstin war darüber in hohem Grade bestürzt, denn sie verlor in ihm die Stütze ihrer Regierung. Natürlich war sie über seinen Mörder höchlich entrüstet, aber noch mehr verletzte es sie, als dieser sich an ihrem Hof sehen ließ und sich benahm, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Es gehörte in der That ein ziemlich roher und frecher Sinn dazu, um der Fürstin auf solche Weise die Nichtigkeit ihres Regiments und ihres Befehlens vor Augen zu rücken. Dennoch faßte sie sich, trat ihm entgegen und fragte: Herr Degener, warum habt ihr unsern Mann erschlagen? — Und mit argem Doppelsinn griff Degener die Frage auf und antwortete: Gnädige Frau, ich habe nicht gewußt, daß es euer Mann gewesen ist, sonst würde ich es sehr ungern gethan haben. Zornglühend wandte sich die Fürstin von ihm ab, er hatte frech ihr Zartgefühl verletzt, und augenblicklich gebot sie den Ihrigen, den Mann gefangen zu nehmen. Degener wußte jedoch seinen Vorteil abzupassen und entfloh. Da schwur sie sich zu, die Worte an ihm zu rächen und brütete über Plänen, ihren Zweck zu erreichen.

Degener von Buggenhagen sah wohl, daß er vor der Fürstin nicht sicher war, auch hatte er Kurt von Bonows Freunde zu fürchten, die nicht ruhen würden, für den begangenen Totschlag Rache zu üben. Darum floh er nach Stralsund, eingedenk der alten Feindschaft, welche zwischen Kurt von Bonow und denen vom Sunde noch immer bestand. Er verkündigte ihnen, welch' großen Dienst er der Stadt geleistet habe, indem er ihren erbittertsten und mächtigsten Feind erschlagen. Das Gefühl der Rache ist süß und läßt den Rächer selten in häßlicher Gestalt erscheinen. Die Stralsunder nahmen ihn auf, und als die Fürstin ihn von ihnen forderte, weigerten sie sich, ihn von sich zu lassen. Indessen sah Degener recht gut, daß eine solche Weigerung keinen langen Bestand haben konnte. Es war darüber ziemlich ein Jahr verflossen. Er wandte sich deshalb im Sommer 1420 schlau an den jungen Herzog Wratislaw von Wolgast, den Vetter der Fürstin, bat um Gnade, schmeichelte ihm und forderte ihn auf, daß er ihn mit seiner Schwägerin versöhnen, so lange aber verbergen möchte, bis es geschehen. Der junge Fürst, der hier eine Gelegenheit sah, einmal selbständig zu handeln, seiner Schwägerin gegenüber den Vermittler zu machen, ein gutes Werk zu thun und sich selber zugleich einen der mächtigsten und einflußreichsten Männer der

*) Kantzows Pommerania Tl. I. S. 461. Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 495 f.

Landschaft zu verpflichten, ging darauf ein und schrieb an Degener und an zwei Bürgermeister zum Sunde, sie möchten in die nicht weit von der Stadt entfernte Mühle zum Garbodenhagen kommen, damit er mit ihnen reden könne. Sie sollten hier mit ihm essen und fröhlich sein, er würde sie vor allen Feinden schützen.

So geheim die Sache behandelt zu sein schien, so erhielt die Fürstin doch sogleich Nachricht davon und entwarf ihren Plan. Sie ließ ihren Marschall, Vieke Behr genannt, einen nahen Verwandten und Freund des erschlagenen Kurt von Bonow kommen und teilte ihm mit, was sie ersonnen hatte. Vieke Behr versprach mit Hand und Mund die Ausführung, eilte zurück und ließ seine Knappen und Knechte sich rüsten.

Die beiden Bürgermeister von Stralsund waren klug genug, zu merken, daß dem Frieden nicht sehr zu trauen sei. Sie schützten Amtsgeschäfte vor und wußten auch dergleichen aufzufinden, so daß sie ihr Zuhausebleiben hinreichend gegen Herrn Degener entschuldigten. Deshalb machte sich dieser allein auf und kam nach der Mühle in Begleitung einiger Knechte. Er fand den Herzog Wratislaw daselbst und trug ihm sein Anliegen vor. Der Herzog versprach ihm seinen Schutz und seine Vermittlung und überlegte mit ihm die zu ergreifenden Maßregeln. Als sie darüber ins klare gekommen, lud der Herzog Herrn Degener zu Gaste und führte ihn zu Tische. Seine Begleitung nahm an dem Mahle Teil und Degener, sein gutes Glück segnend, voll neuer Hoffnung in die Zukunft blickend, wurde fröhlich und guter Dinge. Der mitgebrachte Wein erheiterte die Köpfe und die kleine Gesellschaft überließ sich der fröhlichsten Laune. Da trat ein Knecht ins Zimmer und verkündigte, es nahe sich ein Reiterzug mit Hauptleuten an der Spitze. Degener, wie in böser Ahnung, sprang auf und rief: Herr Herzog, ich fürchte, ich bin hier nicht sicher. Der Herzog beruhigte ihn und wies ihn auf seinen Schutz hin, aber gleich darauf erhob sich draußen großes Geschrei, die Reiter fielen in die Mühle, besetzten das Haus und drangen gewaltsam in die Zimmer. Jetzt erschrak der Herzog nicht minder als Degener und die ganze Gesellschaft; sie suchten zu entspringen. Allein es war zu spät. Der Marschall Vieke Behr drang von Geharnischten gefolgt mit entblößtem Schwert ins Zimmer und versetzte Herrn Degener von Buggenhagen einen furchtbaren Hieb über den Kopf, durch den er ihm den Schädel spaltete, daß er sogleich zur Erde sank. Noch gab er Zeichen des Lebens von sich, aber jetzt schlugen die andern auf ihn ein und töteten ihn völlig.

Dem Herzog war es gelungen, zu entkommen, denn es war auf ihn nicht abgesehen, was er freilich nicht wußte. Die Seinigen hatten ihm im Hofe auf ein Pferd geholfen und er entfloh zunächst nach Barth, wobei er sich Glück wünschte, daß er noch so gut davon gekommen sei. Indessen

erfuhr er bald, daß die Herzogin den Streich angestiftet und man gegen ihn nichts habe unternehmen wollen. Die Sache verdroß ihn gar sehr, denn unstreitig wußte die Fürstin, daß er dem Degener Schutz und sicheres Geleit versprochen hatte, das nun ohne seine Schuld gebrochen und wodurch sein fürstliches Wort gewissermaßen verhöhnt war. So heftig er erzürnt war, so wagte er es jedoch nicht, etwas gegen die Fürstin zu unternehmen; dagegen aber nahm er sich vor, den Frevel an den Thätern zu rächen und es diese entgelten zu lassen, daß sie sich zu dem Verbrechen hergegeben.

Vieke Behr war nach vollbrachter That zur Herzogin Agnes zurückgekehrt und hatte ihr die Vollziehung ihres Auftrages angezeigt. Auf seinem Schlosse war er vor der Rache der Angehörigen und Freunde Degeners von Buggenhagen nicht mehr sicher genug; die Herzogin selber trug ihm daher an, sich auf ihr Schloß Usedom, das ihr als Leibgedinge gehörte, zu flüchten, wo er wahrscheinlich ungefährdet bleiben würde. Mit den Vornehmsten seiner Mithelfer ging er dahin ab.

Nicht minder als Herzog Wratislaw nahmen die Bewohner von Stralsund, welche dem Degener von Buggenhagen bisher Schutz gewährt hatten, sich die Sache zu Herzen. Sowie sie Nachricht davon erhielten, sandten sie Botschaft in das Schloß des Erschlagenen und ließen die Leute warnen, auf ihrer Hut zu sein. Alle aber, welche bei der That mitgeholfen hatten, wurden im Sunde für friedelos erklärt. Herzog Wratislaw ließ den Schildknappen des erschlagenen Degener und einige seiner Leute aufsitzen und ritt mit ihnen zu allen Freunden des Ermordeten, um sie zur Rache gegen seine Mörder aufzufordern*).

So weit war die Angelegenheit zu der hier in Rede stehenden Zeit gediehen. Die Einwohner von Stralsund beredeten die von Greifswald, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und sich des Herzogs anzunehmen. Beide Städte zogen wohl gerüstet aus nach Usedom, denn man hatte erfahren, wo sich die Mörder Degeners aufhielten. Zu dieser Zeit befand sich die Herzogin Agnes nicht daselbst. Sie umlegten das Schloß und zerschossen es dermaßen, daß es der Marschall nicht mehr zu halten vermochte; endlich stürmten sie. Vieke Behr überzeugte sich, daß das Schloß nicht mehr zu halten war; für diesen Fall hatte er sich vorgesehen. Er überließ die Fortsetzung des Kampfes seinen Leuten und schlich sich mit seinen Getreuen durch eine verborgene Pforte zum Ufer des Usedomschen Sees. Hier bestiegen sie einen Fischerkahn und ruderten davon. Zu spät bemerkte der Feind das Fahrzeug.

Der Kahn hatte zwar nicht mehr Menschen als er gerade tragen

*) Rufus in der Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 512 ist hier in einem Mißverständnisse begriffen.

konnte, allein man hatte nicht überlegt, daß alle schwer gewappnet waren und daher kam es, daß das Fahrzeug bis an den Bord im Wasser lag. In der Nähe des Ufers, wo die Wellen klein waren, ging es, aber als man eine größere Tiefe und die breitere Fläche erreicht hatte, erhoben sich die Wogen mächtiger, schlugen über den Bord weg, füllten das Boot mit Wasser und nun sank es unaufhaltsam. Es ging mit allem was es enthielt unter und die schweren Rüstungen ließen an keine Rettung denken.

Unterdessen war das Schloß genommen und man hatte noch sechzehn von denen gefangen, welche bei dem Morde geholfen. Man suchte an der Stelle, wo das Boot versunken war, nach und fischte den Körper des Marschalls Vieke Behr auf. Er wurde mit den Gefangenen nach Stralsund geschafft, es war außer den erwähnten sechzehn noch so ziemlich die ganze Besatzung des Schlosses gefangen. Hier verfuhr man sehr eilig. Jene sechzehn, welche bei der That mitgeholfen hatten, wurden mit den Füßen an Pferde gebunden und so durch die Stadt geschleift, dasselbe geschah mit dem toten Körper des Marschalls. Dann aber wurden sie gerädert und aufs Rad geflochten, auch den Körper Vieke Behrs flocht man auf das Rad. Die übrigen Gefangenen gab man los.

Aber man erfuhr, daß noch eine Anzahl von denen, welche bei dem Morde mitgeholfen hatten, nach dem Schlosse Rüstrow oder Resserow geflüchtet seien. Dies Schloß gehörte Gerdt Behr, wie es scheint einem Bruder des Marschalls, und lag in Mecklenburg zwischen Tessin und Gnoien unweit der pommerschen Grenze. Ohne lange zu verziehen, brachen die Städte auf, rückten in Mecklenburg ein und zogen vor das Haus Rüstrow, das sie sogleich bestallten, das heißt, umlegten. Zu ihnen hatten sich die guten Leute, genannt von Moltke, gesellt, und unterstützten sie. Man ging mit großer Hast zu Werke, das Schloß wurde gestürmt und genommen. Doch scheint es, daß diejenigen, welche man suchte, sich geflüchtet hatten. Die Erbitterung war indessen so groß, daß man das Schloß bis in den Grund niederbrach, völlig zerstörte, und alle dazu gehörigen Güter verwüstete.

Die Herzogin war über alle diese Greulthaten zwar heftig erbittert, aber doch nicht in der Lage, etwas Erhebliches gegen die Städte unternehmen zu können. Die jungen Fürsten mochten mit der Sache nichts zu thun haben und nahmen keine Partei. So blieb es also den Freunden und Angehörigen der Ermordeten und Hingerichteten überlassen, wie weit sie sich rächen wollten. Fast der ganze Adel im Lande teilte sich in Parteien, und es gab eine Menge Fehden, wobei noch einige Häuser der schloßgesessenen Geschlechter in den Grund gebrochen wurden. Auch die beiden Städte Stralsund und Greifswald mußten dabei viel leiden, und hatten großen Schaden davon. Die Fehde derselben mit den Behren

von Nüstrow wurde erst im Jahre 1423 vertragen und durch einen Vergleich beigelegt, wobei die Behren von Huchelsdorf, Neuenhaven, Neplin, Behrenwalde und Obelitz, die Mecklenburger Kerkdorpe zu Vytekow und Granzow, die Quitzows und Lünows, sowie die Bassewitze zu Dalwitz und Bassewitz die Bürgschaft übernahmen, und Gerd Behr zu Nüstrow sich verpflichten mußte, daß er nie nach Pommern oder Rügen kommen wollte, wenn er nicht eine besondere Erlaubnis vom Landesfürsten erhalten hatte. Die Herzogin Agnes vergaß den beiden Städten ihr Lebenlang nicht den verübten Frevel, und ließ keine Gelegenheit vorbei, ihnen zu schaden*).

Die Zeit rückte heran, wo Friedrich mit dem Heere nach Böhmen aufbrechen wollte. Siegismund war mit einem Heere in Böhmen eingerückt und ging auf Prag los. Als er vernahm, welche furchtbaren Verteidigungsmaßregeln die Hussiten in Prag nahmen, wo Weiber und Kinder an den Verschanzungen des Schlosses arbeiteten, zog er sich nach Alt-Bunzlau, um die Ankunft des Reichsheeres abzuwarten. In der Zwischenzeit zog er mit seiner Gemahlin Barbara, der Königin Sophia und dem päpstlichen Legaten in Böhmen umher, von ungarischen leichten Reitern begleitet, und verfuhr grausam gegen alle Hussiten, die er erreichen konnte. Zuletzt ging er nach dem Wissehrad, der wie das königliche Schloß in Prag sich noch in den Händen seiner Getreuen befand.

Friedrich wünschte Wirich von Treutlingens Kräfte anderweitig zu benutzen. Er enthob ihn seines bisherigen Postens und ernannte den Ritter Hasso von Bredow zum Hauptmann in der Neuen- oder Mittelmark, indem er ihm zugleich das Schloß Liebenwalde übergab, das er gegen jedermann schützen, außerdem aber alle Geschäfte und Rechte eines Landeshauptmanns ausüben sollte**). Es geschah dies in der Mitte des Juni, worauf Friedrich seinem schon vorausgesandten Heere nach Böhmen folgte.

Er ging durch Meißen nach den böhmischen Grenzen, und holte sein 10 000 Mann starkes Heer, welches sein ältester Sohn Prinz Johann geführt hatte, in Böhmen ein, wo er es mit dem kaiserlichen Heere vereinigte. Hier waren bereits die Kurfürsten von Mainz, Köln, Trier, Kurpfalz, Herzog Albrecht von Österreich, der Markgraf von Meißen, vierzig Bischöfe, Grafen und Herren nebst vielen andern Reichsständen mit ihrem Heere zum Kaiser gestoßen, der bei Königssaal, unweit Beraun stand. Mit dem ungarischen und schlesischen Heere vereint, war die Truppenzahl sehr groß, denn Papst Martin V. hatte gegen die Hussiten

*) Kantzow, Pommerania von Kosegarten Tl. I. S. 461 f. — Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 511. 514. Beide ergänzen einander, ungeachtet der Verwirrung bei Rufus. Schwarz, Lehnhistorie von Pommern, S. 488.

**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 75.

das Kreuz predigen lassen, und noch war eine solche Predigt wirksam. Siegismund führte zwar den Oberbefehl, allein Friedrichs Erfahrung in Kriegssachen stand in so großem Rufe, daß er nichts ohne seinen Rat unternahm, und Friedrich riet, sofort auf Prag loszugehen und sich der Hauptstadt des Landes zu bemächtigen, da das Heer, dessen Stärke auf 150 000 Mann angegeben wurde, dazu mehr als hinlänglich schien.

Siegismund ging darauf nach Prag und hielt seinen Einzug in das ihm noch ergebene Schloß. Aber in der Stadt erhob sich ein furchtbares Toben, alles, selbst die Weiber rüsteten sich zur Gegenwehr, und die Priester fanatisierten das Volk. In jedem Czechen vermuteten die Königlichen einen Hussiten, und fiel er in ihre Hände, wurde er verbrannt. Dagegen steckten die Hussiten jeden Deutschen, den sie fingen, in eine ausgepichte Biertonne, und verbrannten sie auf den Wällen angesichts der Belagerer; kurz, die Wut war auf beiden Seiten grenzenlos.

Ziska war den Königlichen zuvorgekommen, und hatte den Witkowberg bei Prag besetzen und verschanzen lassen. Es war der Schlüssel zur Hauptstadt, und es war klar, daß man nicht eher die Stadt nehmen konnte, bis man den Berg genommen hatte. Dies sollten 30 000 Meißner zu Roß, nebst 8000 von anderm Kriegsvolk ausführen, während 16 000 Königliche von Wissehrad in die Neustadt Prag einfallen, und ebenso viele vom Schlosse aus das Sachsenhaus angreifen und sich der Brücke versichern sollten. Ein dritter Heerhaufen sollte vom Spitalfeld einen Angriff auf die Altstadt machen. Siegismund stellte sich mit drei Heerhaufen jenseit der Moldau auf, um den Erfolg abzuwarten.

Es war am 14. Juli 1420, als Kurfürst Friedrich den Witkowberg von den Meißnern angreifen ließ. Ein Graben und ein Turm war bald genommen. Jetzt mußte ein Erdwall erklommen werden, hinter welchem sich eine hölzerne Brustwehr erhob, die von zwei Weibern, einer Jungfrau und 26 Männern verteidigt wurde, und wunderbar genug warfen sie das stürmende Heer mit begeisterter Tapferkeit zurück. Eine der Frauen, obgleich ohne Waffen, rief fortdauernd dem kleinen Haufen der Ihrigen Mut zu, daß sie als treue Christen dem Antichrist keinen Fußbreit weichen möchten, bis ein Schuß sie traf und ihr Heldengeist entfloh. Aber der Sturm wurde von neuem begonnen, Ziska selber eilte herbei, doch war der Punkt nicht mehr zu halten; mit Mühe rettete sich Ziska aus Feindes Händen mit Hülfe der Seinigen. Schon hielt man den Berg für erstiegen und genommen, da erklangen die Glocken in der Altstadt zum Rettungsgebet, und begeistert nahte sich ein Haufe von 50 Pfeilschützen und Bauern mit Dreschflegeln unter Anführung eines Priesters, der das Sakrament emporhielt; sie kamen den stürmenden Meißnern in den Rücken. Diese wähnten das ganze Volk hinter sich, im wahnsinnigen Schrecken kehrten sie um und stürzten sich den Berg

hinab. Da fuhr Ziska grimmig hinter ihnen her, ein großer Teil fiel sich zu Tode, 300 wurden durchs Schwert erlegt, weit mehr tötlich verwundet und gefangen. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Siegismund hatte nichts gethan, die Meißner unterstützen zu lassen, und selbst die Ausfälle aus den Schlössern waren verzögert. Er kehrte voll Verdruß in sein Lager zurück, während die Prager auf dem Spitalfelde ein großes Dankfest feierten. Jener Berg erhielt seit diesem Tage den Namen Ziskaberg, und wurde sogleich noch stärker befestigt. Die alte Eifersucht zwischen Böhmen und Deutschland fing an, sich selbst im Lager des Kaisers zu regen. Friedrich riet, den Sturm am folgenden Tage noch einmal zu wagen, aber Siegismund wollte nichts davon wissen. Statt dessen hatte er den Verdruß, daß abends am 19. Juli im Lager ein Feuer auskam, welches einen großen Teil desselben und die Sturmleitern verzehrte. Die Umgegend wurde dagegen auf das furchtbarste verwüstet.

Unterdessen waren mit den Pragern Unterhandlungen angeknüpft, und diese stellten als Grundlage des künftigen Friedens folgende Bedingungen: 1) freie Predigt des göttlichen Wortes; 2) die Beibehaltung des Laienkelchs; 3) Einziehung aller Güter der Geistlichkeit; 4) Bestrafung aller Todsünden und Unordnungen in allen Ständen, auch im geistlichen, und zwar mit dem Tode. — Siegismund aber verwarf diese Bedingungen gänzlich, wofür die Czechen aus Rache fünfzehn Deutsche in Biertonnen angesichts der Belagerer verbrannten. Am 28. Juli begab sich Siegismund auf das Schloß und ließ sich in der St. Veitskirche vom Bischof Konrad zum König von Böhmen krönen, wobei ihn Friedrich zum Altar geleitete, auch schlug er mehrere der Anwesenden zu Rittern. Darauf nahm er die goldenen und silbernen Heiligenbilder, und ließ sie einschmelzen, um damit seine Kriegsvölker zu bezahlen. Im Lager verbreitete sich die Meinung, Siegismund sei ein heimlicher Gönner und Helfer der Ketzer. Unter lauten Verwünschungen steckten die Deutschen am 30. Juli ihr Lager in Brand, brachen auf, und zogen heim. Siegismund flüchtete sich mit seinen ungarischen Reitern nach Kuttenberg. Sein Kriegsvolk bezahlte er damit, daß er ihm Erlaubnis gab, auf den Gütern des hussitischen Adels zu plündern. Unter diesen Umständen kam Friedrich früher nach der Mark zurück, als er es vermutet hatte. Sehen wir zuvor, wie es unterdessen in der Mark stand.

Noch ehe Friedrich nach Böhmen gegangen war, während er noch im Juni mit den Pommern zu thun hatte, erhielt er in Angermünde die Nachricht, daß sein einziger Bruder, Johann von Plassenburg, am 11. Juni gestorben sei. So sehr diese Nachricht ihn betrübte, so setzte sie ihn noch auf eine andere Weise in Verlegenheit. Er war seines Bruders einziger Erbe, und dessen weitläufige Länder fielen ihm zu.

Bei der großen Aufregung, die in jenen Gegenden herrschte, bei den Unruhen und Wirren, welche der Kampf zwischen den bayrischen Herzögen herbeigeführt hatte, war es nötig, jene Länder in Besitz zu nehmen, den Vasallen und Lehnleuten ihre Lehen zu erteilen, und an Ort und Stelle die nötigen Maßregeln zu treffen. Sein ältester Prinz Johann war bereits mit dem Heere nach Böhmen aufgebrochen, er selber mußte innerhalb der nächsten acht Tage folgen. Was sollte er unter diesen Umständen beginnen? Er schrieb an seine Gemahlin Elisabeth nach Tangermünde, sie möchte sich sogleich nach Plassenburg begeben, die ihm zugefallenen Länder in Besitz nehmen, und die Lehen erteilen, eine besondere Vollmacht würde er noch in Angermünde ausfertigen und nachschicken lassen*). Einige fränkische Ritter aber erhielten den Auftrag, die Kurfürstin zu begleiten und ihr zur Seite zu stehen.

Die Kurfürstin reiste sogleich ab. Als sie dort angekommen war, schrieb sie ihrem Gemahl umständlich, wie mißlich und gefährlich die Sachen dort ständen. Dies Schreiben traf ihn in Böhmen. Er bevollmächtigte daher die Kurfürstin, in diesen gefährlichen Zeiten die Regierung jener Länder selber zu führen, welchem Auftrage sie sich mit großem Geschick und hellem Verstande unterzog. Friedrich hatte in einem offenen Briefe, der von Tangermünde aus am 28. Juli datiert war, wo er sich jedoch noch in Prag befand, auf den Scheltbrief des Herzog Ludwig geantwortet, in welchem er sich zu Recht vor dem Kaiser und den Kurfürsten erbietet, daneben aber dem Herzoge seine Schmähungen und Anzüglichkeiten verweist. An dem nämlichen Tage aber hatte Herzog Ludwig der Jüngere, der Sohn des älteren Herzogs von Bayern-Ingolstadt, dem Kurfürsten Friedrich öffentlich abgesagt. Kaspar der Törringer und die von Maxelrain, von Pinzenau und von Leiningen thaten dasselbe und fielen in die Länder des Kurfürsten ein.

Die Kurfürstin wandte sich an Graf Wilhelm von Henneberg mit der Bitte, kraft seines Bündnisses mit ihrem Gemahle Herzog Ludwig dem Jüngeren den Krieg anzukündigen, dasselbe that sie mit dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Bischof von Würzburg, sowie mit vielen Reichsstädten. Diese fanden sich mit ihren Leuten ein, und nun tobte der Krieg von beiden Seiten.

Während der Abwesenheit des Kurfürsten hatten die Städte Hamburg und Lübeck infolge ihres Bündnisses mit ihm am 10. Juli das Schloß Bergedorf umlegt. Sie thaten dies mit achthundert Wappnern zu Pferde, zweitausend zu Fuß und tausend Schützen. Auch hatten sie viele große Donnerbüchsen bei sich und eine Menge Sturmgerätschaften. Sie nahmen sogleich den zum Schlosse gehörigen Flecken und brannten

*) Gundling, Leben Friedrichs II. I. S. 155.

ihn nieder, denn Flecken und Schloß gehörten zu Lauenburg. Vier Tage lang wurde das Schloß aus den Donnerbüchsen beschossen, daß die, welche darin waren, nicht wußten, wo sie sich bergen sollten und nirgends Schutz und Ruhe finden konnten, denn die Kugeln zerschlugen Dach und Mauern. Am fünften Tage theerten sie ein vorgelegtes hölzernes Bollwerk und brannten dasselbe aus. Da die Schloßbewohner sich jetzt nicht mehr zu helfen wußten, so erboten sie sich, das Schloß zu übergeben, wenn man ihnen freien Abzug mit all ihrem Gute gestattete. Das wurde bewilligt, und so zogen einige vierzig Mann ab und übergaben das Schloß dem Bürgermeister Herrn Jordan Pleskow von Lübeck und Herrn Heinrich Hoyer von Hamburg. Die Städte besetzten sogleich das Schloß und steckten ihre Banner auf, setzten Hauptleute darauf und bewahrten es zu getreuer Hand der Städte. Jetzt entsandten sie einen Teil ihres Volkes die Elbe entlang, um sich des Schlosses Rypenburg zu bemächtigen. Die aber darinnen waren, wollten es auf keinen Sturm ankommen lassen, sondern übergaben es sogleich, weil sie sich überzeugten, daß sie das Schloß nicht halten konnten. Auch hier wehte nun das Banner der siegreichen Städte. Von hier zogen sie vor die Veste Kordeworde oder Küdworde und brachen sie gänzlich nieder*).

Diese Unfälle machten die Herzöge von Lauenburg gefügig, und obgleich die Mecklenburger noch gerüstet standen, wagten sie doch nichts zu unternehmen, besonders, da Friedrichs Anwesenheit sie schreckte. Indessen machte der heftige Krieg, der seine fränkischen Besitzungen verheerte, es dem Kurfürsten ebenfalls wünschenswert, Frieden in der Mark zu haben. Er hatte im Frühling dieses Jahres seine beiden Prinzessinnen Cäcilia und Magdalena verlobt, erstere mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig, letztere mit dem Herzog Friedrich zu Lüneburg. Dadurch war ihm das braunschweigische Haus sehr zugethan worden und Friedrich wußte es so einzuleiten, daß Herzog Wilhelm von Braunschweig, sein künftiger Schwiegersohn, mit dem Herzog Bernhard von Braunschweig die Vermittlung zwischen den kriegführenden Parteien übernahm und endlich alle es auf das schiedsrichterliche Urteil jener ankommen lassen wollten. So kam denn endlich am 23. August folgender Vergleich zu Stande.

Herzog Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg wird von den kriegführenden Parteien auf den Rat Friedrichs zum Schiedsrichter ernannt. Auf der einen Seite steht Friedrich mit allen seinen Herren, Mannen und Städten; auf der andern die Herzöge Otto und Casimir von Stettin; die Herzöge Johann und Albrecht, Johann, ihr gefangener Vetter und Herzog Ulrichs Kinder, sämmtlich Herzöge von Mecklenburg; Wratislaw, Herzog zu Stettin und Fürst zu Rügen; Herzog Erich und seine Brüder

*) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 25 ff.

von Sachsen-Lauenburg; Balthasar, Herrn Wilhelms Bruder und Herr Christoff ihr Vetter, sämtlich Fürsten zu Wenden. Zwischen den Parteien wird festgesetzt: alle Zwietracht und Ansprüche sollen die Herzöge Bernhard und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg schlichten und entscheiden und jedem zu seinem Rechte verhelfen. Die Parteien sollen ihre Ansprüche und Klagen schriftlich und besiegelt am St. Martinstage (11. November) einreichen in Wittstock und sie in Gegenwart der Ratmannen auswechseln und übergeben. Gegen die Anschuldigungen und Klagen sollen dann beide Parteien ihre Antworten aufsetzen und die besiegelten Klagen und Beantwortungen sollen am heiligen Drei-Königstage dem Amtmann zu Lüchow übersendet werden. Hiernach sollen dann die beiden Schiedsrichter den Ausspruch thun in besiegelter Schrift, in Gegenwart aller genannten Fürsten auf den nächsten St. Johannistag (24. Juni 1421) zu Perleberg. Sollte einer der Herren Schiedsrichter unterdessen mit Tode abgehen, so soll der andere den Ausspruch thun und dazu bevollmächtigt sein und was so entschieden wird, soll zwischen dem Johannistage bis zum Jacobitage vollzogen werden. Die Schiedsrichter betrachten sich als Bevollmächtigte zur Freundschaft mit beider Parteien Wissen und Willen. Auch sollen hierauf alle Gefangenen Tag haben, an beiden Seiten, Ritter und Knechte auf ihr Ehrenwort, Bürger und Bauern, wenn man ihnen nicht glauben will auf Bürgschaft, sonderlich der gefangene Herzog, sofern er sich verbürgt und dem Kurfürsten das versichert wird, mit allen seinen Mannen und Städten, wie das beredet sein wird auf den oben genannten Johannistag im Mitsommer ꝛc. Hierauf sollen die Herren von beiden Parteien einer dem andern von Stund an eine Sühne geloben und geben und diese mit Fehden und andern Sachen von jetzigem Bartholomäustage an bis über drei Jahre auf keine Weise brechen noch brechen lassen. Auch soll keiner des andern Feinde hausen oder hegen. In diese Sühne schließt mit ein der Markgraf von Brandenburg die Bischöfe von Brandenburg, Havelberg und Lebus, den Grafen und Herrn zu Ruppin, Kaspar Gans von Putlitz und ihre Lande und Leute. Auch ziehen die Stettinschen und mecklenburgischen Herren in dieselbe Sühne und Frieden die Bischöfe zu Cammin und Schwerin und ihre Stifte. Auch sollen die Herren von beiden Parteien diese Artikel verbriefen und besiegeln bei ihrem fürstlichen Wort und an Eides statt, alle Punkte getreu zu halten. Dies soll jeder vor zehn seiner Mannen und zweien Bürgermeistern als Zeugen geloben.

Da diese Maßnahmen allgemeine Zustimmung erhielten, so gelobte Friedrich am 2. September 1420 zu Tangermünde das Eingegangene zu halten*).

*) Urkunde in Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. VII. S. 407 f. und in dessen Diplom. vet. March. T. I. S. 630—637.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Unterdessen aber hatte sich schon wieder ein neues Ärgernis ereignet. Wir haben schon früher mehrmals des mächtigen und reichen Heise von Steinfurth erwähnt. Von je an war er ein abgesagter Feind der Mark Brandenburg und nicht leicht ließ er eine Gelegenheit vorüber gehen, wo er ihr schaden konnte. Sein kriegerischer Sinn ließ ihn in der Wahl seiner Waffengenossen nicht eben gar zu sorgfältig zu Werke gehen und jeder Haudegen war ihm willkommen, wenn auch der Ruf dessen, der ihn führte, mit Ausnahme der Tapferkeit, nicht eben löblich war. Sein großer Reichtum — denn er besaß zu jener Zeit zwanzig Dörfer — ließ ihn jede Laune befriedigen und machte ihn zu einem Nothelfer in allen Geldverlegenheiten. Er wußte, daß er sich viel erlauben durfte und machte von dieser stillschweigenden Erlaubnis hinreichenden und vielfachen Gebrauch. Sein alter Haß gegen die Mark hatte sich auf den Kurfürsten Friedrich übertragen. Er äußerte ihn fortdauernd dadurch, daß er die durch das Magdeburgische ziehenden märkischen Kaufleute und ihre Güter überfiel und plünderte. Vergebens hatte der Kurfürst bei dem Erzbischof Klage geführt. Er war selber kein besonderer Freund der Mark und Friedrichs und ließ sich die Abstellung der Ungebührnisse wenig angelegen sein. Zunächst hätte nun der Hauptmann der Altmark den immerwährenden Befehdungen steuern sollen. Zu dieser Zeit war es Gebhard von Alvensleben, der früher, wie wir erzählt haben, sich mit den Quitzows gegen den Kurfürsten verbunden hatte. Friedrich löste im Jahre 1414 von ihm das Schloß Gardelegen nebst der Vogtei und allem Zubehör für die Summe von zweihundert Schock böhmischer Groschen ein, welche von Heise von Steinfurth geliehen waren, dem das Schloß dagegen am 18. März wiederkäuflich verschrieben wurde. Dagegen lieh Gebhard von Alvensleben die empfangene Summe von zweihundert Schock dem Burggrafen, der darüber am 24. Mai einen Schuldschein ausstellte. Friedrich glaubte auf diesem Wege drei verschiedene Zwecke zu erreichen, einmal nämlich, den Gebhard für seine Widersetzlichkeit durch den Verlust des Schlosses und der Vogtei zu bestrafen,

andernteils aber sich ihn zu gewinnen, indem er sich von ihm eine Gefälligkeit erweisen ließ, drittens aber den Heise von Steinfurth mit der Mark und sich in friedliche Verhältnisse zu setzen. So gut ihm das erstere gelang, so gänzlich schlug das letztere fehl. Heise war nicht zu zähmen und blieb als Märker, was er gewesen war, ein beständiger Feind Friedrichs und der Mark.

Als der Markgraf sich überzeugt hatte, daß er nicht umzuschaffen sei, hielt er es für geratener, einen so gefährlichen Mann lieber außerhalb als innerhalb des Landes zu haben. Er kaufte daher Schloß und Vogtei Gardelegen von Heise im Frühjahre 1416 zurück, und da Gebhard von Alvensleben sich jetzt als ein ihm völlig ergebener Mann ausgewiesen hatte, so verpfändete er ihm beides von neuem für die Summe von achthundert rheinischen Gulden, welche damals der Summe von zweihundert Schock böhmischen Groschen gleich erachtet wurde. Gebhard zahlte nur sechshundert Gulden, denn zweihundert Gulden war ihm der Markgraf für geleistete Dienste schuldig und sie wurden hierbei angerechnet. Zugleich aber ernannte ihn Friedrich zum Hauptmann der Altmark. Beides geschah am 16. Mai 1416*).

Heise stand mit den Alvensleben in sehr nahen freundschaftlichen Verhältnissen und war mit mehreren ihrer Glieder sehr eng verbunden. Um so öfter setzten die Feindseligkeiten Heises gegen die Altmark den Landeshauptmann Gebhard in Verlegenheit, der sie nicht verhindern konnte und doch von dem Landesherrn und seiner Amtspflicht dazu aufgefordert war. Schon mehrfach hatten diese Unannehmlichkeiten einen so ernsthaften Charakter angenommen, daß Gebhard trotz des Wohlwollens des Kurfürsten um seinen Abschied eingekommen war. Friedrich hatte sein Gesuch nicht bewilligt, und Heise fuhr fort, die Mark und namentlich auch die altmärkischen Kaufleute feindlich zu behandeln. Seit der Zeit aber, wo zwischen Brandenburg und Braunschweig ein freundschaftliches Verhältnis bestand und Herzog Wilhelm zum künftigen Schwiegersohn des Kurfürsten ernannt war, behandelte er auch Braunschweig feindlich und nahm allen Kaufleuten dieses Landes, die nach Magdeburg zogen, die Güter weg.

Immer bunter wurden die Klagen über diesen Unfug, Herzog Wilhelm wie Friedrich beschwerten sich bei dem Erzbischof und verlangten Abstellung desselben. Der Erzbischof antwortete, daß dies eine Privatfehde sei, in die er sich nicht mischen könne. Friedrich befahl seinem Landeshauptmann Gebhard, er solle Maßregeln ergreifen, dem Unfug zu steuern. Dieser stellte sein Unvermögen vor, gegen Heise etwas unternehmen zu können und bat nochmals um seinen Abschied. Es blieb

*) Wohlbrück, Alvensleben, Tl. I. Zusätze S. 4.

beim alten und Heise trieb sein Wesen übermütiger, denn je. Da entbrannte Friedrichs Zorn; er schrieb an Herzog Wilhelm und forderte ihn auf, gemeinschaftlich mit ihm dem Heise zu Leibe zu gehen, selbst auf die Gefahr, daß es darüber zum Kriege mit Magdeburg kommen könne, denn es sei ihm unmöglich, den Unfug des Heise fernerhin noch ruhig mit anzusehen. Beide Fürsten boten ihre Vasallen auf und sagten dem Heise ab.

Dies kam dem Erzbischof sehr ungelegen, welcher nicht gern die klägliche Rolle eines Oberherrn spielen mochte, der ruhig zusähe, wie fremde Fürsten einen seiner Vasallen züchtigten. Er bemühte sich, den Krieg zu hintertreiben, obwohl seine Mühe vergebens war. Die Lehnsaufgebote sammelten sich bei Tangermünde, wo auch Gans von Putlitz sich einfand, und am 2. September brach Friedrich mit ihnen auf. Am andern Tage kam er vor dem Städtchen Alvensleben an, wo er mit dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig und dessen Heer sich vereinigte. Beide Heere zusammen bestanden aus der ansehnlichen Zahl von 8000 Mann.

Das damalige Städtchen, jetzt ein Dorf, Markt Alvensleben genannt, lag an der Bever, drei Meilen nordwestlich von Magdeburg, eine Meile südwestlich von Neu-Haldensleben. Es war nur klein und zog sich die nördlich des Flusses gelegene Anhöhe hinauf, war aber dennoch nach damaliger Gewohnheit mit Wall, Graben und einer, mit einem steinernen Thorturme versehenen Mauer umgeben. In der Mitte stand die Jakobikirche von Stein erbaut mit einem Turme und einer gewölbten Sakristei oder Gehrkammer. Nur ein, mit einer Oberpräbende versehener Domherr zu Halberstadt durfte hier Pfarrer sein, der den Gottesdienst aber durch einen Pfarrverweser verwalten ließ. Zugleich war diese Kirche der Sitz eines Archidiakonates des Bistums Halberstadt. Westlich, nahe am Orte, lag die sogenannte Bischofsburg auf dem Laubenberge, ein sehr ansehnliches festes Schloß, in dessen Pfandbesitz sich Heise von Steinfurth befand und auf welchem er wohnte. An der einen Seite lag ein tiefes Thal, die übrigen Seiten waren mit dicken Mauern, Wällen und Gräben versehen. An der Mittagsseite führte die Einfahrt über eine Zugbrücke durch ein Thorhaus, in welchem der Pförtner wohnte. Es war von dem mit einer Brustwehr versehenen Gemäuer des Zwingers gedeckt. Durch dasselbe trat man in einen Hof, wo die niedere Dienerschaft und die Fehdeknechte wohnten und allerlei Vorräte verwahrt wurden. Ein zweites Thor führte in den innern Burghof, dessen Ecken mit hervortretenden Basteien und Verteidigungstürmchen versehen waren. An diesem innern Hofraume selbst lagen nun, außer einer Kapelle, die Wohnungen für die Burgmänner, Ritter und Knappen, für den Burggeistlichen, den Stallmeister und die vorzüglicheren Dienstleute. Unten

umher lagen die Ställe für die Pferde und an einer Seite ein großer Saal zu Beratungen, Feierlichkeiten und fröhlichen Schmäusen. In den Höhlungen der dicken Mauern und unter der Erde befanden sich gewisse geheime Räume und Keller zur Verwahrung von Kostbarkeiten, auch verborgene Gänge, durch welche man sich im Notfalle retten konnte. Ein hoher runder Turm ragte hoch über alle Gebäude und kleine Türme hervor, von dessen Zinne man eine weite Aussicht über die ganze umliegende Gegend genoß. Seine Mauern waren über zehn Fuß dick und hatten einen Umfang von mehr als hundert Fuß. Er ist das Einzige, was sich von der stattlichen Burg bis auf unsere Zeiten erhalten hat. Der unterste Raum dieses Turmes bildete das Burgverließ. Oben enthielt er mehrere Gewölbe und in der Mitte ein Loch, durch welches die Gefangenen hinabgelassen oder heraufgezogen wurden. Der alte Eingang zum Turm war in einer gewissen Höhe befindlich und stand mit dem nahen Hauptgebäude, dem eigentlichen Schlosse, durch eine Fallbrücke in Verbindung. Vor der Burg lagen die Wirtschaftsgebäude und die Schäferei, welche letzere noch jetzt ihren alten Platz behauptet*). Vor der Schloßpforte befand sich eine sogenannte Laube von Holz, wie es damals vor vielen Gebäuden üblich war. Einer alten Stiftung zufolge mußten die beiden Halbgerichtsdörfer Uthmöden und Zöbbnitz alljährlich zu Pfingsten 4 Fuder Maien bringen, um diese Laube damit aufzuputzen**). Die im Innern der Burg liegende Kapelle war der heiligen Jungfrau gewidmet und gut dotirt. Bald nach der hier in Rede stehenden Zeit bildete sich dabei eine Kalandsgesellschaft.

Hinter dieser Bischofsburg lag, nur durch Wall und Graben von ihr getrennt, aber etwas höher, die Markgrafenburg, in frühester Zeit den Markgrafen von Brandenburg gehörig. Sie war der vorgedachten in vieler Hinsicht ähnlich; auch hier erhob sich ein hoher runder Wartturm in der Mitte, neben dem ein Brunnen 66 Ellen tief in einen Steinfelsen gehauen war. Späterhin ist auf dieser Stelle die noch jetzt sogenannte Veltheimsburg erbaut worden. Zu der Zeit, von welcher wir hier sprechen, befand sie sich in den Händen Herwigs von Damutz***).

Auf dem der Bischofsburg westwärts gegenüberstehenden Berge, in geringer Entfernung von jener stand eine dritte Burg von geringerer Bedeutung, welche dermalen Georg von Berwinkel inne hatte, der ein ziemlich lustiges Leben führte. Unfern von der Burg lag die alte Kirche des Dorfes Alvensleben†), welches letztere später nach einer ganz andern Stelle verpflanzt wurde und damals eine Viertelstunde westlich von Markt Alvensleben an der Bever sich ausdehnte††). Die Kirche desselben

*) Behrens, Neuhaldenslebensche Chronik Tl. II. S. 163 f.
) A. a. O. S. 182. — *) A. a. O. S. 189. — †) A. a. O. S. 186.
††) A. a. O. S. 210.

war dem heiligen Stephan gewidmet. — Außerdem lagen am Fuße der Bischofsburg an der Bever entlang eine Anzahl sogenannter Turmhöfe und freier Sattelhöfe. Die früheren Burgmänner hatten sich nämlich hier eigene Güter verschafft, die sie als freie Burglehne erblich besaßen. Hier hatten die Familien Ekenbardeleve, Pilze, Wellen, Hordorpe und andere ihre Höfe, welche als adlige Lehne das Vorrecht hatten, einen Turm, gewöhnlich von viereckiger Form, zur Sicherheit und Ehre über die übrigen Gebäude hervorragen zu lassen*). Neben dem Turmhof der Herren von Ekenbardeleve, oder wie sie sich später nannten Eichenbarleben, lag eine Kapelle St. Godeberts, bei welcher der fromme Ritter Ulrich von Ekenbardeleve einen eigenen Pfarrer angestellt hatte. Sie wurde später die Kirche des jetzigen Dorfes Alvensleben**).

Friedrichs brandenburgische und Wilhelms braunschweigische Scharen rückten heran und bald wimmelten die Höhen wie das Thal von der Masse der Krieger. Große Steinbüchsen und anderes Sturmgerät mit einer bedeutenden Zahl von Heerwagen wurden aufgefahren und rings um die Bischofsburg verteilt. Heise von Steinfurth beschaute mit seinen verbündeten Freunden Konrad von Warberg, Gebhard von Plotho — derselbe, den Friedrich aus Johann von Quitzows Kerker in Plaue befreit hatte — und Ludolf von Alvensleben aus Calvörde die anziehenden Scharen. Als die ersten erschienen waren, hatte er viel über sie gespöttelt und gewitzelt; als aber der Zug kein Ende nahm und Banner auf Banner, Wagen auf Wagen folgte, wurde er ernsthaft und konnte seine Betroffenheit nicht verbergen. Auch seine Freunde machten bedenkliche Mienen und meinten, das Spiel sei sehr gewagt.

Rings um das Schloß bis in beträchtliche Ferne war ein lebhaftes Gewühl und überall erhoben sich die Zelte. Regelmäßig verteilt standen dahinter die Haufen der Wagen; weiter vor arbeitete man an Schanzen für das Geschütz. Hier und da flammten bereits die Wachtfeuer auf. Die Nacht unterbrach die Arbeiten, aber kaum krähten die Hähne im Dorfe, kaum begann der Himmel im Osten sich zu röten, so war im Lager wieder waches Leben. Einige Stunden später donnerte die erste Steinbüchse ihren Morgengruß. Die Kugel schlug durch das Dach von Heises Schloß, dessen Ziegel hoch aufsplitterten und weit umherstäubten. Heise beantwortete den Gruß sogleich auf ähnliche Weise aus ehernem Munde und sandte dem Feinde als Ersatz ebenfalls eine Kugel zu, denn so sehr hatte sich während des Zeitraums, den unsere Geschichte umfaßt, die Kriegskunst geändert, daß schon nicht leicht mehr ein ansehnliches Schloß gefunden wurde, welches der Stein- und Donnerbüchsen gänzlich entbehrte. Auch nahm man sich jetzt schon in acht, in großen Haufen

*) A. a. O. S. 170. 198. 212. 221. 222. — **) A. a. O. S. 212 f.

einem solchen Schlosse oder einer Stadt zu nahen, wie es die Pommern bei Straßburg noch gethan hatten. Schon fing man an, sich durch schief gezogene Laufgräben, deren Erdaufwurf dem feindlichen Geschütz zugekehrt war, gegen dessen Verwüstungen zu schützen und mittels derselben sich innerhalb des Bereichs der Kugeln dem angegriffenen Platze zu nähern. Es war der Wendepunkt der alten und neuen Kriegskunst.

Die Priegnitzer standen östlich vom Dorfe Alvensleben. Es war gegen Mittag, da kamen drei Reiter geritten, jeder in Begleitung eines Knechts; alle drei waren grün und völlig übereinstimmend gekleidet und diese Farbe ließ schon vermuten, daß man mit fahrenden Rittern zu thun hatte. Der eine führte auf seinem Schilde die Sonne, der andere den Mond, der dritte Sterne. Es war üblich, daß der fahrende Ritter sein Wappen wie seinen Namen verbarg und gewöhnlich wurde er nur nach dem Zeichen seines Schildes genannt. Als sie sich näherten, machte man ihnen ehrfurchtsvoll Platz, denn es galt für verdienstlich, eine solche Fahrt zu machen, und fahrende Ritter bedurften weiter keiner Empfehlung.

Führt uns zu dem Feldobersten dieses Haufens, rief der eine Ritter, und dienstwillig lief ein Knecht voraus und führte sie zu dem Zelt des Gans von Putlitz, der auf die Meldung heraustrat.

Grüßen euch Gott und seine Heiligen, edler Herr, sprach der älteste der fahrenden Ritter, der etwa dreißig Jahre zählen mochte. Wir drei sind, wie ihr seht, auf Aventure ausgeritten, da wir vor kurzem die goldenen Sporen erhalten, und haben gelobt, das zu thun ein Jahr lang und einen Tag, zu retten den Unterdrückten, beizustehen dem Schwachen, Unrecht abzuhelfen, Rittersitte zu lernen, uns in ritterlichen Künsten zu üben und uns durch Beobachtung wackerer Ritterthaten zu vervollkommnen, daneben die Sitten der Höfe kennen zu lernen und über rühmliche Thaten und tapfere Helden so viel zu vernehmen, daß wir uns ihr Beispiel zur Nachahmung gereichen lassen können. Jetzt kommen wir vom Hofe des Markgrafen von Meißen, und unterwegs vernahmen wir von eurem Vorhaben. Das ist alles, was wir euch sagen dürfen. Möge es eurer Wißbegier genügen.

Gans von Putlitz. Seid willkommen ihr Herren und der besten Aufnahme, wie sie im Kriegslager möglich ist, gewärtig. Euern Zweck kann ich nur loben. Wahrscheinlich seid ihr gewillt, eure Kräfte in diesem gerechten Kriege unserm Herrn, dem Markgrafen Friedrich, zu widmen?

Sternenritter. Wir wünschen sie der gerechten Sache zu widmen und nach euern Worten wäre es unhöflich zu zweifeln, daß sie auf des Markgrafen Seite ist.

Gans von Putlitz. Nicht aus Höflichkeit sollt ihr glauben, sondern aus Überzeugung. Vor allem aber tretet in mein Zelt und laßt

euch an dem einfachen Mahle genügen, das mit euch zu teilen mir Freude sein wird.

Die drei Ritter traten ein und Putlitz gab zugleich Befehl, für ihre Knechte und Pferde Sorge zu tragen. Vollkommen überzeugt von dem Rechte des Kurfürsten standen sie von der Tafel auf und baten, ihnen zu gestatten, daß sie die Fehde auf seiten Friedrichs mitmachen könnten.

Gans von Putlitz. Ich bin euch dafür sehr verbunden und werde für euch und eure Leute an schicklicher Stelle sogleich ein Zelt aufschlagen lassen.

Es kam in der Nähe der St. Godeberts-Kapelle zu stehen und unsere drei Ritter bezogen es. Bald erhielten sie Besuche von den Hauptleuten und machten Bekanntschaften, obwohl sie selbst unbekannt blieben. Ihrer Aussprache nach schienen sie aus Österreich zu sein. Bei diesen Unterredungen erfuhren sie noch manches von Heise von Steinfurth, worüber sie sich sehr entrüsteten.

Im Laufe dieser Gespräche erfuhren sie denn auch, daß bei dieser Abteilung des Heeres ein schwarzer Ritter sich befinde, den niemand kenne und der wahrscheinlich ebenfalls ein fahrender Ritter sei, obwohl er sich so sehr verberge, wie es sonst fahrende Ritter nicht leicht thäten, denn er zeige nicht einmal sein Gesicht. Das erregte ihre Neugier und sie nahmen sich vor, dem Ritter ihren Besuch zu machen. — Sie ließen sich nach seinem Zelte führen. Er saß unfern desselben auf einem Klotze. Als er sie kommen sah und ihre Absicht erriet, ging er ins Zelt, in das sie gleich nachher eintraten.

Verzeiht, sprach der eine von ihnen, daß wir euch lästig fallen; allein wir vermuten, das eure Lage der unsrigen ähnlich ist und als Gefährten wollen wir euch unsern Gruß nicht schuldig bleiben, wenn wir auch, wie es scheint, darauf verzichten müssen, eure Bekanntschaft zu machen.

Der schwarze Ritter. Ihr habt recht, ich darf mich euch nicht zu erkennen geben, ja, wäret ihr nicht fremd in diesem Lande, ich müßte es sogar meiden, mit euch zu reden. Doch heiße ich euch willkommen. Setzt euch und verschmäht nicht einen Trunk, den euch mein Diener reichen wird.

Mondritter. Seid auch ihr der fahrenden Ritterschaft beflissen?

Der schwarze Ritter. Nicht in dem Sinne wie ihr. Mich hat mannigfaches Unglück vermocht, mit den Menschen allen Verkehr abzubrechen und nur ein Gelübde zwingt mich, noch eine Zeitlang mich in des Krieges Wirren zu stürzen, aber dies unbekannt und unerkannt thun zu müssen.

Sonnenritter. Wir verstehen und achten euch und euer Gelübde zu hoch, um ferner in euch zu dringen. Wo wir euch aber dienstlich

sein können, da rechnet auf unsere Hülfe und gebt uns Gelegenheit, euch Dienste zu erweisen.

Am Tage hatte sich in der Lage der Sache nichts geändert. Die Nacht senkte ihren Schleier herab auf die müde Erde, es wurde stiller, selbst der eherne Mund der Donnerbüchsen verstummte und in der weiten Stadt von Leinwand streckten sich Ritter und Knechte aufs Stroh und schlossen die Augen. Nur in den Wachtzelten klapperten noch die Würfel, fluchten rauhe Stimmen, donnerten die Fäuste auf den Tischen und kreischten weibliche Kehlen, bis endlich auch hier Ruhe eintrat und nur die Wachtposten mit ihrem gleichmäßigen Auf- und Abschreiten die nächtliche Stille unterbrachen. Aber in Gans von Putlitz' Zelt war noch Licht. Der schwarze Ritter saß bei ihm und beide unterhielten sich leise, aber sehr angelegentlich.

Schon war die Mitternachtsstunde vorüber, als plötzlich gewaltiges Lärmgeschrei ertönte. Gleich darauf wirbelten die Trommeln, schmetterten die Trompeten und in allen Zelten wurde es lebendig. Gans und der schwarze Ritter waren aufgesprungen und hinausgetreten. Der Feind machte aus der Burg einen Ausfall und zwar gerade nach der Seite hin, wo die Priegnitzer standen. Ein zweiter Haufen ging auf die Mittelmärker los. Unmittelbar darauf entwickelte sich das Gefecht. Allein er fand die Scharen schon gerüstet vor dem Lager, in welches man ihn garnicht hinein ließ. Gar bald wurde er geworfen und mußte sich in die Burg zurückziehen, nachdem er eine Anzahl Leute verloren. Aber es ergab sich, daß auch er einige Gefangene gemacht hatte, namentlich Heinrich von Lindstätten und zwei Knechte des Itzenplitz. Die drei fahrenden Ritter hatten sich im Gefechte sehr ausgezeichnet, von allen aber hatte der schwarze Ritter am tapfersten gefochten und jene drei sagten ihm darüber viel Schmeichelhaftes, was er schweigend anhörte.

Heise von Steinfurth hatte sich von diesem Ausfall viel versprochen; er war mißglückt und sein Mut sank gewaltig. Wir haben keine Zeit zu verlieren, sprach er, wir müssen nach Magdeburg. Der Erzbischof muß Hülfe schaffen. — Er ordnete für die Verteidigung das Nötige an, nahm dann von seiner Hausfrau Rixa Abschied und schlich mit seinen drei Freunden durch verborgene Gänge davon. Es gelang ihnen, unbemerkt die feindliche Linie zu passieren, uud sie kamen in Magdeburg an, ohne daß der Feind von ihrer Abwesenheit etwas erfuhr.

Sie fanden den Erzbischof Günther in hohem Grade erbittert über Friedrichs Verfahren und gar leicht wurde es ihnen, seinen Zorn zur hellen Flamme anzufachen. Verlaßt euch darauf, rief er endlich, ich schaffe euch das Schloß wieder, mag es der Markgraf genommen haben oder nicht. Ich biete sogleich die Bürger von Magdeburg und Halle auf und ziehe mit ihnen nach Alvensleben, und ich vertreibe ihn auch,

sei es vor oder aus dem Schlosse. Und sofort ließ er die Aufgebotsbriefe ausfertigen und absenden. Aber als der Rat der Stadt Magdeburg die Aufgebotsbriefe erhielt, schien ihm des Erzbischofs Unternehmen weit mehr von der Leidenschaft als von der Vernunft eingegeben zu sein. Er fand große Bedenklichkeiten dabei und schickte am andern Tage, den Freitag, eine Deputation an den Erzbischof, um ihm Vorstellungen zu machen. Sie zeigte ihm, daß das Aufgebot von Magdeburg und Halle nicht stark genug sei, um irgend etwas Erfolgreiches gegen das mächtige Heer von achttausend Mann der beiden Fürsten unternehmen zu können. Es sei im Gegenteil mehr als wahrscheinlich, daß das Magdeburgische Heer vollständig geschlagen würde, und dann wäre das Unglück groß, weil man den siegreichen Feind bereits im Lande habe und der Krieg damit begönne, womit ein anderer im schlimmsten Fall endigte. Ihrer Meinung nach könnte die Sache gar nicht auf dem Wege der Waffen, sondern nur auf dem der Unterhandlung beigelegt werden, wobei aber freilich Heise von Steinfurth nachgeben und Bürgschaften stellen müßte, daß er künftig den Fürsten zu keinen Beschwerden Veranlassung geben wolle.

Günther brauste heftig auf und wollte von einer Zurücknahme des Aufgebots so wenig wissen als von Unterhandlungen. Nichtsdestoweniger mußte er zugeben, daß sein Heer bei weitem nicht so stark sei als das der verbündeten Fürsten, aber er behauptete auch, daß von Unterhandlungen mit Friedrich nichts zu erwarten sei. Die Ratmannen baten ihn, wenigstens den Weg der Unterhandlungen zu versuchen, dann könne er immer noch thun, was ihm das Beste scheine, aber er wollte davon nichts wissen und erklärte, er halte es für seiner nicht würdig, da zu unterhandeln, wo das Schwert entscheiden könne.

Die Ratmannen gerieten in Verlegenheit, als der Starrsinn des Erzbischofs keinem Mittel weichen wollte und das Gefährliche seines Beginnens dennoch nicht abgeleugnet werden konnte. Sie schlugen ihm darum vor, die Anstifter dieses Unheils, Heise von Steinfurth und seine Verbündeten, mit dem Kurfürsten unterhandeln zu lassen, aber dem Rat zu erlauben, daß er die Vermittlung übernähme. Das schien dem Erzbischof zuletzt auch ratsam zu sein, und er ersuchte die Ratmänner, das Erforderliche einzuleiten.

Am folgenden Tage, Sonnabend den 7. September, schickte der Rat seinen Syndikus, den uns schon von Brandenburg her bekannten Engelbert Wusterwitz, in das Lager des Kurfürsten, um mit ihm und Herzog Wilhelm zu unterhandeln. Friedrich erfuhr erst von ihm, daß Heise von Steinfurth mit seinen Verbündeten in Magdeburg sei, denn bis dahin hatte sich das Schloß noch regelmäßig gewehrt. Die Nachricht überraschte ihn und war ihm sehr unlieb. Er hatte gewünscht, daß Heise

in seine Hände fallen möchte, dann konnte er ihm die Bedingungen vorschreiben. Dem war Heise nun entgangen und die fortgesetzte Belagerung des Schlosses konnte zwar letzteres, nicht aber ersteren ihm in die Hände liefern. Wusterwitz sprach viel von den großen Rüstungen des Erzbischofs, über welche sich Friedrich heftig erzürnte. Endlich aber gelang es seiner Beredsamkeit doch, Friedrich zu vermögen, mit den vier Verbündeten persönlich zu unterhandeln und ihnen ein sicheres Geleit auszuwirken, auch eine einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten auf beiden Seiten zu vermitteln. Erst am folgenden Tage, Sonntag den 8., konnte er nach Magdeburg zurückkehren.

Es war heute nicht bloß Sonntag, sondern auch das Geburtsfest unserer lieben Frau. Die Kapelle St. Godeberts, wie die Kirche im Dorfe Alvensleben waren darum ungemein besucht, denn die Waffen ruhten und jedem war gegönnt, dem Gottesdienst beizuwohnen. Ringsum tönte Glockenklang aus allen Dörfern und festlich geschmückt zogen die Landleute über Feld und Flur den Kirchen zu.

Aus der Umgegend waren Verkäufer herbeigeströmt, welche ihre Waren feilhielten, und ungeachtet des Festtages und Gottesdienstes war es hier sehr lebendig, denn es bestand keine Vorschrift, den Handel deshalb zu unterbrechen. Im Gegenteil war jede kirchliche Feierlichkeit immer mit einer Art Jahrmarkt verbunden, woher diese zum Teil noch den Namen der Messen führen, und die Kirche betrachtete das damit verknüpfte rege Leben mehr als eine Erhöhung, denn als eine Störung der Feierlichkeit.

Gegen Abend kamen die vier Verbündeten von Magdeburg in Begleitung von Engelbert Wusterwitz an. Sie wurden sogleich zum Kurfürsten Friedrich geführt, der sie immer noch freundlicher empfing, als sie sich dessen versehen hatten. Es wurde bestimmt, daß die geschäftlichen Verhandlungen morgen unter der Laube vor der Bischofsburg vorgenommen werden sollten*). Auf ihr Wort wurde ihnen gestattet, die Nacht im Schlosse zuzubringen.

Des nächsten Tages, Montag den 9. September, fanden sich die Führer des Heeres ein, und die Thore der Burg wurden ihnen geöffnet. Mit den gewohnten Feierlichkeiten wurde wegen des Friedens unterhandelt, wobei sich Engelbert Wusterwitz unendliche Mühe gab, ihn zustande zu bringen. Noch nie hatte die hölzerne Laube, welche dicht mit den vertrockneten Pfingstmaien bekleidet war, so vornehme Leute beherbergt. Die Verhandlungen dauerten sehr lange, man konnte sich über die Bedingungen nicht einigen, es wurde Mittag, ja die Sonne senkte sich bereits und noch immer war an keine Einigung zu denken.

*) Behrens, Neu-Haldenslebensche Chronik Tl. II. S. 182.

Da kamen zuletzt die Parteien überein, den Streit durch Schiedsrichter entscheiden zu lassen, eine Weise, die Friedrich sehr liebte. Es wurde festgesetzt, über die Personen sich künftig zu einigen, bis zur Schlichtung des Streits in angegebener Weise aber alle Feindseligkeiten von beiden Seiten einzustellen. Damit war wenigstens ein zeitweiser Friede zustande gebracht, er wurde verbrieft und versiegelt, und als die Heerführer in das Lager znrückkehrten, wurde sogleich der Befehl zum Aufbruch gegeben. Noch in dieser Nacht zogen die Heere von dannen. So ging das drohende Unwetter unschädlicher vorüber, als man gefürchtet hatte*).

Am 24. September war wieder wegen der von dem Erzbischof von Magdeburg gestellten Schuldforderung ein Tag zu Zerbst, wohin sich der Markgraf mit einem Gefolge begab. Auch Gans von Putlitz war dahin beschieden, fand sich aber nicht ein. Die Verhandlungen mit dem Erzbischof führten zu keinem Ende. Endlich wurde festgesetzt, daß man es auf schiedsrichterliche Entscheidung ankommen lassen wolle, und zum Schiedsrichter wurde Albrecht Schenk von Landsberg auf Teupitz nebst einigen andern ernannt, welche den Ausspruch auf den 1. April künftigen Jahres zu Jüterbog thun sollten. Zugleich verpflichteten sich mehrere Magdeburgische Edelleute, daß sie den Frieden nicht übertreten wollten**). Kaspar Gans von Putlitz aber entschuldigte sein Ausbleiben vier Wochen später bei dem Kurfürsten durch einen Brief, in welchem er von Golzow berichtet, daß er durch eine falsche Nachricht getäuscht worden sei***).

---

*) Behrens a. a.O. S. 171. — Rathmann, Gesch. von Magdeburg Tl. III. S. 56. — Wusterwitz bei Haftiz II. §. 27. Angelus, Ann. march. S. 303.

**) v. Raumer, Codex. diplom. Brandenb. cont. Tl. I. S. 71. Anmerk.

***) A. a. O. S. 77.

Neununddreißigstes Kapitel.

In Bayern hatte der Krieg unterdessen fortgetobt. Ludwig der Ältere hatte einen zweiten heftigen Schmähbrief gegen den Kurfürsten erlassen, und dieser fand es am geratensten, nicht bloß wie bisher gegen Ludwig den Jüngern zu kriegen, sondern den Krieg auch jenem zu erklären, der bisher aus dem Hinterhalte seinen Sohn, und nicht minder die Pommern und Mecklenburger gegen den Kurfürsten aufgehetzt hatte. Er gab seiner Gemahlin im geheimen davon Nachricht. Darauf erklärte diese mit dem bei ihr befindlichen Kurprinzen Johann, nebst dem Landhofmeister der kurfürstlich fränkischen Länder und allen ihren Vasallen Ludwig dem Älteren den Krieg, und von beiden Seiten begannen die Feindseligkeiten. Von seiten der bayerschen Partei wurde mit Brand und Raub in den kurfürstlichen Ländern unmenschlich gehaust und förmliches Mordbrennerwesen getrieben. Darüber fühlten sich die fränkischen Ritter Götz von Berlichingen und Horneck von Hornberg so empört, daß sie bei den bayerschen Herzögen förmlich und öffentlich Einspruch gegen dies unritterliche Wesen thaten, das gegen allen Kriegsgebrauch sei. Ludwig der Ältere antwortete mit einem Schmähbrief und sagte, daß ihn der Krieg seines Sohnes garnichts anginge, indessen wolle er versuchen, ob er ihn bestimmen könne, diese nächtlichen Brände zu unterlassen. — Unterdessen war jedoch Kaiser Siegismund bange geworden, daß der heftig fortwütende Krieg seinen Absichten auf Böhmen hinderlich in den Weg treten möchte, indem Friedrich und seine Bundesgenossen ihn nicht unterstützen konnten, wenn sie in Bayern schon vollauf zu thun fänden. Er schickte deshalb seinen und des Reiches Hofrichter Graf Hans von Lupffen, den wir bereits in Constanz erwähnt haben, nach Franken, und unter Vermittlung des Deutschmeisters Eberhard von Saunsheim und des Marschalls von Pappenheim brachte er es kraft kaiserlicher Vollmacht in der That dahin, daß zwischen den kriegführenden Parteien am 16. September ein Waffenstillstand geschlossen wurde, der bis Weihnachten dauern sollte. Auf Martini sollten alle kriegführenden Herren sich in Nürnberg einfinden und rechtliche Entscheidung

von dem Kaiser erwarten und nehmen*). Indessen betraf dieser Waffenstillstand nicht Ludwig den Jüngern, mit dem der Krieg fortdauerte. Die Kurfürstin aber überließ die Führung desselben ihren Heerführern und reiste nach der Mark zurück.

Im Herbste dieses Jahres sandte der König Wladislaus Jagello seinen vertrautesten Rat, den Woywoden von Posen, Sandivog von Ostrorog nach Berlin, um wegen der Loslassung der bei Angermünde gefangenen Polen, welche in verschiedenen Städten der Mark untergebracht waren, mit dem Kurfürsten zu unterhandeln. Friedrichs Staatskunst ließ nicht leicht einen Umstand unbenutzt, der so gut wie dieser in seine Pläne paßte. Er nahm den Woywoden überaus stattlich auf und wußte ihn gänzlich für sich zu gewinnen. Die Wichtigkeit dieser anscheinend wenig bedeutenden Begebenheit wird unsern Lesern einleuchten, wenn wir ihnen die damalige Lage der Dinge etwas näher vor Augen rücken.

Schon öfter ist erwähnt worden, daß es Friedrichs ernstliches Bemühen war, alles was früher zur Mark Brandenburg gehört hatte, wieder zu erwerben. Wir haben erzählt, wie der größte Teil des Landes über der Oder nach und nach in die Hände der deutschen Ordensritter gekommen. Nicht ohne Schmerz betrachtete Friedrich diese ihm abwendig gemachten Landesteile und gab die Hoffnung nicht auf, sie wieder zu erwerben. Allein auf dem Wege des Rückkaufs war nicht daran zu denken, denn der Orden hielt seine Besitzungen sehr fest; nur auf dem der Eroberung. Der Orden, der Friedrich vielfach Ursache zu Klagen gab, war mächtig, und ohne Polens Hülfe war kein glücklicher Erfolg zu hoffen. Ein Bündnis mit Polen gegen den Orden war daher auf alle Fälle wünschenswert. Längst hatte Friedrich darum ein solches mit dem mächtigen Polen gewünscht, und es war ihm daher der Anknüpfungspunkt höchst willkommen.

Allein es kamen noch andere Umstände hinzu, welche gerade jetzt einem solchen Bündnisse eine große Wichtigkeit verliehen. Wladislaus Jagello war von Breslau her auf Kaiser Siegismund höchst erzürnt. Er suchte jetzt seine Ansprüche auf Schlesien hervor, das damals zu Böhmen gehörte, und machte diese geltend. Leicht konnte ein Krieg entstehen, der ihn bei Siegismunds bedrängter Lage in den Besitz von Schlesien setzte, das als der Schlüssel zu Böhmen betrachtet wurde. Wladislaus Jagello war als Heide geboren und erzogen, und erst als Mann bei seiner Verheiratung Christ geworden. Er sah darum vieles mit vorurteilsfreieren Augen an, und erkannte gar bald die Unzahl von Mißbräuchen, die sich in die Kirche und bei der Geistlichkeit eingeschlichen hatten. Kein Wunder, wenn die hussitischen Lehren bei ihm

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 160 f.

Anklang fanden, und er diese ganz vernünftig fand. Er ließ sich sogar hussitische Lehrer nach Polen kommen, und gebrauchte den Vorwand, daß sie ihn in der Astrologie unterrichten sollten. Dies, und sein Zorn gegen Siegismund wandte ihm die Herzen der Böhmen zu und ließ sie in ihm eine Stütze für ihren bedrohten Glauben und ihre politische Existenz finden. Schon sprach man in Böhmen laut davon, daß man ihn zum Könige wählen wollte, und auch in Mähren war man für diesen Plan, dessen Gelingen kaum zweifelhaft schien. In diesem Falle aber war Wladislaus Jagello ein überaus mächtiger Nachbar, der dann das große Königreich Polen, das Königreich Böhmen, das Großherzogtum Litthauen, das Markgrafentum Mähren und das Herzogtum Schlesien beherrschte. Die Gelegenheit, sich mit ihm gut und freundnachbarlich zu stellen, durfte nicht hinausgeschoben werden, bis die Notwendigkeit sie gebot; die Klugheit verlangte früher einzuschreiten.

Es war dabei keineswegs Friedrichs Absicht, die Sache Siegismunds aufzugeben. Aber gewiß war es, daß er ihr durch Vermittlung und kluge Leitung nützlicher werden konnte, wenn er mit dem mächtigen Polenkönige gut stand, als unter feindlichen Verhältnissen. Jedenfalls war eine möglichst nahe Verbindung mit Wladislaus zu wünschen und herbeizuführen, und dazu waren folgende Elemente gegeben.

Friedrichs ältester Sohn Johann war bekanntlich mit Barbara der Tochter Kurfürst Rudolfs von Sachsen verheiratet, eine Ehe, welche Siegismund selber eingeleitet und wobei er dem Prinzen eine Art von Anwartschaft auf die Kur von Sachsen verliehen und ihm auch eine ansehnliche Summe darauf verschrieben hatte*). Nach Rudolfs Tode war sein Bruder Albert Kurfürst geworden, ein hochbetagter Mann, der keine Leibeserben hatte und nicht lange mehr leben konnte.

Dagegen sollte sein zweiter Prinz Friedrich die Mark übernehmen und Siegismund ihm die Kurwürde erteilen. Starb Siegismund einst, der keinen Sohn hatte, so konnten sich für Friedrich neue große Aussichten eröffnen. Er durfte es sich ohne Eitelkeit sagen, er war der angesehenste deutsche Fürst, er war bereits des Kaisers Statthalter gewesen, kaum war daran zu zweifeln, daß das deutsche Reich ihn zu Siegismunds Nachfolger erwählen würde, die meisten Kurstimmen hatte er entschieden für sich, wenn jeder seiner vorgenannten Söhne eine Kurwürde besaß. Dann konnte es nicht schwer halten, Prinz Johann die deutsche Königswürde zuzuwenden, wobei er sich über den Verlust der Mark leicht trösten konnte. Dies alles mußte jedoch weiterem Ermessen und der Zeit anheimgegeben werden. Vor allem aber war es nötig, dem Prinzen Friedrich selber eine größere Bedeutung zu geben und dadurch zugleich die gewünschte Verbindung mit Polen zu knüpfen, und

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 209.

dies konnte nicht sicherer geschehen, als wenn Prinz Friedrich die Prinzessin Hedwig von Polen, Wladislaus Jagellos Tochter, heiratete.

Friedrich wußte dem Woywoden Sandivog von Ostrorog das vorteilhafte eines Bündnisses mit Polen so einleuchtend zu machen, daß dieser lebhaft davon ergriffen wurde. Voll von diesen Plänen, beglückt durch die ihm gewordene Aufnahme, hingerissen von Friedrichs glänzenden Eigenschaften, reiste er nach Krakau zurück, wo es ihm bald gelang, mittels seiner Begeisterung in der Brust des Polenkönigs ein freundschaftliches Wohlwollen für den Kurfürsten anzuregen. Eine Folge davon war eine Einladung des Königs an Friedrich, ihn mit seiner Familie auf Ostern in Krakau zu besuchen, wo alles übrige weiter beredet werden sollte, und dieser nahm die Einladung gern an.

Friedrich war am 6. November mit Wirich von Treutlingen und dem Bischof Johann von Lebus in Frankfurt an der Oder*). Am 24. November wählte die gemäßigte Partei in Böhmen im Widerspruch mit den übrigen den König von Polen zum König von Böhmen, und fertigte eine Gesandtschaft nach Krakau ab, die den König zu Volbar traf. Er war nicht abgeneigt, sagte aber auch nicht zu und wollte die Sache zuvor mit seinem Bruder, dem Großfürsten Witold, besprechen und einen Reichstag berufen. Siegismund schrieb sogleich an Friedrich und ersuchte diesen, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, um den Polenkönig zu vermögen, die Wahl abzulehnen, was Friedrich auch versprach. Siegismund und seine Tochter wurden von den Böhmen als ewig von der Krone ausgeschlossen erklärt.

König Wladislaus von Polen hatte die Aufmerksamkeit gehabt, den Starosten Severin Sack nach Berlin zu schicken, um die kurfürstliche Familie auf ihrer Reise nach Krakau zu geleiten. Friedrich beschloß, seine Familie vorausreisen zu lassen, aber er hatte Sorge getragen, in Krakau mit Glanz auftreten zu können und zu dem Ende mehrere Fürsten eingeladen, mit ihm dahin zu gehen. Am 14. Februar 1421**) reiste die Kurfürstin Elisabeth mit ihrem zweiten Prinzen Friedrich, damals siebeneinviertel Jahre alt, und in Begleitung der Herzöge von Lüneburg und Braunschweig, ihren künftigen Schwiegersöhnen, des Herzogs Heinrich von Bayern, Herrn Kaspar Gans von Putlitz und des vorgedachten polnischen Starosten Severin Sack, ab und kamen andern Tages den 15. nach Frankfurt an der Oder, wo das zweite Nachtquartier gehalten wurde. Die von der Stadt dargebrachten Geschenke betrugen 32 Schock und 18 Groschen***).

*) Wohlbrück, Gesch. v. Lebus Tl. II. S. 190. — **) Wohlbrück, Gesch. v. Lebus Tl. II. S. 189. (1420 muß in der von Wohlbrück benutzten Registratur ein Schreibfehler gewesen sein.) Es war bisher unbekannt, daß die Kurfürstin und der Prinz mit in Krakau gewesen sind. — ***) A. a. O. S. 190.

Friedrich reiste mit einem höchst glänzenden Gefolge einige Tage später ab und scheint seine Gemahlin noch eingeholt zu haben. König Wladislaus, umgeben von den Großen seines Reiches, war seinen hohen Gästen bis Pridnizk entgegen gegangen und führte sie unter den größten Ehrenbezeugungen nach Krakau. Wladislaus zeigte sich in seinem vollen Glanze; ein prächtiges Fest schloß sich an das andere, und unsere hohe fürstliche Familie war mit ihrem Aufenthalt in dem königlichen Krakau um so mehr zufrieden, als Wladislaus bereits sich geneigt erklärt hatte, auf die beabsichtigte Heirat einzugehen.

Mittlerweile hatte Kaiser Siegismund von dieser Heirat vernommen und erschrak über die Folgen. Ohne die Sache von der andern Seite zu betrachten, wurde er neidisch über Friedrichs Glück, und wohl einsehend, daß auch ihm die Freundschaft des Polenkönigs nützlich werden konnte, ging er darauf aus, sie für sich zu erwerben. Er schrieb am 2. März an Wladislaus und bot ihm seine einzige elfjährige Tochter Elisabeth zur Gemahlin an, wodurch der König nicht nur Schlesien, das er von dem Kaiser verlangte, sondern einst auch Ungarn und Böhmen bekommen könnte. Ja, er ging sogar so weit, dem Könige zu sagen, wenn ihm etwa seine Tochter wegen ihrer großen Jugend nicht anstände, so könnte er ja die Königin Sophia, seines Bruders Wenzel nachgelassene Witwe heiraten, welcher er das Herzogtum Schlesien nebst 200 000 ungarischen Goldgulden zum Heiratsgut mitgeben wollte*).

Kurfürst Friedrich schrieb sogleich an den Kaiser und machte ihn auf das Gefährliche seiner Maßregeln aufmerksam. Er zeigte ihm, welch ein Unglück daraus hervorgehen würde, wenn Wladislaus die böhmische Krone annähme, und während er sich seinem Versprechen gemäß bemüht habe, den König zu bewegen, auf die Anträge der Böhmen nicht einzugehen, wolle der Kaiser jetzt selber den König in den Besitz von Böhmen setzen. Erhielte Wladislaus Böhmen, so würde die hussitische Lehre sich auch in Polen und Litthauen ausbreiten, und an ihre Unterdrückung wäre dann nicht mehr zu denken. Am sichersten würden Wladislaus' Absichten auf Böhmen hintertrieben, wenn er sich mit Brandenburg verbände und seine Tochter an den Markgrafen Friedrich verheiratete. Dies wäre für Polen wie für Brandenburg gleich vorteilhaft und zugleich würden dabei die Angelegenheiten des deutschen Reiches am meisten gefördert.

Siegismund war wieder ruhig genug geworden, um Friedrichs Gründe wichtig zu finden. Er schrieb an den Papst und teilte ihm mit, wie die Sachen lägen. Der Papst fand Friedrichs Absichten völlig mit den seinigen übereinstimmend. Der päpstliche Nuntius in Krakau wurde

*) Gundling, Leben Friedrichs I. Th. I. S. 185.

deshalb beauftragt, die Heiratsangelegenheit sofort durch die polnischen Erzbischöfe und Bischöfe in Richtigkeit bringen zu lassen. Friedrich ließ die Sache bei dem König durch Wirich von Treutlingen noch weiter verfolgen und wußte unterdessen die polnischen Großen auf seine Seite zu ziehen, auf deren guten Willen dabei viel ankam. Zum Abschluß der Übereinkommen war die Einwilligung der Reichsstände notwendig. Sie wurden gleich nach dem Osterfest, welches auf den 23. März fiel, zusammenberufen, und nach fünfzehntägiger Beratung, in welcher Wladislaus die Wahl zum böhmischen König zurückgewiesen hatte, kam am 8. April ein doppelter Vergleich zustande, dessen Urkunden mit dem großen königlich-polnischen und kurfürstlich-brandenburgischen Majestäts-Insiegel behangen wurden. Nach dem ersten dieser Übereinkommen wurde festgesetzt, daß Markgraf Friedrich der Jüngere die Prinzessin Hedwig zur Gemahlin bekommen sollte, sobald sie das erforderliche Alter erreicht haben würde. Ihre Mitgabe sollte in 100 000 Dukaten bestehen, welche aber zurückfielen, wenn die Prinzessin ohne Erben verstürbe. Im Falle König Wladislaus ohne männliche Erben sterben sollte, würde Polen und Litthauen an Markgraf Friedrich fallen, auch wenn die Prinzessin keine Kinder erhielte. Von seiten des Kurfürsten wurde der Prinzessin ebenfalls ein ansehnliches Leibgedinge ausgesetzt, aber auch dies fiel zurück, wenn die Prinzessin ohne Kinder stürbe. Sollte Markgraf Friedrich aber sterben, so würde der Prinzessin das Leibgedinge dennoch angewiesen werden. Diese Übereinkunft führte als Zeugen eine Menge polnischer Magnaten auf. Brandenburgischerseits sind als Zeugen genannt die Herren, welche mit dem Kurfürsten nach Polen gekommen waren und die man hierdurch kennen lernt, nämlich: der Kurprinz Johann — der demnach aus Franken abberufen war, um die Reise mitzumachen — Johann von Waldow, Bischof zu Lebus und Brandenburg, Busso von Alvensleben, Heermeister des ritterlichen St. Johanniterordens der Mark ꝛc.*), Albrecht Graf von Lindow und Herr zu Ruppin, Johann von Torgau, Herr zu Zossen, Otto Wend von Ileburg, Günzel von Bartensleben, Balthasar von Schlieben, Komthur des Johanniterordens zu Lietzen, Heinrich von Quitz, Matthias von Uchtenhagen, Dietrich Ram, Leibarzt des Kurfürsten, Johannes Kämmerer, Lizentiat in geistlichen Rechten, und Johann von Rustetten**) (?). Dies Verzeichnis ergiebt, daß Friedrich die Erlesensten vom hohen Adel der Mark mit nach Krakau genommen hatte, und gewiß war die Versammlung, wenn man die Begleitung der Kurfürstin mit dazu nimmt, sehr

*) Wohlbrück hat dies in seiner Gesch. der v. Alvensleben Tl. I. S. 390 übersehen. — **) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 188. Die Namen sind bei ihm zum Teil sehr leichtsinnig behandelt.

glänzend. Zugleich aber zeigt diese Auswahl, welch einen hohen Wert Friedrich auf diesen Besuch setzte. Der zweite Vertrag besagte, daß König Wladislaus und sein Bruder Witold von Litthauen sich mit Friedrich verbunden hätten wider die Kreuzherren oder deutschen Ordensritter. Käme es zum Feldzuge, so sollten beide verbundene Teile drei Monate nach der Ankündigung ihre Heere stellen, und was gewonnen würde, sollte man nach Anzahl der gestellten Leute teilen. Auch sollten die päpstlichen Festsetzungen, Abmahnungen und Gebote, den Krieg gegen die deutschen Ritter betreffend, von beiden Teilen unbeachtet bleiben, bis diese Gehorsam leisteten*).

Nachdem diese Verhandlungen beendigt waren, beschenkte Friedrich die polnischen Magnaten mit Pferden und kostbaren Rüstungen auf das stattlichste und nahm von dem König und seinem Hof Abschied. Der König gab ihm zu Pferde das Geleite bis Pridnizk und ließ den Kurfürsten zur rechten Hand reiten**). Dann kehrte der König zurück und Friedrich setzte mit seinem Gefolge die Reise fort. Am 28. April war er in Drossen***), wo er eine Urkunde erließ, und bald darauf in Berlin. Die Kurfürstin Elisabeth ging mit dem Herzog Heinrich von Bayern sogleich nach Franken.

Kaum war Friedrich in der Mark angelangt, so beschickte er vereinigt mit dem König von Polen und dem Großfürsten von Litthauen die deutschen Ordensritter, um die an sich gerissenen Ländereien herauszugeben, namentlich verlangte Friedrich das Land über der Oder gegen Zahlung der Summe, für welche Siegismund ihnen dasselbe verpfändet hätte, zurück. Der deutsche Orden lehnte die Forderung ab und Friedrich verklagte ihn nun bei dem Kaiser, sowie bei dem Papst, zugleich aber rüstete er sich sehr stark, um seinen Unterhandlungen Nachdruck zu geben. Papst Martin scheute einen Krieg mit dem Orden und trug seinem Nuntius Antonio Zeni auf, alles anzuwenden, um ihn zu verhindern. Seinen Bemühungen glückte es auch, einen Vergleich einzuleiten, doch gaben die Kreuzherren das Land über der Oder nicht heraus, sondern bezogen sich auf die von Siegismund geforderte Auseinandersetzung, indem sie vor Kaiser und Reich deshalb antworten wollten†).

Am 4. Mai hatte Friedrich wahrscheinlich wegen der Rüstungen gegen die Kreuzherren einen Landtag zu Berlin††). Unmittelbar darauf ging er mit dem Prinzen Johann nach Wittenberg zum Kurfürsten Albrecht von Sachsen, wo seiner eine wichtige Verhandlung wartete, die

*) Gundling a. a. O. S. 189. — **) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 190.
***) Wohlbrück, Gesch. von Lebus Tl. II. S. 191 (nicht auf der Hinreise nach Polen, wie Wohlbrück sagt).
†) Gundling a. a. O. S. 191. — ††) Garcaeus, edit. Krausii S. 173.

von besonderem Interesse ist, weil sie zeigt, welche Maßregeln er ergriff, um den kleinen Kriegen und Befehdungen zu steuern. Wir verweisen wegen ihrer Weitläufigkeit jedoch auf die Urkunde*).

Die Kurfürstin Elisabeth fand bei ihrer Ankunft in Franken die Kriegsangelegenheiten in der bedenklichsten Verwirrung und schickte am 10. Mai einige Räte nach Tangermünde an Friedrich, um ihm Kenntnis von der Lage der Sachen zu geben und ihm vorzustellen, wie dringend nötig es sei, daß er selber nach Franken komme.

Friedrich war am 23. Juni in Frankfurt an der Oder, wo er in einem Erlasse erklärte, daß die Stadt Frankfurt während seiner Abwesenheit aus der Mark und überhaupt in der neusten Zeit während der Kriege einen so großen Kostenaufwand durch Stellung und Unterhaltung bewaffneter Söldner zu machen gehabt, zugleich aber auch an der Einnahme von ihren Zöllen und von der Warenniederlage solche Ausfälle erlitten habe, daß sie in eine drückende Schuldenlast geraten sei. Er erteilte ihr deshalb die Begnadigung, neun volle Jahre hindurch wegen Schulden von niemand irgendwo anders, als bei dem Landesherrn selbst oder dessen Statthalter belangt werden zu können**). Friedrich reiste noch denselben Tag früh ab, denn morgen war Johannistag und auf ihn war der Fürstentag in Perleberg anberaumt. Der Stadt hatte diesmal die Auslösung des Kurfürsten — das heißt die Bezahlung seiner Rechnung in der von ihm bewohnten Herberge — zehneinhalb Schock Groschen gekostet***).

Der Kurfürst war die Nacht hindurch gereist und kam am Johannistage zu rechter Zeit in Perleberg an. Friedrich fand hier bereits vor: den Herzog Wilhelm von Lüneburg, den Herzog Kasimir von Pommern-Stettin, die Herzöge Johann und Albrecht von Mecklenburg, den Herzog Erich von Lauenburg, den Fürsten Balthasar von Wenden und die Sendboten der Städte Lübeck, Hamburg, Rostock, Lüneburg und Wismar, sämtlich mit ansehnlichem Gefolge. Auch Kaspar Gans von Putlitz war zugegen†). Infolge der früheren Festsetzungen waren Klagen und Antworten zur rechten Zeit und auf vorgeschriebenem Wege eingeliefert worden, wie das der früher mitgeteilte Vertrag bestimmt hatte. Herzog Wilhelm sprach nun das schiedsrichterliche Urteil in folgender Weise:

Zwischen dem Kurfürsten und den Herzögen von Pommern erkannte er für Recht, daß der Kurfürst an Pommern wegen Boitzenburg und Zehdenick die Summe von zweitausend Schock böhmischer Groschen, und wegen der übrigen Forderungen die Summe von dreitausend Schock be-

*) Gercken, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. VIII. S. 417—425.
**) Wohlbrück, Gesch. v. Lebus Tl. II. S. 191 f.
***) A. a. O. — †) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 26.

zahlen solle, womit sodann der Streit beigelegt und alle Zwistigkeiten ausgeglichen sein würden*).

Zwischen dem Kurfürsten und den Herzögen von Mecklenburg: der Kurfürst soll den gefangenen Herzog Johann frei lassen, die Mecklenburger aber sollen die Lehnsherrlichkeit Brandenburgs über das Fürstentum Wenden anerkennen.

Darüber erhoben sich Weiterungen. Die mecklenburgischen Fürsten weigerten sich dieser Anerkenntnis und wollten dafür keine Bürgschaften ausstellen. Um deswillen erklärte Friedrich, daß auch er den Herzog Johann noch nicht freigeben könnte. Man kam endlich überein, daß diese Angelegenheiten durch besondere Verhandlungen erledigt werden sollten**).

Sowohl von seiten der Pommern und der Mecklenburger als des Kurfürsten werden alle Gefangenen freigegeben. Es wurde dies — den Herzog Johann ausgenommen — zugestanden.

Zwischen den Herzögen von Lauenburg und den Hansestädten Lübeck und Hamburg wurde der Streit ebenfalls geschlichtet***).

So schienen denn nun diese verdrießlichen Händel größtenteils beigelegt zu sein und Friedrich durfte sich der Hoffnung überlassen, die Ruhe der Mark einigermaßen auf längere Zeit gesichert zu sehen, wenn auch mit Mecklenburg die Zwistigkeiten noch nicht beigelegt waren. Diese Ruhe war um so nötiger, als Friedrich wohl einsah, er würde es nicht vermeiden können, nach Franken sowohl als auch nach Böhmen gehen zu müssen, denn in beiden Ländern standen die Sachen sehr schlecht; die Kurfürstin sandte am 25. Juni abermals einen Knappen mit einem Schreiben an den Kurfürsten und bat ihn dringend, nach Franken zu kommen. Selbst seine Bundesgenossen würden irre an ihm, daß er bei ihn so nahe berührenden Angelegenheiten entfernt bliebe. Es sei ein Fürstentag auf den 1. Juli in Nürnberg angesetzt, wohin Herzog Ludwig kommen würde. Ihr Bruder Herzog Heinrich habe das feste Schloß Schwaben erobert und vierzig von Adel darauf zu Gefangenen gemacht, auch sei heute die Stadt Freistadt eingenommen ꝛc. — Der gedachte Fürstentag aber trug so wenig Frucht, als die früheren†). Indessen traf Friedrich nunmehr Veranstaltungen, um mit einem Heere baldmöglichst nach Franken aufzubrechen.

Gans von Putlitz hatte unterdessen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seinem Freunde Johann von Quitzow bei dem Kurfürsten nützlich zu werden. Auf der Reise nach Krakau hatte er dem Kurfürsten gestanden, daß der schwarze Ritter, dessen Tapferkeit er in dem pommer-

*) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 152. — **) A. a. O.
***) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 27.
†) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 174—179.

schen Feldzuge sowohl als vor Schloß Alvensleben rühmlichst anerkannt habe, kein anderer sei, als Johann, der auf diese Weise, wie der alte Gebrauch es verlange, sich der Reichsacht zu entledigen wünsche, wozu herkömmlich nur erforderlich sei, für seinen Landesherrn sechs Wochen lang zu streiten und ihm im Kriege zu folgen*), während Johann dies bereits viel länger gethan habe. Friedrich hatte dies nicht mißfällig aufgenommen.

Als Friedrich nach der Mark zurückgekehrt war, hatte Gans von Putlitz es gewagt, ihn um die Begnadigung Johanns von Quitzow zu bitten. Der Kurfürst antwortete ausweichend: er wisse nicht, ob er dem Lande damit einen Dienst thun würde. Jetzt setzte Kaspar seine vielen Freunde in der Mark und selbst die Städte in Bewegung, bei dem Kurfürsten fürzubitten, und das hatte endlich den Erfolg, daß Friedrich geneigt war, ihren Bitten zu willfahren. Er ließ Gans von Putlitz wissen, daß er Johann zu Gnaden annehmen wolle, wenn er verspräche, ihm fürder treu und dienstlich zu sein. Zu dem Ende solle er ihn zum 6. Juli nach Berlin bescheiden, wo er ihn zu sprechen wünsche. Kaspar hatte nichts Eiligeres zu thun, als an Johann zu schreiben, der sich auf den Putlitzischen Gütern in der Priegnitz verborgen aufhielt. Zugleich übersandte er ihm das von dem Kurfürsten ausgestellte sichere Geleit.

Am Sonnabend den 5. Juli war ein heißer Tag gewesen. Schon warf die Sonne längere Schatten, als Johann von Quitzow in Begleitung von Dietrich Schwalbe auf dem Wege von Spandau nach Lietzow dahin ritt, ziemlich ermüdet, denn er war heute schon sehr früh aufgebrochen. Endlich hatte er den Punkt erreicht, wo der Weg sich die Höhe hinabzieht und in geringer Entfernung vor ihm lag das dem Jungfrauenkloster in Spandau gehörige Dorf Lietzow an der Spree, das jetzt ein Teil von Charlottenburg ist.

Grade gegenüber lag der kasowsche Werder, jetzt nur noch als Wiese vorhanden, mit dem Hofe Kasow, der den Nonnen in Spandau ebenfalls gehörte. Am Eingange von Lietzow stand eine Klus oder Klause, nämlich eine gemauerte Nische mit einem Heiligenbilde, das die Spandauer Nonnen zur Verehrung der Gläubigen hatten errichten lassen. Sie ritten durch das Dorf und dann in die Köllnische Stadtheide — dem jetzigen Tiergarten — ein und zwar westlich von da, wo jetzt die Fasanerie liegt[17]); der Weg führte hindurch, dann trat er wieder aus dem Walde und zog sich am Rande desselben fort, so daß das Gebüsch immer zur Linken ihn begleitete.

Die Straße führte nach manchen Krümmungen endlich grade auf den St. Gertraudskirchhof zu, wandte sich dann und ging an dessen

*) Sachsenspiegel, Buch I. Art. 38. B. III. Art. 34.

Mauer hin zum Teltower Thor. Unsere Reiter zogen hindurch und befanden sich bald auf dem Alten- oder Molkenmarkt jenseits des Mühlendamms. Da stand die alte Rolandssäule in der Form eines geharnischten Mannes und sah Johann an, wie das erste Mal, als er mit seinem Bruder Dietrich nach Berlin gekommen war, da lag der Kirchhof von St. Nikolai mit seinen vielen Buden an der Mauer und seinem steinernen Christusbilde auf derselben. Sah es doch aus, als wäre hier alles beim Alten geblieben und doch — wie viel hatte sich verändert! Bald befanden sich unsere Reisenden in ihrer Herberge. Noch denselben Abend ging Johann zu Kaspar Gans von Putlitz. Er fand bei ihm Hasso, seinen Schwager Achim von Bredow, sowie Bernhard von der Schulenburg. Sein Zusammentreffen mit diesen beiden war ihm sehr lieb, denn er hatte sie lange nicht gesehen. Mit Behutsamkeit gaben sie ihm Verhaltungsregeln wegen seines Benehmens gegen den Kurfürsten, dem er morgen vorgestellt werden sollte, und dies schien um so nötiger als Johann trotz aller Bemühungen seines Freundes Kaspar noch immer die Sinnesart Friedrichs nicht begriff. Ein nahes Anschließen an die Person des Fürsten war hiernach nicht von ihm zu erwarten und lag nicht in seinen Wünschen. Um so mehr aber kam es darauf an, in seinen Äußerungen gegen Friedrich behutsam zu sein. Daß er die ihm gegebenen Weisungen beachten würde, war von seinem Verstande zu erwarten.

Am andern Tage war Sonntag. Vor der Messe sollte er sich bei dem Kurfürsten einfinden. Er kleidete sich daher früh an und ging zu Gans von Putlitz. Es war eine schwüle und stille Luft und im Süden zogen sich schwarze Wetterwolken am Horizont zusammen. Es stieg ein Morgengewitter herauf und dumpf rollte der Donner schon in der Ferne.

Gans von Putlitz warf sein Schwert über die Schultern, drückte den Helm auf den Kopf und zog sich die Handschuhe an. Dann schritten sie die Heiligegeiststraße hinunter bis zur jetzigen Königsstraße, deren linke Seite „an der langen Brücke im Heiligengeist-Viertel“ bis zur Spandauerstraße hin genannt wurde. Der übrige Teil hieß die Oderbergsche Straße. Durch diese gelangten sie in die Brüder- oder jetzige Klosterstraße und zum hohen Hause des Kurfürsten.

Sie stiegen die steinerne Treppe hinauf und traten gleich darauf in einen ziemlich großen mit vergoldeten Ledertapeten bekleideten Saal. Achim und Ritter Hasso von Bredow, Bertram von Bredow, Hans von Uchtenhagen, Otto von Lossow, jetziger Hauptmann des Schlosses von Coepenick, Otto von Schlieben und viele andere waren in diesem Saal versammelt, von welchen Johann von Quitzow mehrere nicht kannte. Auch blieb zum Kennenlernen keine Zeit, denn unmittelbar darauf trat der Kurfürst durch die Thür in der schmaleren Seitenwand herein. Er

war geharnischt aber mit entblößtem Kopf und trug den Helm unterm Arm.

Er trat einige Schritte vor und sprach: Ich grüße euch ihr Herren, was alle mit einer tiefen Verbeugung erwiderten. Dann fuhr er fort: Auch euch grüße ich, Johann von Quitzow. Herr Kaspar Gans hat uns euren Wunsch vorgetragen und eure Reue, auch hat er gesagt, was ihr bereits gethan habt, um euch aus des Reiches Oberacht zu ziehen, und wir haben das nicht mit Mißfallen vernommen.

Gans von Putlitz faßte Johanns Hand, auf die andere Seite trat Achim von Bredow und alle drei nahten sich dem Kurfürsten bis auf einige Schritte. Dann beugten sie das Knie vor ihm und Gans von Putlitz sprach: Gnädigster Herr und Kurfürst! Johann von Quitzow hat erkannt, wie sehr er gegen euch gefehlt und sich vergangen und wie gerecht euer Zorn gegen ihn gewesen. Er kommt, euch seine Reue zu gestehen, und euch zu bitten, ihn wieder zu Gnaden anzunehmen und des Kaisers Acht von ihm zu thun, indem er verspricht, künftig stets und immer euch treu ergeben und gewärtig zu sein.

Achim von Bredow. Auch will er durch künftige gute Dienste beweisen, daß er fürder nur euer und des Landes Wohl beabsichtigt und was er früher gethan, vergessen machen.

Friedrich. Ist, was eure Freunde aussprechen, eure Meinung, Johannes Quitzow? —

Johann. Sie ist es, gnädigster Herr, ich bereue und will gut machen, wenn ihr mir eure Gnade schenkt.

Friedrich. Steht auf und reicht mir eure Hand. So wollen wir denn dazu thun, daß des Reiches Acht von euch genommen werde und von jetzt an soll sie der That nach ohne Kraft an euch sein, bis sie auch durch des Kaisers Wort von euch genommen wird. Wir stellen euch wieder her als einen unbescholtenen Mann, und wie das Gewitter vorüberzieht, dessen Wolken dort am Horizont verschwinden und dann nicht mehr schaden können, so soll in Hoffnung auf eure künftigen guten Dienste eure frühere Missethat tot sein und euch nicht Schaden bringen.

Johann. Empfangt meinen Dank, gnädigster Herr, für eure Wohlthat.

Friedrich. Eure mir verfallenen Güter befinden sich meist in andern Händen und ich kann sie euch nicht zurückgeben. Dagegen will ich euch das Schloß Lenzen mit seinem Zubehör verpfänden und so viel zulegen, daß es als eine ziemliche Entschädigung für eure und eures Bruders Güter wird betrachtet werden können. Allein es wird euch nicht Wunder nehmen, wenn ich mich mit euch sicher zu stellen suche, und darum verpfände ich euch nicht allein jene Güter, sondern zu getreuer Hand euch und euren Freunden, und ihr möget mir unter meinen

Mannen solche nennen, welche ihr zu getreuer Hand wünscht und welche mir anstehen.

Johann. Vor allem erlaubt mir zu bitten, daß ihr mir und meiner ehelichen Hausfrau Agnes, meines Bruders Kindern und unsern Erben, diese Güter verpfändet.

Friedrich. Zugestanden.

Johann. Zu getreuer Hand schlage ich vor den Edlen Kaspar Gans Herrn zu Putlitz.

Friedrich. Gut, aber ihr müßt mir sechs zur getreuen Hand nennen.

Johann. Den Ritter Achim von Bredow, Klaus von Quitzow zu Sandow, Klaus von Quitzow zu Stavenow, Hans von Rohr zu Meienburg und den jungen Matthias von Bredow zu Kremmen.

Friedrich. Sie sind mir sämtlich recht und genehm. Das Geschäft wollen wir morgen zur selben Stunde wie heute beendigen. — Er grüßte und ging in sein Zimmer zurück.

Johann fühlte sich beklommen, es war, als drücke ihn etwas nieder. Die Anwesenden drängten sich um ihn herum und brachten ihre Glückwünsche dar. Er hörte sie ohne rechte Teilnahme an und dankte mit süßsauerm Gesicht. Sobald als möglich lenkte er das Gespräch auf andere Gegenstände. — Bald nachher meldete ein Edelknabe, daß der Kurfürst zur Messe gehe. Alle verließen das Zimmer und begleiteten ihn zur Franziskaner Klosterkirche, welche damals die Stelle der Hofkirche vertrat.

Nach geendigtem Gottesdienste folgte ein Teil der Herren, der bei Kaspar Gans zu Tische geladen war, demselben nach seiner Behausung. So sehr man sich anstrengte, heiter zu sein, so wollte es doch nicht gelingen, Johann von Quitzow fröhlich zu stimmen. Er blieb ernst, ja er schien mißmütig zu sein. Kaspar hütete sich wohl, nach der Ursache zu fragen, denn Johanns Antwort hätte leicht mißgedeutet, vielleicht auch gemißbraucht werden können.

Am andern Tage, den 7. Juli, fand sich Johann von Quitzow zur rechten Zeit im hohen Hause ein und mit ihm die, welche gestern dort versammelt waren. Auch die vier gestern angekommenen Mecklenburger fanden sich ein.

Friedrich erschien und sofort begannen die Verhandlungen. Als Resultat ergab sich endlich folgendes:

Johann von Quitzow leistet dem Kurfürsten den gewöhnlichen Vasalleneid.

Der Kurfürst stellt eine Urkunde aus, kraft welcher er bekennt, um fleißiger Bitte seiner Herren, Mannen und Städte der Mark willen und wegen der getreuen Dienste, welche sein lieber getreuer Hans von Quitzow

ihm und seinen Landen in künftigen Zeiten thun soll und mag, ihm und Agnesen, seiner ehelichen Hausfrau, Dietrich und Kuno, seines seligen Bruders Kindern und ihren rechten Erben und zu getreuer Hand den schon früher genannten sechs Mannen zu geben dreitausend Schock böhmischer Groschen wegen dessen Verzichtleistung und Abtretung aller Schlösser, Städte, Dörfer, Güter und Gerechtigkeiten, welche er und sein seliger Bruder in der Neuen Mark gehabt haben*). Diese Summe wird ihm und den Genannten auf Schloß und Stadt Lenzen verschrieben mit dessen Zubehör, so daß ihm für diese Summe das alles mit seinen Einwohnern übergeben wird, um es auf eigene Kosten ohne Rechnungslegung zu behüten und zu beschirmen, aber auch den Leuten keine neuen Lasten aufzulegen. Darauf sollen die Bürger zu Lenzen dem Johann von Quitzow, seinen Erben und Getreueshanden zu ihrem Gelde pfandesweise huldigen und schwören, seiner so lange gewärtig zu sein, bis die dreitausend Schock Groschen bezahlt sind. Die übrigen Bedingungen sind solche, welche gewöhnlich mit dem Pfandbesitze eines Schlosses verbunden waren**). Ferner übergab Friedrich an Johann und die vorgedachten Personen einen Schuldbrief über tausend Schock böhmische Groschen und versprach, dieselben in halbjährlichen Terminen, jährlich mit hundert Schock böhmischen Groschen zu verzinsen — denn zehn Prozent waren damals durchgängig üblich — entweder auf dem Schlosse Putlitz oder in irgend einer andern Stadt der Priegnitz. Nach drei Jahren will der Kurfürst, wenn Johann und die andern es verlangen, nach halbjähriger Kündigung das ganze Kapital bezahlen***).

Außerdem verschrieb Friedrich dem Johann von Quitzow durch einen besondern Brief ein Angefälle auf fünfzig Stück Geldes an Lehngut im Lande der Mark zu Brandenburg, wo ein solches zuerst offen werden sollte; alsdann wollte er Johann und seines Bruders Kinder Dietrich und Kuno damit belehnen†).

Letzteres war ein Versprechen, das indessen, so lange Johann lebte, nicht erfüllt wurde. Der ganze Wert der von Friedrich gezahlten Entschädigung für die von den Quitzows in der Mittelmark besessenen Güter beträgt demnach — wenn nicht andere Entschädigungen unbekannt geblieben sind — viertausend Schock böhmische Groschen, welche nach den jetzigen Preisen einem Werte von etwa 200 000 Thalern gleich gesetzt werden können. Eine solche Summe gewährte damals etwa vierhundert

*) Die Güter in der Priegnitz scheinen demnach in natura wieder zurückgegeben zu sein, denn hier ist nur von den mittelmärkischen Gütern die Rede.

**) Urkunde in v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 71.

***) Urkunde a. a. O. S. 73.

†) Urkunde a. a. O. S. 74. — Ein Stück Geldes war eine halbe Mark Brandenb. Silbers oder 20 Schillinge oder 28 Böhm. Groschen.

Schock böhmische Groschen jährliche Einkünfte oder nach jetzigem Werte ziemlich genau zwanzigtausend Thaler. Schwerlich aber erreicht die Entschädigung den Wert dessen, was die Quitzows verloren hatten, denn Friesack allein war von Dietrich mit zweitausend Schock bezahlt worden; Rathenow, Plauen und Beuthen waren zusammen genommen ohne Zweifel mehr wert als Friesack allein. Indessen ist zu erwägen, daß Johann auf gar keine Rückgewähr Ansprüche zu machen hatte, und als bloßer Gnadenbeweis war die Dotation sehr ansehnlich. Die Priegnitzschen Güter wurden, wie erwähnt, wahrscheinlich zurückgegeben, denn noch lange nachher befand sich die Familie im Besitz derselben.

Mit Gans von Putlitz waren noch eine Menge Abrechnungen zu halten, die aus der Zeit herrührten, wo er unter Jobst Hauptmann der Alt-Mark gewesen, als auch aus der, wo er unter Friedrich die Hauptmannschaft der Priegnitz verwaltet hatte. Desgleichen hatte er für Friedrich die Schlösser Lenzen und Gorlosen inne gehabt und verwaltet. Nach vollständiger Berechnung zahlte ihm Friedrich am heutigen Tage (7. Juli) neunhundert und zweiundzwanzig Schock und vierundfünfzig böhmische Groschen und Kaspar Gans quittierte darüber, daß damit alle seine Forderungen abgethan seien, ausgenommen das, was er im Namen seines gnädigen Herrn von den in Angermünde gehaltenen Gefangenen zu erwarten habe, was aber von des Kurfürsten Gnade abhange. Er will zugleich alle Briefschaften und Papiere, welche seine Hauptmannschaft in der alten Mark und Priegnitz, sowie Schloß und Stadt Lenzen betreffen, seinem gnädigen Herrn ausliefern*).

Noch an demselben Tage entließ Friedrich den Gebhard von Alvensleben auf sein wiederholtes Ansuchen von seinem Amte als Landeshauptmann der Altmark. Friedrich hatte ihm schon früher aufgegeben, Kuno von Lüderitz zu bewegen, daß er das Amt annehme. Der Kurfürst entbot deshalb den Kuno von Lüderitz zu sich nach Berlin und übertrug ihm das Amt. Friedrich zeigte dies dem Gebhard von Alvensleben an, damit er sich nach seinem Begehr nun desto besser zu dem Zuge auf die Ketzer anschicken und mit Friedrich ziehen könne, denn dieser war allerdings gesonnen, noch einmal Siegismund zu Hülfe zu ziehen. Zugleich wies er ihn an, dem Kuno von Lüderitz alle Auskunft und Anweisung zu geben, welche dieser in Bezug auf sein neues Amt wünschen möchte**). Außerdem stellte der Kurfürst eine Urkunde aus, in welcher er bekennt, Kuno von Lüderitz sein Schloß Tangermünde mit der Hauptmannschaft in der alten Mark amtmannsweise übergeben zu haben, daß er beides auf eigene Kosten verwesen und beschützen soll nach bestem

*) Urkunde in v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 75.
**) v. Raumer a. a. O. S. 137.

Vermögen. Dafür soll er dies Jahr zweihundert Schock böhmische Groschen beziehen und alle Renten und Nutzungen, die zu dem Schlosse gehören*).

Am andern Tage, den 8. Juli, ließ Friedrich den Klaus von Quitzow aus Stavenow, den alten und jungen Boldewin von dem Kruge und ihren Vetter Thomas von dem Kruge vor sich kommen, um sich mit ihnen wegen des von ihm eroberten Schlosses Gorlosen abzufinden. Er stellte ihnen einen Schuldbrief aus über vierhundertundvierzig Schock, die er ihnen auf nächstkommende Pfingsten bezahlen will, jedoch mit dem Beding, daß sie das Geld in der Mark anlegen und dafür in der Zwischenzeit offen gewordene Lehngüter in der Mark kaufen und ihm und seinen Erben Vasallendienste leisten. Geschieht dies nicht, so bleibt das Geld dem Markgrafen drei Jahre auf Zins stehen, so daß es ihnen jährlich auf Pfingsten mit vierzig Schock verzinset wird. Wollen sie dann das Geld haben und anlegen, so müssen sie ein Vierteljahr vorher kündigen. Darauf begaben sie sich aller Ansprüche auf das Schloß Gorlosen und seinen Zubehör**).

Johann von Quitzow ging unmittelbar von Berlin nach Magdeburg. Noch wußte Agnes nichts von der Veränderung seiner Lage; sie war daher nicht wenig verwundert, ihn so unerwartet zu sehen, noch mehr aber erstaunte sie, als sie vernahm, was geschehen. Kaum konnte sie sich in die neue Lage finden. Dennoch gewährte ihr die Veränderung eine große Freude und öffnete ihr eine neue Aussicht in eine ihr befreundete Lebensweise, die sie jetzt seit mehr als sieben Jahren entbehrt hatte. — Johann machte dem Erzbischof seinen Besuch, dankte ihm für den Schutz, den er seiner Hausfrau hatte angedeihen lassen, nahm dann von seinem Bruder Henning Abschied und zog mit seiner Frau und seinen Neffen nach Quitzhövel.

Einige Tage hielt sich Johann in Quitzhövel auf, dann ging er nach Lenzen. Das Schloß wurde ihm mit allem was dazu gehörte übergeben und die Bürger von Lenzen schworen ihm zu seinem Gelde eine Huldigung.

Die Burg lag hoch und hing mittels einer Zugbrücke, die über einen breiten Graben führte, mit der Stadt zusammen. Sie war mit starken Mauern, die ein Viereck bildeten, umgeben, und man trat durch einen mit tiefen Kellern versehenen, stark gewölbten Thorturm von zwei Stockwerken hinein. Ein runder Turm von sehr festem Mauerwerk hat sich noch bis jetzt erhalten, war zweifach übereinander gewölbt und hing in der Höhe von zwölf Ellen mit dem Hauptgebäude mittels einer Fallbrücke zusammen[18]). Im Süden lehnte sich eine eigene Burgkapelle an

*) A. a. O. S. 136, 137. — **) v. Raumer a. a. O. S. 74.

die Mauer. Das Schloß scheint mit der Bischofsburg in Alvensleben große Übereinstimmung gehabt zu haben*).

Das war nun das Schloß, in welchem Johann von Quitzow seine kommenden Tage verleben sollte. Er mußte sich gestehen, es war ansehnlich und bedeutend und konnte selbst hochgespannten Wünschen genügen. Dazu kam noch, daß nur eine halbe Meile westlich entfernt in einer vortrefflichen, überaus fruchtbaren Gegend an der Elbe und der mecklenburgischen Grenze das feste und schöne Schloß Eldenburg lag, welches schon seit alten Zeiten einer Seitenlinie der Quitzows gehörte, die ihrem Aussterben nahe war, und daß ihm dann dieses trefflich gelegene Schloß ebenfalls zufiel mit allen dazu gehörigen sehr ansehnlichen Gütern.

Markgraf Friedrich sah ein, daß er nach Franken und nach Böhmen gehen müsse, wo die Angelegenheiten bedenklich standen, doch wollte er zuvor der Mark den Frieden sichern. Zu dem Ende fand er sich am 25. Juli zu Neustadt-Eberswalde mit den Herzögen Otto und Kasimir von Stettin und mit Wratislaw zusammen und schloß mit ihnen einen Frieden von heute an bis zum 24. August künftigen Jahres, indem er zugleich die märkischen drei Bischöfe, den Grafen von Lindau und Kaspar Gans von Putlitz mit hineinzog**). Es wurde dies gehörig verbrieft und versiegelt.

Nicht minder aber war Friedrich wegen der Fürsten von Wenden besorgt, mit denen es auf dem Fürstentage zu Perleberg zu keinem Frieden gekommen war. Am 9. August fand er sich nochmals in Perleberg ein und vereinigte sich dahin mit ihnen, daß beide Parteien ihre Klagen und Anforderungen am 31. August zu Perleberg in Gegenwart des Rates schriftlich beantworten und begründen wollten. Dann sollten Klagen und Antworten versiegelt am 14. November an den Amtmann zu Lüchow gesendet werden, der sie sogleich den Herzögen Bernhard und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg überschickt. Letztere beide sollen dann am nächstkommenden Sonntage Reminiscere, den 8. März 1422 zu Perleberg ihren Urteilsspruch schiedsrichterlich schriftlich thun, und wie sie es entscheiden, das sollen beide Parteien halten und zwischen dem genannten Sonntag und Pfingsten ausführen, weswegen beide Parteien versprechen, entweder in Person oder durch bevollmächtigte Räte bei dem Urteilsspruche gegenwärtig zu sein. Es sollen alle Gefangenen Tag haben zu beiden Teilen bis auf den Sonntag Reminiscere künftigen Jahres, und welche Gefangenen damit nicht zufrieden sein sollten, von

*) Bekmann, Beschreibung der Mark Brandenburg Tl. V. Bd. II. Kap. VI. S. 212 ff. — Ulrici, Lenzen und seine Bewohner, S. 40, 57, 58, 71, 74, 79.

**) Lenz, Brandenburgische Urkunden S. 535.

denen soll es erlaubt sein, Schatzung zu nehmen, doch soll man sie in keinen Stock spannen. Friedrich verspricht heilig, alle diese Punkte zu halten und verbürgt sich mit seinen Mannen dafür*).

Nun kam es noch darauf an, den Frieden mit Magdeburg zu sichern. In Bezug auf die noch obwaltenden Streitpunkte waren Kurfürst Albrecht von Sachsen und Graf Heinrich von Schwarzburg von beiden Seiten zu Schiedsrichtern erkoren. Der Tag, wo sie den richterlichen Ausspruch thun sollten, rückte heran, und Friedrich ging deshalb nach Wittenberg, wo sich auch Erzbischof Günther von Magdeburg einfand. Am 17. September wurde folgendes entschieden, nachdem die Schiedsrichter ausdrücklich erklären, daß sie das Schiedsamt übernommen haben, weil, wenn die beiden streitenden Fürsten gegen einander rechten wollten, großer Unwille und Unfreundschaft zwischen ihnen entstehen könnte.

Markgraf Friedrich soll Plaue, — das immer noch ein Zankapfel war, — mit den Zubehörungen, wie es Günzel von Bartensleben von des Erzbischof Günthers und Friedrichs wegen inne gehabt hat, inne haben und besitzen, so lange der Erzbischof lebt, ohne daß diese Festsetzung jedoch nachher irgend einem Teile zum Präjudiz gereichen soll. —

Um ferner den Streit wegen der Stadt Görzke zu schlichten, die von beiden Parteien in Anspruch genommen wird, so soll Graf Heinrich von Schwarzburg von beiden Teilen mit denjenigen Ansprüchen und Gerechtigkeiten beliehen werden, die jeder daran zu haben glaubt.

Wegen der Angelegenheit mit Heise von Steinfurth und Ludolf von Alvensleben, sowie wegen alles dessen, was sich vor Alvensleben zugetragen, sollen der Erzbischof und der Markgraf zwischen hier und Michaelistag die Sache selber gründlich untersuchen und die Teilnehmer verhören, und wie sie das entscheiden, so sollen es sich Heise von Steinfurth und Ludolf von Alvensleben gefallen lassen. Auch sollen sie dann entscheiden wegen Heinrich Lindstädten und zween Knechten des Hermann von Itzenplitz, welche Heise von Steinfurth gefangen hat. Diese sollen Tag haben bis zum Michaelistage, sowie Friedrich auch den Gefangenen, die er Heise etwa abgenommen hätte, Tag geben soll.

Wegen der von Knesebecke und der andern, welche Heise von Steinfurth gefangen und ihnen sechs Pferde abgenommen hat, wird festgesetzt, daß Heise sich auf den Sonntag nach des heiligen Leichnamstag zwischen Tangermünde und Jerichow einfinden und erkennen lassen soll, ob er sie mit Ehren hat. Würden sie ihm abgesprochen, so soll er sie mit ihrer Habe losgeben, würden sie ihm zugesprochen, so soll er von dem Markgrafen unangefochten bleiben, dieser aber soll an die Herzöge

*) Gercken, Cod. diplom. Brand. cont. T. VIII. S. 414. — Gercken, Diplom. vet. March. T. I. S. 638.

Bernhard und Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg schreiben, daß sie die Ihren auf den obengenannten Tag schicken, damit das Erkenntnis einträchtig abgefaßt und Heise's Angelegenheit mit den Fürsten vollständig erledigt werde. Könnten die Herren von Braunschweig die Ihren nicht zu dem vorgedachten Tage senden, so wird ein anderer Tag anberaumt, und Markgraf Friedrich wird den Heise acht Tage zuvor davon benachrichtigen, der des Tages wie des Erkenntnisses warten soll. Auch wegen der Wegnahme, die während des letzten zu Zerbst festgesetzten Friedens stattgefunden haben, sollen die oben genannten Herren an beiden Teilen die Ihren bevollmächtigt an jenem Sonntage zwischen Tangermünde und Jerichow senden, um die Wegnahme nach Ausweisung der Friedebriefe zu untersuchen*).

Nunmehr durfte er die Mark für hinreichend gesichert halten und er rüstete sich daher, mit einem Heere nach Franken aufzubrechen. Im Monat September kam er in der Oberpfalz an und vereinigte sein Heer mit dem des Pfalzgrafen Johann, um die Veste Parkstein anzugreifen. Es kam endlich zum Sturme, sie wurde erstiegen und mit dem Schwerte in der Hand genommen. Die weiteren Fortschritte wurden etwas durch den Mangel an Schießpulver aufgehalten. Indessen hatten doch diese Unternehmungen den Erfolg, daß eine Anzahl von Ludwigs Bundesgenossen, namentlich auch die Stadt Donauwörth, von ihm abfielen und sich teils neutral erklärten, teils auf des Kurfürsten Seite traten. Unterdessen aber schritt Siegismund ein und verlangte ernstlich von Herzog Ludwig, daß er den Krieg einstelle und seine Sache der Entscheidung des Kaisers anheim gebe. Auch bei dem Kurfürsten Friedrich drang er auf einen Waffenstillstand. Dieser sprach selber mit dem Kaiser, und nun wurde dem Herzog Ludwig nochmals verboten, etwas Thätliches zu unternehmen. Friedrich aber folgte dem Kaiser nach Böhmen, um ihm Hülfe zu leisten gegen die Hussiten, denn hier wütete der Krieg auf die furchtbarste Weise, und Siegismund führte ihn nicht mit Glück.

Die Böhmen hatten ihre Hoffnung noch nicht aufgegeben, den König Wladislaus zu vermögen, die böhmische Königskrone anzunehmen und glaubten Gründe zu haben, seine Weigerung nicht für ernsthaft gemeint nehmen zu müssen. Wladislaus erklärte endlich, daß er nichts dagegen haben würde, wenn sein Bruder sich des Reiches Böhmen annehmen wolle. Zu diesem Ende wurde dessen Sohn Coributh, Wladislaus' Neffe, mit einem ansehnlichen Heere nach Böhmen geschickt, um seines Vaters Sache daselbst zu führen. Jetzt hielt Kurfürst Friedrich

*) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. T. I. S. 69. — Gercken, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. I. S. 100.

dafür, daß er sich weiter nicht in die böhmischen Händel mischen dürfe, da er mit Wladislaus so innig wie mit Siegismund verbunden war. Er zog sich deshalb zurück.

Ehe es indessen noch soweit gekommen war, hatte er seinen Prinzen Friedrich unter der Führung des Ritters Wirich von Treutlingen und anderer ehrbarer Leute aus der Mark von Berlin abgehen lassen, um sich in Polen mit der polnischen Sprache und Sitte bekannt zu machen, weil er nach dem geschlossenen Bündnisse nach dem Tode des Königs als Gemahl seiner Tochter Hedwig dereinst König von Polen werden sollte und als solcher mit Sprache und Sitte seines Volkes bekannt sein mußte*). Friedrich war jetzt acht Jahre alt. Auch der Bischof von Lebus und Brandenburg Johann von Waldow begleiteten ihn. Die Reise ging über Frankfurt. Am 14. April 1422 stellte der Bischof den Prinzen dem Könige zu Radzejewo vor und übergab ihm denselben**), der seine Erziehung dem Starosten Peter Chelmky und dem Dechanten Elias zu Sandomir anvertraute***). — Um so weniger durfte Friedrich es wagen, mit dem Könige von Polen zu brechen. Er ging deshalb nach Franken, wo ihm Christian von Leiningen mit seinen Vasallen den Frieden absagte, während der Krieg mit dem Herzoge Ludwig von Ingolstadt noch fortdauerte. Auch mehrere andere sagten noch ab, so daß der Kurfürst mitten in das Kriegsgewühl hinein geriet. Er eroberte die Stadt Monheim, besetzte sie, ließ sich huldigen und bestätigte der Stadt am 9. März ihre Privilegien.

Johann von Quitzow hatte sich unterdessen auf Schloß Lenzen häuslich und standesmäßig eingerichtet und die nötige Anzahl von Knechten, Pferden und Waffen angeschafft, um sich darauf zu behaupten. Seine beiden Neffen tummelten sich wacker auf kleinen Streifzügen und Fehden in der Nachbarschaft, an denen sie freiwillig teilnahmen, und Agnes, jetzt vierzig Jahre alt, verjüngte sich anscheinend in der gewohnten Umgebung.

Zu keiner Zeit war der Bund der Hansa so mächtig, als zu dieser. Gegen achtzig der ansehnlichsten See- und Landstädte bildeten ihn, und der Bund beherrschte die Nord- und Ostsee fast ausschließlich. Er hatte mit tausendfachen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen, aber das Glück begünstigte ihn auf eine auffallende Weise. In den Ländern des Nordens und Ostens machte er Anspruch auf den Alleinhandel, in Flandern standen seine Kaufleute im höchsten Ansehen, in England war sein Handel durch die vorteilhaftesten Privilegien geschützt, und der Ver-

*) Haftiz Tl. II. § 29. — Angelus, Ann. march. S. 204.
**) Wohlbrück, Gesch. von Lebus Tl. II. S. 139. 192.
***) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 189.

kehr der Hansa war durch alle diese Begünstigungen ein wahrhaft großartiger geworden. Sie gestatteten keiner Stadt, die nicht zu dem Bunde gehörte, nach den nordischen Reichen zu handeln, und schlossen überall Verbindungen zur Sicherung ihrer Warentransporte, zu deren Schutz sie gemeinschaftliche Maßregeln ergriffen. Bei den so häufigen Fehden zwischen Städten und Adel war es nicht selten eine zur Hansa gehörige Stadt, welcher der Krieg erklärt wurde, und deren Kaufmannsgüter auf den Landstraßen weggenommen wurden. Da sich die übrigen Städte in einem solchen Falle ihrer Bundesgenossen annehmen, und diese Plünderung nicht dulden wollten, so entspannen sich daraus immer wieder neue Fehden, besonders mit den mächtigen Hauptstädten des Hansebundes, mit Lübeck und Hamburg, durch deren Verfahren der Adel seine Rechte oft bitter gekränkt fühlte. Natürlich war das in den ihnen zunächst gelegenen Ländern am meisten der Fall.

Eben jetzt war ein großer Teil des mecklenburgischen, priegnitzischen und märkischen Adels von den beiden genannten Städten schwer beleidigt worden und hielt es seiner Ehre gemäß, auf Abstellung der Maßregeln zu dringen, welche die Städte gegen ihn ergriffen hatten. Die Verhandlungen führten nicht zum Ziele, sämtliche Beteiligte hielten deshalb eine Zusammenkunft und beschlossen, den Städten abzusagen. Auch Johann von Quitzow war mit dabei, denn der Lage seines Schlosses wegen war er bei jenen Maßregeln stark beteiligt, und litt bei deren Anwendung. Lenzen wurde zum Sammelplatz des Heeres erwählt.

Jetzt erst fand Johann von Quitzow alle Spannkraft seines Geistes wieder, denn er bewegte sich in dem gewohnten Elemente. Er rüstete, schaffte Vorräte an, übte seine Leute und seine Neffen, die den Zug mitmachen sollten, und war überaus thätig. Es war ihm, als ob nach einem langen Winter endlich der Sommer angebrochen wäre. Von dem Kurfürsten war nicht zu fürchten, daß er die Fehde stören würde, denn er war außer Landes, kurz, es schienen Johann die alten Zeiten wiedergekehrt zu sein, und dies Gefühl goß Jugendlust in seine Adern.

Am Donnerstag den 2. April 1422 versammelten sich die Verbündeten, 180 Pferde stark, zu Lenzen, um von hier aus den Zug zu beginnen. Sie wählten die Anführer desselben, und als solche wurden ernannt: Johann von Quitzow, von dessen Kriegsruhm man sich viel versprach, Boldewin von dem Kruge, der Jüngere, Reimar von Plessen, einer der reichsten und begütertsten Edelleute Mecklenburgs, dessen Familie sehr mächtig war, und Nikolaus von Rohr von der Meyenburg, ein begüterter und in den Verhandlungen jener Zeit oft genannter Edelmann aus der Priegnitz. Der ganze Haufen war aus Priegnitzern, Märkern und Mecklenburgern zusammengesetzt.

Den beiden mächtigen Hansestädten unmittelbar zu Leibe zu gehen,

konnte den Anführern dieses Zuges nicht einfallen, denn das hätte auch ein hundertmal so großes Heer nicht vermocht. Es blieb nichts anderes übrig, als ihnen Kaufmannsgüter wegzunehmen, und zu dem Ende eine Gegend zu wählen, wo man Ladungen derselben von beiden Städten erwarten durfte. Keine Gegend schien geeigneter, als die zwischen Möllen und Lauenburg, denn über letzteren Ort gingen eine große Menge Waren in die südlich von der Elbe gelegenen Länder, und hier war darum am ersten auf eine gute Beute zu rechnen. Man beschloß deshalb, sich dahin zu begeben, und ritt am Freitag den 3. April von Lenzen ab.

Am andern Tage erreichte man den Steckenitz-Kanal oder die Delvenau, und überschritt ihn bei dem Dorfe Büchen. Dieser Fahrweg war von den Lübeckern in den Jahren 1391 bis 1398 von dem Möllner See, der neben der den Lübeckern gehörigen Stadt Möllen lag, bis zur Elbe gegraben worden, und verband die Nordsee mit der Ostsee. Vorzugsweise diente er zum Versand des Lüneburgschen Salzes, doch wurde er natürlich auch für andere Waren benutzt. Mit den Herzögen von Lauenburg waren darüber Verträge geschlossen, wodurch diesen ein Zoll in Lauenburg zugestanden war; dagegen wurde den Lübeckern die ausschließliche Benutzung des Kanals zugesichert, und kein anderer durfte ihn befahren*).

Ein Teil unserer Reiter blieb in der Nähe des Kanals, um sich der vorüberfahrenden Schiffe zu bemächtigen, der übrige bei weitem größere Teil ging vorwärts und stellte sich in der Gegend der Dörfer Pötrau, Franzhoff und Müssen auf, um die Lübecker und Hamburger Heerstraßen zu beobachten.

Schnell aber war die Stadt Lübeck von der ihren Kaufleuten drohenden Gefahr benachrichtigt worden. Sie sandte sofort eine zahlreiche Abteilung Bewaffneter nach der bedrohten Gegend und forderte die Schwesterstadt Hamburg zur Mitwirkung auf, die ohne Säumen ihr Kriegsvolk eben dahin sandte. Von diesen Maßregeln erfuhren unsere Verbündeten nichts.

Am nächsten Tage wegelagerte man. Leider wollte nichts kommen. Es zeigte sich kein Wagenzug, der den Städten gehört hätte. Reiter, Wagen und Fußgänger zogen zwar vorüber, aber wegen des Sonntags nur sparsam, und außerdem gehörten sie nicht den Städten an. Auch von der Delvenau und den übrigen Haufen kam keine Nachricht eines glücklichen Fanges. Der Palmsonntag verging ohne einen Erfolg. Man hatte alle Widerwärtigkeiten des unangenehmen Aprilwetters im Freien ertragen und zog bei anbrechender Dämmerung unverrichteter Sache nach Müssen.

---

*) Hanseat. Magazin von Smit B. III. S. 94.

Am nächsten Morgen zogen unsere Bewaffneten auf das Feld und in ihren Versteck, um die Wege zu bewachen. Aber seltsamerweise verging auch der heutige Tag ohne einen Fang. Am folgenden Tage, Dienstag den 7. April fand eine Unterredung der Anführer statt. Man beschloß, über die Delvenau zurückzugehen, um sich dort aufzustellen, denn es wurde behauptet, daß die Lübecker Wagenzüge dort ihren Weg gezogen, und über die Palmschleuse nach Lauenburg gegangen wären. Man zog deshalb die verschiedenen Trupps zusammen und brach über Patrow auf, um bei Büchen über die Delvenau zu gehen.

Aber noch ehe sie den Graben erreicht hatten, sahen sie das jenseitige Ufer von Lübeckschem Kriegsvolke besetzt, ja es schien, daß auch das Dorf Büchen besetzt sei. Dies war eine höchst unangenehme Entdeckung. Wir dürfen nicht über den Graben gehen, rief Johann von Quitzow, laßt uns diesseits bleiben, und uns gegen Norden wenden, um gegen Möllen vorzurücken. Rasch gab man den Haufen die Richtung und erreichte so das Dorf Müssen. Kaum aber verließ man es, so sah man von Sams her große Haufen Bewaffneter sich nahen, die man als Hamburgisches Kriegsvolk erkannte.

In schnellem Trabe ging es durch das Dorf Müssen zurück nach Franzdorf. Aber ehe man das letztere erreicht hatte, sah man die Hamburger schon aus Müssen hervorbrechen und die Lübecker aus Patrow. Man hatte die Feinde im Rücken und in der Flanke, und selbst dem gemeinsten Knechte wurde es deutlich, in welch' einer gefährlichen Lage man steckte.

Wir vermögen uns auf freiem Felde nicht gegen die Städter zu halten, sprach Johann von Quitzow, wir müssen ein Schloß zu erreichen suchen und uns da hinein werfen, koste es was es wolle. Am nächsten liegt uns die Lauenburg. Mein Rat ist, wir wenden uns dahin, und begehren von dem Herzoge Aufnahme.

Es gab allerdings keinen bessern Rat, und so gefährlich auch das Mittel war, so mußte man sich dennoch dazu bequemen. Man behielt die eingeschlagene Richtung bei, und nach einer Stunde lag die Stadt Lauenburg an der Elbe mit ihrem auf einem Berge gelegenen stattlichen Schlosse der Herzöge, das drohend in die Ferne blickte, vor ihnen. Es war von keinem Graben umgeben.

Als sie sich dem Schlosse näherten, wurde das Fallgatter herabgelassen, und bewaffnete Männer erschienen auf den Mauern. Johann von Quitzow ritt heran, und verkündigte dem Thorwächter, daß sie keine feindlichen Absichten hätten, sondern um freundliche Aufnahme bäten, weil sie von ihren Feinden verfolgt würden.

Der Thorwächter ließ dem Herzoge die Meldung machen, und gleich nachher erschien der Herzog Erich selber über dem Thore. Johann wiederholte sein Gesuch.

Herzog. Fremden Bewaffneten kann ich keinen Schutz in meinem Schlosse gewähren, am wenigsten gegen die Seestädte. Auch wißt ihr wohl, daß das nur unter Verbündeten Sitte ist. Unser Schloß kann euch daher kein offen Schloß sein. Ohnehin kenne ich eure Absichten nicht.

Johann. Sie sind, wie ich euch auf Treu und Glauben versichern kann, nicht gegen euch gerichtet. Aber wir entgehen sonst unseren Feinden nicht, die uns verfolgen, und so nahe sein müssen, daß ihr sie ohne Zweifel von eurem Burgturme schon sehen könnt. Sie sind uns übermächtig, denn wir haben es mit Lübeck und Hamburg zu thun.

Herzog. Ihr habt schlimme Gegner, aber ich kann euch nicht helfen, so gern ich möchte. Sucht ihnen auf andere Weise zu entgehen.

Diese Weigerung war vorausgesehen, und man hatte den Fall bereits besprochen. Wohlan denn, rief Johann, so geben wir uns euch auf Treu und Glauben gefangen, wenn ihr uns bei euern Treuen gelobt, daß uns an Leib und Leben kein Schade geschehen soll.

Herzog. Das sei euch zugestanden. Reitet zurück zu den Eurigen, und verkündigt ihnen das. Dann sendet einen nach dem andern zum Thore her; doch nie zwei zugleich, und jeder, der in das Thor einreitet, giebt sein Schwert an meine Diener ab. Nun eilt euch!

Es geschah, wie der Herzog es angeordnet hatte, und als man erst bemerkte, daß keine feindseligen Absichten vorwalteten, ging die Sache ziemlich rasch. Herzog Erich ließ die Anführer zu sich entbieten, und vernahm von ihnen das Nähere. Aber noch während dieser Rede verkündet der Türmer heranrückende Bewaffnete. Der Herzog winkte einem Knappen, der sich entfernte, und gleich darauf mit der Meldung wieder hereintrat: Es ist Lübeckisches und Hamburgisches Kriegsvolk.

Seid ruhig, sprach der Herzog, und begebt euch in die Gemächer, welche ich euch anweisen lassen werde. Unter meinem Schutze habt ihr nichts zu fürchten.

Johann verließ mit seinen Begleitern den Herzog, und wurde mit ihnen in ein anständiges Zimmer geführt. Alle waren sehr niedergeschlagen.

Unterdessen hatten sich die Kriegsvölker der Städte in einiger Entfernung um das Schloß gelegt, und erließen eine Aufforderung an den Herzog Erich, ihnen ihre Feinde herauszugeben. Dies Ansinnen lehnte der Herzog ab, indem er sagte: er könne Leute, die sich auf guten Glauben in seinen Schutz begeben hätten, nicht auf solche Weise verraten. Ohnehin sei ihm unbekannt, daß seine Schützlinge Feinde der Städte wären. So viel er wisse, hätten sie sich keine Feindseligkeiten gegen dieselben zu schulden kommen lassen, und er könne sonach ihrem Gesuche nicht willfahren.

Der Bote begab sich zu den feindlichen Haufen zurück und hinterbrachte ihnen die Antwort des Herzogs. Allein die Städter waren nicht gesonnen, sich mit einer solchen Antwort abfinden zu lassen. Sie hielten Rat und fertigten gleich nachher den Boten nochmals nach dem Schlosse ab. Er sagte dem Herzog, es sei zwar wahr, daß die Feinde noch nichts gegen die Städte unternommen hätten, allein dies könnte ihnen nicht als ein Verdienst angerechnet werden, denn wie sie recht gut wüßten, hätten sie bösen Willen genug dazu gehabt. Darum wiederholten die vor dem Schlosse befindlichen Anführer ihr Gesuch, ihnen die Feinde auszuliefern, damit ihnen ihr Recht geschähe.

Der Herzog, der den beiden Städten nicht sehr gewogen war, mit denen er erst vor kurzem einen Krieg beendigt hatte, der ihn die Schlösser Bergedorf und Riepenborg gekostet hatte, geriet in einige Bedrängnis. Er erwiderte, es könnte sein, daß seine Schützlinge mit feindseligen Absichten gegen die Städte gekommen wären, und er müsse dies nach den bestimmten Versicherungen der städtischen Anführer glauben. Allein so lange sie nichts Schädliches unternommen, sondern es bloß gewollt hätten, so lange wäre ihnen nichts anzurechnen, denn Gedanken seien zollfrei. Da es indessen doch schiene, als ob die Städte Beschwerden gegen die in seinem Schloß aufgenommenen Leute zu führen hätten, so wolle er dafür sorgen, daß seine Schützlinge ihnen, wo es auch sei, zu Recht stehen sollten, er erböte sich auch, die Vermittlung zu übernehmen; da er ihnen aber einmal seinen Schutz zugesagt habe, so könne er sein Wort nicht brechen. Mit diesem Bescheid begab sich der Bote hinweg.

Indessen verging kaum eine Stunde, so erschien er zum dritten Male und verkündigte folgendes: Die städtischen Anführer verlangten durchaus ihre Feinde und ersuchten den Herzog, wohl zu bedenken, was er thäte. Wer eines andern Feind schütze und hehle, sei nach den Rechten und Gewohnheiten nicht anders, denn ebenfalls als ein Feind zu betrachten und das Recht verurteile ihn wie jenen. Beharre der Herzog auf seinem Entschluß, die Feinde nicht auszuliefern, so müßten sie ihn als einen Feind der Städte betrachten und würden ihn demgemäß behandeln.

Während diese Unterhandlungen gepflogen wurden, hatten unsere Ritter sich in dem Schlosse umher führen lassen, um dasselbe kennen zu lernen. Boldewin von dem Kruge fand unter den Knechten einen, der früher bei seinem Vater gedient hatte und der eine große Freude bezeugte, ihn wieder zu sehen. Boldewin blieb bei ihm stehen, und erst nachdem die übrigen ihr Zimmer erreicht hatten, fand auch er sich ein. Die Dämmerung senkte sich bereits herab, als der Herzog die Männer einladen ließ, zu ihm zu kommen.

Er ging in großer Bewegung im Zimmer auf und ab. Endlich, nachdem er offenbar über einen Eingang zu seiner Rede sich den Kopf zerbrochen, blieb er stehen, stampfte mit dem Fuße auf und rief: So wollt' ich doch, daß — — Da steck ich nun in einer schönen Klemme! Die Städter wollen euch durchaus ausgeliefert haben und drohen mir, mich als ihren Feind zu behandeln, wenn es nicht geschieht. Ich muß unter allen Umständen den Krieg vermeiden und dazu giebt es nur ein Mittel. So ungern ich es ergreife, — ich muß und habe keine Wahl.

Johann von Quitzow. Wie, verstehe ich euch recht, ihr wollt uns ausliefern?

Herzog. Muß ich denn nicht? Wißt ihr einen andern Rat zu geben?

Boldewin. Daß du die Pestilenz kriegst! Hab' ich's doch gedacht und voraus gesagt! Haben wir nicht euer Wort? Habt ihr nicht versprochen, uns zu schützen?

Reimar. Ihr wißt, gnädiger Herr, wie die von der Hanse Leute unsers Standes behandeln, wenn sie in ihre Gewalt fallen.

Herzog. Freilich. Aber eben deswegen muß man zuvor eine Übereinkunft mit ihnen schließen, daß euer Leib und Leben geschont werde.

Boldewin. Da wird sich das Volk auch daran kehren! Das ist Pack, Gesindel, da ist kein Mann von Ehre darunter, die halten nicht Treu und Glauben. Brecht ihr euer Wort gegen uns, breche ich das meinige gegen euch, und ich weiß dann, was ich thue. Ich bin meines Wortes als Gefangener quitt.

Herzog. Immerhin, doch laßt die andern auch einmal sprechen. — Wißt ihr mir sonst einen guten Rat zu geben?

Alle. Nichts, als daß ihr, wenn es nicht anders sein kann, uns und unsere Leute nicht anders ausliefert, als gegen die Versicherung, daß keiner an Leib und Leben gestraft werde.

Herzog. Gut. Für heute wird die Auslieferung nicht mehr stattfinden können, denn es ist finster geworden. Die Nacht werdet ihr noch im Schlosse zubringen. Vielleicht erhält einer oder der andere noch einen guten Rat im Traume, möge er ihn dann wohl benutzen. Gute Nacht! —

Unsere Ritter teilten ihren Leuten die so eben erhaltene Nachricht mit und erregten damit ein allgemeines Trauern und Wehklagen. Am betrübtesten aber waren sie selber. Kaum wieder angelangt in ihrem Zimmer, ergoß sich ihre finstere Stimmung in den bittersten Redensarten.

Es ist nur zu gewiß, rief Boldewin, daß die Städter uns Schonung des Leibes und Lebens versprechen, aber auch ebenso gewiß, daß sie es nicht halten werden.

Klaus. Unser Leben halte ich in ihren Händen keinen Augenblick gesichert. Opfert man uns nicht unter dem Scheine des Rechts hin, so geschieht es in der Form eines Pöbelauflaufs. Was erlauben sich diese übermütigen Hansen nicht gegen uns?

Boldewin. Ho ho! so weit soll es nicht kommen. Ich weiß, wie wir wegkommen. Ihr habt wohl gesehen, daß ich unten im Hofe einen alten Knecht meines Vaters fand, mit dem ich als Kind oft gespielt habe. Weil ich nun von Anfang ans Entwischen gedacht, so habe ich den alten Knecht im geheimen befragt, ob er mir keine Gelegenheit dazu an die Hand geben könnte. Der hat mir nun vertraut, daß ein geheimer Gang unter der Erde fort bis zur Elbe führe, aber er ist hier im Hofe durch eine eiserne Thür verschlossen. Wenn wir nun in der Nacht einen Elbkahn bereit halten, so setzen wir uns in den hinein und fahren heidi! Der Knecht hat in seiner Jugend das Schlosserhandwerk gelernt und getraut sich das Schloß mit einem Dietrich aufzumachen. Was meint ihr nun?

Reimar. Der Vorschlag läßt sich hören. Laßt uns denn die Sache gehörig besprechen.

Man kam überein, nicht eher etwas zu unternehmen, als bis alles im Schlosse schliefe. Alle konnte man auf diese Weise nicht retten, wenn man das Geheimnis nicht preisgeben wollte. Es konnten daher nur die Anführer und diejenigen, welche es am meisten vermeiden mußten, in die Hand der Städte zu fallen, auf diese Art sich flüchten, in welche Zahl Johann auch seine Neffen und seinen Diener Dietrich Schwalbe einschloß. Zusammen waren dies zwanzig Personen. Während sie in das Geheimnis gezogen wurden, beredete sich Boldewin mit dem alten Knecht, der es übernahm, ein Fahrzeug zu bestellen und sich mit den nötigen Dietrichen zu versehen.

Allgemach kam einer nach dem andern zur verabredeten Stelle geschlichen und bald war alles beisammen. Leise nahte man sich dem Orte, wo die eiserne Thür befindlich war. Der alte Knecht versuchte seine Kunst und nach langer Mühe war sie geöffnet. Jetzt drängte sich alles hinein und setzte voll frischer Lebenshoffnung seinen Weg in der dichtesten Finsternis fort. Endlich wehte wieder frische Luft und sie erreichten das Freie. Leise und behutsam schlich man zum Ufer und bestieg das bereit gehaltene Fahrzeug, das sogleich nach dem jenseitigen Ufer fuhr und hier seinen Weg fortsetzte.

Das Unternehmen war über Erwartung gelungen. Fast war es unbegreiflich, daß sie im Schloß nicht schon entdeckt waren, ungeachtet die Stelle, wo die Thür sich befand, ziemlich versteckt lag. Boldewin wollte darin erkennen, daß der Herzog ihren Plan vermutet und ihn begünstigt habe, denn daß er den Hansestädten den reichen Fang nicht

gönnte und eine Verkürzung desselben nicht ungern sehen würde, war zu vermuten.

Unsere Flüchtlinge blieben unangefochten, sie fuhren die Elbe hinauf und kamen nach zwei Tagen in Lenzen an, wo sie das Schiff verließen und nach Hause zogen.

Als am andern Morgen die Gefangenen in der Lauenburg dem städtischen Kriegsvolk übergeben werden sollten, war man nicht wenig erstaunt, die Anführer zu vermissen, bis man entdeckte, wo sie geblieben waren. Es wurde grimmig viel geflucht, und der Herzog mußte manche böse Rede hören, allein die Entflohenen kamen darum nicht wieder. Man hielt sich zuletzt an das, was man vorfand: Lübeck nahm von den vorhandenen Gefangenen achtzig und ebenso viel Hamburg, die Pferde und das den Gefangenen und ihren Herren gehörige Gut teilten die städtischen Krieger unter sich. Die Gefangenen wurden nach Lübeck und Hamburg geführt und in die Türme gesetzt, nach einiger Zeit aber gegen Lösegeld losgelassen, nachdem sie die Urfehde geleistet und beschworen hatten*).

*) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 30. — Cranz, Wandalia Lib. X Cap. 36.

Vierzigstes Kapitel.

Die Abwesenheit des Kurfürsten scheint überhaupt die Veranlassung gewesen zu sein, daß wieder eine Menge kleiner Streitigkeiten auf gewaltsamem Wege entschieden wurden und der Adel wie die Städte ihrer gewohnten Fehdelust die Zügel schießen ließen. So hatte zu dieser Zeit Hasso von Uchtenhagen eine Fehde mit der Stadt Beerwalde, über deren Ursache und Verlauf uns jedoch nähere Nachrichten fehlen*).

Noch unruhiger und bedenklicher standen die Sachen in der Niederlausitz. Mit jedem Tage konnte man eines Einfalles der Hussiten in dieses Land gewärtig sein, und der Landvogt Hans von Polenz hatte darum schon im vorigen Jahre eine Zusammenkunft zwischen Land und Städten zu Lübben veranstaltet, wo sich alles mit einander verband und sich auf die Ankunft der Feinde gefaßt zu halten versprach.

So heftig auch die Hussiten bei ihren steten Spaltungen gegen einander wüteten, so standen Siegismunds Angelegenheiten schlechter als je. Am 17. Mai 1422 kam der litthauische Prinz Siegmund Coributh, des Großfürsten Witolds Neffe, mit 5000 Reitern nach Prag, um die Herrschaft zu übernehmen. Er wurde mit Entzücken empfangen und zum obersten Verweser des Reiches und zum Beschützer desselben gegen innere und äußere Feinde ernannt. Ziska sah dies allerdings sehr ungern, konnte indessen für jetzt nichts dagegen thun. Coributh ging nun den Feinden zu Leibe und belagerte mit einem mächtigen Heer und großem Belagerungsgerät die wichtige Veste Karlstein, zu deren Befehlshaber der Kaiser unsern Hans von Polenz ernannt hatte. Um so mehr durfte die Niederlausitz darauf rechnen, von den Hussiten einen Besuch zu erhalten. Siegismund ersuchte deshalb den Erzbischof Günther von Magdeburg, sich der Lausitz anzunehmen und dieser berief Mannen und Städte auf Freitag nach Pfingsten den 5. Juni 1422 nach seiner Stadt Jüterbog. Hier verbanden sich eine Menge adliger Mannen mit dem Erzbischof zur Verteidigung gegen die Hussiten**).

*) v. d. Hagen, Beschreib. d. Geschl. v. Uchtenhagen, S. 25.

**) Gercken, Cod. diplom. Brandenb. contin. T. II. S. 367. — Neumann, Gesch. d. niederl. Landvögte Tl. II. S. 63.

Ein eigenes Schicksal traf den Kurfürsten Herzog Albrecht III. von Sachsen. Nach der Gewohnheit seines Hofes war er im Sommer auf ein Jagdschloß gezogen, um es sich im Freien wohl sein zu lassen. Solche Rast auf Jagdschlössern war an den Höfen nichts Ungewöhnliches und wurde eine Hage, niederdeutsch Hoge genannt, welches Wort uns noch in dem Worte Behagen wiederklingt. Nicht weit von Wittenberg lag im dichten grünen Wald versteckt das Schloß Lochau, späterhin Annaburg genannt. Dahin zog er mit seiner Gemahlin und seinen guten Leuten, Männern und Frauen, weil es zu solchen Ergötzlichkeiten wohl geeignet war. Hier waren sie fröhlich und belustigten sich mit Essen und Trinken, Tanzen, Jagen und ritterlichen Spielen. Aber mitten in der Nacht, als alles im ersten Schlaf lag, entstand Feuer in dem hölzernen Gebäude. Es mochte wohl schon eine Zeitlang gebrannt haben, als der Kurfürst von dem entsetzlichen Geschrei eines Jagdhundes erwachte, der auf Stroh lag und den die Flamme ergriffen hatte. Das Schloß stand bereits ganz in Feuer und auch die Treppen brannten. Kaum behielt der Kurfürst so viel Zeit, seine Gemahlin zu wecken und mit ihr nackt aus dem Fenster zu springen, wodurch es beiden gelang, sich zu retten. Aber sehr viele andere vermochten das nicht und es verbrannten mehrere Ritter mit ihren Frauen und andere gute Leute, zusammen fünfzehn Menschen. Selbst der Schaden an Betten, köstlichen Kleidern und Kleinodien war bedeutend. Die Ursache der Feuersbrunst blieb unermittelt*). War indessen der Kurfürst auch dem Feuer entronnen, so hatte doch der heftige Schreck und die Gemütsbewegung über den harten Verlust so heftig und nachteilig auf seine Gesundheit eingewirkt, daß er sogleich krank wurde und einige Tage nachher, am 25. Juli, starb. Er wurde zu Wittenberg als der letzte seines Stammes begraben.

Kurfürst Friedrich war im südlichen Deutschland, als sich diese wichtige Begebenheit ereignete. Noch immer quälte man sich mit Maßregeln gegen die Hussiten herum, ohne daß es zu einem allgemeinen Beschluß gekommen wäre. Siegismund war mit seinen Händeln in Ungarn und Polen beschäftigt, nunmehr kam er aber nach Nürnberg, um einen Reichstag zu halten. Nach langem Ratschlagen kam man zuletzt überein, um die Kriegskosten aufzubringen, eine Vermögenssteuer auszuschreiben; es sollte der hundertste Pfennig gezahlt werden, das heißt ein Prozent. Allein die Städte weigerten sich und wollten den Fürsten von ihrem Vermögensstande keine Kunde geben. Deshalb wurde ein Anschlag gemacht, wieviel ein jeder an Mannschaft zu dem beschlossenen Zuge gegen die Hussiten stellen sollte. Zu Allerheiligen sollte das Heer im Felde

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 513 (unrichtig unter 1420). — Eilers, Chronicon Belticense S. 221.

sein, und Kurfürst Friedrich von Brandenburg wurde zum obersten Feldhauptmann ernannt, was Markgraf Friedrich von Meißen der Streitbare übel nahm, da er bis jetzt gegen die Hussiten am meisten gethan hatte. In der That ergab sich nach einem schiedsrichterlichen Ausspruch der Kurfürsten, daß er mit einer Summe von 90 000 Gulden im Vorschuß war, wofür ihm eine Anzahl Orte im Vogtlande und in Böhmen verpfändet wurden.

Kurz nach diesen Verhandlungen erhielt Kurfürst Friedrich die Nachricht von dem Tode des Kurfürsten von Sachsen. Er erinnerte sich sogleich, daß Kaiser Siegismund seinem ältesten Prinzen, dem Markgrafen Johann, als er die Kurprinzessin von Sachsen geheiratet, Hoffnung auf die Kur von Sachsen gemacht habe. Der wichtige Augenblick war gekommen, wo es galt, seinem Prinzen Johann das Kurfürstentum Sachsen, wie er es längst bedacht hatte, zu erwerben und zu sichern. Er gab diesem daher sofort Befehl, das Herzogtum Sachsen zu besetzen und sich von dessen Einwohnern huldigen zu lassen, um den übrigen Bewerbern zuvor zu kommen.

Markgraf Johann geriet hierdurch in einige Verlegenheit, denn eben jetzt, mit dem 24. August, war der Waffenstillstand mit Pommern abgelaufen, und wenn auch noch nichts von neuen Rüstungen oder beabsichtigten Feindseligkeiten der Pommern verlautete, mußte man doch darauf gefaßt sein. Der Markgraf entbot darauf einen Teil der märkischen Mannen und Städte und unter diesen kam auch Johann von Quitzow mit dem priegnitzischen Adel gezogen, an dessen Spitze Gans von Putlitz stand. Ritter Hasso von Bredow führte die uckermärkischen und mittelmärkischen Banner, und als alle versammelt waren, brach Markgraf Johann von Spandau auf und führte sie nach Wittenberg, der Hauptstadt des Herzogtums Sachsen.

Diese an der Elbe belegene Stadt war sehr gut befestigt und hatte ein festes Schloß, die gewöhnliche Residenz des Kurfürsten. Eine große Menge von Türmen gab ihr ein stattliches Ansehen, auch wurde sie von einer kriegerischen und bewehrten Bürgerschaft bewohnt. Nicht ohne Besorgnis nahte man ihr, um so angenehmer wurde man überrascht, als sich die Thore der Stadt öffneten und man sie bereits von Brandenburgern besetzt fand. Kurfürst Friedrich selber war rasch mit einem kleinen Haufen der Seinigen aus Franken herangerückt, war vor Wittenberg erschienen und von den Bürgern ohne Hindernis eingelassen worden. Auch hatten sie ihm bereits auf alle Fälle und in Erwartung dessen, was weiter kommen würde, eine Huldigung geleistet.

Friedrich sandte nun die ihm zugeführten Truppen in die übrigen Städte und Besitzungen des verstorbenen Herzogs von Sachsen und nahm die Huldigung an. Eine Abteilung schickte er in die Niederlausitz nach

Stadt und Schloß Kalau, welches König Wenzel im Jahre 1414, wie oben angegeben, an Dietrich von Quitzows Schwiegervater, Albrecht Schenken von Landsberg verpfändet hatte, welcher sein Pfandrecht sehr bald an den Herzog Rudolph II. von Sachsen übertrug, von welchem es auf dessen Bruder und Nachfolger, den Herzog Albert, übergegangen war*). Dasselbe geschah noch mit einigen anderen Ortschaften. Nachdem dies geschehen, ging Friedrich nach Berlin, um seine Gerechtsame auf diplomatischem Wege bei dem Kaiser nachzusuchen.

Hier überreichte ihm der Bischof Johann von Waldow, der in den märkischen Geschichten sehr bewandert war, eine Denkschrift, in welcher er Friedrichs Recht auf das Herzogtum Sachsen historisch zu begründen suchte und es besonders geltend machte, daß dasselbe früher zu der wendischen Mark gehört habe, deren Grenze die Elbe sei, und daß die Ottonen als Markgrafen von Brandenburg das Land wirklich besessen, weshalb es auch zum Sprengel des brandenburgischen Bischofs gehöre**). Wollte der Kaiser das Herzogtum nicht wieder zur Mark schlagen, so könnte dasselbe mit der Kurwürde und dem Marschallamte dem Markgrafen Johann übertragen werden; sollte das Land aber wieder einen Teil der Mark bilden, so würden die beiden letzteren Würden freilich davon getrennt werden müssen, sie könnten aber dann am zweckmäßigsten den Herzögen von Braunschweig und Lüneburg übertragen werden, deren Vorfahr, Heinrich der Löwe, sie bereits besessen, und denen größtenteils das Land Niedersachsen gehöre, an welchem die Kurwürde und das Erzmarschallamt hafte, um so mehr, als Heinrich der Löwe sie unschuldigerweise verloren habe.

Friedrich, der seinen Ansprüchen nicht hinreichend trauen mochte, konnte voraussehen, daß die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg aus den angegebenen Gründen als Mitbewerber auftreten würden, und da es möglich war, daß Siegismund in seiner jetzigen Stimmung sich für sie entschied, so wäre ihm in diesem Falle nichts lieber gewesen, als wenn das Los seinen künftigen Schwiegersohn, Herzog Wilhelm von Braunschweig, getroffen hätte. Um hierin eines Sinnes zu handeln, schickte er einige seiner vertrauten Räte zu ihm, um gemeinschaftliche Maßregeln zu verabreden. In gleichem Sinne hatte Herzog Wilhelm, als die brandenburgische Gesandtschaft in Braunschweig ankam, bereits einige seiner Räte an den Kurfürsten abgeschickt. Beide verbanden sich nun und sagten einander ihre Hülfe zu. Hiernach schickte der Kurfürst den von Seckendorf mit weitläufigen Schriften an den Kaiser, welche dieser auch mit beifälligen Äußerungen entgegennahm, so daß Seckendorf bereits gute Hoffnung schöpfte.

*) Merbach, Gesch. d. Kreisstadt Kalau, S. 73.
**) Gundling, Leben Friedrichs I. S. 210.

Aber freilich waren die bisher Genannten nicht die einzigen Bewerber. Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg waren unmittelbare Abkömmlinge des anhaltinischen Regentenstammes, und die nächsten Verwandten des verstorbenen Herzogs von Sachsen. Mehr als irgend ein anderer durften sie darum darauf rechnen, ihre Bewerbung gelingen zu sehen, die sie rasch und in aller Form geltend machten. Ja sie gingen sogar so weit, eine verfälschte Urkunde einzureichen, um den übrigen Bewerbern den Rang abzulaufen. — Außerdem suchte noch der Kurfürst von der Pfalz Ansprüche auf die Verlassenschaft auf, und machte diese zu Gunsten seines Sohnes geltend.

So freundlich auch der Kaiser sich gegen den von Seckendorf stellte, so merkte dieser doch bald aus den Äußerungen des kaiserlichen Kanzlers, daß die Sachen nicht standen, wie er es wünschte. Dieser meinte, es ginge nicht, daß zwei Kurfürstentümer an ein so großes Haus gelangten. Seckendorf erwiderte, es sei bereits doch früher mit Herzog Bernhard und Markgraf Otto der Fall gewesen, außerdem habe der Kurfürst auch Vorschläge gethan, wie diesem Einwurfe zu begegnen sei. Der Kanzler antwortete darauf wenig, meinte aber, der Kaiser habe bei den gegenwärtigen Kriegen viel Geld nötig gehabt, und es würde besser gewesen sein, wenn er des Kurfürsten Absichten früher gekannt hätte. Jetzt merkte Seckendorf wohl, daß er zu spät gekommen sei, aber noch erhielt er keinen Aufschluß. Er lud deshalb den Kanzler zu sich ein, und hier erfuhr er von ihm, daß die Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen sich schon vor drei Jahren um die Anwartschaft auf die Kur und das Land Sachsen beworben, und Friedrich der Streitbare habe das Versprechen darauf von dem Kaiser, so viel er sich erinnere 1420 den 1. August, urkundlich erhalten.

Dieser unerwartete Umstand machte alle Pläne scheitern, denn von allen Mitbewerbern hatte gerade der Markgraf von Meißen die wenigsten Ansprüche, und an ihn hatte man gar nicht gedacht. Allerdings war er in den Hussitenkriegen der thätigste gewesen, auch war ihm Siegismund eine große Summe schuldig, er war überdies sehr reich, und konnte noch viel vorschießen, lauter Gründe, die bei Siegismund von großem Gewichte waren. Dennoch aber waren alle Mitbewerber durch das Resultat nicht wenig überrascht.

Seckendorf meldete dem Kurfürsten sogleich den Stand der Dinge, der sehr erbittert war, daß der Kaiser in einer so wichtigen Angelegenheit gehandelt hatte, ohne die Kurfürsten zu befragen, und er trug Seckendorf auf, dem Kaiser darüber sein Befremden zu äußern. Der Kaiser entschuldigte sich und bedauerte, daß er nicht früher die Rechte und Ansprüche des Kurfürsten gekannt habe. Übrigens wäre das Land Wittenberg nur eine kleine Besitzung, und es würde sich die Gelegenheit ergeben, den

Kurfürsten durch eine Anwartschaft oder einen Erbvertrag anderweitig zu entschädigen. Es sei nicht erhört und ganz ungewöhnlich, daß Vater und Sohn zwei Kurfürstentümer besitzen sollten.

Die letzte Entschuldigung war nun freilich die schwächste von allen, denn er durfte sich nur erinnern, daß sein eigener Vater die Kur Böhmen besaß, während sein Sohn Wenzel die Kur Brandenburg inne hatte. Die eigentlich bewegenden Gründe behielt er für sich. Sie waren wohl darin zu finden, daß er eines neuen mächtigen Verbündeten bedurfte, um dem durch Brandenburg verstärkten Polen gegenüber zu treten, und daß der Markgraf von Meißen ihm viele Dienste gethan hatte, und bei seinem Reichtum noch thun konnte, während er mit Friedrich gespannt war. An diesen schrieb der Kaiser auf eine möglichst schonende und sanfte Weise, — denn offenbar wollte er ihn nicht erzürnen, und versprach dem Kurfürsten, es dahin zu bringen, daß zwischen Sachsen und Brandenburg eine Erbeinigung geschlossen werden sollte, kraft welcher beide Teile einander beim Abgange in der Regierung folgen sollten, kurz, ihn auf alle Weise zufrieden zu stellen.

Am heiligen Dreikönigsfeste 1423, den 6. Januar, belehnte der Kaiser zu Presburg Markgraf Friedrich den Streitbaren von Meißen mit dem Herzogtum und der Kur Sachsen, und allen Landen, die Herzog Albrecht besessen, ausgenommen das Schloß Kalau und das Kloster Dobrilug. Beide wollte er als böhmische Lehne betrachtet wissen*). Zu gleicher Zeit beauftragte er seinen Hofrichter, den schon früher mehrmals erwähnten Johann von Lupfen, das Herzogtum Sachsen einzunehmen, und wenn es nicht anders ginge, selbst Gewalt zu gebrauchen, und es sodann dem Markgrafen Friedrich von Meißen zu übergeben, was auf Friedrichs Beschwerde für eine bloße Urkundenformel erklärt wurde. Der Lausitz befahl er, seinem Bevollmächtigten, Johann von Lupfen, behülflich und beistündig zu sein, wenn er sie dazu anrufen sollte**).

Hans von Lupfen befolgte seinen Auftrag und verlangte von dem Kurfürsten die Räumung des Herzogtums. Dieser aber begehrte zuvor, mit dem Markgrafen Friedrich von Meißen zu unterhandeln, um sich mit ihm wegen der Ansprüche seines Sohnes und dessen Gemahlin an das Herzogtum und die teils aus der Verwandtschaft, teils aus dem Versprechen Siegismunds hervorgehenden Gerechtsame zu vergleichen. Friedrich von Meißen sah die Billigkeit dieses Verlangens ein, worauf ihn Siegismund schon aufmerksam gemacht hatte. Zweifelhaft blieb dabei das Verhältnis mit Kalau. Unstreitig betrachtete Friedrich die darauf stehende Pfandsumme als einen Teil der Erbschaft, an welche der

*) Horn, Leben Friedrichs d. Streitbaren S. 866.
**) Worbs, Invent. dipl. Lusat. infer. S. 236.

Markgraf von Meißen um so weniger Ansprüche machen könne, als Siegismund das Schloß ohnehin von den ihm zu übergebenden Besitzungen ausgenommen habe. Johann von Lupfen bestand dagegen auf der Räumung, und da sie nicht gutwillig erfolgte, belagerte er das Schloß, und brach nach langem und tapfern Widerstande dessen Mauern*).

Unterdessen war mit der Niederlausitz eine merkwürdige Veränderung vorgegangen. Kaiser Siegismund verpfändete nämlich in seiner Geldverlegenheit das ganze Fürstentum an den Landvogt Hans von Polenz, den jetzigen Befehlshaber der Veste Karlstein in Böhmen**) für siebentausend achthundert neunundfünfzig Schock böhmische Groschen, daß er dasselbe inne haben, halten, genießen und gebrauchen soll, als er und seine Vorfahren, die Könige zu Böhmen, mit allen Renten, Zöllen, Nutzungen ꝛc. Es geschah dies am 6. September des Jahres 1422***). Hans von Polenz stand daher zu diesem Lande jetzt ganz in demselben Verhältnisse, wie früherhin Jobst zur Mark, obgleich er freilich als bloßer Privatmann sein Ansehen nicht so geltend machen konnte als dieser. Die Oberlehnsherrlichkeit hatte sich Siegismund vorbehalten.

Mit Markgraf Friedrich dem Streitbaren hatten sich die Verhältnisse endlich so gestellt, daß Kurfürst Friedrich nach Wittenberg ging, und am 23. Februar 1423 mit ihm folgenden Vergleich schloß: Kurfürst Friedrich erkennt den Markgrafen Friedrich von Meißen für einen Herzog von Sachsen und Kurfürsten des Reichs. Dieser aber zahlt ihm für seine und seines Sohnes Anforderung achtundzwanzig tausend Mark Silbers, und der Markgräfin Barbara noch fünftausend fünfhundert Schock Böhmisch auf ihre Ansprüche auf die Allodien; doch ist davon die fahrende Habe, Gerade und Erbe ausgenommen, die sie ihrer noch lebenden Mutter wegen verlangen konnte. Endlich wird der nunmehrige Kurfürst von Sachsen und das Haus Hessen das Haus Brandenburg in ihre Erbverbrüderung mit aufnehmen. Nun entließ Kurfürst Friedrich die Unterthanen des ihm geleisteten Huldigungseides und wies sie an ihren neuen Landesherrn†). Am 27. Februar erneuerte er und sein Sohn Johann seine Union mit Meißen††).

Damit endigte Friedrichs Unternehmung auf das Herzogtum Sachsen immer noch glimpflich genug, denn gar leicht hätte diese Angelegenheit einen höchst gefährlichen Krieg entzünden können. Der Name Sachsen

*) Merbach, Gesch. von Kalau S. 74.
**) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 525.
***) v. Raumer, Cod. diplom. Brand. cont. T. I. S. 90. Neumann, Gesch. der niederlaus. Landvögte Tl. I. S. 91. v. Ledebur, Archiv Bd. V. S. 111.
†) Buchholz Gesch. der Kurm. Brandenburg. Tl. III. S. 54. v. Raumer, a. a. O. S. 146. — ††) v. Raumer a. a. O.

wurde nun zum Teil auf Völker übertragen, welche, wie die Meißner und Thüringer gar nicht dem Stamme der Sachsen entsprossen waren, während er für die eigentlichen Sachsen fast ganz verloren ging.

Kaspar Gans von Putlitz war kaum wieder zu Hause angelangt, als er mit der Stadt Rostock in eine ernsthafte Fehde verwickelt wurde, die jedoch nach einiger Zeit durch die Bemühung des Fürsten Wilhelm von Wenden vermittelt wurde*).

Bevor die Sache mit dem Markgrafen von Meißen noch beigelegt war, suchte Friedrich die noch immer schwankenden Verhältnisse mit Mecklenburg zu berichtigen. Zu diesem Ende kam er am 6. Februar zu Perleberg mit Herzog Albrecht von Mecklenburg zusammen, um wegen der Gefangenen, die sie auf beiden Seiten gemacht hatten, und wegen anderer Gegenstände ihres Zwistes mit einander zu verhandeln. Es lag ihm viel daran, den Streit zu Ende zu bringen. Bisher hatten die mecklenburgischen Fürsten stets insgesamt, häufig sogar mit den Pommern verbunden, ihm gegenüber gestanden und einmütigen Sinnes alle seine Vergleichsvorschläge abgewiesen. Er hatte sich endlich überzeugt, daß mit der Gesamtheit nicht durchzukommen war, und sehr fein hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß Herzog Albrecht mit ihm besonders unterhandeln wollte. Jeder der Fürsten hatte seine Räte mitgebracht und man wechselte Gründe und Gegengründe. Statt daß man gehofft hatte, die Parteien würden sich nähern, entfernten sie sich immer mehr und mit großem Verdruß sah Friedrich voraus, daß das Gezänk der Räte die ganze von ihm mit so vieler Mühe veranstaltete Zusammenkunft vereiteln würde. Unwillig ergriff er den Herzog Albrecht bei der Hand und sprach: Laßt die Räte sich hier zanken und beißen. Kommt mit mir, wir wollen uns selbander beraten. So zog er ihn in ein geheiztes Nebenzimmer (eine Dornetze) und gar bald gelang es ihm hier, den Herzog Albrecht für sich zu gewinnen. Das Ergebnis war, daß beide mit einander einen lebenslänglichen Frieden schlossen und daß jeder seine Gefangenen frei und ledig geben wollte, ausgenommen den gefangenen Herzog Johann von Stargard, der noch Gefangener des Kurfürsten bleiben sollte. Demnächst sollte Herzog Albrecht zur Befestigung eines steten Friedens die vierte Prinzessin Tochter des Kurfürsten, namens Margarethe, heiraten, welcher der Kurfürst zehntausend rheinische Gulden mitgeben wollte. Diese wurden dem Herzog Albrecht auf die ihm früher im Kriege abgenommenen Schlösser Gorlosen und Dömitz mit der zugehörigen Stadt verschrieben und er einstweilen in den Pfandbesitz derselben gesetzt. Das alles wurde gehörig verbrieft und versiegelt, unge-

*) v. Lützow, pragmat. Gesch. von Mecklenburg Tl. II. S. 169.

achtet zu vermuten steht, daß Albrechts Verwandten schwerlich mit diesen Schritten besonders zufrieden gewesen sein mögen*).

Friedrich war über den Ausgang dieser Verhandlungen dagegen um so mehr vergnügt, als er damit eines der gefährlichsten gegen ihn gerichteten Bündnisse gesprengt hatte und die Zukunft eines seiner Kinder beraten sah. Er traf deswegen glänzende Anstalten zur Vermählung, welche in Gegenwart vieler Fürsten und Herren am Pfingsttage den 23. Mai 1423 auf dem Schlosse zu Tangermünde mit großer Pracht gefeiert wurde. Die Ehe segnete der neu ernannte Bischof Stephan von Brandenburg ein. Kurfürst Friedrich verlieh seinem nunmehrigen Schwiegersohn, dem Herzog Albrecht, von sonderlicher Liebe und Freundschaft wegen an diesem Tage Schloß Gorlosen und Stadt und Schloß Dömitz erblich in aller Maße und mit allem Rechte, wie er sie vormals besessen, ehe er sie erobert hatte**). Am dritten Tage reiste Herzog Albrecht mit seiner kaum zehnjährigen Gemahlin nach Schwerin und übergab sie seiner Mutter, der Herzogin Katharina, welche sie so lange in Obhut halten sollte, bis sie mannbar sein würde. Dann sollte das Beilager gefeiert werden.

Kurze Zeit darauf, am 15. Juni (nach andern am 6. Juni), wurde die Hochzeit der Prinzessin Cäcilie mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg zu Berlin, nach andern zu Lüneburg, ebenso festlich und prächtig gefeiert. Es waren auch schöne Ritterspiele, Stechen und andere Lustbarkeiten veranstaltet, die Prinzessin hatte ebenfalls zehntausend rheinische Gulden mit erhalten, über deren Empfang das neue Ehepaar quittierte***).

Johann von Waldow, Bischof von Brandenburg und Lebus, war zu Anfang dieses Jahres gestorben und zu Fürstenwalde begraben. Es wurde jetzt die Würde wieder getrennt. Zum Bischof von Brandenburg wurde Stephan Bödecker, der Sohn eines Böttchers, ein für seine Zeit sehr gelehrter Mann, erwählt. Als Bischof von Lebus aber der bisherige Propst von Berlin und Archidiakonus der Stiftskirche zu Lebus, Johann von Waldow, der Bruder des bisherigen Bischofs, den wir aus früherer Zeit kennen und der den Kurfürsten auch nach Constanz begleitet hatte†). Er konnte sich dieser Standeserhöhung nicht lange freuen, denn er starb schon im folgenden Jahre.

---

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 526. — Alb. Cranz, Wandalia Lib. X Cap. 40. — Saxonia Lib. XI. Cap. 10. Angelus, Ann. march. S. 204.

**) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 65. (Die Jahreszahl muß ohne Zweifel 1423 heißen, denn 1426 war Albrecht schon tot.)

***) v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 52. — Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 527. Haftiz II, § 30. Angelus, Ann. march. S. 235.

†) Wohlbrück, Geschichte von Lebus Tl. II. S. 139.

Schüler-Bücherei Eberswalde

Der Schwiegersohn des Kurfürsten, Herzog Albrecht von Mecklenburg, starb unvermutet gegen Ende dieses Jahres, und damit zerschlugen sich alle Hoffnungen, welche Friedrich auf diese Verbindung gebaut hatte. Es war vorauszusehen, daß der in Perleberg lebenslänglich geschlossene Friede ein Ende hatte. Land und Fürstenhaus waren dadurch fast verwaist, denn Albrechts Bruderkinder waren noch unmündig. Jetzt übernahm seine Mutter, die Herzogin Katharina, die Regentschaft, eine unternehmende Frau, die mit Mut und Klugheit zu Werke ging. Sie ernannte zwei der mächtigsten Edelleute des Landes, Mathias Arkow und Otto Vieregge, zu ihren Räten und setzte ihnen, dem ausdrücklichen Wunsche des sterbenden Albrecht gemäß, vier Stadtverordnete von Wismar und Rostock zur Seite. Sie teilte das Land in Ämter und ernannte in jedem einen fürstlichen Amtmann. Aber in Bezug auf die Mark traten die früheren Verhältnisse ein, besonders mit Mathias Arkow, der jetzt die rechte Hand der Herzogin, von je an mit dem brandenburgischen Adel, besonders mit Gans von Putlitz verfeindet war. Die zwischen Albrecht und dem Kurfürsten abgeschlossenen Verträge wurden als beseitigt angesehen, und seine zehnjährige jungfräuliche Witwe wollte man ihrem Vater zurückschicken und nicht als seine Witwe anerkennen. Dagegen verlangte Friedrich, daß seiner Tochter vertragsmäßig ihr Leibgedinge, die Städtchen Wittenburg und Rybnitz mit den Dörfern Hagenow, Picher, Jasnitz und Zubehör als Witwensitz angewiesen würden*). Dies schlug man ab, weil die Prinzessin nicht als Gemahlin Albrechts zu betrachten sei, indem er vor dem Beilager gestorben wäre. Endlich bewilligte man ihr den Besitz ihres Leibgedinges, denn Friedrich wollte nur dann in die Freilassung des Herzogs Johann von Stargard willigen, wenn die geforderten Bedingungen erfüllt würden**).

Mit dem 19. November begann der Winter, der diesmal überaus heftig war und unausgesetzt bis vier Wochen in den Fasten anhielt, das heißt, bis zum 19. März. Die Ostsee fror bis auf weite Strecken von den Küsten entfernt so fest zu, daß man von Danzig und Preußen auf dem Eise bis nach Lübeck reiten konnte, auch zwischen Lübeck und Dänemark war die See fest gefroren***).

Am 4. Dezember schloß Friedrich ein Schutzbündnis mit Markgraf

---

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 532. Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. VII. S. 187. 190.

**) Detmars Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 26. Markgraf Johann trat im Jahre 1429 ihr Leibgedinge ab, welches seine Schwester Dorothea bei ihrer Verheiratung mit Herzog Heinrich erhielt. Gercken, Cod. dipl. T. VII. S. 186. 189.

***) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 526. — Cranz, Wandalia Lib. X. Cap. 40. — Saxonia Lib. XI. Cap. 10.

Friedrich von Meißen*), auch hatte er in diesem Jahre zum ersten Male die Freude gehabt, Großvater zu werden, indem seinem ältesten Sohne dem Erbprinzen Johann eine Tochter geboren wurde, welche nach der Mutter den Namen Barbara erhielt. Bis daher war Johanns Ehe kinderlos gewesen.

Noch immer konnten die Pommern den Verlust des Uckerlandes, dessen größten Teil Friedrich erobert hatte, nicht verschmerzen, da sie es, nicht ganz mit Unrecht, als das ihrige betrachteten. Kaiser Karl IV. hatte dem Herzog Barnim dem Älteren im Jahre 1355 über alle die Ortschaften und Güter, welche ihm Markgraf Ludwig der Römer in der Uckermark abgetreten hatte, eine vollständige Bestätigung und Belehnung erteilt**). Friedrich hatte ihnen den Besitz streitig gemacht und verlangte diese Besitzungen zurück. Bis dahin hatte Kaiser Siegismund Friedrichs Unternehmungen gegen Pommern gebilligt, und mit welchem Glück er seine Ansprüche durchsetzte, haben wir oben gesehen. Der Fehlschlag des Kurfürsten auf Sachsen gab den pommerschen Herzögen wieder Mut, und da es ihnen nicht verborgen blieb, daß Friedrich sich nicht mehr so sehr wie früher des Kaisers Gunst zu erfreuen hatte, so schien es ihnen an der Zeit zu sein, ihre Rechte auf die Uckermark bei dem Kaiser geltend zu machen, weil sie hofften, nunmehr günstigeres Gehör zu finden. Herzog Kasimir machte sich deshalb im Januar 1424 in strenger Kälte von Stettin auf und ritt nach Ungarn. Siegismund, den er in Ofen fand, nahm ihn sehr wohl auf, hörte seine Beschwerden freundlich an und erteilte ihm am 17. Februar nicht nur einen besondern Lehnbrief über alle seine Lande, sondern bestätigte ihm auch alles dasjenige, was Kaiser Karl IV. Herzog Barnim III. im Jahre 1357 bestätigt hatte, sowie die unmittelbare Reichsstandschaft***). Herzog Kasimir ritt vergnügt nach Hause, denn er hatte alles erlangt, was er gewünscht hatte, Kurfürst Friedrichs Anforderungen an die Uckermark waren nun bloße Anmaßungen, und wollte er sein Recht behaupten, so durfte man sich auf einen endlosen Krieg gefaßt machen. Kaiser Siegismund schien gänzlich vergessen zu haben, was er früher Friedrich versprochen hatte, ungeachtet er in dem pommerschen Bestätigungsbriefe sagt, daß er diese Bestätigung nicht aus Irrtum oder unvorsichtig, sondern mit voller Überlegung und mit deutlichem Bewußtsein erteile†).

Es läßt sich denken, wie Friedrich diesen Schritt des Kaisers, der ihm so viel verdankte, aufnahm. Er erklärte, seine Ansprüche ließen sich nicht mit Briefen abweisen††), und weit entfernt, sie aufzugeben,

*) v. Raumer, Cod. dipl. Brand. cont. S. 146.
**) Schwarz, Lehnshistorie von Pommern, S. 411.
***) A. a. O. S. 510. 511. — †) A. a. O. S. 511. Anm. — ††) A. a. O. Anm.

zog er keinen Mann aus dem Uckerlande zurück. Die Pommern wurden inne, daß ihnen der Brief des Kaisers nicht viel half, und daß sie sich demnach das Land wieder erobern müßten. Sie rüsteten sich deshalb kräftigst zu einem neuen Feldzuge und suchten sich durch Bündnisse zu verstärken. Besonders aber regten sie die mit ihnen nahe verwandten mecklenburgischen Fürsten an, der Mark abzusagen, und am frühesten gelang es, die Fürsten von Wenden gegen die Mark in Harnisch zu bringen, und das um so leichter, als Fürst Wilhelm von Wenden, der im vorigen Jahre erst in der Fehde des Kaspar Gans von Putlitz mit Rostock den Frieden vermittelt hatte, unmittelbar darauf Kaspars Feind geworden war. Sofort sagten auch die übrigen Herren und die Herzogin Katharina den Frieden ab.

Es war ein warmer Sommertag, und in der Burg zu Putlitz, wie in dem Städtchen sah es sehr kriegerisch aus. Kaspar Gans von Putlitz war nicht anwesend, sondern bei dem Markgrafen Johann in Berlin, wohl aber waren seine beiden erwachsenen Söhne Joachim und Balthasar, nebst ihrem jüngeren Bruder Otto anwesend und unterhielten sich sehr lebhaft mit dem alten und jungen Klaus von Rohr von der Meienburg und Freienstein, wie mit dem alten und jungen Boldewin von dem Kruge und Klaus von Quitzow aus Stavenow, deren Knechte teils in der Burg, teils im Burgflecken mit Putzen und Rüsten beschäftigt waren. Da öffneten sich die Thore der Burg von neuem und an der Spitze eines ziemlichen Haufens Knechte zogen herein Dietrich und Kuno von Quitzow. Sie wurden von den Fenstern des Schlosses aus mit einem Freudengeschrei bewillkommnet. Bald hierauf zog Mathias von Jagow mit seinem Kriegshaufen ein und wurde nicht minder mit einem Freudengeschrei begrüßt. Rasch hinter einander kamen noch mehrere Fähnlein auch von Mannen aus der Mittelmark gezogen, denn morgen wollte man gegen die Mecklenburger aufbrechen.

Des andern Tages mit Sonnenaufgang regte sich's lebendig im Schlosse Putlitz. Wohlgemut und rüstig stiegen Ritter und Knechte zu Pferde, gefolgt von dem nötigen Fußvolk und einer hinreichenden Zahl von Rüstwagen. Joachim Gans von Putlitz hatte den Oberbefehl übernommen und ritt, umgeben von den vornehmsten Mannen des Heeres im kriegerischen Schmuck an der Spitze desselben.

Es waren diesmal lauter junge Männer, welche auf diese Unternehmung ausgezogen waren, denn der alte Boldewin und der alte Klaus von Rohr waren zurückgeblieben. Man betrachtete den Zug als einen Übungszug, auf welchem man die jungen Leute sich selber überließ. Es ging darum sehr munter und fröhlich zu und man entwarf Pläne zu sehr abenteuerlichen Unternehmungen, die indessen doch wieder aufgegeben wurden.

Schon war man mehrere Tage auf feindlichem Boden, da erhielt man die Nachricht, Mathias Arkow habe die mecklenburgischen Mannen, besonders die Bürger der Stadt Wismar aufgeboten und rücke heran. Man nahm die Nachricht mit einem Freudengeschrei auf. Am folgenden Tage stießen die beiden Heere aufeinander. Voll trunkenen Siegesmuts schlugen die Märker darauf los und arbeiteten wacker in die Feinde hinein; Joachim Gans benahm sich wie ein guter Anführer und ging den Seinigen mit tapferem Beispiel voran. Mit leidenschaftlicher Wut rasten die märkischen Schwerter, aber die Mecklenburger wichen nicht so rasch, als es die Märker erwartet hatten, und der kriegserfahrene Mathias Arkow wußte jeden Vorteil gut zu benutzen. Plötzlich brach seitwärts aus einem Walde noch ein Haufe mecklenburgischer Reiterei und fiel den Märkern in den Rücken. Dies entschied das Treffen, ein Teil der Märker floh, die übrigen wurden gefangen und unter letzteren auch der Anführer Joachim Gans von Putlitz nebst den beiden Quitzows und viele gute Leute mit ihnen.

Die Gefangenen wurden dem feindlichen Heerführer Mathias Arkow vorgeführt, in dessen Gesellschaft sich der Bischof Heinrich von Schwerin befand. Wie gefällt euch die Lektion, ihr jungen Brauseköpfe? fragte Mathias, ich denke ihr werdet fürs erste wohl genug haben und künftig vor mecklenburgischen Schwertern mehr Achtung zeigen. Ich will diesmal Mitleid mit euch haben, und deshalb gebe ich allen Gefangenen hier auf dem Schlachtfelde Tag, ausgenommen eurem Anführer, der vielleicht nicht zufrieden wäre, wenn er sobald schon aufhören sollte, mecklenburgische Luft zu atmen, die er doch sonst so geliebt hat, daß er sogar ein Vasall Mecklenburgs ist. Ihn wird der hochwürdige Bischof Heinrich nach Bützow führen, damit er dessen Türme kennen lernt.

Es geschah wie er gesagt hatte. Die Gefangenen erhielten ihre Freiheit, Joachim Gans von Putlitz aber wurde vom Bischof Heinrich nach der festen Stadt Bützow geführt und dort in einen Turm geworfen*).

Die Nachricht von dem Unglück der Priegnitzer verbreitete sich sehr schnell sowohl durch Mecklenburg als durch die Mark, und erregte dort großen Jubel, hier tiefe Niedergeschlagenheit. Kaspar Gans von Putlitz reiste sogleich nach Hause, um die Befreiung seines Sohnes einzuleiten. Kurfürst Friedrich war nach Franken gegangen und hatte die Statthalterschaft seinem Kurprinzen, dem Markgrafen Johann übertragen.

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 537. Cranz, Wandalia Lib. XI. Cap. 4. Angelus, Ann. march. S. 208. Irrtümlich wird hier der junge Gans von Putlitz Johann genannt, und so ist die Nachricht in die geschichtlichen Handbücher übergegangen. Es lebte zu dieser Zeit aber kein Johann Gans von Putlitz und Kaspar hatte nur drei Söhne, Achim, Balthasar und Otto.

Dieser entbot schnell die Mannen und Städte der Mark, denn mit Sicherheit konnte man voraussehen, daß die Mecklenburger ihren Sieg benutzen und in die Mark einfallen würden. Es war darum notwendig, sich ihnen entgegen zu stellen.

Nach einigen Tagen schon waren von den Mannen und Städten der Mittelmark so viele versammelt, daß Markgraf Johann mit ihnen aufbrechen konnte. Noch an demselben Tage erfuhr man, daß die Fürsten von Wenden, Christoph und Wilhelm, mit einem starken Heer und einem großen Zuge von Proviant- oder wie sie damals hießen Vitalienwagen und ebenso vielen Beutewagen in die Priegnitz eingefallen wären und mit dem Land barbarisch verführen. Dies spornte nur um so mehr zur Eile, man trieb Pferde, Fußvolk und Wagen an, die Führer brannten vor Begierde, mit den Feinden handgemein zu werden. So erreichte man die Stadt Alt-Ruppin und das schöne Schloß der Grafen, in welchen beiden man Einlaß fand. Soweit der Raum es erlaubte, brachte man Führer und Knechte im Schlosse unter, die übrigen erhielten in der Stadt Herberge.

Jetzt sah es im Schlosse sehr kriegerisch aus, denn der Graf hatte seine Mannen und Städte ebenfalls aufgeboten, um sich dem Zuge des Markgrafen anzuschließen. Graf Ulrich war im Jahre 1420 gestorben. Dermalen regierte seines Bruders Sohn Graf Albrecht, ein noch junger Mann, die schöne Herrschaft. Er ließ sich die Bewirtung seiner vornehmen Gäste sehr angelegen sein und konnte es um so eher, als in der Regel diese Kosten vergütigt wurden. Dicke Wachskerzen beleuchteten den prächtigen Rittersaal, die Wände waren mit kunstreich geordneten Waffen, mit Ahnenbildern und Wappen schön geziert. Am Ende des großen Tisches saß Markgraf Johann, ihm zur Seite links Graf Albrecht, rechts Kaspar Gans von Putlitz, ihm zur Seite Johann von Quitzow, Werner von Holzendorff, jetziger Hauptmann von Zehdenick, Ritter Hasso von Bredow, Achim von Bredow und die mit dem Markgrafen angekommenen Leute nebst vielen andern.

Es thut mir doch leid, sprach der Markgraf zu Albrecht, daß euer Ohm Graf Ulrich schon hat in die Grube fahren müssen. Es war ein guter Mann und ich habe ihn sehr gern gehabt.

Albrecht. Er hatte ein gar mitleidiges Herz und konnte Arme und Notleidende nicht sehen, ohne ihnen mitzuteilen. Sein Grundsatz war:

Hew ick Geld, so mütt ick gewen,
Andre Stände mütten ook lewen*).

Markgraf. Aha! da hat er auch wohl eben nicht gar zu viel an Barem hinterlassen?

*) Bratring, Geschichte der Grafschaft Ruppin S. 203.

Der Graf zuckte die Schultern, aber ehe er antworten konnte, wurde ein neuer Ankömmling gemeldet, nämlich Henning von Stechow, welcher unmittelbar nachher hereintrat.

Johann von Quitzow eilte auf ihn zu, denn er war erfreut, ihn nach langer Zeit einmal wieder zu sehen. Er gab sich sofort mit ihm ins Gespräch, aber unmittelbar darauf meldete man einen neuen Ankömmling, dessen Name noch mehr Aufsehen erregte. Es war Gerke Suteminn.

Der Graf ließ ihn in das Zimmer führen, denn ungeachtet er nicht von Adel war, so hatten doch seine große Tapferkeit und die Auszeichnungen, welche ihm infolge derselben zu Teil geworden waren, ihm das Vorrecht verschafft, ebenso wie die Doktoren und Geistlichen auch im Kreise der Schildgeborenen gern gesehen und mit Achtung behandelt zu werden.

Seid mir willkommen, Gerke Suteminn, rief ihm Markgraf Johann zu, eure Ankunft prophezeiht mir gutes.

Suteminn. Mein gnädiger Herr, alle gute Gabe kommt von oben herab, und ich komme nur, weil ich Ew. Gnaden gutes wünsche.

Johann. Dank für den Wunsch, dem sogleich die That folgt. Setzt euch, laßt euch den Becher füllen und ruht euch aus zu neuer Arbeit.

Da Markgraf Johann aufgestanden war, trat er an Suteminn heran. Ihr seid, sprach er, wie ich höre, ein Freund und Kenner der spagirischen Kunst. Ist dem so?

Suteminn. Ich beschäftige mich in meinen Mußestunden damit, gnädiger Herr.

Johann. Das ist mir ungemein lieb zu hören, denn auch ich bin ein großer Freund dieser edlen Kunst.

Suteminn. Euer Gnaden große Kenntnis darin wird weit und breit gerühmt.

Johann. Es fehlt noch viel daran, ehe sie vollkommen ist. Noch ist es mir nicht gelungen, den Mercurium Philosophorum darzustellen und den Mercurium vivum zu figieren. — Aber hört, was herrscht dort für Getümmel?

Beide nahten sich der Thür des Saales, wo sehr lebhaft gesprochen wurde. Es zeigte sich endlich, daß soeben ein Bote von Putlitz gekommen war, der die Nachricht brachte, daß die Fürsten von Wenden gestern Flecken und Schloß Putlitz angegriffen hatten. Vom Schlosse waren sie durch Balthasar Gans von Putlitz, den zweiten Sohne Kaspars, zurückgewiesen worden; den Flecken aber hatten sie geplündert und niedergebrannt und waren dann weiter gezogen*).

*) Entzelt, Chronicon der Altmark, Bogen X.

Diese Nachricht lenkte sofort alle Gedanken auf den Krieg und fachte die Erbitterung lebhaft an. Man gab Kaspar von Putlitz das Wort, diese Schmach bis zur vollen Genugthuung zu rächen und alle Gemüter blieben den Abend hindurch mit diesem Gedanken beschäftigt.

Sowie das Morgenlicht graute, weckte der schmetternde Ruf der Trompeten die Krieger, und rasch entwanden sie sich dem Lager und legten ihre Waffen an. Rasch wurde die Morgensuppe verzehrt, alles trieb zur Eile und gar bald saßen Ritter und Knechte auf ihren mehr oder weniger geharnischten Streitrossen und trabten durch das mächtige Schloßthor. Draußen vereinigte man sich mit den zahlreichen Abteilungen, welche in der Stadt und Umgegend geweilt hatten. Es war ein ansehnlicher Heereszug, denn die Mannen und Städte der Herrschaft Ruppin schlossen sich unter Anführung ihres Herrn, des Grafen Albrecht von Lindow, dem Heerhaufen des Markgrafen Johann an, der mit seinen guten Leuten an der Spitze des Heeres ritt.

Auf dem zur Priegnitz gehörigen festen Schloß Fretsdorf oder Friedestorp, auf welchem Steffan Kerzelin, einer der Mannen Friedrichs, Hauptmann war*), wurde Mittag gemacht. Menschen und Tiere bedurften der Erholung. Sie wurde ihnen nur kurze Zeit gestattet, denn man erhielt die Nachricht, daß die Mecklenburger vor dem nur zwei Meilen entfernten Wittstock alle vor den Thoren belegenen Gebäude abgebrannt und die Kühe von der Weide getrieben hätten. Alle Dörfer, welche auf ihrem Wege zwischen Putlitz und Wittstock gelegen waren, hätten sie den Flammen preisgegeben. Markgraf Johann versammelte die Führer und Hauptleute des Heeres, den Grafen Albrecht von Lindow, Kaspar Gans von Putlitz, Ritter Hans von Waldow, Hasso von Bredow, Johann von Quitzow und die andern um sich her und es wurde beschlossen, dem Feinde gleich zu Leibe zu gehen und wenn er Wittstock verlassen haben sollte, ihm zu folgen.

Demgemäß setzte sich das Heer in Bewegung und zog auf der Straße nach Wittstock dahin.

Eiligen Schrittes setzte man den Mecklenburgern nach, welche sich auf Pritzwalk zurückgezogen und durch einen Wald gedeckt waren, der sie dem Auge entzog. Sowie sich die Aussicht lichtete, stand man vor dem brennenden Dorfe Kemnitz, das der Feind angezündet hatte, um seinen Rückzug zu decken. Es war nicht zu passieren und wurde umgangen.

Wie man vermutet hatte, war der Feind hier stehen geblieben, denn das feste Pritzwalk setzte seinem Rückzuge Grenzen. Er hatte sich seitwärts von der Straße weggezogen und sich so aufgestellt, daß Alt-Krüssow auf seinem linken, Beveringen auf seinem rechten Flügel lag,

*) v. Raumer, Cod diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 106.

doch stand er vorwärts von beiden Dörfern, zwischen welche er sich zurückziehen konnte. Markgraf Johann ließ sogleich Halt machen; es war ihm zweifelhaft, ob er die angebotene Schlacht annehmen sollte, oder nicht. Er berief die Führer und Hauptleute und forderte ihre Meinung ein. Es war die Frage, ob man nicht angesichts des Feindes lagern wolle, denn einesteils sei die Nacht nahe und die Zeit für eine Schlacht nicht günstig, andernteils sei der Feind wahrscheinlich weniger ermüdet. Nach eingehender Beratung, an welcher auch Suteminn teilnahm, wurde der sofortige Angriff beschlossen.

Man hatte nicht viel Zeit zu verlieren. Die Reiterei rückte vor und stürzte auf den Feind, gefolgt von den dichten Haufen des Fußvolks. Schnell waren die Märker mit den Mecklenburgern handgemein, die Reiterei warf bald die Lanzen fort, zu deren Gebrauch der Raum fehlte, und griff zum Schwert, zu Streitkolben, Streitärten und Hundskugeln. Dröhnend erklangen die Schilde und Helme und furchtbar brüllte der Schlachtruf dazwischen.

Johann von Quitzow focht mit seinen Neffen Dietrich und Kuno nebst Henning von Stechow unfern der Mitte. Ihm gegenüber stand ein mecklenburgischer Hauptmann mit vierzig Gewappneten und dazu gehörigem Volke. Es war Helmich von Plessen, ein Mann, den Johann gar wohl kannte und ein naher Verwandter des Reimar von Plessen, mit dem er noch vor kurzem den Zug ins Lauenburgische gethan hatte. Jetzt war indessen jene Freundschaft in Feindschaft verkehrt und beide Bekannte schlugen auf einander los, als wären sie von je an die erbittertsten Feinde gewesen.

Schon erblichen alle Farben und an der Himmelsdecke traten die Sterne hervor, da wurde Henning von Stechow an Johann von Quitzows Seite von einem tötlichen Hiebe getroffen und sank vom Pferde. Johann sah es mit Schrecken. Fahr wohl, wackrer Streiter, schrie er, dein Tod soll gerächt werden! Und mit furchtbarer Gewalt drangen er und die Seinigen auf Helmich von Plessen ein. Dem grimmigen Ungestüm der Quitzows waren die Gegner nicht gewachsen; Helmich von Plessen ergriff entsetzt die Flucht und ihm folgten seine vierzig Gewappneten*). Die Quitzows folgten in gestrecktem Galopp und durch die entstandene Lücke brach ein großer Teil der märkischen Reiterei und nahm die Feinde in den Rücken. Trotz der einreißenden Verwirrung hielten diese dennoch Stand und wehrten sich tapfer. Da erblickte Suteminn einen Ritter, dessen glänzend weißer hoher Federbusch und stattliche Rüstung ihn auch durch die Dunkelheit als einen vornehmen feindlichen Anführer erkennen ließen. Er hieb sich Bahn bis zu ihm hin, links und rechts

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 538.

fielen die Feinde unter seinen zerschmetternden Streichen, aber immer neue warfen sich ihm entgegen. Endlich erreichte er ihn und schrie ihm mit einer Donnerstimme zu: Ergebt euch, oder ihr seid des Todes! Du irrst dich, kam die Antwort, fahre du selber in die Hölle! Er führte einen wütenden Hieb auf Suteminn, den dieser mit seinem Schilde auffing; aber unmittelbar darauf ergriff er sein Schlachtschwert mit beiden Händen und ungeachtet der Bewegung seines Gegners, führte er den gewaltigen Hieb so sicher und fest, daß dieser tötlich getroffen vom Pferde sank. Er hatte die Halsberge durchgeschlagen und das Schwert war in den Hals tief hineingedrungen.

Es erhob sich ein furchtbares Geschrei, aus welchem sich nur der Jammerruf: Fürst Christoph ist erschlagen! heraushören ließ. Von allen Seiten drangen Mecklenburger und Märker herzu und hageldicht fielen Schwert- und Kolbenschläge auf Suteminn, daß er sich trotz seiner großen Tapferkeit und Stärke ihrer kaum erwehren konnte. Da hieb sich Johann von Quitzow mit den Seinen zu ihm hin und schaffte ihm Luft; aber immer von neuem wälzte sich der Feind nach dieser Stelle und schien Rache nehmen zu wollen an dem, der ihnen den Fürsten erschlagen hatte. Und abermals sprengte ein Haufen heran und in ihrer Mitte ein Ritter, dessen köstliche Rüstung auf einen vornehmen Mann schließen ließ. Auf seinem Helm erhob sich ein blauer und ein goldner Flügel, auf seinem Schild blitzte ein goldner Greif im blauen Felde; auch hier trat das Gold in dem Zwielichte leuchtend hervor, aber auch der blau angelaufene Stahl des Schildes blitzte lebhaft genug, um erkannt werden zu können. Es ist Fürst Wilhelm von Wenden, rief Johann von Quitzow dem Suteminn zu, er darf uns nicht entgehen. Frisch drauf und dran! — Mit fast übermenschlicher Gewalt drängten beide, gefolgt von ihren Leuten, vor, die Umgebung des Fürsten verteidigte ihn wacker, aber sie wich, denn sie vermochte dem rasenden Ungestüm nicht lange zu widerstehen, obgleich Fürst Wilhelm selber mit großer Tapferkeit focht. Schon waren seine Leute zurückgedrängt, schon war er halb vom Feinde umringt, als Suteminn ihm entgegen schrie: Ergebt euch, oder ihr teilt eures Bruders Schicksal! Da stürzte sich plötzlich Heinrich von Maltzan mit seinem Roß zwischen den Fürsten und die Märker und schrie: Hinweg, Herr, ich will mich für euch opfern! Wütend fiel er Suteminn an, wütend wurde er von einem zweiten, der ihm gefolgt war, unterstützt, mit einem kräftigen Hieb schlug Suteminn dem ersten das Schwert aus der Hand, daß es hoch hinweg flog, der zweite wurde von den Quitzows vom Pferde gerissen, beide wurden gefangen genommen, aber Fürst Wilhelm hatte Zeit gewonnen, sich der drohenden Gefahr zu entheben und war von den Seinigen dem Getümmel entzogen worden.

Aber im mecklenburgischen Heer verbreitete sich die Nachricht, auch Fürst Wilhelm sei getötet oder gefangen und nunmehr leisteten die Mecklenburger keinen Widerstand. Sie flohen in panischem Schrecken, da ohnehin die durchbrochene Lücke den Märkern einen zu großen Vorteil gewährte. Die Dunkelheit der Nacht begünstigte ihre Flucht, der Sieg war vollständig errungen. Alle Beute der Mecklenburger und ihr ganzes Heergerät fiel in die Hände der Sieger. Mehr als achthundert mit Beute, Lebensmitteln und Sturmgeräten beladene Wagen waren von den Brandenburgern erobert*).

Markgraf Johann hielt auf dem Schlachtfelde, umgeben von Albrecht Graf von Lindow, Kaspar Gans von Putlitz und einem Teil der Hauptleute seines Heeres, da brachten die Quitzows und Suteminn ihre beiden Gefangenen, von deren That der Markgraf schon gehört hatte. Sie stellten sie ihm vor und übergaben sie in seine Hände.

Es ist zu finster, um genau sehen zu können, sprach der Markgraf, wer von euch ist Heinrich von Maltzan?

Ich bin es, sprach der eine der Gefangenen.

Johann. Und wer ist der andere?

Der Gefangene. Johann von der A, Ratmann von Rostock.

Johann. Ihr seid zwar gefangen, Heinrich von Maltzan, aber eure Gefangenschaft bringt euch mehr Ruhm, als andern ein Sieg. Ihr seid ein biederer, hochherziger Mann, und eure That wird bewundern, wer davon hört. Es wird euch ein ritterlich Gefängnis zugestanden werden. — Laßt die übrigen Gefangenen gut verwahren, ihr Herren Feldobersten und Hauptleute, bis wir morgen darüber bestimmen können, wir bleiben die Nacht hindurch auf der Wahlstatt. Laßt Wachtfeuer anzünden!

Am andern Morgen betrachtete Markgraf Johann die eroberte Beute und die Gefangenen. Ihre Pferde und sonstige Habe wurden sofort unter die Sieger verteilt. Dann versammelte der Markgraf die Heerführer und Hauptleute um sich her, belobte Johann von Quitzow wegen seiner Tapferkeit, und ernannte Gerke Suteminn zu seinem Rate**).

Jetzt wurde der Befehl zum Aufbruch des Heeres gegeben. Man zog nach dem nahe gelegenen Pritzwalk. Freudenrufe bewillkommneten das vaterländische Heer, das mit Glockengeläut empfangen wurde. Besonderes Interesse erregten der gewaltige Zug der erbeuteten Wagen und die Gefangenen. In der Kirche St. Nikolai wurde ein feierliches Hoch-

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 537 ff. — Cranz, Wandalia Lib. XI. Cap. 4. — Angelus, Ann. march. S. 208. — Bekmann, Beschreibung der Churmark Brandenburg, Tl. V. Bd. II. Kap. I. S. 18.

**) In einer Urkunde Markgraf Johanns vom Jahre 1435 wird Gerke Suteminn Rat genannt. S. Gercken, Cod. diplom. Brandenb. T. VII. S. 305.

amt gehalten und das Tedeum gesungen. Dann verkaufte man die Beute, zu welcher sich Liebhaber genug eingefunden hatten, und da man erfuhr, daß die Mecklenburger die Priegnitz verlassen hatten, so löste Markgraf Johann sein Heer am folgenden Tage auf, und jeder zog nach Hause. Johann von Quitzow ging nach seinem Schlosse Lenzen.

Dieser Sieg hatte die Folge, daß die mecklenburgischen Fürsten den Weg der Unterhandlung einschlugen. Es wurde deshalb ein Tag zu Wittstock angesetzt, zu welchem sich die mecklenburgischen wie die brandenburgischen Abgesandten einfanden. Erstere beklagten sich bitter über den märkischen Adel; nach vielen Unterhandlungen kam es dennoch zu keinem Vergleiche, und die Abgeordneten reisten unverrichteter Sache nach Hause*). Gans von Putlitz hatte seinen Sohn aber ausgelöst.

Die schwere Schlappe, welche die Fürsten von Wenden erlitten hatten, regte die pommerschen Herzöge heftig auf. Sie fühlten, daß dies Ereignis der Mark ein bedeutendes Übergewicht gab, und dies hat man ohne Zweifel auch in Mecklenburg gefühlt. Mathias Arkow scheint besonders auf die pommerschen Herzöge Otto und Casimir von Stettin gewirkt zu haben und bemüht gewesen zu sein, ein neues Bündnis zu veranlassen, und auch den jungen Herzog Heinrich, den einzigen Sohn Herzog Ulrichs von Stargard, der noch in den Kinderjahren stand, hineinzuziehen. In der Mark erhielt man von diesen Umtrieben bald genug Kenntnis und veranlaßte den gefangenen Herzog Johann von Mecklenburg-Stargard von Tangermünde aus an die pommerschen Herzöge abratend zu schreiben**).

Wir wissen nicht, was die Herzöge von Pommern zu diesem Schreiben gesagt haben, aber schwerlich ist es auf ihr Thun und Lassen von großem Einfluß gewesen. Es war unterdessen Winter geworden und das Jahr 1424 vergangen. Mit dem Frühjahre durfte man neue kriegerische Unternehmungen von ihrer Seite erwarten, mit Mecklenburg hatten sie sich in der That verbunden, namentlich mit dem jungen Herzog Heinrich dem Hagern von Stargard, aber auch die Herzöge von Wolgast hatten sie in das Bündnis gezogen.

*) Gundling, Leben Friedrichs II. I. S. 185.
**) Das Original in v. Raumer, Cod. diplom. Brandenb. cont. T. I. S. 127.

Einundvierzigstes Kapitel.

Das erste Viertel des Monats Februar 1425 war vergangen, und wir versetzen uns in die Stadt Prenzlau, dem Hauptorte des Uckerlandes, der sich, wie wir gemeldet haben, in brandenburgischen Händen befand. Im Hause des Bürgermeisters Zabel Grieben schien eine große Verstimmung zu herrschen. Der alte, feste, starrköpfige Mann schritt mit finsterem Gesichte in seinem Zimmer auf und nieder, seine Frau saß in einem hochgepolsterten Sorgenstuhl und hatte den Kopf auf die Hand gestützt, die achtzehnjährige blühende Tochter Clara, das hübscheste Mädchen der Stadt, saß mit rotgeweinten Augen in einem Winkel, und drehte die Spindel.

Und zum letzten Male sag' ich's, sprach Zabel, ich mag ferner keine weinenden Augen um mich sehen. Was sind sie anders, als schweigende Vorwürfe, daß ich einer kindischen und thörichten Laune nicht nachgeben will, wie es doch meine Pflicht ist? Dank solltest du mir dafür wissen, aber keine Vorwürfe machen.

Die Mutter. Nun, wenn einer ein Unglück hat, ist es doch natürlich, daß er weint, und das kann man auch keinem verbieten.

Zabel. Ein Unglück? — Was hat sie denn für ein Unglück? — Ihr Unglück will ich eben nicht, und deshalb habe ich's abgeschlagen. Der Rodinger ist nun einmal kein Mann, der zu meinem Schwiegersohne paßt, und er soll sie nicht haben, ein für allemal sei es gesagt. Es giebt ganz andere Leute in der Welt, die ich mir zu Schwiegersöhnen wünsche.

Die Mutter. Aber Clara nicht zum Manne.

Clara. Wen ich nicht lieben kann, den werde ich nimmer freien.

Zabel. O Unsinn! Als ob eure Liebe zum Glücke gehörte. Hundert Ehen werden geschlossen, wo die Leute sich gern gehabt haben, und sind unglücklich, und tausend werden geschlossen, wo sie einander gleichgültig waren, und sind glücklich. Als ich deine Mutter freite, habe ich wahrhaftig nicht daran gedacht, sie zu lieben, und wir führen dennoch mit einander das glücklichste Leben.

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer.

Was kann es denn für ein Glück sein, fuhr Zabel fort, diesen Rodinger zu freien? Er ist ein hübscher Kerl, das ist alles, was man von ihm sagen kann. Alles Übrige an ihm, sein Stand wie seine Gesinnungen, sind mir zuwider. Oberster Stadtknecht! Ist das ein Amt, in welchem er seine Augen bis zur Tochter eines Bürgermeisters erheben darf?

Die Mutter. Er kann ja auch noch steigen und mehr werden.

Zabel. So lange ich lebe, wahrhaftig nicht. Sein Sinn ist nicht der meinige, und macht ihn mir verhaßt. Ist er nicht der gefügigste Knecht der Brandenburger? Hat er mir nicht erst vor kurzem gesagt, er wünsche, daß die brandenburgische Herrschaft ewig dauern möge?

Die Mutter. Er hat Brandenburg mit Eiden gehuldigt, wie du, und hält seinen Eid.

Zabel. Wie, soll das etwa ein Vorwurf sein für mich? Habe ich nicht zuvor den Pommern gehuldigt? Haben sie mich als meine rechtmäßigen Herren meines geschworenen Eides entlassen, als ich gezwungen wurde, den Brandenburgern zu schwören? Gezwungener Eid ist Gott leid, und wenn der erste Eid nicht gelöst ist, stirbt der zweite darauf gesetzte ab wie ein dürres Reis. Prenzlau gehört den Pommern von Gottes und Rechtswegen, und diese Brandenburger, welche jetzt Gewalt über uns haben, sollen mich nicht abhalten, meinen rechtmäßigen Herren die geschworene Treue zu halten. Wie ich aber denke, so muß jeder denken, und wer es nicht thut, ist kein Ehrenmann, und nur einem Ehrenmanne gebe ich meine Tochter. Laß ihn doch hingehen zu Otto Hoppe, und dort werben. Seine Barbara hat's ihm ja nahe genug gelegt, und der alte Otto wird ihn mit Freuden aufnehmen.

Die Mutter. Wenn er für Otto Hoppe ein Schwiegersohn ist, so kann er auch für uns gut genug sein, denn Otto Hoppe ist ja ebenfalls Bürgermeister gewesen.

Zabel. Ei, sieh doch! Nur mit dem Unterschiede, daß der alte Hoppe nicht weiß, ob er pommersch oder brandenburgisch ist, nicht Fisch nicht Fleisch. Er fragt daher nicht danach, mit wem es sein Schwiegersohn hält.

Er verließ das Zimmer, Clara warf die Spindel auf die Seite und sich weinend an die Brust der Mutter. Diese wußte ihr keinen Trost zu gewähren und weinte mit ihr recht herzlich. Ich kenne seinen eisernen Sinn, sprach endlich die Mutter, wenn nicht ein Wunder geschieht, ändert er ihn nicht. Ach Kind, du weißt noch nicht, wie viel Wünsche, die in einem weiblichen Herzen emporkeimen, gewaltsam erstickt werden müssen. Wir sind zum Leiden und Dulden geboren!

Die Lage der Stadt Prenzlau hatte ihr das widrige Los bereitet,

abwechselnd bald unter pommerscher, bald unter brandenburgischer Hoheit zu stehen. Gegründet oder doch erweitert von einem pommerschen Fürsten, und früher lange Zeit eine pommersche Stadt, war es erst in neueren Zeiten zweifelhaft geworden, zu welcher Herrschaft sie sich bekennen müsse. Wie es unter solchen Umständen nicht ausbleiben kann und überall geschieht, so waren auch hier unter den Einwohnern Parteiungen entstanden; ein Teil derselben hielt es mit den Pommern, ein anderer mit den Brandenburgern, und beide haßten sich wütend. Ein dritter trug den Mantel auf beiden Schultern, und wurde von beiden gehaßt. Es ist ein unglücklicher Zustand, wenn die vielen Veranlassungen zu Hader und Zwiespalt unter den Bewohnern einer Stadt nicht einmal eine Einigung in der Liebe zu dem angestammten Herrscher finden, wenn das Vaterland zweifelhaft wird, und die Frage danach ein Gährungsstoff zu Zwist und Unfrieden wird.

So war es zu dieser Zeit in Prenzlau, und der Parteizwist griff durch alle Verhältnisse. Auch der Rat war geteilter Meinung, und selbst von den drei regierenden Bürgermeistern waren Zabel Grieben und Claus Beltz erklärte Anhänger der Pommern, der dritte hielt es mit Brandenburg. Allerdings ließen die pommersch Gesinnten ihre Anhänglichkeit öffentlich nicht blicken, denn der brandenburgische Hauptmann in der Stadt führte strenge Aufsicht, dafür aber wurde im geheimen um so mehr für die Pommern gewirkt.

Michael Rodinger hatte vor einigen Tagen um die Jungfer Grieben werben lassen, und war von dem Vater schnöde abgewiesen worden. Als oberster Stadtknecht hatte er ein bedeutendes polizeiliches Amt, denn des Rats Knechte standen unter ihm. Er war ein Mann von sehr schöner Gestalt und großer Stärke, und hatte sich stets als tüchtig bewährt. Dabei war er ein entschiedener Anhänger Brandenburgs, und ob ihm auch des alten Grieben entgegenstehende Ansicht nicht unbekannt war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß sie zwischen ihn und seine Liebe treten würde.

Es blieb in der Stadt nicht verborgen, was geschehen sei, und von neuem wurden Mittel angewandt, ihn für die Familie des Ratmanns Otto Hoppe zu gewinnen. Barbara mochte den schönen Mann wohl leiden, und ihr Vater würde seinen Antrag nicht abgewiesen haben. Aber Rodinger war jetzt weniger als je geneigt, an eine andere Liebe zu denken, und mochte von andern Vorschlägen nichts hören.

Dagegen mußte Zabel Grieben von seinen Freunden manches mißbilligende Wort vernehmen. Sie sagten es ihm ziemlich rund heraus, er habe unklug gehandelt. Dennoch mochte er in seinen eigenen Augen nicht sich selber als ein Eigensinniger erscheinen und suchte nach Gründen, sein Benehmen zu rechtfertigen. Es wollte ihm nicht gelingen, und

schon wurde es ihm zweifelhaft, ob er recht thue, da kam er auf den Einfall, einen Wahrsager und Nativitätssteller um Rat zu fragen.

Es lebte zu der Zeit ein Mann in Prenzlau, der in seiner Kunst sehr geschickt sein sollte. Zabel ließ ihm durch einen Dritten wissen, daß er gegen Abend kommen und über eine wichtige Sache seinen Rat einholen wolle; er möge sich dazu bereit halten. Meister Wolfram empfing den Bürgermeister ungemein achtungsvoll und geleitete ihn in sein Zimmer, in welchem es wunderlich genug aussah. Destillierkolben, Schmelztiegel, ausgestopfte Tiere und Ungeheuer aller Art gewährten sogleich die Überzeugung, daß man einen Schauplatz ungewöhnlicher Künste betreten habe.

Zabel. Mein Anliegen an euch besteht darin, daß ihr mir sagen sollt, ob ich recht gethan, indem ich einen Heiratsantrag zurückgewiesen habe, der meinem Kinde in diesen Tagen gemacht worden ist.

Wolfram. Habt die Liebe, und schreibt mir hier Jahr, Monat, Tag und Stunde auf diesen Zettel, wann eure Tochter geboren worden.

Zabel that es, Wolfram ging hinter einen Tisch, schlug ein großes Buch mit astrologischen Figuren auf, und fing an zu rechnen und zu zeichnen. Eine Stunde mochte vorübergegangen sein, da stand Wolfram auf und sprach: Ihr habt recht gethan, gestrenger Herr Bürgermeister, den jetzigen Freier abzuweisen. Er ist kein Mann für eure Tochter, obwohl sie das jetzt nicht einsieht. Aber ich sage euch, es kommt die Zeit, wo sie ihn wird freien können, wo er sie nochmals begehrt, und sie wird ihn nicht haben wollen.

Zabel. Ha, was ihr sagt! Er wird sich ihrer Liebe unwert machen, sicherlich, ich habe ihm nie viel Gutes zugetraut.

Zabel ging. In seinen Mantel vermummt schlich er gedankenvoll über die beschneiten Straßen. Sicherlich kommen von ihm noch böse Dinge an den Tag, murmelte er vor sich hin, ich habe ihm darum nie getraut. Wie gut ist es, daß ich nicht gewankt habe.

In der Finsternis trat ein Mann auf ihn zu, und sprach: Mit Gunst, daß ich fragen mag, wo komme ich nach der Herberge zum roten Greifen?

Zabel. Die liegt noch eine Strecke weiter, und ich gehe dort vorbei, da könnt ihr mit mir gehen. Die Pommern pflegen gewöhnlich da einzukehren. Seid ihr ein Pommer?

Der Fremde. Nein, aber ich bin fremd in der Stadt und erst von Brüssow angekommen, wo ich um all das Meinige gekommen; nun will ich sehen, ob mir's hier besser geht.

Zabel. Wie ist denn das zugegangen?

Der Fremde. Habt ihr denn noch nicht gehört, daß die Pommern die Nacht in Brüssow eingefallen sind und den Ort ausgepocht haben?

Zabel. Nicht möglich! Kein Wort habe ich davon gehört, und ich als Bürgermeister müßte doch —

Der Fremde. Wie, ihr seid Bürgermeister? O da verzeiht, daß ich als ein schlechter Mann so dreist gewesen bin, und euch — —

Zabel. Laßt's gut sein. Eure Nachricht ist mir viel wert. Und ihr waret in Brüssow? Wer seid ihr denn?

Der Fremde. Klaus Köppen ist mein Name, ich war Tagelöhner in Brüssow. In der Nacht ist alles, was ich hatte, verbrannt. Nun habe ich mich hierher gewendet, und will hier tagelöhnern.

Zabel. Armer Mann. Da habt ihr für's erste eine kleine Gabe. Aber sagt mir, werden die Pommern noch weiter gehen? Haben sie ein großes Heer?

Klaus. O sie sind sehr mächtig und haben geschworen, das ganze Uckerland wieder zu nehmen.

Zabel. Dann also auch Prenzlau. Ei das ist eine wichtige Nachricht. Höre, Klaus Köppen, morgen früh komm zu mir, dem Bürgermeister Zabel Grieben, ich wohne nicht weit von hier. Du mußt mir noch mehreres davon erzählen, wie Brüssow genommen wurde, und ich will dir noch eine Gabe reichen. Hier ist deine Herberge. Gott befohlen.

Kaum war Zabel zu Hause angekommen, so erhielt er auch die Nachricht, daß die Herzöge von Pommern in das Uckerland gefallen seien und Brüssow niedergebrannt hätten. Der Krieg mit der Mark war demnach wieder eröffnet, und nun gab es für ihn gar viel zu thun, denn er wünschte nichts sehnlicher, als die Pommern wieder in Prenzlau zu sehen.

Am andern Morgen fand sich der Tagelöhner Klaus Köppen bei Zabel ein und gewann durch seine Äußerungen und Erzählungen dessen ganzes Wohlwollen. Du scheinst mir zu etwas Besserem bestimmt zu sein, als zum Tagelöhnern, sprach er, und allenfalls bin ich noch der Mann, der etwas aus einem Menschen machen kann. Laß dich nach einigen Tagen wieder bei mir sehen, es kommt eine Zeit, wo wir Leute gebrauchen, und wenn du dich anstellig und zuverlässig zeigst, kann es mit dir recht gut werden.

Bald darauf ereignete sich ein Vorfall, der Zabel und Rodinger auf das vollständigste verfeindete. Der Thorwächter des Blindowschen Thores war gestorben, und der Posten mußte schleunigst besetzt werden. Zabel Grieben dachte sofort an den Tagelöhner Klaus Köppen, für den er eine unbegreifliche Vorliebe gefaßt hatte. Rodinger schlug dagegen einen Mann vor, für welchen sich auch der dritte Bürgermeister interessierte. Zabel aber wußte seinen Plan durchzusetzen, und Klaus Köppen erhielt die Stelle. Als er Rodinger amtlich von dieser Ernennung in

Kenntnis setzte, stellte dieser vor, wie gewagt es sei, einen so wichtigen Posten einem Manne anzuvertrauen, den niemand kenne. Zabel antwortete spitz, es wäre nicht das erste Mal, daß man eine Person anstelle, die man vorher nicht so genau gekannt, als man sie nachher kennen gelernt habe, ja für viele wäre es ein Glück, wenn man sie niemals kennen gelernt hätte. Ein Wort gab das andere, und der Streit endigte mit harten Worten und selbst Drohungen, die Rodinger mit blutendem Herzen einstecken mußte. Aber Klaus Köppen bekam die Stelle und bezog das Thor, um seinen Posten anzutreten.

Unterdessen näherte sich das Kriegsfeuer der Stadt immer mehr, und von ihren Wällen sah man in der Ferne die aufsteigenden Rauchsäulen. Innerhalb ließ der brandenburgische Hauptmann Hans von Arnim bereits Vorkehrungen für den Fall treffen, daß es die Pommern gelüsten möchte, die Stadt anzugreifen. So leicht hatte sie nichts zu fürchten, denn die Stadt war, obgleich ohne Schloß, sehr fest. Ihre Mauern waren hoch und stark, und mit mehr als 60 Weichtürmen besetzt. Auf der einen Seite hatte sie dreifache Wälle, auf der andern stieß sie teils an den Uckersee, teils an einen fast unwegsamen Sumpf. Sie wurde von einer zahlreichen streitfertigen Bürgerschaft bewohnt, hatte drei Klöster und mit Einschluß der Kloster- und Hospitalkirchen und Kapellen sieben Kirchen, unter welchen die Marienkirche mitten in der Stadt mit zwei Türmen die größte war, fünf Hospitäler und ein ansehnliches Rathaus mit einem Turme. Auf dem Markte befand sich eine Rolandssäule und der Richtstein.[19]) Ein geringes Heer konnte gegen die Stadt bei ihrer Größe nichts unternehmen.

Am Donnerstag den 15. Februar erschienen indessen die pommerschen Herzöge Casimir und Otto mit ihrem, und Herzog Wratislaw mit dem wolgastschen Heere wirklich vor der Stadt und führten einen ansehnlichen Zug Sturmzeug mit sich, der es glaublich machte, daß sie es auf eine Belagerung abgesehen hätten. Dies erregte in der Stadt bei allen brandenburgisch Gesinnten große Bestürzung, während die pommersch Gesinnten ihre Freude darüber kaum verbergen konnten. Es war heut der Wenige Rinnabend, und sie nahmen dies zufällige Zusammentreffen für ein gutes Zeichen.

Hans von Arnim versammelte noch heut die Bürger auf dem Markte und ermahnte sie, Brandenburg die geschworene Treue zu bewahren und sich dem Feinde als tapfere Männer zu zeigen, wenn er wirklich auf die Stadt etwas unternehmen sollte. Jeder möge sich daher rüsten und bereit halten, wenn seine Hülfe gefordert würde, denn er gedenke die Stadt auf das äußerste zu verteidigen.

Zabel Grieben und Klaus Beltz gingen mit einander. Als sie sich unbehorcht sahen, sprach Zabel: So wie ich euch kenne, wird die

schöne Rede des Hauptmanns euch in euren Gesinnungen nicht wankend machen.

Klaus. Verlaßt euch darauf. Es ist ein Unsinn, die Stadt gegen die Pommern verteidigen zu wollen. Denn thun wir es, und die Pommern nehmen die Stadt, was sicherlich geschieht, so werden unsere Häuser ausgeplündert und niedergebrannt, aber was noch schlimmer ist, wir haben die Pommern, unsere eigentlichen Herren, erbittert, und sie werden es uns lange fühlen lassen. Wer hat dann den Schaden?

Zabel. Ich denke es wird unter den Bürgern viele geben, welche denken wie wir. Sie werden keine Narren sein und gegen die Pommern fechten, und gebt acht, selbst die, welche es jetzt nicht gern mit den Brandenburgern verderben möchten, werden sich, wenn es gilt, nicht rücken oder rühren. Dessenungeachtet soll ihnen nichts geschenkt sein, und was sie gekocht haben, sollen sie auch ausessen, darauf geb' ich euch mein Wort.

Klaus. Nicht mehr als billig. Übrigens werde ich, wo es angebracht ist, einige Wörtchen fallen lassen, damit die guten Bürger in ihrem blinden Eifer sich bei den Herzögen die Suppe nicht versalzen. Das Wohl der Stadt erfordert solche Winke.

Am nächsten Tage, den Freitag, fingen die Pommern an, die Stadt zu beschießen. Hans von Arnim antwortete von den Mauertürmen aus und blieb dem Feinde nichts schuldig. In der Stadt nahm man davon wenig Notiz, und die Einwohner trafen alle Veranstaltungen zu den bevorstehenden Fastnachtstagen, als ob man im tiefsten Frieden lebte.

Es ereignete sich an diesem Tage nichts Bemerkenswertes. Aber am folgenden Tage, dem sogenannten feisten Sonnabend, stellten die Pommern das Schießen ein und man bemerkte eine ungewöhnliche Bewegung in ihrem Lager. Man gewahrte bald, daß sie Vorbereitungen trafen, die Stadt anzulaufen. Nunmehr ertönten die Sturmglocken von den Türmen, um die Bürger auf die Wälle zu rufen. Es fanden sich nur wenige ein, und trotz des wiederholten Läutens blieb die Zahl sehr klein.

Es war den Pommern offenbar nur darauf angekommen, die Stadt zu beunruhigen und zu sehen, auf welchen Widerstand sie zu rechnen haben würden. Sie unternahmen nichts Ernstliches und zogen wieder in das Lager zurück. Hans von Arnim erkannte, daß seine Lage mißlich sei. Auf eine solche Lauigkeit der Bürger war er nicht gefaßt gewesen.

Die Pommern fingen wieder an zu schießen und Prenzlaus Thortürme antworteten. Doch that man sich gegenseitig wenig Schaden. Der nächste Tag war der feiste Sonntag, die Herren- oder Pfaffen-Fastnacht genannt, und heut schwieg das Geschütz ganz. Hans von Arnim

konnte aus dem Verfahren des Feindes nicht recht klug werden. In der Stadt ging es aber, der anscheinenden Ruhe wegen, um so lustiger zu. Selbst die Mönche des Franziskaner- und des Dominikaner-Klosters und einzelne Nonnen des Sabinenklosters waren auf den Straßen zu finden, und belustigten sich an den Mummereien, sowie an dem Stechen, das auf dem Markte gehalten wurde.

Des anderen Tages, am Fraß-Montage oder kleinen Fastelabend dauerte die Lust fort, ungeachtet wieder einzelne Schüsse fielen. Michael Rodinger schritt vollständig bewaffnet, verdrießlichen Gesichts durch die Straßen und auf Zabel Griebens Haus zu.

Er trat hinein und grüßte den Bürgermeister achtungsvoll. Clara schlüpfte aber durch eine andere Thür, nicht ohne ihm einen freundlichen und doch klagenden Blick zuzuwerfen. Er brachte unseren mannhaften Michael Rodinger fast außer Fassung, und nur mit Mühe verbarg er seine Bewegung dem scharfblickenden Auge Zabel Griebens.

Was habt ihr mir zu sagen, fragte Zabel, ich hoffe doch Dienstsachen?

Rodinger. Allerdings und zwar von der Art, daß ich sie nicht verschweigen darf. Heute früh in der ersten Morgenstunde war ich auf einen Weichturm gestiegen, seitwärts vom Blindower Thore, vor welchem in der Entfernung, wie ihr wißt, das Hauptbanner der Pommern sich befindet. Es war ruhig hüben und drüben, aber die Knechte waren auf ihrer Hut. Da wurden vom äußeren Blindower Thorturm mit einem weißen Tuche Zeichen gemacht und neben dem pommerschen Banner wurden die Zeichen erwidert. Offenbar war es, daß ein Einverständnis zwischen dem Thorwärter und den Pommern stattfand, aber was die Zeichen bedeuteten, habe ich nicht verstehen können.

Zabel. Ist das alles?

Rodinger. Ich habe nichts weiter zu melden. Mir aber scheinen die Zeichen nichts Gutes zu bedeuten.

Zabel. Ihr habt wohl noch nicht daran gedacht, daß heute der Narren Kirchweih ist?

Rodinger. Herr Bürgermeister, ihr scheint die Sache sehr leicht zu nehmen. Gebt acht, es kommt die Zeit, wo dieser Klaus Köppen als ein Verräter erkannt werden wird.

Zabel. Seid meinetwegen nicht bange. Es kommt eine Zeit, wo noch mancher andere als etwas viel Schlimmeres erkannt werden wird, daß selbst die, welche bis dahin eine thörichte Neigung zu ihm trugen, sich mit Abscheu von ihm wenden werden, und nun Gott befohlen!

Er ist mit Blindheit geschlagen, murmelte Rodinger, als er die Treppe hinabstieg — oder will er nicht sehen? — Da sei Gott vor, aber fast gewinnt es den Anschein. Gott, Gott, wie soll das alles enden?

Der Montag verging und der Dienstag, die junge oder rechte Fastnacht kam und noch immer unternahmen die Pommern nichts Bedeutendes gegen die Stadt. Hans von Arnim wußte nicht, was er daraus machen sollte und vermutete, sie erwarteten noch mehr Geschütz oder Belagerungsgerät. Auch heute war es draußen still, drinnen in der Stadt aber ging es gar laut und lärmend her, denn die Fastnacht war in vollem Gange. Dampfende fette Kuchen und Speisen wurden an allen Enden zum Kauf ausgeboten, in allen Häusern bereitet, man aß, trank und schlemmte im Überfluß. Als es Abend wurde, zündete man auf den freien Plätzen große Feuer an, stellte Spielleute daneben und tanzte um sie, zum Teil vermummt umher. Erst um Mitternacht erloschen die Feuer, erst jetzt wurden die Straßen still und die schweren Köpfe sanken betäubt auf die Kissen und in einen dumpfen Schlaf.

Nur wenige Stunden hatten sie geschlafen, da ertönte plötzlich die Sturmglocke, Reiter jagten durch die Straßen und riefen: Zu den Waffen! Schlaftrunken und taumelnd fuhren die Bürger aus den Federn. Der Lärm auf der Straße wurde lauter, horch! da klirrten Schwerter, richtig! der Feind ist in der Stadt, die Brandenburger schlagen sich mit ihm, er war zum Blindowschen Thore eingedrungen und immer noch drängten neue Haufen nach. Heraus ihr Bürger! schrieen die Brandenburger, heraus! haltet Brandenburg aufrecht! Aber nur wenige kamen, unter diesen auch Michael Rodinger, von den übrigen ließ sich keiner sehen. Die schwache brandenburgische Besatzung focht tapfer, aber sie konnte der Menge ihrer Feinde nicht widerstehen. Hans von Arnim wich Schritt vor Schritt und benutzte jeden Halt zu neuem Widerstande. Da wurde er selber im Gefecht bedeutend verwundet, die Stadt war nicht mehr zu halten, denn er selber war bereits bis über die Mitte hinausgedrängt, er überzeugte sich, daß fernerer Widerstand unnütz sei, fluchend gab er ihn auf und zog mit den Seinigen unverfolgt zum Neustädter Thore hinaus auf den Weg nach seinem Schlosse Boitzenburg *).

Aber noch hatte er dort kaum seine Waffen abgelegt, als zwölf der reichsten und vornehmsten Bürger von Prenzlau bitten ließen, ihnen Gehör zu geben. Sie waren seiner Schar bei seinem Abzuge aus Prenzlau gefolgt, ohne daß er sie in der Dunkelheit gesehen hatte. Er kannte sie wohl und war über ihr Begehren verwundert. Doch ließ er sie kommen.

Alle zwölf, unter welchen auch der Ratmann Otto Hoppe, traten ein. Dieser nahm das Wort für die übrigen und sprach: Ihr wißt, Herr Hauptmann, daß wir von jeher treue Anhänger Brandenburgs gewesen sind. —

*) Tag und Umstände giebt an Rufus Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 533.

Arnim. Daß ich doch nicht wüßte. Ich kann das von keinem von euch rühmen.

Hoppe. Es thut uns leid, von euch so sehr verkannt zu werden. Jedenfalls haben wir für Brandenburg so viel gethan, daß wir mit gutem Grunde besorgen müssen, die Pommern würden uns ohne weiteres als ihre Feinde behandeln und gefangen nehmen und schatzen. Für das, was wir für Brandenburg gethan haben, ist es wohl an euch, uns wieder mit den Herzögen zu vertragen.

Arnim. Und es ist dessen so viel, daß die Herzöge euch mit Recht dafür fangen und schatzen könnten?

Alle. Ohne Zweifel.

Arnim. Besser Recht aber hat unser Fürst der Markgraf, euch zu fangen und zu schatzen, als der Herzog von Stettin, dem ihr faul und unehrlich habt eure Stadt euch abgewinnen lassen*). An das Davonlaufen habt ihr gedacht, aber nicht, mir zu Hülfe zu eilen und eure Stadt zu verteidigen. Wohlan! das bessere Recht gelte. — Führt sie gefangen in den Turm, gebot er seinen Knechten, und keiner wird eher wieder frei, als bis er eine ehrliche Schatzung gezahlt hat!

Es erhob sich ein großes Heulen und Wehklagen, es half kein Bitten, kein Beten; Arnim verließ das Zimmer und die Knechte thaten, wie ihnen befohlen war. Das sehr feste, große und stattliche Schloß Boitzenburg, eines der mächtigsten jener Zeit, hatte ungemein starke Gefängnisse, aus denen keine Erlösung als nur mit dem Willen des Schloßherrn zu hoffen war. Es lag auf einer Anhöhe in einer reizenden Lage am Haussee und bestand aus einer höchst wunderlich zusammengetürmten, aber höchst malerischen Masse von Gebäuden mit vielen übereinander stehenden Giebeln und Erkern. Noch jetzt ist es eines der merkwürdigsten Schlösser der Provinz, obgleich es sein kriegerisches Ansehen verloren hat. Daneben liegt der gleichnamige Flecken.

In Prenzlau sah es heute, am Aschermittwoch, zwar sehr lebendig, aber doch betrübter aus, als es die Anhänger der Pommern geglaubt hatten, denn das pommersche Kriegsvolk betrug sich sehr übermütig. Vormittags wurden die Bürger sämtlich nach dem Prediger- oder schwarzen Kloster entboten, um den Herzögen zu huldigen. Es geschah. Die Bürger waren vor dem Kloster versammelt und die Herzöge standen auf einem herausgebauten Balkon. Als die Huldigung geleistet war, sprach Herzog Kasimir einige Worte der Ermahnung zur Treue und verhieß ihnen, daß sie dann auch gut behandelt werden würden. Da fuhr Herzog Otto dazwischen und sagte: Ihr wäret wahrlich wert, daß ihr übel behandelt würdet, so viele ihr seid. Welch eine Menge Volks!

*) Wörtlich. Rufus a. a. O. S. 534.

Hättet ihr euch als biedere Leute gewehrt, wäret ihr Männer gewesen und keine Memmen, wir hätten eure Stadt nie ohne euren Willen gewinnen können*).

Wenn diese Worte auch dem geraden rechtlichen Sinn Ottos Ehre machten, so waren sie doch, an dieser Stelle und zu dieser Zeit gesprochen, höchst unklug. Er hatte nun einmal das Unglück, alles zu verderben**), wie er es bereits bei Straßburg und Angermünde bewiesen. Jene Rede wirkte auf die Bürgerschaft Prenzlaus entsetzlich erkältend, sie schüttelte das Volk fast schreckhaft auf, das aus diesem Munde ganz etwas anderes zu hören gehofft hatte. Man schlug die Augen nieder und wagte einander kaum anzusehen. Aber wie es zu geschehen pflegt, verwandelte sich das Gefühl der Scham gar bald in Unwillen gegen den Mann, der so schonungslos dem Volke den gehofften Tribut der Schmeichelei verweigerte, denn das Volk glaubt in Lagen wie diese wohl ein Recht darauf zu haben; eine Huldigung ist eine Liebeserklärung, die es mit Liebe erwidert wissen will und nimmer vergißt es, wenn ihm Hohn und Verachtung dafür geboten wird.

Unmittelbar darauf erklärten die Herzöge, daß sie sich in der Stadt nicht aufhalten würden, sondern Klaus Köppen zum Hauptmann derselben ernennten, dessen Befehlen die Bürger Folge und Gehorsam zu leisten hätten. Klaus Köppen in Rittertracht, köstlich gewappnet, empfing aus ihren Händen die Urkunde seiner Ernennung. Erstaunt sahen sich die Bürger an, verblüfft standen die Bürgermeister da und blickten auf den verwandelten Wächter des Blindowschen Thores, vor dem sie sich jetzt ehrfurchtsvoll beugten. Die Bürger wurden entlassen, Klaus Köppen trat lächelnd an Zabel Grieben hinan, klopfte ihm auf die Schulter und sprach: Ja ja, Herr Bürgermeister, nicht jeder, der so aussieht, ist auch ein Tagelöhner. Betäubt von all diesen Ereignissen, gekränkt durch die geringe Beachtung, welche die Herzöge ihm geschenkt hatten, wankte Zabel nach Hause. Unterwegs hörte er seinen Namen rufen; es war sein Kollege, der dritte Bürgermeister, welcher mit Michael Rodinger im Gespräch begriffen war. Er versuchte, den Ruf zu überhören, allein er wurde wiederholt und Zabel Grieben mußte schon zu ihnen hinantreten.

Ihr wißt freilich schon, wer der Thorwächter am Blindowschen Thore gewesen ist, sprach der Bürgermeister, aber vielleicht ist euch noch unbekannt geblieben, was während der Nacht vorgegangen ist, und was auch ich soeben erst erfahren habe.

Zabel. Es kommt am Ende wenig darauf an. Geschehen ist geschehen.

---

*) Rufus a. a. O. Wörtlich.

**) Kantzow, Pommerania Th. II. S. 16.

Bürgermeister. Doch nicht. Man kann immer für die Zukunft daraus lernen. Erzählt, Rodinger!

Rodinger. Als ich in der Nacht die große Üppigkeit und die Schwelgerei der Bürger sah und wie fast alle betrunken waren, kam mir plötzlich der Gedanke: Wie, wenn die Pommern jetzt plötzlich unter diese Menge führen, was sollte wohl geschehen? Noch schlimmer aber, wenn diese Menge schlafend überfallen würde. Der Gedanke jagte mir eine große Angst ein —

Zabel. Ich weiß, ihr habt nicht viel Herz.

Rodinger. Doch genug, um das Wohl einer ganzen Stadt nicht leichtsinnig zu verschlafen und mich einem Abenteurer zu vertrauen.

Zabel warf ihm einen wütenden Blick zu und wollte gehen. Sein Kollege ergriff seine Hand und hielt ihn fest.

Rodinger. Es fiel mir ein, daß Klaus Köppen, dem ich nie getraut hatte, auf dem Blindower Thor saß, und daß er mit den Pommern, wie ich euch, Herr Bürgermeister Zabel Grieben, mitgeteilt habe, Zeichen gewechselt hatte. — Ich entschloß mich, nicht zu Bett zu gehen, sondern aufzumerken, und so schlich ich nach einem der Weichtürme in der Nähe des Blindower Thores zu den dort Wache haltenden brandenburgischen Söldlingen. Es schien uns zuweilen, als ob wir Geräusch im feindlichen Lager vernähmen, doch war nichts deutlich zu hören. Gegen Mitternacht war der Mond aufgegangen, aber der Himmel trübe und wenig zu sehen. Da bemerkten wir gegen vier Uhr plötzlich einen leuchtenden Schein oben am Blindower Thorturm, von unserm Weichturm aus konnten wir nicht deutlich sehen, was es sei. Ich ging daher an der Mauer fort bis zum zweiten Weichturm, der wegen seines Vorsprungs deutlicher zu sehen gestattete, und bemerkte nun, daß eine hellleuchtende Laterne ausgehangen war. Auch hörte ich jetzt deutlich Bewegung im feindlichen Lager, und als ich das Ohr an die Mauer legte, vernahm ich durch die Dröhnung das Stampfen der Rosse auf dem gefrorenen Boden, und daß sich Reiterei nahte. Nun war an dem Vorhaben des Feindes und an der Verräterei nicht mehr zu zweifeln. Ich lief, was ich vermochte und machte Lärm, ja ich zog selber die erste Sturmglocke, leider war es vergebens.

Zabel. Leider, sagt ihr? Also bedauert ihr wohl, daß jetzt die Pommern, denen ihr eben gehuldigt habt, eure Herren geworden sind? Wie? Ist euer Eid ein falscher gewesen?

Bürgermeister. Spart eure Wortklaubereien, es giebt noch ganz andere Leute, die falsche Eide geschworen haben. Ich wünschte nur, daß ihr wissen möchtet, inwieweit euer Schützling Klaus bei dieser Sache beteiligt war, und wir wissen jetzt, was wir von denen zu halten haben, die ihr empfehlet.

Wir sprechen uns weiter, schrie Zabel Grieben wütend, und schritt hastig und ergrimmt von dannen. Ich denke auch, es wird die Zeit noch kommen, rief ihm sein Gegner nach, drückte Rodinger die Hand und ging seines Weges.

Grieben aber konnte es dem Rodinger nie vergeben, daß dieser weiter gesehen hatte als er. Klaus hatte ihn angeführt, und er war einfältig genug gewesen, sich anführen zu lassen. Konnte er den Rodinger jemals sehen, ohne an diese Beschämung zu denken? Und dieser Mensch hatte es sogar gewagt, nach seiner Tochter die Hand auszustrecken? Die bittersten Gefühle erwachten in seinem Herzen bei seinem Anblick und die Gelegenheit, ihn aus der Stadt zu schaffen, war unter den jetzigen Umständen gar leicht gefunden.

Klaus Köppen verlangte, daß alle bisherigen Anhänger Brandenburgs angezeigt würden, damit man wisse, auf wen man sich verlassen könne. Ein Teil solcher, welche dafür galten, waren mit Hans von Arnim abgezogen, und Klaus lachte herzlich, als er erfuhr, daß diese im Gefängnis saßen. Wahrhaftig, rief er, ich möchte ihm die andern auch noch zusenden, denn er weiß, was ihnen gebührt. Indessen, auch wir haben Gefängnisse und können Schatzung so gut gebrauchen als er. Laßt sehen, wen wir zu fassen haben.

Es war noch eine ziemliche Anzahl. Eine strenge Untersuchung fand nicht eben statt. Ein Teil, und darunter die Wohlhabendsten, wurden zu einer Schatzung verurteilt und bis zur Zahlung derselben in die Gefängnisse gesetzt, ein anderer Teil wurde aus der Stadt gewiesen, und unter diesen auch Michael Rodinger. Sein Posten wurde mit einem Pommern besetzt.

Der armen Clara aber erwuchs eine neue Marter. Klaus Köppen hatte mit ihrem Vater täglich zu thun und kam daher oft in das Haus des Bürgermeisters. Clara hatte sich aus einer Art von natürlichem Instinkt vor ihm verborgen, als aber Klaus zum Essen eingeladen wurde, mußte sie sich zeigen, und das schöne reizende Mädchen machte sichtbar auf den Pommer einen tiefen Eindruck. Von da an erzeigte er ihr mit fast auffallender Zudringlichkeit eine Menge Aufmerksamkeiten, welche Clara fast zur Verzweiflung brachten. Ihr Herz hatte gewählt; sehr natürlich hatte sie diejenige politische Partei zu der ihrigen gemacht, zu welcher sich Michael Rodinger bekannte, obgleich sie anstand, sich das zu bekennen, denn sie hielt es für unrecht, anders zu denken wie ihr Vater, vor dem sie ihre Gesinnungen sorgfältig verbarg; aber schon als Pommer war ihr Klaus verhaßt. Hassen konnte sie Klaus Köppen von Grund der Seele, das fühlte sie, auch fürchten, aber lieben, selbst dulden, nimmermehr!

Und eben dieser Mann war es, der jetzt um ihre Liebe warb, und

dem sie es nicht einmal sagen durfte, wie sehr er ihr zuwider war. Als Clara fortfuhr, seiner Zudringlichkeit Kälte entgegen zu setzen, sprach der Vater endlich unumwunden mit Clara und verlangte, sie solle ihm mit Freundlichkeit entgegenkommen, denn Klaus Köppen sei ein Schwiegersohn nach seinem Herzen, und als Clara erwiderte, daß er ihr unausstehlich sei, nannte er das eine abgeschmackte Weibergrille.

Markgraf Johann hatte, sowie die Pommern in das Uckerland eingefallen waren, Nachricht erhalten und sogleich einen Boten mit derselben nach Franken an den Kurfürsten Friedrich gesandt. Friedrich befand sich auf seiner Burg in Nürnberg und war über diesen neuen Krieg, der ihm durch das zweideutige Benehmen des Kaisers erwuchs, in hohem Grade erbittert. Da in Franken gerade nicht viel zu thun war, überredete er einen Teil der Fürsten, Ritter und guten Leute seines fränkischen Heeres, mit ihm nach der Mark aufzubrechen, um sich in Person den Pommern entgegenzustellen. Es fanden sich viele willig, denn man zog gern auf Abenteuer in fremde Länder, wenn es zu Hause wenig zu thun gab, und Friedrich langte mit einem großen Haufen dieser Leute in der Mark an*). Hier zog er zusammen, was eben wehrhaft war und entbot die andern, sich in Neustadt-Eberswalde bei seinem Heere zu versammeln. Auch Kaspar Gans von Putlitz, Johann von Quitzow mit seinen Neffen und viele andere fanden sich ein. Der Kurfürst hielt sich nicht lange auf, denn schon war es April geworden und die Pommern hatten im Uckerlande übel gehaust und großen Schaden gethan. Sowie er eine hinreichende Masse von streitfähigen Leuten, Geschütz, Sturmzeug und Lagergerätschaften zusammen hatte, zog er mit den Franken und Märkern vereinigt durch Angermünde nach dem pommerschen Grenzschloß Vierraden, um den Feldzug mit dessen Wegnahme zu beginnen.

Die Pommern zogen sich bei der Annäherung des Kurfürsten zurück. Die Herzöge Kasimir und Otto hatten aber kaum die Ankunft des Kurfürsten in der Mark erfahren, als sie ihre Bundesgenossen zu schleuniger Hülfe aufboten, und aus Polen, Preußen, Pommern und den umliegenden Ländern zogen ihnen zahlreiche Hülfsvölker zu**).

Unterdessen hatten die auf dem Schlosse Vierraden befindlichen Pommern an die Herzöge einen Boten geschickt und um Entsatz gebeten, weil das Schloß schwerlich lange würde widerstehen können. Die Herzöge ließen antworten: Sie möchten das Schloß nur wacker verteidigen, sie hofften zu rechter Zeit zu kommen. Friedrich hatte das Geschütz

*) Der Zweifel der märkischen Geschichtsforscher, daß der Kurfürst in Person den Krieg gegen Pommern geführt habe, ist durch die ihnen unbekannte ausführliche Erzählung des Rufus in seiner Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 539 vollständig erledigt.

**) Rufus a. a. O.

aufstellen lassen und fing an das Schloß zu beschießen. Es galt Eile, denn er vernahm, daß die Herzöge ein drohendes Heer zusammenzögen.

Aber was ihn noch mehr zur Eile nötigte, war die Nachricht, daß in Franken der Krieg kurz nach seiner Abreise wieder ausgebrochen sei. Auch im Heere hatte sich die Nachricht durch die angekommenen Schreiben und Boten verbreitet, und nunmehr fingen die fränkischen Edeln an, ungeduldig zu werden. Was haben wir hier im fremden Lande zu thun, sprachen sie unter einander, während uns daheim unsere Schlösser und Güter niedergebrannt werden? Laßt uns aufbrechen und zurückkehren, damit wir retten, so viel noch möglich ist. Und ohne langes Säumen trugen sie Friedrich die Bitte vor, sie zu entlassen, damit sie sich nach Hause begäben, wo ihre Hülfe besser angebracht sei als hier.

Der Kurfürst war auf diese Wendung der Dinge nicht gefaßt und kam dadurch in eine üble Lage. Seines jetzigen Heeres Kern bestand aus der fränkischen Ritterschaft, er hatte hauptsächlich auf ihre Mitwirkung gerechnet, weil er überhaupt viel auf sie hielt. Eben deshalb und weil Eile nötig war, hatte er es für überflüssig gehalten, ein Aufgebot in gewohnter Form ergehen zu lassen, die Zahl der Märker war daher nicht groß und gar viele waren zurückgeblieben, weil sie sich zurückgesetzt fühlten und mit der Maßregel unzufrieden waren, fremdes Kriegsvolk in das Land zu ziehen. Selbst die bei dem Heere befindlichen Märker mochten mit den Fremden nicht gern verkehren, und es herrschte zwischen beiden Parteien nicht das freundlichste Vernehmen. Die fränkischen Ritter standen in dem Rufe, hochmütig zu sein und sich besser zu dünken denn die märkischen. Nachdem sie nun aber gar den Kurfürsten in der Not verlassen wollten, verdarben sie es völlig bei den Märkern. Die Spannung zwischen beiden Teilen des Heeres war groß, und es hätte vielleicht nur eines geringen Anlasses bedurft, um beide Parteien zu gewaltthätigen Äußerungen gegen einander zu bringen.

Es bedurfte Friedrichs ganzer Klugheit, um einer solchen Veranlassung vorzubeugen. Er bat die Franken, noch einige Tage bei ihm auszuharren, bis das Schloß genommen sein würde, dann wollte er die weitere Führung des Krieges dem Markgrafen Johann übertragen und selber mit ihnen nach Franken ziehen. Man gab endlich nach und versprach, noch einige Tage zu bleiben.

Der Donner des Geschützes erdröhnte jetzt nicht bloß am Tage, sondern auch des Nachts, denn Friedrich bot alle Kräfte auf, das Schloß zu gewinnen. Dennoch verweigerten die Pommern die Übergabe. Die festen Mauern widerstanden besser, als man es vermutet hatte.

Zwei Tage waren wieder vergangen, und den Franken las man die Ungeduld auf dem Gesichte. Viele, hieß es, rüsteten sich schon zum Abzuge. Das Schloß hatte so viel gelitten, daß Friedrich hoffte, es

durch einen Sturm zu gewinnen, und dieser wurde angeordnet. Ohnehin erzählte man, das pommersche Heer sei im Anzuge.

Rasch wurden die nötigen Befehle erteilt. Das Geschütz schwieg, doch nicht vom Schlosse her, die Sturmgerätschaften wurden von der Wagenburg dem Schlosse genähert. Ihr, Gans von Putlitz und Johann von Quitzow, sprach Friedrich, begebt euch mit der priegnitzischen Reiterei über die Welse auf die Straße nach Garz, damit uns nicht etwa eine pommersche Streifpartei überrascht und in der Arbeit hindert. Die pommersche Hauptarmee ist nach meinen Nachrichten noch nicht von Stettin aufgebrochen.

Die Priegnitzer setzten sich in Bewegung, wenig zufrieden, daß man ihnen bei dem Sturm eine so untergeordnete Rolle zugeteilt hatte. Mißvergnügt und still zogen sie durch den einförmigen vierradenschen Forst.

Halt! ertönte plötzlich Johann von Quitzows Stimme, und alle Pferde standen. Man hatte Aussicht gewonnen und sah auf den Höhen bei Garz verdächtige Bewegungen. Er sprengte einige hundert Schritt vor und überzeugte sich schnell, daß die ganze pommersche Heeresmacht seitwärts von ihnen auf den Höhen von Hohen-Selchow und Pinnow dahin zog und bereits über Pinnow hinweg war. Was sich bei Garz gezeigt hatte, war nur die Nachhut gewesen. Die Fläche zwischen der Heide und Garz war, da sie sehr niedrig liegt, und nur aus Wiesen besteht, vom Frühlingsgewässer überschwemmt.

Schnell wurden einige Knappen nach Vierraden mit dieser Botschaft an den Kurfürsten gesandt, während sich nördlich vom Dorfe Hohenfeld die Reiterei aufstellte, um die einherziehenden Pommern zu empfangen.

Diese waren bis zum Vorwerk Frostenwalde vorgerückt, wo sich der Weg wieder in die Tiefe senkte und am Rande der Hügelkette und des Waldes fortlief. Hier hätten sie sich Vierraden nähern können, ohne daß sie eher bemerkt worden wären, als bis sie das Dorf Blumenhagen passiert und dicht davor gestanden hätten, wenn Friedrich nicht die erwähnte Vorsichtsmaßregel angeordnet hätte. Jetzt konnten sie nicht anders, als zuvor die priegnitzische Reiterei aus dem Felde schlagen, denn diese würde sie sonst bei ihrem Zuge von der Seite angegriffen haben.

Mutig und keck rückten die pommerschen Geschwader, begleitet von Fußvolk, heran, die Trompeten schmetterten, das Gefecht entwickelte sich, die Priegnitzer fochten wie Verzweifelte. Länger als man bei der Stärke des feindlichen Heeres hätte vermuten dürfen, hemmten sie dessen Zug, da gelang es nach großer Mühe dem Feinde, die Priegnitzer zu teilen. Johann von Quitzow wurde mit seinen Geschwadern durch das Dorf

Hohenfeld gedrängt, Kaspar Gans von Putlitz mit den übrigen rechts auf den Weg nach Blumenhagen. In dieser Teilung wurde es dem Feinde nicht mehr schwer, die Märker vor sich herzutreiben, die sich dennoch stets fechtend zurückzogen. So ging es die ziemlich steile Höhe südlich von Hohenfeld, welche das nördliche Ufer der Welse begrenzt, hinab, und erst hier, wo die Pferde sich weniger halten konnten, riß Unordnung ein. Johann von Quitzow hielt Stand, bis der größte Teil seiner Leute über eine bei der neuen Mühle über die Welse führende schmale Brücke gelangt war. Erst jetzt zog er sich auf die Brücke zurück, und eben hatte er sie erreicht, als seinem Knechte Dietrich Schwalbe, dem der Helm entfallen war, der Kopf gespalten und er mit seinem Pferde in die Welse gedrängt wurde. Fahr wohl, mein wackrer Knecht! rief Johann tief bewegt und sandte durch einen mächtigen Schwerthieb ihm seinen Mörder nach. Unter fortdauerndem Fechten, sein Pferd geschickt rückwärts lenkend, hatte er endlich die verhängnisvolle Brücke passiert, und die Pommern ließen von ihm ab. Er fand seine Leute im nahen Walde südlich von der Mühle; es schien gar mancher zu fehlen. Aber einer fehlte entschieden, für den Johann gern zehn andere hingegeben hätte. Hier ordnete er seinen Haufen und zog am Rande des Gehölzes und der Randow-Wiese gegen Vierraden.

Kurfürst Friedrich hatte den Sturm auf das Schloß beginnen lassen, aber den tapfersten Widerstand gefunden, denn schon hatte man vom Turm des Schlosses die heranziehende Hülfe gesehen. Die Mauern waren nicht erstiegen, man mußte zurück, um neue Kräfte zu sammeln. Nicht lange währte es, so waren die Sturmhaufen wieder geordnet, und auf Balken und Faschinen, die im Graben bereits das erste Mal angebracht waren, rückten sie gegen das Schloß an. Die Leitern wurden bestiegen, und nach langer vergeblicher Anstrengung war auch der zweite Sturm abgeschlagen. Die Pommern erhoben ein Freudengeschrei. Rasch noch einmal drauf und dran, rief Friedrich, der eben die Botschaft empfangen hatte, daß die Pommern im Anzuge seien, wir müssen das Schloß haben, koste es, was es wolle! Die Franken murrten und sprachen von vergeblichen Aufopferungen; Friedrichs ungebeugter Sinn richtete die Schwachmütigen wieder auf, und zum dritten Male ordneten sich die Sturmhaufen, zum dritten Male wurden die Leitern angesetzt und bestiegen. Aber ehe noch etwas entschieden war, erhoben sich Rauchsäulen in dem nahe gelegenen Dorfe Blumenhagen, Flammen schlugen empor, Gans von Putlitz zog fechtend mit seinem Haufen Reiterei heraus auf Vierraden, gefolgt von den Pommern. In einer Viertelstunde schon konnten sie Vierraden erreicht haben. Kurfürst Friedrich überzeugte sich nur zu schnell, daß alles verloren sei. Er ließ zum Rückzuge blasen. Die drohende Gefahr war keinem zu verbergen, eine un-

geregelte Flucht riß ein, die Franken voran. Gans von Putlitz überlegte rasch, daß der Feind wahrscheinlich aus dem Schlosse einen Ausfall machen werde, sobald die Märker abzogen, und daß ihm dann der Übergang über die Welse gesperrt sei. Er durfte sich daher nicht verweilen und zog mit seiner Schar eilig auf Vierraden, wo er noch zeitig genug ankam, um die Brücke bei der Vierradener Mühle unbesetzt zu finden. Hier setzte er sich wieder, aber jetzt fiel die Zugbrücke des Schlosses, und heraus stürzten die Pommern und fielen wütend über die märkischen Reiter her. Zugleich aber langte die Vorhut des pommerschen Heeres an, und nun wurde der Kampf furchtbar. Friedrich ließ Kaspar sagen, er möge sich halten, so lange wie möglich. Allein dazu war er zu schwach und der Feind zu stark. Bald wurde er zurückgedrängt und fechtend durch die Straßen des Fleckens getrieben. Am Ausgange versuchte er sich noch einmal zu setzen, denn das märkische flüchtende Heer war kaum eine halbe Viertelstunde weit entfernt, und das kurfürstliche Banner eines der letzten. Vergebens! Er mußte nach kurzem Widerstande weichen. Da kam seitwärts Johann von Quitzow mit seinem Haufen daher. Die Märker sahen es und erhoben ein Freudengeschrei. Schnell schloß er sich Gans von Pulitz an, und jetzt gelang es besser, den Pommern zu widerstehen. Die Märker erhielten Zeit, einen Vorsprung zu gewinnen und waren bald nicht mehr zu sehen. Doch ließen die Pommern von ihrer Verfolgung noch nicht ab, und Johann von Quitzow wurde am Schenkel verwundet. Endlich, nicht weit von Schwedt, machten die Pommern Halt und nunmehr konnten sie ihren Weg ungehindert fortsetzen. Das Heer war nicht nach Schwedt gezogen, sondern über Berkholz auf dem Wege nach Felchow. Die Priegnitzer bildeten die Nachhut. Es war gelungen, wieder einige Ordnung in den fliehenden Haufen zu bringen, und gegen Abend langte man in Angermünde an.

Erst am andern Tage war es möglich, den ganzen großen Verlust, den das Heer erlitten hatte, zu übersehen. Alles Geschütz und Sturmgerät, das ganze Lager, die ganze Wagenburg nebst allen schwer Verwundeten hatte man zurückgelassen*). Doch hätte das Unglück noch größer werden können, wenn die Priegnitzer nicht so ritterlich Stand gehalten hätten.

Friedrich versammelte am andern Tage sein Heer abermals auf dem Markte von Angermünde. Der Kurfürst hielt in der Mitte zu Pferde, Markgraf Johann stand mit den Hauptleuten zu Fuß neben ihm. Die Trompeten und Trommeln gaben das Zeichen der Stille, und Johann sprach:

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 539.

Das Heer hat einen Verlust erlitten, und die Pommern werden nicht ermangeln, sich einen großen Sieg zuzuschreiben. Wir sind dadurch nicht mutlos geworden. Haben wir uns auch zurückziehen müssen, so hat der Feind dennoch Proben märkischer Tapferkeit erfahren, die ihm Achtung einflößen müssen, und denen wir großenteils die Abwendung größeren Unglücks verdanken. Vor allen habe ich euch, Herr Kaspar Gans von Putlitz im Namen des gnädigsten Kurfürsten Dank zu sagen für eure ritterlichen Thaten. Ihr habt gethan, was dem besten Ritter nur möglich ist. Aber auch ihr, Johann von Quitzow, habt euch vor vielen ausgezeichnet und durch eure guten Dienste besonderen Anspruch auf den Dank des gnädigen Kurfürsten. In seinem Auftrage soll ich euch den zu erkennen geben durch die Ehre des Ritterschlages. Tretet vor, um ihn zu empfangen.

Johann von Quitzow hinkte, den Schild am Arme, vor. Er kniete nicht ohne Anstrengung vor dem Markgrafen nieder, lehnte seinen Schild gegen die Lende, hielt die Hände wie betend vor sich, und der Markgraf erteilte ihm den Ritterschlag.

Johann stand nicht ohne fremde Hülfe auf, verbeugte sich und trat in die Reihen zurück. Man wünschte ihm Glück, und die Krieger gingen aus einander und zogen am nächsten Tage wieder nach ihrer Heimat, denn für jetzt ließ sich kein neuer Zug unternehmen. Johann überraschte seine Hausfrau nicht wenig durch seine neue Würde, auf welche er, nach allem, was früher geschehen war, nicht mehr gerechnet hatte.

Friedrich zog mit den fränkischen Heeren wieder nach Nürnberg*), wo seine Gegenwart dringend notwendig war, und überließ die Besorgung der märkischen Angelegenheiten seinem Sohne Johann, eine schwierige Aufgabe bei dem verwirrten Zustande des Landes. Allein auch Friedrichs Aufgabe in Franken war nicht leicht zu lösen, und eine Teilung der Sorgen und Mühen notwendig. Wem hätte er sie sicherer anvertrauen können, als dem eigenen Sohne, dem wahrscheinlichen Erben des Landes?

*) Rufus a. a. O.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Unstreitig hatte Friedrich gehofft, Prenzlau wieder zu befreien und die Pommern daraus zu vertreiben. Das wechselnde Geschick des Krieges hatte es anders gewollt, und sie saßen jetzt fester als je. Hatten sie schon vorher sich gegen die Einwohner roh und übermütig betragen, so kannten sie nunmehr darin keine Grenze. Als sie erfuhren, daß Friedrich nach der Mark gekommen sei, leuchtete ihnen die Notwendigkeit ein, sich in Prenzlau selber einen festen haltbaren Punkt zu schaffen, da kein Schloß vorhanden war; andernteils war ihnen nicht unbekannt geblieben, wie sehr die meisten Einwohner die brandenburgische Herrschaft zurückersehnten, wie tief Herzog Otto durch seine Worte die Bürgerschaft erbittert, wie mächtig der Hohn des Kriegsvolks ihren Haß entflammt hatte. Ein solcher befestigter Punkt konnte nötigenfalls ebenso gut gegen den Feind wie gegen die Einwohner gebraucht werden. Kein Gebäude eignete sich besser dazu, als das Blindowsche Thor. Von Stettin kam man zuerst zwischen starken Seitenmauern, die zur Verteidigung eingerichtet waren, durch den ersten Wall und über den dahinter gelegenen Graben. Darauf ging man durch ein stark gewölbtes Thor, in einem niedrigen festen Gebäude befindlich, das seinen Giebel nach vorn kehrte, hinter welchem unmittelbar ein höheres querstehendes Gebäude mit freistehenden Giebeln anschloß, durch welches sich das gewölbte gut verwahrte Thor fortsetzte. Das zweite ziemlich hohe Gebäude enthielt nach oben hinauf eine Anzahl zur Verteidigung eingerichteter Gewölbe nebst der üblichen Vorrichtung zur Schließung des Thores, zur Bewegung der Fallgatter ꝛc., und dies zusammengenommen bildete das äußere Thor, mittels welchem man wieder durch einen Wall gelangte, und das durch eine ansehnliche Zahl von Leuten besetzt werden konnte. Zwischen hohen starken Seitenmauern, welche an das letzterwähnte Gebäude anschlossen, kam man wieder über einen Graben, bis man endlich durch einen sehr festen runden hohen Turm mit einem Kranz von Schießscharten in die Stadt trat. Dieser letztere Turm bildete das innere Thor, welches in der Stadtmauer lag, die zu beiden Seiten fortzog. Ihm sehr nahe befand sich rechts in der Mauer ein viereckiger

Weichturm, der leicht noch mit ihm in festere Verbindung zu bringen war*). Klaus Köppen ließ nun dieses Thor noch bedeutend befestigen, um es als Schloß zur Verteidigung zu benutzen, und selbst die Bürger mußten dabei Hand anlegen, so sehr sie auch darüber murrten.

Alle diese Umstände waren nicht geeignet, die Herrschaft der Pommern lieb zu gewinnen, und jedermann bedauerte, ihnen die Stadt so wohlfeilen Kaufs übergeben zu haben. Am meisten litten dabei diejenigen, welche Schuld daran gewesen waren. Sie hatten böse Tage zu verleben und mögen wohl betrübte Gesichter gemacht haben, denn noch jetzt sagt man in der Stadt und Umgegend von jemandem, der sich verdrießlich zeigt: er sieht aus, als ob er Prenzlau verraten hätte**). Am meisten hatten die beiden Bürgermeister Klaus Beltz und Zabel Grieben zu leiden, denn ihnen vor allen ward das Unglück der Stadt zugeschrieben.

Die arme Clara verlebte dabei höchst traurige Tage. Klaus Köppen hatte wirklich um sie werben lassen, und ihr Vater, der wohl fühlte, daß ihm nichts übrig blieb, als sich mit Pommern so nahe wie möglich zu verbinden, hatte zugesagt, ohne seine Tochter weiter zu fragen und die Hochzeit war auf den Tag nach Mariä Himmelfahrt angesetzt worden. Mit dem Vater getraute sie sich in seiner jetzigen Stimmung gar nicht mehr zu sprechen, und die Trostgründe der Mutter gewährten nichts weniger als Trost.

Die Erbitterung der Bürger gegen die Pommern und diese gegen jene wuchs mit jedem Tage. Immer verächtlicher wurden die Bürger von dem Kriegsvolk behandelt, und die Besatzung des Blindowschen Thores hatte sich endlich einen ganz besonderen Spaß ersonnen. Sie gossen nämlich den durch das Thor gehenden Bürgern Gefäße mit Unrat über den Kopf***) und wollten sich dann über deren Ärger halbtot lachen. Da riß die Geduld der Bürger, man fühlte sich empört über diese Schändlichkeit und griff zu den Waffen. Die Mutigsten durchstürmten die Straßen mit dem Rufe: Schlagt die Pommern tot! Die Sturmglocke wurde gezogen und die Bürger rottierten sich tobend und schreiend zusammen und zogen bewaffnet in geschlossenen Reihen durch die Straßen.

Die Pommern flüchteten auf das Blindower Thor und in die zahlreichen Weichtürme der Stadt. Nur wenige erwischten die Bürger und diesen wurde übel mitgespielt. Darüber wurde es dunkel, denn der Lärm hatte sich gegen Abend erhoben. Die Bürger blieben am Blindower Thor stehen und führten in der Nacht Geschütz in der Beuerstraße, der jetzigen Baustraße auf. Kaum dämmerte der Morgen, so

*) Sect, Gesch. von Prenzlau Tl. II. S. 7. Vergl. die Abbild. in Merians Topographie der Mark S. 83.

) Sect, Gesch. von Prenzlau Tl. II. S. 6. — *) Sect a. a. O. S. 9.

fingen sie an das Thor zu beschießen und drohten, nicht eher abzulassen, als bis der ganze Turm darnieder läge. Nunmehr gaben die Pommern nach; der Befehlshaber Klaus Köppen fing an zu unterhandeln und versprach, diejenigen seiner Leute, welche den Unfug getrieben hatten, zu bestrafen, auch ferner nicht zu dulden, daß die Bürger gemißhandelt oder verhöhnt werden. — Wahrscheinlich hat er die Strafe auf der Stelle vollziehen lassen müssen; die Bürger kehrten nun zur gewohnten Ordnung zurück, ohne jedoch mit den Pommern ausgesöhnt zu sein.

Markgraf Johann hatte von diesen Händeln vernommen und knüpfte mit den Anhängern Brandenburgs ein Verständnis an. Er war während dieser Zeit der Priegnitz zu Hülfe gezogen, welche von den Mecklenburgern bedrängt wurde. Bei der Stimmung, welche in der Stadt herrschte, war es leicht zu bemerken, daß Markgraf Johann von den Bürgern keinen Widerstand erfahren würde, wenn er die Stadt etwa angreifen wollte. Dagegen aber konnte man gewiß sein, daß die Pommern die feste Stadt gut verteidigen und die Stettinschen Herzöge zu ihrer Unterstützung herbeieilen würden. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, unvermutet vor der Stadt zu erscheinen, um sie entweder durch Überrumpelung oder im Einverständnis mit der Bürgerschaft zu nehmen. Johann traf deshalb die nötigen Veranstaltungen; doch wurde alles möglichst geheim betrieben.

Das hohe Fest der Himmelfahrt Mariens, der 15. August, war gekommen*). Die Gesichter leuchteten einmal wieder fröhlich, denn man vergaß während des Festes die trübe Zeit. Aber ein Gesicht, dem das wichtigste und schönste Fest des Lebens anbrechen sollte, lächelte nicht fröhlich, sondern blickte mit verweinten Augen auf die festlich geschmückten Kirchgänger und auf die großen Anstalten, welche zu der morgen bevorstehenden Hochzeit und dem heutigen Vorschmause aller Hochzeitsgäste angeordnet wurden. Clara war es, welche mit ergebungsvoller Duldung die Menschen schalten und walten ließ, ihr war es, als sollte sie heute die Henkersmahlzeit halten, um morgen geopfert zu werden.

Gegen Mittag versammelten sich die Gäste und beglückwünschten die junge — ach, so trüb aussehende Braut und den grämlich dareinschauenden Bräutigam. Die Tafel war geordnet und die Trompeten luden zum Mahle. Die Gäste ließen es sich trefflich schmecken und wurden bald über alle Maßen munter. Was hatten sie sich darum zu kümmern, daß die Braut fastete? War es doch heut ein froher Festtag, war eine Hochzeit doch ein frohes Fest?

Nach geendigter Mahlzeit gingen die Gäste zur Kirche, um den

*) Kantzows Pommerania Tl. II. S. 19.

Gottesdienst nicht zu versäumen. Als er geendigt war, fand man sich im hochzeitlichen Hause wieder zusammen. Ein Tanz auf dem Rathause, wie er sonst üblich war, wurde wegen des Festes heute nicht gehalten. Dafür dauerte die Abendtafel um so länger, um mit ihr die Zeit auszufüllen.

Als es dunkel wurde, erschienen von Boitzenburg her westlich von der Stadt in der Nähe der Dörfer Kröchelndorf und Golmitz einige geharnischte Reiter, deren Zahl sich mit zunehmender Dunkelheit mehrte. Sie suchten anfangs Verstecke auf, aber als sich eine hinreichende Zahl zusammengefunden, zogen sie durch die Dörfer und bewachten sorgfältig die Gegenden zwischen hier und der Stadt, und wer nach der Stadt wollte, wurde von ihnen zurückgehalten. Bald aber erschien auch Fußvolk, doch vernahm man keine Trompete, keine Trommel. Das Landvolk sah sie mit Furcht und Zagen und erwartete angstvoll die Dinge, die da kommen sollten.

Aber die Haufen zogen ruhig durch die Dörfer, stießen zusammen und vereinigten sich hinter den Dörfern Groß- und Klein-Sperrenwalde. Dann zogen sie vorwärts auf der Straße von Boitzenburg nach Prenzlau und machten in einiger Entfernung von der Stadt Halt, den linken Flügel gegen den Mühlbach gelehnt, rechts die Wiesen des Uckersees. Plötzlich lief ein Geflüster durch die Reihen: Der Markgraf kommt, und unmittelbar darauf nahte ein Trupp Reiter im raschen Lauf, der mit ehrfurchtsvollem Schweigen empfangen wurde. Es war der Markgraf Johann, in Begleitung Kaspar Gans von Putlitz', Johann von Quitzows, Hasso von Bredows, Hans von Arnims, Paul von Mörings und anderer Ritter und Mannen.

Ist er schon hier? flüsterte der Markgraf einem Ritter zu, der bis dahin die Truppen befehligt hatte. — Er hat sich noch nicht gemeldet, war die Antwort. Der Markgraf hielt mit seiner Begleitung still.

Indem rief einer der vorderen Wachtposten: Steht! Gebt das Feldgeschrei! — Maria Magdalena! antwortete eine klangreiche Stimme und gleich darauf hörte man den Kommenden nahen.

Wer kommt? fragte der Markgraf, und dieselbe Stimme antwortete: Michael Rodinger ist es, gnädiger Herr. Es ist alles vorbereitet, und eure zahlreichen Anhänger in der Stadt sind eurer gewärtig. Allein wir dürfen nicht durch die Neustadt ziehen, welche von Pommern besetzt ist, und ehe ihr mit ihnen fertig wäret, würden die in der Stadt allarmiert sein*). Wir müssen sie umgehen; allein es ist in der Nacht ein böser Weg über Wiesen, Sumpf und Morast, durchschnitten von vielem Ge-

*) Die Neustadt lag westlich vor der eigentlichen Stadt, die von ihr durch die Befestigungsmauer getrennt war.

wässer und Flußarmen. Mit Pferden ist darauf nicht fortzukommen, und wer nicht die festen Stellen kennt, versinkt darin, und dennoch ist es nicht zu vermeiden, durch das Wasser zu waten.

Markgraf. Und einen andern Weg giebt es nicht?

Rodinger. Zu der Pforte, die euch geöffnet werden wird, läßt sich auf anderem Wege nicht gelangen.

Markgraf. Und wie weit sind wir davon entfernt?

Rodinger. Wir haben recht gut eine halbe Stunde zu gehen, und da wir nicht in grader Linie fortkommen können, ist der Weg wohl noch weiter.

Markgraf. Das ist ein böser Umstand. Da kommen wir ohne Pferde in die Stadt.

Rodinger. Man wird euch in der Stadt eine Anzahl heimlich bereithalten, die ihr sogleich besteigen könnt. Eure Pferde bleiben hier, und ihr laßt zur Sicherheit so viel Leute als nötig sind dabei zurück. Morgen werden sie dann ungehindert nach der Stadt kommen können.

Markgraf. So sei es denn, obwohl ich mich freilich nicht darauf eingerichtet habe, durch das Wasser zu waten.

Rodinger. Gnädiger Herr, ich werde euch, wenn es euch beliebt, durch die schlimmsten Stellen des Sumpfes tragen, denn ich gelte für einen starken Mann. Ihr setzt euch reitend auf meinen Rücken und alle müssen mir nachgehen, doch nur einer dicht hinter dem andern, denn von zweien neben einander könnte leicht der eine stecken bleiben. Dann hoffe ich mit Gottes Hülfe euch glücklich über den gefährlichen Weg zur Pforte zu bringen, durch welche ohnehin jedes Mal nur ein Mann eintreten kann.

Markgraf. Es sei, wie du gesagt. Ihr Herren Feldhauptleute, macht eure Leute mit unserem Unternehmen bekannt und erteilt die Befehle gemäß dem, was ihr gehört habt. — So viel ich in der Dunkelheit bemerken kann, liegt vor uns Gebüsch. Bist du deiner Sache auch gewiß und kannst du dafür stehen, daß dein Vorhaben gelingt?

Rodinger. Gnädiger Herr, das Gelingen steht in Gottes Hand. Den Weg oder vielmehr die Stellen, welche ich zu betreten habe, kenne ich und gegen das Verirren habe ich mich gesichert. Seht ihr dort in der Ferne jenes helle Licht? Es ist ein von Lampen erleuchteter heller Papierstern, der am Giebel eines Hauses brennt*), wie man in der Stadt glaubt, zu Ehren des heutigen hohen Festes der Himmelskönigin. Er bezeichnet mir die Richtung, in welcher ich mich halten muß, um die Pforte nicht zu verfehlen.

Markgraf. Du sprichst wie ein verständiger Mann. Mehr als

*) Sect, Geschichte von Prenzlau Th. II. S. 7.

du versprochen, können wir nicht verlangen. Ist alles bereit? fragte er die rückkehrenden Feldhauptleute.

Gans von Putlitz. Die Leute sind abgesessen und harren eures Befehles.

Markgraf. In aller Heiligen Namen denn vorwärts!

Rodinger hockte sich nieder, der Markgraf in voller schwerer Rüstung schlug die gepanzerten Arme um seinen Hals, Rodinger die seinigen um des Markgrafen Schenkel, dann erhob er sich und schritt vor. In einer langen Reihe, einer an den andern gekettet, folgten die übrigen. Es ging sogleich durch eine seichte Stelle des Mühlbaches und dann in wunderlichen Windungen bald rechts bald links noch durch mehrere sumpfige Flußarme. Dazwischen ging der Markgraf öfter. Wäre es Tag gewesen und man hätte von oben herunter gesehen, müßte der abenteuerliche Zug wie eine ungeheure sich windende Schlange erschienen sein, deren Kopf der so seltsam berittene Markgraf bildete.

Endlich erreichte man an der östlichen Ecke des Füllenbruches nahe an einem Wasserarme eine Stelle, die etwas festeren Boden bot. Rodinger bat den Markgrafen um Erlaubnis, ihn auf eine kleine Zeit absetzen zu dürfen, um sich zu erholen, was gern bewilligt wurde. Der Zug machte Halt.

Nachdem man sich ausgeruht, setzten sich Rodinger und der Markgraf wieder in Bewegung, der Markgraf wurde jetzt nicht getragen, und abermals ging es eine weite Strecke vorwärts über eine baumlose sumpfige Wiese. Abermals ging es durch Wasser, der Markgraf hockte auf, der Weg wollte kein Ende nehmen. Jetzt sah man schon Türme der Mauer wie schwarze Massen aus dem Dunkel der Nacht hervortreten und leise flüsternd zeigte sie einer dem andern. Rodinger schritt wieder vorwärts. Die sumpfige Wiese behielt die vorige Eintönigkeit. Noch dauerte es eine Weile, da sprach Rodinger: Nun kommt das Schlimmste, wir müssen die beiden Arme der Ucker durchwaten, dann stehen wir vor der Pforte.

Markgraf. Sind die Weichtürme von Pommern besetzt, so werden wir entdeckt.

Rodinger. Nur die Thortürme sind es, und ich hoffe, ich bringe euch unentdeckt hinüber.

Das Wasser war hier tiefer, als es vorher gewesen war. Rodingers Bewegungen wurden schwankend, er war ermüdet und hatte die höchste Anstrengung nötig, sich auf den Beinen zu halten. Der Markgraf bemerkte die riesenhafte Arbeit des armen Rodinger. Steh fest, mein Mann, flüsterte er ihm zu, und bedenke, daß du die ganze Mark Brandenburg auf deinen Schultern trägst*). — Das Wort, das allen das

*) Sect, Gesch. von Prenzlau, Tl. II. S. 8. Die dort erwähnte Erzählung

volle Gewicht dieses Augenblicks zum deutlichen Bewußtsein brachte, lief leise von Mund zu Mund und ergriff die Gemüter mächtig. Es wurde nachher noch oft wiederholt und geriet nicht in Vergessenheit.

Endlich erreichte man das Ufer und Rodinger ließ stöhnend den Markgrafen auf den Boden gleiten. Dann schlug er dreimal in die Hände, und die Riegel fuhren rasselnd zurück. Langsam öffnete sich die schmale Pforte und Rodinger leitete den Markgrafen hindurch. Ihm folgte dicht geschlossen einer nach dem andern. Die Eingetretenen wurden längs der Mauer aufgestellt, um Platz für die Kommenden zu behalten. Es dauerte eine gute halbe Stunde, bis der letzte Mann eingetreten war, denn es waren ihrer gegen zweitausend. Nun ordnete man sich kriegsmäßig und hielt die Waffen in Bereitschaft. Eine Anzahl Pferde stand längs den Mauern und wurde bestiegen. Rodinger führte den Markgrafen durch einige enge Gassen, die schnell durchschritten wurden, bis zu den Hauptstraßen. Die mit Rodinger einverstandenen brandenburgisch gesinnten Bürger stürzten aus den Häusern und es erscholl der Ruf: Brandenburg! Brandenburg! durch alle Straßen*).

Im Hause des Bürgermeisters Zabel Grieben saßen das Brautpaar und die Hochzeitsgäste schön bekränzt noch bei dem letzten Reste der Abendtafel. Da stürzten die Diener verstört ins Zimmer und schrieen: Die Brandenburger sind in der Stadt! Die Gäste sprangen entsetzt auf, Klaus Köppen riß seinen Kranz vom Kopfe, ergriff ein Schwert und eilte fort. Sein Diener rief ihm zu: Ihr seid nicht gewappnet, Herr! Aber Klaus hörte nicht und stürmte zum Hause hinaus. Er fand einen Teil pommerscher Knechte vor dem Hause versammelt, mit welchem er sich den Brandenburgern entgegen werfen wollte. Aber eine Anzahl Bürger nahte sich schimpfend und höhnend und seine Schulter wurde von einem Steinwurf empfindlich getroffen. Er schlug den Weg nach dem Blindowschen Thore ein und erreichte es glücklich. Von allen Seiten flüchteten die Pommern dahin, und die meisten hatten noch Zeit genug gefunden, sich hinein zu werfen. Klaus Köppen schickte auf der Stelle einen Boten nach Stettin ab.

Einen furchtbaren Eindruck hatte der Schreckensruf auf den Bürgermeister Zabel Grieben gemacht. Der sonst so harte und feste Mann saß blaß wie eine Leiche da und zitterte, daß der Sessel bebte. Da trat Klaus Beltz bebend an ihn heran und sprach: Gevatter, meiner Meinung nach haben wir keine Zeit zu verlieren. Wir müssen zum Thore hinaus. — Zabel starrte ihn mit gläsernen verstörten Augen an.

---

im Froschmäusler (auch in den baltischen Studien, Bd. III. S. 24 angeführt) scheint absichtlich verändert — *) Angelus, Ann. march. S. 207.

Dannn erhielt er seine Kraft wieder und sprang auf: Ja, ja, rief er, fort! Horch, wie sie brüllen, wie sie schreien! Sie haben mörderische Fäuste! — Fort, fort! —

Er wollte zur Thür hinaus; seine Frau, gefaßter als er, warf sich ihm entgegen. Nicht so, in diesem Aufzuge, rief sie ihm zu. Lege die Hochzeitskleider ab und wappne dich, und dann schnell zu den Pommern. Noch sind sie in der Stadt, horch! Sie schießen! Himmel, wie wirst du sie erreichen!

Ein Diener war beschäftigt, Zabel Waffen anzulegen. Das Schießen und das Geschrei auf den Straßen dauerte fort. Man hatte überall Lichter an die Fenster gesetzt und an freien Plätzen Feuer angezündet. Klaus sah es zufällig, als er sich dem Fenster näherte. Herr Gott, schrie er, wie sollen wir fortkommen! Alle Straßen sind hell, wir erreichen unerkannt das Thor nicht! Schließt das Visier, sprach der Knecht, und legt die Schärpen ab, dann wird's wohl gehen. — Martin, du gehst mit uns, erwiderte ihm Zabel; dann nahm er von Frau und Tochter Abschied und eilte mit Klaus Beltz zur Hausthür. Der Knecht folgte und öffnete sie.

Zurück! rief eine rauhe Stimme und vier Hellebarden streckten sich ihnen entgegen, hier kommt niemand heraus! Zabel Beltz und prallten zurück. Der Knecht schlug die Thüre wieder zu und lief nach der Hinterthür. Allein auch hier blitzten ihm Hellebarden entgegen und donnernd drückte man ihm die Thür vor der Nase zu. Wir sind verloren! rief Zabel, jammernd die Hände über dem Kopfe zusammen schlagend, es ist keine Rettung mehr möglich! —

Auf den Straßen war kein Pommer mehr zu finden, sie waren längst niedergehauen oder gefangen, auch die Thore mit Ausnahme des Blindowschen waren genommen. Alles drängte nun nach diesem Thore, in welchem die Hauptmacht der Pommern stand. Man hatte das Stadtgeschütz dagegen aufgeführt und beschoß es heftig. Die Wirkung war in der Finsternis nicht zu beurteilen. Die Pommern verteidigten sich mit Handbüchsen ungemein herzhaft, und da sie ihres Zieles gewisser waren, schossen sie nicht vergebens und streckten manchen nieder.

So brach endlich der von beiden Teilen heiß ersehnte Morgen an. Aus der grauen Dämmerung wickelten sich die dicken Turm- und Mauermassen des Blindowschen Thores los, aus allen Fenstern und Schießlöchern des runden Turmes schauten behelmte Köpfe, und die oben beim Anfang der Spitze umherlaufende Gallerie mit Schießscharten war dicht besetzt. Mit erneuter Wut wurde die Beschießung fortgesetzt, aber sie nutzte nicht viel. Man hatte nur wenige und nicht bedeutende Steinbüchsen, viele Kugeln gingen neben dem Turm vorbei und die, welche trafen, thaten wenig Schaden.

Vormittags zog ein Haufe brandenburgischer Knechte unter Anführung eines Rottmeisters nach dem Hause des Bürgermeisters Zabel Grieben. Die dort Wachehaltenden ließen sie eintreten. Es währte nicht lange, so öffnete sich die Thür zum zweiten Male; sie traten wieder heraus, in ihrer Mitte die beiden Bürgermeister gefesselt führend, und langsam bewegte sich der Zug von dannen. So lohnt man den Verrätern! schrie ihnen ein Teil der Bürger nach. Es ging dem Gefängnisturme zu, und hinter seiner Thür verschwanden die beiden Männer.

Bis Nachmittag setzte man das Schießen fort. Wir verknallen unser Schießkraut ganz ohne Nutzen, sprach der Markgraf, die Schufte sitzen ruhig da oben und lachen. Man muß andere Mittel anwenden.

Johann v. Quitzow. Ich wüßte wohl eines, gnädiger Herr, bei dem ihnen das Lachen vergehen würde.

Markgraf. Sagt's an, Herr Johann, wie wir's jetzt getrieben, langweilt mich die Sache.

Johann von Quitzow. Laßt uns ein Schmauchfeuer um den Turm anzünden, so weit wir um ihn herum können. Der Wind wird den Rauch und die Hitze gegen den Turm treiben und die drinnen werden geräuchert werden, wie Würste im Schornstein. Dann werden sie sich wohl geben.

Markgraf. Der Rat ist gut. Man schaffe Stroh und Holz herbei, befahl er, und schnell eilte man, seinem Befehle nachzukommen. Es währte nicht lange, so brachten die Bürger ganze Wagen voll Brennmaterialien. Auf der Stadtseite wurde der Turm rings umher mit einer hoch aufgeschichteten Lage von Stroh, Heu und Holz umgeben. Bald flackerte das Feuer lustig in die Höhe und wurde mit einem allgemeinen Freudengeschrei begrüßt, und kurze Zeit nachher schlugen die Flammen hoch empor und leckten mit feurigen Zungen daran umher. Dicke Rauchwolken wirbelten empor und verbargen die oben Schwitzenden. Der Turm hatte nur einen Ausgang, und dieser öffnete sich nach der Stadt.

Die ganze Nacht hindurch wurde das Feuer unterhalten, und allmählich teilte sich die Hitze des von den Flammen unmittelbar berührten unteren Teils auch dem oberen mit. Man begriff nicht, wie die drinnen es aushalten konnten. Der Rauch und die Hitze mußten erstickend sein, denn nach der unberührten hinteren Seite war nur eine kleine Luke vorhanden.

Unstreitig standen die Pommern viel aus. Am Morgen steckten sie eine weiße Fahne aus, ein Zeichen, daß sie zu unterhandeln begehrten. Man dämpfte das Feuer so weit, daß ein Mann auf die Brüstung steigen konnte und knüpfte nun die Unterredung an. Das Resultat war, daß die Pommern das Versprechen erhielten, mit sicherem Geleite und

Schonung ihres Lebens abziehen zu können. Jetzt übergaben sie den Turm, und das untere Thor wurde geöffnet.

Aber noch war das äußere Thor von Pommern besetzt und mußte genommen werden. Als indessen die darin stehenden Pommern sahen, daß die anderen sich ergeben hatten, begehrten auch sie zu unterhandeln und sie erhielten dasselbe Versprechen. Sie hatten gehofft, das Thor so lange halten zu können, bis die Herzöge von Stettin zum Entsatz heranrücken würden; jetzt war die Stadt für sie verloren. Traurig zogen sie unter Klaus Köppens Anführung zu demselben Thor hinaus, auf welches ihre Hoffnung sich gestützt hatte*).

Markgraf Johann war jetzt Herr der Stadt, und nunmehr kamen auch die zwölf Bürger zurück, welche bis dahin in Boitzenburg gesessen hatten. Jetzt ordnete Johann eine strenge Untersuchung an, um die Hauptteilnehmer der Verräterei auszumitteln, durch welche die Stadt den Pommern in die Hände gefallen war. Wenige Tage reichten hin, um darzuthun, daß niemand dabei thätiger gewesen war, als die beiden Bürgermeister Zabel Grieben und Klaus Beltz. Ihre Schuld war nicht abzuleugnen und durch nichts zu mildern. Der Spruch des Gerichts fiel und sprach ihnen das Leben ab.

Furchtbar traf diese Nachricht die arme Clara und ihre Mutter, wie die Familie des Klaus Beltz. Entsetzliches Geschick, den Gatten, den Vater hinrichten zu sehen! Verzweiflungsvoll stürzte Clara nach der Wohnung des Markgrafen. Er empfing sie nicht, sondern ließ ihr sagen, er könne den Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen. Nicht minder entsetzt war Michael Rodinger. So schwer hatte er sich die Strafe nicht vorgestellt, so schuldig die beiden Bürgermeister nicht geglaubt. Er eilte zum Markgrafen und bat um ein kurzes Gehör. Markgraf Johann empfing ihn gütig und fragte: Was bringst du mir?

Rodinger fiel auf die Kniee und rief: O, gnädiger Herr, darf ich mich eures Wohlwollens getrösten, so erlaubt mir eine Fürbitte für die Bürgermeister, ohne mir darob zu zürnen.

Markgraf. Es thut mir leid, daß du nicht um anderes und besseres bittest, denn hierin darf ich deine Bitte nicht beachten. Ihre Schuld fordert Strafe.

Rodinger. O, so begnügt euch mit einem Opfer, gnädiger Herr, und schenkt wenigstens Zabel Grieben das Leben.

Markgraf. Er ist nicht weniger schuldig, als der Beltz, wenn nicht noch schuldiger. Wie kommt's, daß du für ihn bittest? Ich dächte, er wäre es gewesen, der dich aus der Stadt bannte?

Rodinger. Das ist wahr, gnädiger Herr. Und dennoch will ich's

*) Angelus, Ann. march. S. 208. Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 545.

euch gestehen, außer der Liebe zu euch und meinem angestammten Herrn hat mich bei allem, was ich in der letzten Zeit gethan habe, immer die Hoffnung geleitet, es würde mir dann vergönnt sein, für Zabel ein wirksames Fürwort einlegen zu können, denn ach ich wußte wohl, daß er schuldig war und einen Fürsprecher brauchen würde. O laßt mein Vertrauen auf eure Gnade nicht zu schanden werden, ja selbst, so unschätzbar mir eure Gnade ist, — wenn es sein muß, — nehmt sie mir und laßt sie ihm zu gute kommen, nur daß ihm das Leben erhalten werde, fußfällig flehe ich euch darum an.

Markgraf. Steh auf Michael, ich mag das Knieen nicht. Aber ich begreife dich nicht, warum du für den Zabel bittest.

Da wurde die Thür aufgerissen, der Trabant wollte die Hellebarde vorschieben, aber schneller als er wurde sie von einer schreienden weiblichen Gestalt fortgeschoben, welche zur Thür hereinstürzte mit dem Rufe: Ich muß hinein! Wie in Verzweiflung die Hände ringend, stürzte sie neben Michael, der noch kniete, auf den Boden zu den Füßen des Markgrafen, erhob jammernd die Hände und schrie mit von Thränen erstickter Stimme: Gnade, Gnade!

Der Markgraf war erschüttert. Wer ist die Jungfrau? fragte er.

Rodinger. Es ist Zabel Griebens Tochter Clara.

Markgraf. Dann kenne ich euer Anliegen, ohne daß ihr es mir sagt. Steht auf und tröstet euch.

Clara. O, sprecht erst das Wort Gnade aus, gnädiger Herr, erst Gnade!

Markgraf. Steht auf! Euer Vater hat bereits an dem da einen kräftigen Fürsprecher gehabt, und er hat aufgeboten mehr, als ihr aufbieten könnt. Und dennoch mußte ich ihm seine Bitte versagen, obgleich es mir leid thut.

Clara. O Herr, um Gottes und aller Heiligen willen flehe ich, um der Liebe, die eure Frau Mutter zu euch getragen, um der Liebe eurer Tochter willen, — ihr habt ja eine liebe Tochter — gewährt mir meine Bitte, gewährt sie mir um eurer Seelen Seligkeit willen.

Der Markgraf schüttelte das Haupt.

Clara. Ihr sollt ja ein gnädiger Herr sein, man nennt euch ja einen gnädigen Herrn, — wozu nennt man euch gnädig, wenn ihr keine Gnade üben wollt? O Herr, mein Gott, stehe mir bei in dieser Stunde der Angst und laß meine Worte dies kalte Eisenherz erschüttern, das der Tochter den Vater verweigert, den es töten lassen will ohne Erbarmen. —

Markgraf. Ich verzeihe eurem Schmerz das Unrecht, das in euren Worten liegt. Glaubt mir, es ist eine harte, schwere Pflicht der

Fürsten, zu strafen, und wenn es nicht sein müßte, wer möchte nicht lieber begnadigen. Es kann leider diesmal nicht sein. — Führt die Jungfrau fort, sprach er zu Michael, ich habe euch jetzt nichts weiter zu sagen.

Der Markgraf ging in ein Seitenzimmer. Betäubt lag Clara, die Hände ringend, noch auf der Erde. Steht auf, Jungfrau, sprach Michael mit bebender Stimme, wir haben hier nichts mehr zu thun. Willenlos ließ sich Clara aufheben. Auch die letzte Hoffnung gescheitert! rief sie mit schmerzlich erhobenen Augen; dann brach sie in schluchzendes Weinen aus und ließ sich fortführen.

Des anderen Tages vormittags versammelte sich auf dem Markte der größte Teil der brandenburgischen Besatzung vollständig bewaffnet und stellte sich in einiger Entfernung von den Häusern einen großen Kreis schließend auf. In der Mitte hielt der Markgraf mit den Feldhauptleuten zu Pferde, seitwärts von ihm stand der Scharfrichter neben dem Richtstein, das entblößte breite Schwert in der Hand. Hinter ihm befanden sich einige seiner Knechte. Aus allen Fenstern der Häuser ringsum schaute Kopf bei Kopf, selbst auf den Dächern und Giebeln erblickte man Menschen, und hinter dem Kriegsvolk auf dem Markte hatten sich die Menschen zusammen gedrängt, daß selbst ein fallender Regentropfen schwerlich zur Erde gelangt wäre.

Da fing das Armesünderglöckchen auf der Marienkirche an zu läuten. Bald nachher sah man den Zug sich dem Markt nähern, in welchem sich die beklagenswerten Opfer dieses Trauerspiels befanden. Er langte am Markt an, das Volk wich scheu zur Seite. Die Krieger öffneten den Kreis. Von Knechten geführt, gebunden, einen Mönch zur Seite, der ihm oftmals ein Kruzifix zum Küssen an den Mund hielt, trat zuerst Klaus Beltz in den Kreis. Ihm folgte in gleicher Weise Zabel Grieben; aber hinter ihnen wurden noch zwischen bewaffneten Knechten acht andere gebundene Männer geführt; sie waren Anhänger der Pommern und bei der Verräterei nicht ohne Teilnahme geblieben. Dafür war ihnen Gefängnisstrafe zuerkannt, doch mit der Schärfung, zuvor die Hinrichtung ihrer Freunde mit anzusehen.

Klaus Beltz wurde dem Scharfrichter überliefert. Der gewöhnliche Gerichtsgebrauch fand nicht statt, denn die Übelthäter waren durch ein außerordentliches Gericht, welches wir ein Kriegsgericht nennen würden, verurteilt. Der Scharfrichter ließ ihm die auf den Rücken gebundenen Hände aufbinden, Klaus mußte die rechte Hand auf den Block legen, worauf sie der Scharfrichter ihm abhieb. Er hob sie in die Höhe und zeigte sie dem Volke; ein Herold aber rief: das ist die Hand des Verräters Klaus Beltz, mit welcher er seiner Kurfürstlichen Gnaden dem Markgrafen den Eid geschworen, den er gebrochen hat, wofür er jetzt

den Lohn empfangen wird, wie jeder Verräter! Unterdessen waren Klaus die Augen verbunden worden, er kniete nieder, der Mönch reichte ihm noch einmal das Kruzifix zum Küssen und sein Kopf fiel.

Zabel Grieben hatte mit fester Haltung die Hinrichtung seines Gefährten mit angesehen. Jetzt war die Reihe an ihm und er trat festen Schrittes heran. Wir mögen uns nicht in einer Ausmalung des schrecklichen Schauspiels gefallen und sagen darum nur, es wurde mit ihm in ganz gleicher Weise gehalten, wie mit Klaus Beltz. Die abgehauenen Hände werden noch jetzt auf dem Rathause zu Prenzlau gezeigt und in einer Schachtel in der Registratur aufbewahrt*)[20]).

Die Hinrichtung war vollzogen, das Armesünderglöckchen schwieg, Trompeten und Trommeln gaben das Zeichen zum Aufbruch, die Gefangenen wurden abgeführt, das Volk verlief sich und das Kriegsvolk zog ab und zerstreute sich. Kaum aber war der Markgraf in seine Wohnung getreten, so erfuhr er, daß die pommerschen Herzöge im Uckerlande sengten und brannten. Sie waren auf die von Klaus Köppen erhaltene Botschaft, daß die Brandenburger in der Stadt seien, sogleich mit allem Kriegsvolk, das sie bei sich hatten, aufgebrochen, um Prenzlau zu Hülfe zu eilen, weil zu vermuten stand, daß Klaus Köppen sich auf dem Thore halten würde. Allein sie kamen zu spät. Klaus Köppen begegnete ihnen bereits unterwegs und von ihm vernahmen sie, wie die Dinge standen. Sie wandten sich mit ihrem Volke seitwärts und verheerten das Land, soweit es in den Händen Brandenburgs war, bis in die Gegend von Angermünde**). Markgraf Johann ernannte deshalb Hans von Arnim auf Boitzenburg zum zweiten Male zum Hauptmann von Prenzlau und übergab ihm die Stadt zur sicheren Bewahrung; Michael Rodinger belohnte er sehr ansehnlich und auf seine Empfehlung wurde er von den Bürgern zum Ratmann gewählt***). Dann aber zog er mit Gans von Putlitz, Johann von Quitzow, Hasso von Bredow und dem größten Teil seines Heerhaufens ab, um die Pommern aus dem Lande zu treiben, welche sich auch bei seiner Annäherung zurückzogen. Johann von Quitzow ernannte er zu seinem Rate.

Wir mögen es nicht unternehmen, Michael Rodingers herbe Empfindungen zu beschreiben, als die Angelegenheiten diese Wendung genommen hatten. Er fühlte in der Seele der unglücklichen Clara die ganze grause Stufenleiter der schrecklichsten Gefühle mit und konnte nicht helfen, nicht einmal Trost bringen. Dennoch war seine Liebe so frisch

*) Sect, Geschichte von Prenzlau, Tl. II. S. 11.
**) Kantzow, Pommerania, Tl. II. S. 20.
***) Auch sein Bruder Thomas Rodinger wurde späterhin hier Ratmann. Sect a. a. O. S. 10.

als jemals und er war weit entfernt davon, sich von der unglücklichen Famile zurückziehen zu wollen. Einige Wochen ließ er jedoch vergehen, ehe er zu ihnen ging. Er fand Clara allein und gefaßter, als er vermutet hatte. Nur ihr Ansehen war leidend und das sonst so blühende Gesicht bedeckte eine Todesbläße.

Es ist freundlich von euch, sprach sie, daß ihr uns in unserm Elend nicht vergesset und euch der verachteten Familie Zabel Griebens erinnert ungeachtet ihr jetzt im Rate sitzet.

Rodinger. Clara, — habt ihr wirklich geglaubt, ich könnte euch jemals vergessen? O wie wenig habt ihr mich dann gekannt!

Clara. O Gott! Es haben uns so viele vergessen!

Rodinger. Doch ich euch nimmermehr. Weinet nicht, gute Clara! Meine Gesinnungen und Gedanken gegen euch sind unverändert geblieben und wüßte ich nur, ob ich das von den eurigen hoffen darf, — dann, — o dann dürften uns beiden wohl noch frohe Tage blühen.

Clara. Nein, nein, Michael. Davon darf unter uns nicht mehr die Rede sein.

Rodinger. Wie, ihr liebt mich nicht mehr? —

Clara. Von Grund meines Herzens, aber dennoch müßt ihr mich meiden und ich euch. — O mein Gott! Seid ihr denn nicht schuld, daß mein armer Vater — — O ihr Heiligen! Wart ihr es doch, der den Markgrafen in die Stadt geführt hat.

Rodinger. Clara, wie verkennt ihr mich! Eben das, was ich mir zum Ruhm anrechnen darf, macht ihr mir zum Verbrechen. Euretwegen hab' ich hauptsächlich so gehandelt, — konnte ich ahnen, daß es so enden würde? Ich wußte, daß euer Vater schuldig war, doch kannte ich seine ganze Schuld nicht. Ich wußte, er würde einen Fürsprecher bei dem Markgrafen brauchen. Ich wollte dieser Fürsprecher werden, es war vorauszusehen, die Brandenburger würden die Stadt wiedernehmen und die Bürger eurem Vater in ihrer Erbitterung die Flucht verwehren. Da drängt' ich mich an den Markgrafen und suchte sein Wohlwollen zu gewinnen, und es gelang mir mit großer Mühe und Arbeit. Auch ohne mich wäre er in die Stadt gekommen, aber dann konnt' ich euch nicht nützlich werden. Wie schön hatte ich es mir gedacht, wenn der Markgraf euren Vater um meinetwillen begnadigen würde, wie dann der Haß eures Vaters gegen mich schwinden und er meiner Werbung um euch nicht mehr entgegen sein würde! Ach Gott, meine Hoffnung scheiterte, es kam alles anders, aber es war nicht meine Schuld, ich hatte gethan, was einem Menschen möglich ist.

Clara. Ihr seid ein edler Mensch, aber dennoch, wenn auch wider euren Willen, schuld an meines Vaters schmählichem Tode. Sein Unglück hat uns getrennt auf ewig.

Sie weinte heftig. Rodinger stand wie zermalmt. Ist das euer fester Entschluß, euer letztes Wort? fragte er.

Clara. So ist's.

Rodinger. Wohlan, so schwöre ich euch, nimmer will ich ein anderes Weib als Mann umfangen, nimmer —

Clara. Schwört nicht, ihr sollt durch nichts gebunden sein. Ist's euch möglich, so vergeßt meiner. Ich werde euch nie vergessen. —

Sie wandte sich weinend von ihm ab und winkte ihm schluchzend, sich zu entfernen. Mit den Gebärden der Verzweiflung stürzte Rodinger zum Hause hinaus. Es dauerte lange, ehe er sich wieder sammelte, aber eine tiefe Schwermut bemächtigte sich seiner. Vergebens suchten seine Freunde ihn aufzurichten. — Wir wollen kurz sein. Auch Otto Hoppe hatte auf den Betrieb seiner Barbara versucht, ein näheres Verhältnis einzuleiten; aber als sie erfuhr, daß er das Gelübde gethan habe, nimmer zu heiraten, brach auch ihre Lebenshoffnung zusammen und ihr durch mancherlei widrige Zufälle schon vorbereiteter Entschluß, das Klosterleben zu erwählen, erhielt die Reife. Mit Edelmut opferte sie einen Teil ihres Vermögens, um der armen Clara den Eintritt zu erleichtern. Beide wählten das Sabinenkloster der Stadt, beide wurden an einem Tage eingekleidet. Barbara Hoppe lebte noch 1447 daselbst als Nonne, wie eine Urkunde ergiebt*). Beide ertöteten ihre irdische Liebe, um eine himmlische dafür ihrem Herzen entkeimen zu lassen und gaben die Welt auf, die für sie keine Blüten mehr trug.

*) Sect, Geschichte von Prenzlau Tl. II. S. 16.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Herzogin Katharina von Mecklenburg war nach diesen für Mecklenburg und Pommern nicht besonders günstigen Vorfällen zum Frieden geneigt und ließ Anträge dazu machen. Kurfürst Friedrich war wieder aus Franken zurückgekehrt und kam ihrem Verlangen gern entgegen. Die Stadt Perleberg wurde zur Feststellung der Friedensunterhandlungen erwählt. Die Loslassung des gefangenen Herzogs Johann bildete eine der Hauptschwierigkeiten; Friedrich beharrte darauf, daß zuvor die Fürsten von Stargard und von Wenden ihre Lehnsabhängigkeit anerkennen müßten. Als man sich überzeugte, daß beide Teile hartnäckig hierüber auf ihrem Sinn beharrten, wurde dieser Punkt späteren Verhandlungen vorbehalten, einstweilen aber wurde ein Friede geschlossen, in welchem sich die Mecklenburger aller Ansprüche auf die Priegnitz vollständig begaben, dafür aber sollten alle in der letzten Niederlage gefangenen mecklenburgischen Ritter und Edelleute von Brandenburg ohne Lösegeld frei gegeben werden, welches denn wie festgesetzt auch geschah*). So war nach dieser Seite hin auf eine Zeitlang die Ruhe wieder gesichert. Friedrich ging gegen Ende des Jahres wieder nach Nürnberg zurück**).

In diesem Jahre gelang es auch dem Bischof Johann von Rohr zu Havelberg, die Stadt Sandau, auf welche er seine früheren Ansprüche noch nicht aufgegeben hatte, vorläufig wenigstens pfandweise zurück zu erhalten. Die Stadt war zuerst von dem Erzbischof von Magdeburg für eintausend und einhundert Schock böhmisch an Kuno von Quitzow und dessen Söhne Hans und Dietrich, sowie an ihre Vettern Klaus und Kuno verpfändet worden. Dann hatte sie der Erzbischof wieder eingelöst und abermals für neunhundert Schock an Klaus von Quitzow und dessen Sohn Thiele verpfändet. Nachdem sie wieder eingelöst war, scheint sie Heinrich von Isenburg in Besitz gehabt zu haben, von welchem sie ebenfalls für neunhundert Schock auf Gebhard von Bodendiek, Gebhard

*) Gundling, Leben Friedrichs I. Tl. I. S. 277. — **) A. a. O. S. 278.

von Plotho und Heinrich Beier überging. Der Erzbischof befand sich jetzt in großer Geldnot und verpfändete die Stadt an den Bischof von Havelberg und sein Kapitel für die Summe von siebenhundertneunundreißigeinhalb Mark Silbers Magdeburger Währung*), die er gern zahlte.

So hatte das Jahr 1426 begonnen, ohne daß sich in der Mark etwas Bemerkenswertes ereignete. Am 27. Februar verbanden sich die pommerschen Herzöge mit den mecklenburgischen Fürsten gegen alle und jeden**). Am 7. Februar schloß Markgraf Johann mit dem jungen Herzog Heinrich von Mecklenburg-Stargard und mit Fürst Wilhelm von Wenden einen Stillstandsvertrag***), und somit hatte das Land jetzt vor den Mecklenburgern Ruhe.

Markgraf Johann befand sich seit einiger Zeit oft in finanzieller Not und fand zuletzt kein anderes Mittel, als das schon vom Markgrafen Jobst vielfach angewendete, nämlich landesherrliche Städte und Schlösser zu verpfänden. Ohne Zweifel kannte er das Nachteilige dieser Maßregel sehr wohl, allein dringende Notwendigkeit gestattet keine Wahl. Selbst Friedrich, sonst so reich an Hülfsquellen, hatte öfter zu diesem Mittel greifen müssen, und eben jetzt trat wieder ein solcher Fall ein. Es scheint, als wäre Friedrich abermals nach der Mark gekommen, denn am 19. Juni 1426 bekennt er urkundlich, daß er Schloß, Städtlein und Amt Potsdam den Gebrüdern Klaus von Latendorf für vierhundert Schock böhmischer Groschen verpfände, und daß es ihnen frei stehe, auch die Hakenmühle und das Dorf Neuendorf um die Summe zu lösen, welche ihm Heinrich Glienicke darauf geliehen habe. Die Urkunde ist unter Markgraf Johanns Insiegel ausgestellt†). Am folgenden Tage, den 20. Juni, aber überließ Markgraf Johann an Hans von Uchtenhagen wiederkäuflich Schloß und Stadt Coepenick für sechshundert Schock böhmischer Groschen††).

Die Christenheit hatte ein neues Jahr, nämlich das von 1427 angetreten. Bischof Otto von Rohr zu Havelberg begann es auf dem Siechbett und wurde von Tage zu Tage kränker, bis er am 18. Januar die müden Augen schloß. Sein Tod wurde allgemein betrauert, denn er hatte als ein würdiger Geistlicher in hoher Achtung gestanden.

Die Verhältnisse mit Mecklenburg waren, wie wir gemeldet haben, freundlicher geworden. Friedrich lag viel daran, sie in dieser Form zu erhalten, und dazu fand er kein wirksameres Mittel, als ein verwandtschaftliches Verhältnis. Er leitete deshalb eine Verbindung ein zwischen

*) Buchholz, Gesch. der Churmark Brandenburg Tl. III. S. 87. 89.
**) v. Lützow, mecklenb. Gesch. Tl. II. S. 169.
***) v. Lancizolle, Gesch. des Preuß. Staats Tl. II. S. 622.
†) Gercken, Cod. diplom. Brand. T. VII. S. 156. — ††) Ebendas. S. 160.

dem noch jungen Herzog Heinrich von Mecklenburg und seiner siebenjährigen Prinzessin Dorothea, und als dieser Plan die Genehmigung der Herzogin Katharina fand, gab er dem Markgrafen Johann den Auftrag, den nötigen Vergleich wegen der Verheiratung seiner Schwester abzuschließen. Die Herzogin Katharina kam deshalb nach Perleberg, und hier wurde er am 7. Februar zu Stande gebracht*). Wir fügen nur hinzu, daß die Prinzessin am festgesetzten Tage zu Perleberg in Gegenwart der Bürgen der Herzogin Katharina übergeben wurde, und daß man übereinkam, mit der Trauung noch zwei Jahre zu warten. Dann wollte man in Perleberg beraten, ob sie stattfinden könne oder nicht**).

Im März ging Markgraf Johann nach Prenzlau, um von hier aus den mit Pommern eingeleiteten Frieden weiter zu fördern. Hier verschrieb er am 18. März dem Ritter Hasso von Bredow wiederkäuflich vierhundertfünfzig rheinische Gulden oder fünfzehn Schock böhmisch aus der Orbede zu Nauen, und im Fall Hasso sterben sollte, seiner Ehefrau Heilwigis dieselben fünfzehn Schock als Leibgedinge auf Lebenszeit***).

Friedrich kehrte aus Böhmen, wo der Feldzug nicht mit Glück geführt war, nach der Mark anfangs Mai zurück. Mit Pommern waren vorläufig die Friedensbedingungen festgestellt; es kam darauf an, sie weiter zu verhandeln, weshalb die pommerschen Herzöge bevollmächtigte Räte nach Neustadt-Eberswalde schickten, wohin sich im Auftrage des Kurfürsten der Bischof Stephan von Brandenburg und Graf Albrecht von Lindau begaben. Indessen war vorauszusehen, daß Bevollmächtigte über viele Gegenstände erst weitere Instruktionen würden einholen müssen und die Verhandlungen sich in die Länge ziehen dürften. Friedrich vertraute mit Recht seiner Persönlichkeit und trat am liebsten seinen Feinden offen entgegen. Er erließ deshalb eine Einladung an die pommerschen Herzöge, sich persönlich in Neustadt-Eberswalde einzufinden, er selber wolle auch dahin kommen und dann werde das Geschäft sich leichter beendigen lassen.

Die Herzöge von Stettin fügten sich Friedrichs Wunsche, und er selber begab sich mit einem angemessenen Gefolge nach Neustadt-Eberswalde, dessen Hauptmann, wie es scheint, um diese Zeit Paul Möring war. Friedrich fand seine pommerschen Gäste auf dem Schlosse noch nicht anwesend. Er ritt ihnen mit seinem ganzen ansehnlichen Gefolge, festlich geschmückt, bis zum Kloster Chorin entgegen, wo er ihre Ankunft erwartete. Es war Montag der 19. Mai. Man mochte etwa eine Stunde gewartet haben, da erblickte man auf der Angermünder Straße daherziehend einen ansehnlichen Zug Reisiger, und bald erkannte man deutlich

*) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VII. S. 167 sq. Diese Urkunde ist die erste bekannte, in welcher Johann v. Quitzow als Rat und Ritter aufgeführt wird.
) Ebendas. S. 186. — *) Gercken a. a. O. S. 173.

das pommersche Banner. Friedrich ging ihnen mit seinem Gefolge entgegen und empfing sie mit achtungsvoller Begrüßung.

Markgraf Friedrich und Johann nahmen die pommerschen Herzöge in die Mitte, und wer sie jetzt so freundlich mit einander sprechen und lachen sah, hätte nimmermehr geglaubt, daß dieselben Personen sich vor kurzer Zeit noch als Todfeinde gegenüber gestanden hatten. Man ritt durch die Stadt hindurch nach dem Schlosse auf dem Berge. Als man sich nahte, empfing Trompetengeschmetter und Paukenklang die Einreitenden, die Herrschaften nahmen auf dem Schlosse ihre Wohnung, die übrigen und die Knechte wurden in der Stadt untergebracht.

Friedrich hatte den Charakter der pommerschen Herzöge richtig berechnet und gewann sie mit großer Feinheit und Gewandtheit für seine Ansichten. Am 22. Mai kam der Friede wirklich auf folgenden Grundlagen zu stande.

Die hohen Vertragsteile bekennen: Zum ersten wird Markgraf Johann dem hochgebornen Fürsten Herrn Joachim, Herzogen von Stettin, Herzog Casimirs Sohn, seine Tochter Frau Barbara (damals nahe vier Jahr alt) zur Ehe geben und sie ihm von heute an über acht Jahren zulegen. Sie erhält eine Mitgift von zehnthalbtausend rheinischen Gulden. Dagegen wird Herzog Casimir nach Empfang der Mitgift der Frau Barbara das Schloß Uckermünde mit zweitausend rheinischen Gulden jährlicher Renten als Leibgedinge anweisen und vermachen. Sollte Herzog Casimirs Sohn nach dem Beilager sterben, so soll es der Frau Barbara freistehen, ob sie das Leibgedinge behalten, oder aus dem Lande ziehen und für dasselbe fünfzehntausend rheinische Gulden nehmen will. Sollte sie sich wieder verheiraten, so erhält sie die fünfzehntausend Gulden, sobald sie das Schloß zurück giebt, doch muß sie in beiden Fällen ihren Willen ein Jahr zuvor anzeigen. Sollte aber der junge Herzog sterben, ehe ihm Barbara beigelegt worden, so sollen ein etwa vorhandener oder noch zu gewinnender Sohn Herzog Casimirs, oder auch Herzog Ottos an seine Stelle treten und alles andere bleiben, wie festgesetzt worden. Wenn dagegen Frau Barbara Todes verbliche, ehe man sie Herzog Casimirs Sohn zugelegt hätte, so soll eine andere Tochter Markgraf Johanns an ihre Stelle treten. Stürbe Herzog Casimirs Sohn, und hätten beide Herzöge weiter keinen Sohn, sondern nur Töchter, Markgraf Johann dagegen hätte oder gewönne einen Sohn, so soll dieser eine jener Töchter heiraten, deren Mitgift auf zehntausend Gulden festgestellt wird, und sie soll in der Mark ein Schloß mit zweitausend Gulden Einkünfte als Leibgedinge erhalten. Und um diese Festsetzungen um so sicherer aufrecht zu erhalten, setzen beide verhandelnden Teile fest, daß, wer daran schuld ist, wenn die Festsetzungen nicht vollzogen werden, dem anderen Teile eine Strafe von fünfzigtausend rheinischen Gulden zahlen soll.

Es sollen ferner von Stund an kraft dieses Briefes alle Gefangenen, Geld und Dingnisse gänzlich los und ledig sein ohne Gefährde. Die pommerschen Herzöge begeben sich gänzlich aller Ansprüche zu ewigen Zeiten an das Schloß und die Stadt Neu-Angermünde mit allem Zubehör, welche für immer bei der Markgrafschaft Brandenburg bleiben sollen, desgleichen Schmargendorf (damals Smarggrevendorff). Dagegen verzichten Friedrich und sein Sohn auf das Schloß und Städtlein Greifenberg mit Zubehör, und wollen nimmermehr darauf Ansprüche machen. Sollten bei der Abtretung beider Orte Streitigkeiten entstehen, so sollen diese nicht anders als vor dem heiligen römischen Reiche (gesetzlich) geschlichtet werden. Hiermit soll alle Zwietracht, Scheelung und Zusprache, welche bisher zwischen Pommern-Stettin und Brandenburg bestanden, zu ewigen Zeiten freundlich beigelegt, berichtigt, entschieden und gesühnt sein, und beide Teile sollen ihre Lande und Leute gegenseitig schützen und schirmen. Ausgenommen hiervon und zu unterscheiden ist, wenn sich fände, daß Markgraf Friedrich, Johann oder deren Erben Ansprüche an die Herzöge von Pommern-Stettin hätten wegen ihrer Lehnsabhängigkeit von der Markgrafschaft Brandenburg, wie sie solches meinen, das soll an rechter Stätte von dem römischen Kaiser oder König entschieden werden, und wie er es entscheidet, soll es bleiben. Greifenberg soll von den Pommern mit keinen größeren Lasten beschwert werden, als es unter Brandenburg trug, auch sollen alle Brandenburger zu Greifenberg Zollfreiheit genießen, ausgenommen gesalzen Gut, wenn es um Lohn gefahren wird. Auch soll freier Verkehr zwischen beiden Ländern stattfinden, und keiner soll beraubt, beschädigt, verhöhnt und geschändet werden, ausgenommen wegen Geldschuld. Dies alles wird bei fürstlichen Ehren, Würden und Treuen an Eidesstatt von beiden Teilen geredet und gelobt, verbrieft und versiegelt*).

Durch diese wichtige Urkunde wurden einem verderblichen Kriege endlich Schranken gesetzt, und der Friede kehrte wieder ein in das sonst so blühende und jetzt schon so lange verheerte Uckerland. Die Nachricht davon verbreitete allgemeine Freude. Man durfte sich nun der Hoffnung hingeben, daß Friedrich um so kräftiger den Hussiten würde widerstehen können, von denen leicht zu fürchten war, daß sie ihre Verheerungen selbst bis in diese Gegenden ausdehnen dürften. Friedrich selber war mit der glücklichen Beendigung des Geschäftes sehr zufrieden und entließ die Herzöge mit großer Freundlichkeit, indem er ihnen wieder bis zum Kloster Chorin das Geleite gab. Auch war die Zukunft seiner Enkelin nun beraten, obgleich im Verlaufe der Zeit aus dieser Verbindung nichts geworden ist.

*) Gercken, Cod. dipl. Brandenb. T. VII. S. 133—142.

Vierundvierzigstes Kapitel.

So groß war Friedrichs Macht über die Gemüter, daß er die pommerschen Herzöge ganz für sich gewonnen hatte und diese ehrlich und treu an ihm hielten. Er veranstaltete eine zweite Zusammenkunft mit ihnen zu Templin in der Uckermark, und war seiner Sache so gewiß, daß er es nicht vermied, sie mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Stargard und Fürst Wilhelm von Wenden zusammentreffen zu lassen, welche er eben dahin beschieden hatte, um sich mit ihnen über einen endlichen Frieden zu einigen. Es war am 15. Juni als er daselbst eintraf. Die Stadt, am Dolgensee belegen, war mit einer betürmten Mauer, mit Wällen und Gräben umgeben, hatte aber kein Schloß. Die Stadtkirche war der heiligen Maria Magdalena gewidmet. Außerdem war noch ein St. Georgen-Hospital nebst Kirche vorhanden.

Am 16. Juni schloß Friedrich mit den beiden Herzögen von Stettin ein Bündnis zu gemeinsamer Sicherheit*). Man sieht aus demselben, wie ernstlich beiden Teilen daran lag, friedliche Verhältnisse eintreten zu lassen und festzuhalten.

Drei Tage später am 19. Juni kam auch der Friedensvertrag mit Mecklenburg zu stande. Friedrich verzichtet darin auf alle Ansprüche an die Stargardischen und wendischen Lande, und die Herzöge Otto und Casimir von Stettin sollen in künftigen Streitigkeiten schiedsrichterlich entscheiden, ausgenommen über Lehnsstreitigkeiten, die vor den Kaiser gebracht werden sollen**), was sich darauf bezog, daß Friedrich die Lehnsabhängigkeit dieser Länder von der Mark nicht aufgab, die Sache also in ganz ähnlicher Weise behandelte, wie mit Pommern. Da er in diesen Frieden wieder seine Unterthanen hineinzog, so hörte zugleich die zwischen Gans von Putlitz und der Stadt Rostock wieder ausgebrochene Fehde, sowie eine zwischen dem Fürsten Wilhelm und dem Havelberger Domstift über Kriegsschadenersatz obwaltende Zwistigkeit von selber auf***).

*) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VII. S. 144.
**) v. Lancizolle, Gesch. der Bildung des Preuß. Staats Tl. II. S. 622.
***) v. Lützow, Gesch. von Mecklenburg Tl. II. S. 170.

Jetzt, wo von allen Seiten her die Friedenspalmen ihre Blätter über die Mark ausbreiteten, verstand sich auch der gefangene Herzog Johann von Stargard dazu, die Lehnsabhängigkeit seines Landes von der Mark anzuerkennen, und wahrscheinlich haben ihm seine Freunde selber dazu geraten. Friedrich gab daher Befehl, ihn von Tangermünde nach Rathenow zu bringen. Am Johannistage öffnete sich ihm sein Kerker, das Schloß zu Tangermünde, in welchem er seit dem Jahre 1418, demnach neun Jahr und sechs Wochen gesessen und die Blütezeit seines Lebens verträumt hatte, ohne daß ihm diese Standhaftigkeit auch nur im mindesten geholfen. Friedrich ging von Templin, nachdem er seine hohen Gäste entlassen hatte, mit seinem Gefolge nach Rathenow, wo Herzog Johann bereits angekommen war und ihm überliefert wurde.

Die Unterhandlungen waren bald beendigt und das Resultat war, daß der Herzog Johann am 28. Juni zu Rathenow zwei Verschreibungen ausstellte. In der einen bekennt er, daß er in des hochgebornen Fürsten Friedrichs Markgrafen von Brandenburg rechtliche und redliche Gefangenschaft gekommen und wegen derselben sich mit ihm um eine Summe Geldes geeinigt habe. Außerdem ist festgestellt, daß obgenannter Herzog Johann, seine Nachkommen und Erben alle ihre Lande und Leute mit allen Zubehörungen von dem Markgrafen Friedrich, seinen Erben und der Markgrafschaft von Brandenburg zu einem rechten Mannlehn empfangen und zu den Heiligen geschworen haben, daß sie dem Markgrafen Friedrich, seinen Erben und Nachkommen getreu und gewärtig sein wollen, wie es ein Mann seinem Erbherrn pflichtig ist. Auch macht er sich wie seine Erben und Nachkommen verbindlich, stets ihre Lehn, so oft es erforderlich ist, bei der Markgrafschaft zu Brandenburg nachzusuchen. Da auch die von Prenzlau seinem Vater und Vetter Ulrich sel. eine Erbhuldigung, seines Erinnerns auf dem Karrenberge, gethan haben, um welche er bisher die Bürger von Prenzlau alle Jahr gemahnt, so will er und seine Nachkommen sie von heut an nicht mehr darum mahnen, noch sie irgend anfechten*).

In der zweiten Verschreibung sagt er, daß er zur Lösung aus seinem Gefängnisse dem Markgrafen Friedrich die Summe von dreitausend Schock böhmischen Groschen zahlen wolle, und dies verbriefet habe. Zweitausend Schock habe er mit seinen siebschuldigen Bürgern verbrieft und versiegelt übergeben. Er bekenne nun, daß er und seine Erben dem genannten Markgrafen Friedrich und dessen Erben, und zu getreuer Hand Hasso und Achim von Bredow, Hans von Waldow, Otto von Schlieben, Werner von Holzendorff und Hans von Arnim auf Boitzenburg für

*) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VII. S. 163.

solch redlich Gefängnis noch schuldig sei tausend Schock guter böhmischer Groschen, oder dreitausend gute rheinische Gulden, welche er vom kommenden St. Martinstag über zwei Jahre völlig zu Bernau bezahlen will. Geschähe dies nicht, so schwört er kraft dieses Briefes zu den Heiligen, daß er in die Stadt Bernau einreiten, und in einem Wirtshause, das ihm genannt wird, ein Einlager halten, und nicht ohne Markgraf Friedrichs, seiner Erben und Getreueshanden guten Willen sich entfernen will, bis die ganze Summe bezahlt sei*).

Friedrich belehnte nun den Herzog in aller Form mit seinen Landen und nahm ihn dann, wie es üblich war, in seinen Schutz. In der darüber ausgefertigten Urkunde sagt Friedrich, daß er und sein Sohn Markgraf Johann den hochgebornen Fürsten Herrn Johann von Mecklenburg und Herrn zu Stargard in ihre Beschirmung genommen haben, gleich andern ihrer Herren und Mannen. Sie wollen ihn beschützen, verteidigen und bei Recht behalten gegen jeden, dessen sie mächtig sind, ausgenommen gegen den heiligen Vater Papst, gegen das heilige Römische Reich und gegen die Frau von Mecklenburg und ihre Kinder. Die übrigen Bedingungen sind die gewöhnlichen aller solcher Lehnbriefe**).

So war denn das Gebiet der Mark vergrößert, sie selbst an Hülfsquellen und Verteidigungsmitteln bereichert, und der so viele Jahre lang entbehrte Friede mit Pommern und Mecklenburg nicht bloß geschlossen, sondern dem Anscheine nach auf dauerhafte Weise befestigt. Während der zwei Monate, welche Friedrich jetzt in der Mark war, hatte er Großes vollbracht und seine erbittertsten Feinde sich zu Freunden umgeschaffen.

Friedrich schaute sich um, und rings im weiten Kreise erblickte er keinen Feind der Mark, wohl aber viele treue und mächtige Bundesgenossen. Im Innern war die Ruhe gesichert, soweit es bei dem noch fortdauernden Fehderechte des Adels und der Städte möglich war. Die freien Dynasten des Landes waren seine Freunde und Verehrer geworden und fügten sich wie die übrigen Vasallen einem geordneten und gesetzmäßigen Zustande. Der unbändige, jede Unterodnung, jeden Gehorsam verweigernde Geist des Adels und der Ritterschaft war unterdrückt, das wilde edle Roß hatte sich Zaum und Zügel anlegen lassen, und wenn auch sein Feuer nicht erloschen war, und zum Lenken eine geschickte Hand, ein kunstfertiger Reiter gehörte, es folgte doch und ließ sich lenken. Nur das Verhältnis des Landesherrn zu den Städten war noch nicht nach Friedrichs Sinn. Die große Zahl von Privilegien, die sie sich zu verschaffen gewußt hatten, gewöhnlich die Geldverlegenheiten

*) Pauli, Preuß. Staatsgeschichte Tl. II. S. 112.
**) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VII. S. 161.

der Regenten schlau benutzend, der Reichtum, der in allen sich aufgehäuft hatte, ihre Wehrhaftigkeit und Waffenfertigkeit, selbst der Anschluß der größeren an den mächtigen Bund der Hansa, durch welchen sie sogar eine fremde Gerichtsbarkeit anerkannten, und wie die Reichsstädte etwas Besseres zu sein glaubten als die übrigen, hatte einen mächtigen Freiheitssinn hervorgerufen und einen Geist der Unabhängigkeit und Unbändigkeit, der dem Landesherrn nicht minder gefährlich werden konnte, als jener des Adels. Friedrich hatte ihn bisher geschont, da dieser Geist ständiger Natur war. Er blieb auf die einzelnen Flecken beschränkt, ihm fehlte die leichte Beweglichkeit, die rasch das Land von einem Ende bis zum andern durchflog, welche den des Adels und der Ritterschaft auszeichnete. Friedrich sah voraus, es galt noch einen Kampf mit jenem, aber er hielt es noch nicht an der Zeit, ihn zu beginnen. Es giebt Dinge, welche jeder Regent besser seinem Nachfolger aufspart, und dazu gehörte diese Angelegenheit. Er wandte seinen Blick davon, und schaute nach Franken und nach Böhmen, wo die Kriegsfurie noch in aller Furchtbarkeit wütete. Hier gab es noch viel zu thun, und Friedrich wünschte, sich diesen Angelegenheiten ungeteilt widmen zu können. Er ließ es daher unbestimmt, wann er wieder nach der Mark zurückkehren würde und übertrug die Statthalterschaft seinem Sohne dem Markgrafen Johann, der sie schon bisher während seiner Abwesenheiten, und wie wir gesehen, mit Glück geführt hatte. Im Juli verließ er die Mark und ging nach Nürnberg, wo er sein im Kriege ausgebranntes Schloß der Stadt Nürnberg verkaufte. Die Urkunde ist vom 27. Juni datiert, wo er noch in der Mark war. Es scheint daher, daß er sie erst nachher vollzogen habe. Er kehrte nie mehr nach der Mark zurück, obgleich er erst 1440 den 21. September in einem Alter von 68 Jahren starb.

Und hiermit hätten wir den Punkt erreicht, wo wir am schicklichsten unsere Geschichte beschließen könnten, wenn wir nicht voraussetzen dürften, daß denjenigen unserer Leser, welche sich für die Hauptpersonen dieser Geschichte interessiert haben, daran gelegen sein möchte, noch einiges über ihr ferneres Schicksal zu erfahren.

Kaiser Siegismund lebte unter vielfachen Unruhen bis zum Jahre 1436. Vor seinem Tode war er bemüht, seinem Schiegersohne, Herzog Albrecht von Österreich, die Erbfolge in Böhmen zu sichern. Gegen letzteren waren aber die Böhmen sehr eingenommen und mochten ihn nicht. Sie wandten sich deshalb an die Kaiserin Barbara und schmiedeten mit ihr im geheimen den Plan, sie solle, wenn der Kaiser tot sein würde, den König Wladislaus von Polen heiraten und diesem das Königreich Böhmen zubringen. Man hatte die Kaiserin bei ihrer schwachen Seite gefaßt, und sie fand kein Bedenken bei dem Plan. Aber

Siegismund erhielt davon Nachricht, eilte sogleich nach Mähren, wo sich Barbara befand und ließ sie gefangen nehmen. Darauf versammelte er die Stände und legte ihnen seinen Wunsch dringend ans Herz. Aber mitten in diesen Bemühungen starb er. Albrecht wurde wirklich sein Nachfolger und die Kaiserin Barbara erhielt ihre Freiheit. Sie erhielt 12 000 Gulden Witwengehalt und zog sich auf ihr Leibgedinge in Böhmen zurück, wo sie trotz ihres Alters ihrem Hange zu verliebten Abenteuern ungescheuter als je folgte. — Sie starb endlich, aber nicht lebenssatt, an der Pest und wurde in Prag mit königlicher Pracht beigesetzt.

Von den Freunden der Quitzows interessieren uns die drei Familien Rochow, Holzendorff und Putlitz besonders.

Wichart von Rochow hatte mit dem Falle der Quitzows und infolge seiner herben Erfahrungen alle Fehdelust verloren. Ihm fehlte mit den Quitzows die Seele, welche sein Thun und Lassen bis dahin bestimmt hatte, und nach der Zurückkunft vom Constanzer Konzil und den letzten Kriegen der Mark, in welchen wir ihn thätig sahen, benutzte er seine Waffen nur auf der Jagd und nahm ferner an keinen Kriegen, als infolge eines Aufgebots teil, ohne in diesen eine Auszeichnung zu suchen, für welche er den Sinn verloren hatte. Zum letzten Male sah er Johann von Quitzow im Jahre 1429 bei der Hochzeit der Prinzessin Magdalena in Tangermünde. Von da an nennt ihn die Geschichte nicht mehr als thätig. Doch lebte er noch im Jahre 1451 als ein höchst begüterter Schloßgesessener.

Werner von Holzendorff war ungeachtet seiner früheren Abneigung ein treuer Anhänger Friedrichs geworden. Er war am Schlusse unserer Geschichte Hauptmann des Schlosses Zehdenick*), welches nach seinem Tode Hans von Arnim im Jahre 1438 erhielt**). Er hatte sich die Gunst seines Landesherrn in dem Maße erworben, daß dieser ihm das Recht erteilte, vor dessen Hofgerichte nicht Red' und Antwort geben zu dürfen. Zum letzten Male sah er Johann von Quitzow auf der schon erwähnten Hochzeit in Tangermünde.

Kaspar Gans von Putlitz lebte, geachtet von seinem Fürsten und allen die ihn kannten, nur noch drei Jahre und starb 1430. Er liegt im Dom von Havelberg begraben; an einem Pfeiler hängt ein Schild mit der gekrönten Gans und der einfachen Inschrift: Herr Jaspar Gans von Potlist***). Von seinen Söhnen folgte ihm sein älterer Sohn gar bald in das Grab, etwa um 1432. Die Herrschaft, welche bei dem Bistume Havelberg zu Lehn ging, war, wie wir gesehen haben, eine

*) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VII. S. 310.
**) v. Raumer, Cod. dipl. Brand. cont. T. I. S. 122.
***) Handschriftliche Notiz.

Zeitlang ein mecklenburgisches Lehn und wurde dann während ihres zweifelhaften Verhältnisses als eine freie Standesherrschaft, die bei der Mark zu Lehn ging, betrachtet, bis sie im Jahre 1438 wieder in ihr voriges Verhältnis als Havelbergisches Lehn zurücktrat*). Sie wurde dadurch eine Unterlehnsherrschaft der Mark. Kaspars jüngster Sohn Otto starb gleich nach dem Jahre 1438 und die Herrschaft blieb in den Händen des mittleren Sohnes Balthasar.

Mit der Herrschaft Putlitz wurden auch die alten Besitzungen Johann von Quitzows wieder märkisch und er trat mit Mecklenburg aus allem Verhältnis. Geachtet und gefürchtet lebte er teils auf seinem Schlosse Lenzen, teils auf den Schlössern Kleetzke und Quitzhövel. Sein Landesherr gab ihm noch wiederholte Beweise seiner Wertschätzung, denn wenn sich in der Priegnitz etwas Bedeutsames ereignete, wurde er dazu eingeladen. Dies geschah unter andern im Jahre 1429, wo er nach Tangermünde eingeladen wurde, indem Markgraf Johann daselbst seine Prinzessin Magdalena an den Herzog Friedrich von Braunschweig-Lüneburg verheiratete und einen Vergleich wegen des Brautschatzes und Wittums schloß. Es geschah am 4. Juli 1429. Die Versammlung war glänzend, denn als Bürgen werden genannt und verbürgen sich: Albrecht Graf von Lindow Herr zu Ruppin, Kaspar Gans Herr zu Putlitz, Hasso und Achim von Bredow, Bernhard und Busso von der Schulenburg, Hans von Quitzow, Mathias von Jagow, Ludolph von Alvensleben, Achim von Kerkow, sämtlich Ritter, Wichart von Rochow, Werner von Holzendorff, Busso von Bartensleben, Otto von Schlieben, Ortel von Zemin, Gerd von Lüderitz, Werner von Alvensleben, Klaus Rohr, Rauen Nienkerken und Kurt von Eckstädt**). Im Februar dieses Jahres war Johann von Quitzow von dem Markgrafen nach Havelberg eingeladen worden, wo letzterer am 26. Februar das Domkapitel und die Bürgerschaft wegen mannigfacher Streitigkeiten mit Hülfe seiner Räte verglich***).

Einen sehr schmerzlichen Eindruck scheint der im folgenden Jahre erfolgte Tod seines ältesten und treuesten Freundes Kaspar Gans von Putlitz auf Johann von Quitzow gemacht zu haben. Er schloß sich seit der Zeit von allen ferneren Unternehmungen aus und die Geschichte schweigt von da ab über ihn. Dennoch muß er nachher noch mit Lüneburg irgend etwas zu thun gehabt haben, denn der Rat dieser Stadt verschrieb seiner Hausfrau Agnes und seinen beiden Bruderskindern 3000 Gulden, doch ist der Grund davon bis jetzt unbekannt geblieben.

*) v. Raumer. Cod. dipl. Brand. cont. T. I. S. 102.

**) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VIII. S. 196. Vgl. Gercken, Fragm. march. T. V. S. 54.

***) Derf. a. a. O. T. VII. S. 177.

Ritter Hans von Quitzow lebte von nun an in seinen reichen Erinnerungen bis zum Jahre 1437, also vom Schlusse unserer Geschichte ab noch zehn Jahre, ruhig und in Frieden. Dann schloß er, 67 Jahr alt, sein müdes Auge und ließ seine Witwe tief betrübt zurück. Über seinen Nachlaß entstanden zwischen ihr und ihres Schwagers Kindern Streitigkeiten, welche Markgraf Friedrich der Jüngere am 6. April 1438 zu Tangermünde schlichtete.

Aus der über diesen Vergleich aufgenommenen Urkunde ergiebt sich, daß Johann von Quitzow in bedeutendem Wohlstande starb, daß Dietrichs Söhne, wie es scheint, nicht durch die Dankbarkeit, welche sie ihrer Base schuldig waren, abgehalten wurden, an sie unbillige Forderungen zu richten, und daß ihr durch die Entscheidung des Markgrafen ein hinreichendes Einkommen gesichert blieb, um standesmäßig leben zu können. Über ihr ferneres Leben und ihren Tod fehlen alle Nachrichten.

Dietrichs beide Söhne, Dietrich und Kuno hatten sich nach dem Beispiele ihres Vaters gebildet und insonderheit wurde Dietrich ein tüchtiger Haudegen, der sich nicht viel weniger geschlagen, als sein Vater und eine Menge Fehden ausgefochten hat, denn diese hörten ungeachtet Friedrichs großen Bemühungen noch lange nicht auf. Aber freilich hatten sie weder ein so großartiges Ziel, noch einen so großartigen Charakter, wie die seines Vaters. Dennoch erwarb er sich die Gunst seines Landesherrn und ansehnliche Stellen.

Friedrichs Teilnahme blieb für jetzt noch der Mark gewidmet und in diesem Jahre 1427 gab er ihr davon einen abermaligen Beweis. Wir haben erwähnt, daß zu Anfang dieses Jahres der bischöfliche Sitz von Havelberg durch das Dahinscheiden des Bischofs Otto von Rohr erledigt worden war. Das Domkapitel erwählte darauf für diese hohe Würde aus seiner Mitte den Meister Friedrich, Lizentiaten des geistlichen Rechts, und sandte einen Boten nach Rom, um die päpstliche Bestätigung einzuholen, die jedesmal teuer bezahlt werden mußte. Friedrich fing sogleich an, kräftigst für die Vermehrung der Klosterbibliothek zu sorgen und es wird ihm nachgerühmt, er habe viele nützliche Bücher angeschafft. Allein noch war der Bote von Rom nicht wiedergekehrt, der neue Oberhirte hatte sich seiner Würde kaum einige Monate erfreut, da starb er plötzlich und setzte das Domkapitel in die unangenehme Notwendigkeit, einen neuen Bischof zu wählen. Die großen Bestätigungskosten für den ersten noch nicht anerkannten, waren verloren. Die Wahl traf diesmal den Kirchherrn von Perleberg, Johann von Beust, der die Stelle gern übernahm. Man mußte nun abermals einen Boten mit Geld nach Rom senden, um die Bestätigung einzuholen. Aber ein eigener Unstern wollte, daß Johann von Beust starb, als der Bote auf der Rückreise begriffen war. Dies seltsame Schicksal erschütterte die Gemüter aller Domherren

auf das heftigste und als man wieder zur Wahl schritt, wollte sich keiner der in Aussicht genommenen Kandidaten aus abergläubischer Furcht zur Annahme derselben bereit finden lassen. Endlich erklärte einer der jüngsten Domherren, Konrad von Lindtorff, wenn man ihn wählen würde, so wolle er die Stelle annehmen, selbst auf die Gefahr des Todes. Diese Erklärung erregte große Freude und einmütig wurde er gewählt*). Allein er hielt es nach den Vorgängen in Brandenburg und Lebus für nötig, sich dem Kurfürsten vorzustellen und dessen Genehmigung einzuholen. Zu dem Ende ging er nach Franken und fand Friedrich nicht abgeneigt, ihm diese hohe Würde zu übertragen. Allein weil Bischof Otto Rohr sich früher sehr zu Mecklenburg hingeneigt hatte und es eine Zeitlang zweifelhaft geworden war, ob das Bistum Havelberg zu Mecklenburg oder zur Mark gehörte, so wollte sich Friedrich vorsehen und stellte dem neuen Bischofe die Bedingung, sich mit seinem Bistum zur Mark zu setzen. Dies war um so eher thunlich, als Mecklenburg in dem letzten Friedensschlusse auf alle Besitzungen in der Priegnitz Verzicht geleistet hatte. Konrad von Lindtorff stellte deshalb die geforderte Urkunde am 30. September 1427 zu Cadolzburg in Franken aus, in welcher er verspricht, sich mit dem Stifte und Bistum von Havelberg, mit allen seinen Schlössern, Städten, Landen, Leuten und Unterthanen zum Markgrafen Friedrich und seinem Sohne Markgrafen Johann, sowie deren Erben zu setzen, bei ihnen zu bleiben und ihnen beholfen, beraten und beistündig zu sein wider jedermann, ihren Frieden und Unfrieden zu halten mit allem, was er vermag und sich in keinen Dingen wider sie zu setzen, wie er umgekehrt von ihnen Schutz, Schirm und Gerechtigkeit erwartet, was er hierdurch zu den Heiligen schwört**). Damit war einer der wichtigsten Streitpunkte in der Mark erledigt, Konrad Lindtorff reiste zurück und regierte sein Stift lange und glücklich.

Markgraf Johann regierte die Mark als Statthalter und hatte sich bereits vielfach als ein tüchtiger Fürst ausgewiesen. Öftere Geldverlegenheiten nötigten ihn jedoch zu mannigfachen Verpfändungen. Seine Ehe wurde fernerhin nur mit Töchtern gesegnet, sein einziger Sohn starb, als er neun Jahre alt war. Dieser Umstand mag eine Hauptveranlassung gewesen sein, daß Friedrich wieder auf seinen früheren Plan zurückkam, die Mark seinem zweiten Sohne Friedrich zu übertragen. Bis zum Jahre 1437 blieb es ungewiß, ob Johann der Erbe der Mark werden würde. In dem genannten Jahre aber berief der Kurfürst den Markgrafen nach Franken und übertrug die Regierung der Mark seinem

*) Rufus, Chronik bei Grotuff Tl. II. S. 559. Die Jahreszahlen in Küster, Coll. Opuscul. T. II. XII. S. 87 und in Angelus, Ann. march. S. 209 u. 213 sind zu berichtigen. — **) Gercken, Cod. dipl. Brand. T. VIII. S. 427.

zweiten Sohne Friedrich, der in Polen erzogen war, aus dessen Heirat mit der polnischen Prinzessin Hedwig aber nichts wurde, weil sie noch als Kind starb. Friedrich erhielt nach dem Willen seines Vaters die Mark nebst der Kurwürde, Johann aber die fränkischen Besitzungen.

So wären wir an dem weitgesteckten Ziele unsers Geschichtsbildes angelangt. Fassen wir noch einmal das Wesen der ganzen Zeit, die wir dargestellt haben, kurz zusammen, so dürfen wir sagen: es ist der Kampf der notwendigen gesellschaftlichen Ordnung mit der ebenso wenig aufzugebenden Freiheit des Einzelwesens. Zwar geht dieser Kampf durch alle Jahrhunderte, aber in unserer vaterländischen Geschichte tritt er nirgends so bedeutsam und klar hervor, als während der hier beschriebenen Zeit. Markgraf Friedrich I. von Brandenburg steht ganz entschieden als Vertreter der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung im Vordergrunde und bereitet deren Sieg vor, wie er ein neues mächtiges Herrschergeschlecht begründet. Ebenso entschieden sind die Quitzows die Vertreter der Freiheit des Einzelwesens. Dieses Ringen zeigt sich in allen Erscheinungen der Zeit; es giebt sich kund in den erschütternden Spaltungen der Kirche, in den Kämpfen der unteren Bürgerklassen gegen die bevorzugten Geschlechter der Städte und in dem Geiste des Widerstandes der Städte selbst gegen die staatliche Oberhoheit.

Diesen Widerstand zu brechen und auch das Städtewesen als dienendes Glied in das wohlbedachte innere Gefüge des brandenburgischen Staatswesens einzufügen, blieb dem Nachfolger des ersten Kurfürsten, Friedrich II., dem Eisernen, vorbehalten, und erst mit der Unterwerfung von Berlin-Kölln im Jahre 1448 ist der sichere Grund gelegt, auf dem der brandenburgisch-preußische Staat langsam und bedacht, aber je länger je mächtiger und kräftiger, dank der nimmer rastenden Fürsorge seiner Herrscher, sich entwickelt hat.

Schluß.

Anmerkungen des Herausgebers

zum dritten Bande.

Anmerkung 1 zu Seite 20:

Die Nieplitz-Forellen werden noch jetzt nach Potsdam und Berlin versendet und teuer bezahlt, das Kilo bis zu 12 Mark.

Anmerkung zu Seite 39 u. 49:

Eine vom Herausgeber am 24. November 1889 unter Zuziehung des um die Erforschung Friesacks wohlverdienten Buchdruckereibesitzers Gustav Goldsche bewirkten Untersuchung von Schloß und Stadt Friesack ergab, daß Klöden sich Seite 39 in der Himmelsrichtung irrt, wenn er sagt, der größte Teil des Städtchens habe auf der Nordseite des Schlosses gelegen. Denn nördlich grenzt das havelländische Luch unmittelbar an das Schloß; ja der Schloßberg, bestehend aus einem Packwerk von Eichenstämmen, die mit Steinen beschwert sind und worauf der Burgwall sich erhebt, ist im wilden Luch am Rhin errichtet. Das Städtchen dehnte sich vielmehr nach Süden, hauptsächlich südöstlich des Schlosses aus. Aus demselben Grunde ist es unmöglich, daß bei dem Ausfalle Seite 49 Dietrich das feindliche Lager in nordöstlicher Richtung angegriffen habe. Klöden ist vermutlich durch die Spezialkarten irre geleitet; auf denselben ist das alte Quitzow-Schloß am Rhin kurz mit „Burg" bezeichnet; dagegen steht auf denselben Karten südwestlich von der Stadt der Name „Burg Friesack". Dorthin haben nämlich wegen der früher ungesunden Lage der alten Burg und wegen des schlechten Trinkwassers in neuerer Zeit die Grafen von Bredow ihren Wohnsitz verlegt. Von dieser modernen Besitzung „Burg Friesack" aus gerechnet, würden die topographischen Bestimmungen bei Klöden an sich zutreffen. Auf dem Mühlberge südlich der Stadt, von wo aus Friedrich I. Schloß Friesack beschießen ließ, soll, wie an dem zu Eingang dieser Anm. genannten Tage beschlossen wurde, dem ebenerwähnten Kurfürsten ein Denkmal errichtet werden.

Anmerkung 2 zu Seite 53:

Das Bredowsche Hausmuseum zu Wagenitz, recht sehenswert, wird mit den in Frage stehenden Altsachen noch jetzt gezeigt.

Anmerkung 3 zu Seite 147:

Bei einem Besuch im Jahre 1889 in Konstanz vermerkte ich folgendes: Tritt man durch das Schnetzthor von außen in die Paulus-Gasse, so erblickt man gleich links Huß' Herberge. Dem Reformator zum Hohn hat man im

Jahre 1416 hier ein nach links blickendes Brustbild des Glaubenszeugen angebracht und darunter in gothischen Buchstaben folgende Spottverse gesetzt:

We mir armen tropf
Hier nahm man mich beim schopf
Hieher ich entrunnen war
Bin doch nit kummen durch die g'far.

Rechts davon haben Czechen ein nach rechts blickendes bronzenes Relief-Brustbild des böhmischen Märtyrers angebracht und daneben, links in czechischer, rechts in deutscher Sprache gesetzt: „Herberge des Böhmischen Reformators Magister Johannes Hus im Jahre 1414". Unter dem Medaillon-Relief steht: „Gewidmet von seinen Landsleuten." Der Magistrat von Konstanz hat die czechische Schreibweise Hus angenommen, daher liest man dort auf den Straßenschildern „Husen-Straße" für Huß-Straße. Als Schreibweise des Stadtnamens ist jetzt Konstanz (für Constanz) eingeführt.

Anmerkung 4 zu Seite 171:

Schloß Gottlieben, unweit Konstanz, im Kanton Thurgau, von Napoleon III., als er politischer Flüchtling in der Schweiz war, restauriert, enthält im östlichen Turm unter dem Dach auch Huß' Gefängnis.

Anmerkung 5 zu Seite 177:

Auf dem Brühl bei Konstanz erhebt sich auf der Stelle, wo Huß verbrannt ward, ein Denkmal, nach der in Konstanz beliebten Schreibweise der „Husenstein" genannt, ein schwächlicher länglicher Geschiebeblock mit Gletscherschliff, umgeben von einem hohen Gitter, beschattet von Lindenbäumen. In den Stein sind folgende Inschriften gemeißelt, auf der Nordseite: Johannes Hus † 6. (14.) Juli 1415; auf der Südseite: Hieronymus von Prag † 30. Mai (7. Juni) 1416; auf der schmalen Westseite: Geholt von Hegne, err. 6. Oct. 1862.

Anmerkung 6 zu Seite 186:

Vgl. E. Friedel, Vorgeschichtl. Funde aus Berlin und Umgegend, 1880, S. 30 u. 111. Abgerissen wurde die St. Gertraudtskapelle (Spittelkirche im Volksmunde) im Jahre 1881.

Anmerkung 7 zu Seite 193:

Klöden befindet sich hier im Irrtum, wenn er den Weihnachtsbaum aufführt. In die Familien vom Hof herunter bis zu den Armen ist er erst in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eingedrungen. Schleiermacher „Weihnachtsfeier" (1805) und Ludwig Tieck (Novelle Weihnachtabend) nennen ihn noch nicht. Vgl. meinen Aufsatz: Wie kam der Weihnachtsbaum in unser Haus? Zeitschrift „Der Bär", Jahrg. XII 1886. S. 142 flg. Wohl aber war der Weihnachtsbaum (Lichterbaum) in den Kirchen bekannt.

Anmerkung 8 zu Seite 255:

Das feste „Haus Zossen" ist als malerische Ruine noch jetzt erhalten.

Anmerkung 9 zu Seite 267:

Schloß Wiesenburg ist als einer der schönsten brandenburgischen Edelsitze, wohl ausgebaut, eine Zierde der Gegend.

Anmerkung 10 zu Seite 274:

Der runde Turm aus Backsteinen gemauert, ähnlich dem in der Burg Lenzen und dem Juliusturm in der Spandauer Citadelle gehört etwa dem 14. Jahrhundert an. Das Grundgemäuer mag teilweise älter sein.

Anmerkung 11 zu Seite 283:

Vgl. Anm. 2 zu Seite 53.

Anmerkung 12 zu Seite 288:

Es handelt sich nicht um den Wisent (Bos Bonassus oder priscus), den Herberstain in seinem Werk über Rußland und Polen unter einer Abbildung sagen läßt: „Ich bin der Bison, welchen die Polen Subr nennen, die Deutschen Wysent, die Nichtkenner Urochs" und der noch jetzt im Walde von Bialowicza in Litthauen sowie im Kaukasus lebt, sondern anscheinend um den von Cäsar in Germanien erwähnten größern Wildochsen (Bos Urus oder primigenius) der unter seiner Abbildung bei Herberstain sagt: „Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutschen Auerox, die Nichtkenner Bison" und der im 17. Jahrhundert völlig ausgestorben ist, obwohl er einst, auch in Brandenburg, nicht so gar selten war, wie viele Moorfunde beweisen.

Anmerkung 13 zu Seite 295:

Das Haus des Heinrich von Tettikon wie das später erwähnte Haus zum Hafen werden noch jetzt gezeigt, beides stattliche, aber seither stark veränderte Patrizierhäuser.

Anmerkung 14 zu Seite 307:

Wall und Schloß Senftenberg, letzteres als Amtsgericht benutzt, sind in mittelalterlichen Teilen noch vorhanden.

Anmerkung 15 zu Seite 363:

Seit 1878 hat die Stadt den alten Namen Eberswalde wiedererhalten.

Anmerkung 16 zu Seite 364:

Die Insel heißt jetzt Pehlitz-Werder. Vgl. über das Geschichtliche meine Mitteilung in den Verhandlungen der Berliner Ges. für Anthrop., Ethnologie und Urgeschichte, Jahrg. 1887. S. 539 flg.

Anmerkung 17 zu Seite 414:

Nunmehr der Zoologische Garten.

Anmerkung 18 zu Seite 420:

Ein Berliner Bürger, Rentner Jahn, hat vieles zur Erhaltung des alten Backsteinturms und des Schlosses gethan. Nach seinem im Jahre 1887 erfolgten Tode ist Burg Lenzen in Besitz seines Schwiegersohnes, des Berliner Fondsmakler Keuthe übergegangen.

Anmerkung 19 zu Seite 458:

Die Reste des steinernen Rolands, dem von Brandenburg ähnlich, befinden sich im Märkischen Museum.

Anmerkung 20 zu Seite 484:

Zwei mumifizierte Hände aus dem Rathaus zu Prenzlau befinden sich jetzt im Märkischen Museum.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Universitätsbibliothek Potsdam

Ausleihnr.

96967687